

ALEMANNISCHES JAHRBUCH 2005/2006

Professor Hermann Brommer

dem langjährigen Mitglied und Beirat
des Alemannischen Instituts
zum 80. Geburtstag gewidmet

Alemannisches Jahrbuch 2005/2006

Herausgegeben vom
Alemannischen Institut Freiburg i. Br. e. V.

2008

Alemannisches Institut Freiburg i. Br. e. V.

Anmerkung des Alemannischen Instituts:

Wir danken den Rechteinhabern für die Erteilung der Abdruckgenehmigungen. In einigen Fällen war es trotz gründlicher Bemühungen nicht möglich, die Inhaber der Rechte zu kontaktieren. Honoraransprüche bleiben bestehen.

© Alemannisches Institut Freiburg i. Br. e. V. 2008

Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Alemannischen Instituts unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Satz: Alemannisches Institut Freiburg i. Br. e. V.

Druck und Gesamtherstellung: Jungbluth Digital+Print, 79122 Freiburg

ISSN 0516-5644

Bezugsquelle:

Alemannisches Institut, Bertoldstr. 45, D-79098 Freiburg i. Br.

Tel: 0761/150675-70 – Fax: 0761/150675-77

Mail: info@alemannisches-institut.de

Inhaltsverzeichnis

Vorwort <i>Hans Ulrich Nuber</i>	7
Zu den Anfängen einer Musikgeschichte im vorchristlichen Alamannien <i>Walter Salmen</i>	9
Die Kornspeicher des Schwarzwaldes <i>Stefan Blum</i>	23
Im Schatten von Sonne und Doppeladler. Die Verteidigung der Vorderen Reichskreise im 17. und 18. Jahrhundert <i>Martin Straßburger</i>	47
Architektur, Kunst und Kunsthandwerk des 17. und 18. Jahrhunderts im vorderösterreichischen Herrschaftsgebiet am Hochrhein <i>Patrick Bircher</i>	163
Die Kulturlandschaft des Südschwarzwaldes in der Wahrnehmung durch Urlaubsgäste <i>Cornelia Korff</i>	225
Vom Scheßlong zum Boddschamber und retur ... Französische Entlehnungen in den badischen Mundarten <i>Tobias Streck</i>	261
Johannes Glotter: Ein Geistlicher der Reformationszeit im Umfeld des Humanismus Professor Hermann Brommer zum 80. Geburtstag <i>Michael Bärmann</i>	317
Das „Große Sterben“ in Freiburg <i>Konrad M. Müller</i>	363

Vorwort

Dieser 30. Band des Alemannischen Jahrbuchs, Jahrgang 2005/2006, ist Herrn Prof. Hermann Brommer aus Anlass seines 80. Geburtstages am 18. März 2006 gewidmet. Hermann Brommer blickt nicht nur auf eine lange, 31-jährige Mitgliedschaft im Alemannischen Institut zurück, sondern hat sich neben seinen vielen beruflichen und sonstigen Verpflichtungen in all den Jahren auf eine vorbildliche Weise im Institut eingebracht, die höchste Anerkennung und Bewunderung verdient. Als gerühmter Fachmann für Kirchen- und Kunstgeschichte ließ er das Alemannische Institut an seinem reichen Wissen teilhaben und aus der immensen Produktivität seines weit reichenden Schaffens großen Nutzen ziehen, auch durch die Überlassung seiner zahlreichen eigenen Publikationen und großer Teile seiner Fachbibliothek. Dieser altruistische Spendergeist trat nochmals sehr deutlich zutage, als er aus Anlass seines Wegzuges aus Freiburg/Merdingen die Institutsbibliothek erneut in äußerst großzügiger Weise bedachte. Aber es ist nicht allein diese Generosität, die seine sympathische Persönlichkeit auszeichnet. Sein überaus großes Engagement für das Institutsleben und seine gern aufgenommenen, von Erfahrung und Vorausschau gekennzeichneten Beiträge, machten ihn zu einem wertvollen Stützpfeiler im Beirat, dem er 20 Jahre angehört hatte, ehe er dieses Jahr auf eigenen Wunsch ausschied.

So kann die Widmung dieses Bandes nur ein symbolisches Zeichen des tiefen Dankes an unser überaus verdienstvolles Mitglied Prof. Hermann Brommer sein.

Mit der Edition dieses 30. Bandes blickt das Alemannische Jahrbuch auf eine 55-jährige Erscheinungszeit zurück. Einen Überblick darüber vermittelt die Zusammenstellung in unserem Jubiläumsband aus Anlass des 75-jährigen Bestehens des Instituts. Eine stolze Bilanz, die nicht allein zahlenmäßig, sondern gleichermaßen inhaltlich besticht, gibt doch der Inhalt des Jahrbuchs wie kaum ein anderer Indikator die Bandbreite der vielseitigen Interessen und Forschungsrichtungen des Alemannischen Instituts wieder.

Auch dieser Band ist thematisch breit gefächert. Er beginnt mit einem Beitrag zu den Anfängen der Musikgeschichte im vorchristlichen Alamannien von Walter Salmen, der den sensationellen archäologischen Fund einer vollständig erhaltenen Leier im Grab eines alamannischen Edlen in Trossingen (um 580 n. Chr.) zum Anlass nimmt, die historischen, d. h. textlichen und bildlichen Quellen dieser Zeit in die Betrachtung einzubeziehen. Da die Leier bis ins 12. Jahrhundert ein privilegiertes Instrument der Vornehmen und Sänger war, sind ikonographische und literarische Quellen aus der Reichenau und anderen Klöstern, bezogen auf das 6. Jahrhundert, neu zu interpretieren.

Von den Kornspeichern des Schwarzwaldes, die naturgemäß in ihrer Wahrnehmung hinter die berühmten Schwarzwaldhäuser zurücktreten, hat sich eine beträcht-

liche Anzahl erhalten. Diesen in der Regel handwerklich hochwertig ausgeführten Gebäuden widmet Stefan Blum eine eingehende Betrachtung in baulicher wie volkskundlicher Hinsicht.

In einer umfangreichen Studie über die Schwarzwaldschanzen lenkt Martin Straßburger unsere Aufmerksamkeit auf häufig erst beim zweiten Hinsehen erkennbare Geländespuren von Erdwerken auf den Kämmen des Gebirges von Pforzheim bis Bad Säckingen. Diese militärischen Schanzwerke, deren Bau im 17. und 18. Jahrhundert vom Markgrafen von Baden („Türkenlouis“) veranlasst wurde, dienten der Verteidigung der Vorderen Reichskreise gegen die Franzosen unter Ludwig XIV.

Derselben Zeit, doch einem ganz anderen Forschungsgegenstand verpflichtet, ist Patrick Birchers Beitrag „Architektur, Kunst und Kunsthandwerk des 17. und 18. Jahrhunderts im vorderösterreichischen Herrschaftsgebiet am Oberrhein“, der darauf abzielt, die Barockkunst im südlichen Breisgau aus unterschiedlichen Perspektiven zu beleuchten.

In das heutige Umfeld führt Cornelia Korffs Erhebung „Zur Kulturlandschaft des Südschwarzwaldes in der Wahrnehmung durch Urlaubsgäste“. Anhand ausgewählter Aspekte wird ein Kulturlandschaftsbild nachgezeichnet, das sich aus den subjektiven mentalen Landschaftsbildern der Gäste ergibt, zudem werden anhand von Landschaftsbildern verschiedene Dimensionen der Landschaftswahrnehmung aufgezeigt.

Tobias Streck eröffnet – leider nur in einem Teilbereich, weil in einem gedruckten Jahrbuch phonetisch nicht vermittelbar (das muss der Leser durch lautes Lesen selbst tun) –, mit seinen Betrachtungen der französischen Entlehnungen in den badischen Mundarten „Vom Scheßlong zum Boddschamber und retur“ das weite und differenzierte Feld der zahlreichen Sprachentlehnungen, die zu unterschiedlichen Zeiten und Bedingungen von allen Volksschichten in den badischen Dialekt aufgenommen worden sind.

Im religiösen Umfeld des Humanismus ist der Aufsatz von Michael Bärmann angesiedelt, der zu dem bisher nur wenig bekannten Johannes Glotter, einem aus Merdingen stammenden Geistlichen der Reformationszeit, mit neuen Forschungsergebnissen aufwartet.

Den Abschluss bildet Konrad M. Müllers kulturgeschichtlicher Abriss über „Das ‚Große Sterben‘ in Freiburg“. Dieser Beitrag über die Pest im mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Freiburg und ihre Auswirkungen auf Alltag und Frömmigkeit der Bürger wird im nächsten Jahrbuch mit der Pestgeschichte der Amtsbezirke Freiburg-Land und Neustadt fortgesetzt.

Großer Dank gilt den Mitarbeiterinnen unseres Hauses, insbesondere Frau Elisabeth Haug für die Koordination und die Satzerstellung sowie Lucill Simak und Marlen Blasius für das Korrekturlesen.

Prof. Dr. Hans Ulrich Nuber
für Vorstand und Beirat

Zu den Anfängen einer Musikgeschichte im vorchristlichen Alamannien

Walter Salmen

Die Geschichte des Musizierens und Tanzens während des ersten Jahrtausends weist insbesondere in den Zeiten vor der Christianisierung beträchtliche Lücken auf. Für viele Regionen fehlt noch jede Orientierung, die mehr erschließt als die Registrierung vereinzelter Funde von Instrumenten. Ein wegweisendes Unternehmen wie die 1993 in Besançon gezeigte und in einem Katalog umsichtig kommentierte Ausstellung „Le Carnyx et la Lyre. Archéologie musicale en Gaule celtique et romain“ fehlt für die Gebiete rechts des Rheins. Es sei daher der Versuch vorgelegt, die ältesten Dokumente zur Geschichte des Musizierens bei den Alamannen in dieser Region zusammenzutragen und ansatzweise auszuwerten.¹ Anlass hierzu bietet ein im Winter 2001/2002 auf einem merowingerzeitlichen Friedhof von Trossingen (Kreis Tuttlingen) geborgenes Grab (Grab 58), in dem man eine Holzkammer mit einem Toten fand, dem zur Rechten ein Schwert und zur Linken eine Leier beigegeben ist.² Diese um 580 zu datierende reiche Fundstelle dokumentiert die Kombination einer Waffe mit einem Zupfinstrument als auszeichnende Attribute eines damaligen Kriegers. Da zudem auf der Vorderseite der Leier bewaffnete Krieger in Ritzverzierung vollflächig dargestellt sind,³ manifestiert dieser Fund markant den Bezug beider Geräte als klassenbezogen auszeichnende Merkmale eines höheren Sozialstatus. Die signifikante Auszeichnung eines Helden- und Herrschertyps mittels der Attribute Leier und Schwert ist Bildern und epischen Dichtungen zufolge bis ins 12. Jahrhundert tradiert worden. Erst mit dem Roman „Tristan und Isolde“ des Gottfried von Straßburg wurde zu Beginn des 13. Jahrhunderts die Aus- und Kennzeichnung des vollkommenen adeligen Hofmannes (Tristan, der auch ein begnadeter Sänger ist) bemerkenswert verändert und der gewandelten Musizierpraxis angepasst. *Tristan, der niuwe spilman* handhabt freilich das Schwert ebenso beeindruckend wie das Harfenspiel, welches seither auch das Bild der Schlüsselfigur für den Herrschenden, König David,

¹ Diesem Beitrag liegt ein Vortrag zugrunde, den der Verfasser am 6. Juli 2005 im Alamannischen Institut zu Freiburg gehalten hat.

² JUTTA KLUG-TREPPE, Außergewöhnliche Funde und Einbauten aus Holz in Gräbern des merowingerzeitlichen Friedhofs von Trossingen, Kreis Tuttlingen, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2002, Stuttgart 2003, S. 148 ff.

³ Dazu detailliert BARBARA THEUNE-GROSSKOPF, Die vollständig erhaltene Leier des 6. Jahrhunderts aus Grab 58 von Trossingen, Ldkr. Tuttlingen, Baden-Württemberg, in: *Germania* 84, 1 (2006), S. 93–142.

bestimmt hat.⁴ Zu fragen ist: welche als hochwertig eingeschätzte, vornehm auszeichnende Zupfinstrumente gab es nördlich der Alpen seit dem 1. Jahrhundert, welche Quellen gibt es darüber hinaus für die Erschließung einer Musikkultur bei den rechts des Rheins siedelnden Alamannen vor dem 7. Jahrhundert?

Cithara in Germania superior

Die traditionellen Südbeziehungen des deutschen Südwestens wurden politisch und kulturell nach dem Überschreiten des Oberrheins durch römische Truppen ab 15 v. Chr. und den augusteischen Feldzügen in Germanien intensiviert. Mit diesen kriegerischen Aktionen setzten die Landnahme sowie die Gründung von Legionslagern und von Koloniestädten, in denen Tempel, Villen und Bäder zum höheren zivilisatorischen Standard gehörten, ein. Ein Vorstoß der 11. Legion während der flavischen Periode am Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr. führte in der neuen römischen Provinz Germania superior am Neckar zur Einrichtung des Legionslagers Arae Flaviae und nach 120 zum Ausbau des Kerns der heutigen Stadt Rottweil.⁵ Hier wurden Altäre zu Ehren des Flavierkaisers Vespasianus (69–79) aufgestellt (= *Arae Flaviae*) und von den Begüterten komfortable Villen mit Mosaikböden geschmückt. Die bestausgestattete Villa zierte ein aus 576.000 Steinchen gestaltetes Bild des mit einer phrygischen Mütze bekleideten thrakischen Sängers Orpheus, der in einer Waldlandschaft den Vögeln auf einer fünfsaitigen Cithara – mit einem Plektron in der rechten Hand – harmonisierend aufspielt (Abb. 1).⁶ Diesem Mosaik aus der Zeit um 180 kommt im vorliegenden Zusammenhang ein besonderer Stellenwert zu, denn es dokumentiert aus der Zeit der römischen Herrlichkeit in dieser ältesten Stadt Baden-Württembergs die Präsenz eines leitbildhaft orientierenden antiken Musikmythos sowie der damit zusammenhängenden Vorstellung vom Kitharöden. Das mit überstehenden Jocharmen ausgestattete, aus mehreren Hölzern zusammengesetzte Instrument wurde zu dieser Zeit auch von den Kelten und Römern im benachbarten Westgallien benutzt und vielfach abgebildet.⁷ Am Oberrhein lassen sich allerdings aus der letzten Phase der hier wohnenden Kelten lediglich einige wenige Gold- und

⁴ WALTER SALMEN, Die Vielfalt der Attribute des musizierenden und „springenden“ David, in: König David – biblische Schlüsselfigur und europäische Leitgestalt. 19. Kolloquium der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften, hg. von WALTER DIETRICH und HUBERT HERKOMMER, Freiburg Schweiz/Stuttgart 2003, S. 695 ff.

⁵ Zur Herrschaftsgeschichte am Oberrhein bei Kelten, Römern und Germanen siehe das umfassende orientierende Heft 159 der Freiburger Universitätsblätter im 42. Jahrgang 2003.

⁶ DIETER PLANCK, Arae Flaviae I, Stuttgart 1975; FRANZ BETZ, Rottweil. Ein Gang durch Geschichte und Kunst der Reichsstadt, Rottweil 1960, nach S. 16.

⁷ Siehe Le Carnyx et la Lyre. Archéologie musicale en Gaule celtique et romaine, Ausstellungskatalog Musée des Beaux-Arts et d'Archéologie, hg. von CATHERINE HOMO-LECHNER und CHRISTOPHE VENDRIES, Besançon 1993, S. 38, 57 ff.



Abb. 1: Orpheus-Mosaik (Detail), um 180 n. Chr. aus Rottweil (Arae Flaviae). Dominikanermuseum Rottweil

Bronzemünzen insbesondere vom Basler Münsterhügel nachweisen, auf denen stilisiert die Umrisse der Cithara eingeprägt sind.⁸

In Rottweil, zehn Kilometer nördlich von Trossingen gelegen, war somit im 2. Jahrhundert dieses Chordophon zumindest als ein ehrwürdiges Zeichen der importierten mediterranen Hochkultur eingeführt. Das Orpheus-Mosaik ist neben dem in Walheim am Neckar bei Ludwigsburg gefundenen Götterbild des Apollo Grannus (= des heilenden Gottes), mit Leier, Köcher und Bogen als Beigaben⁹, das erste musikikonographisch relevante Zeugnis für eine punktuell darstellende Musikgeschichtsschreibung in dieser Region.¹⁰ Ludwig Uhland, der 1853 dieses Bildnis besichtigte,

⁸ Siehe den Basler TURONOS CANTORIX Type, in: Trésors Celtes et Gaulois Le Rhin supérieur entre 800 et 50 avant J. C., Ausstellungskatalog des Museum Unterlinden in Colmar 1996, S. 226 und S. 215.

⁹ CARL-HELMUT STECKNER, Gallo-römische Götterbilder am Oberrhein, in: Die Ortenau 73 (1993), S. 112.

¹⁰ Dieser *Cithara*-Typ blieb in der (sinn-)bildlichen Vorstellung mit etlichen unterschiedlichen Bedeutungen bis ins 13. Jahrhundert relevant. Eine wichtige Quelle bietet eine Illustration zu der Tugendlehre „Der Welsche Gast“ (um 1215/16) des Thomasin von Zerklare

vermeinte überzeichnend anhand dieses Dokuments „den ältesten Sänger in Schwaben, Orpheus“ ausmachen zu können.

Vom *citharoedus* zum *lyriste*

Den Ausklang der spätantiken Kitharodie sowie Kitharistik erlebten in den von germanischen Völkern besiedelten Gebieten die Höflinge des ostgotischen *rex Italiae* Theoderich in Ravenna sowie des Frankenkönigs Chlodwig I. in Reims. Beide stateten ambitioniert ihre Hofhaltung – zwecks Vortragung von Herrscherlaudes – mit Sängern zur Kithara aus, denn dieses altehrwürdige Zupfinstrument verlieh ihnen die Würde und einen Abglanz der optisch wie auch akustisch wirksamen Aura römisch geprägter Herrschaft. Der *citharoedus* repräsentierte in der Funktion eines *mimus regis* die Teilhabe an spätantikem Machtanspruch.¹¹ Wenn sich König Chlodwig zwischen 506 und 511 an Theoderich wandte mit der Bitte um die Zusendung eines *citharoedus* – mit Hilfe des römischen Patricius Anicius Manlius Boethius († 524) – für seine *convivia*, dann manifestierte er auch damit den Willen, sich als „neuer Konstantin“ zu etablieren. Dienlich dazu war ihm nicht der einheimische (ostgotische) *lyriste*, sondern vornehmlich der lateinisch singende und gleichzeitig in die *cordae* greifende Musiker römischer Provenienz. Die Kithara setzte man in diesem sich etablierenden Herrschaftssystem offenkundig als königliches Statussymbol von der niederer eingeschätzten Leier ab.¹² Damit überlagerte eine gallorömische Mischkultur in Norditalien und in Frankreich auch sichtbar an der Kithara die „barbarische“ Musizierweise im Umlande.

Alamannien im 5. und 6. Jahrhundert

Im Jahre 213 wird erstmals ein *gens Alamanorum* als eine Sammelbezeichnung für einen zwischen dem Inn und der Mosel wohnenden, nicht-keltischen, lockeren Stammesverbund genannt.¹³ Im Zuge der Völkerwanderung kommt es nach 260 bei-

in der Hs. CodPalGerm. 389, fol. 128 recto der Universitätsbibliothek Heidelberg, dazu siehe: MIRIAM SÉNÉCHEAU, „Nu wil ich raten den herren allen ...“. Herrscherbild und Herrscherkritik im „Welschen Gast“ des Thomasin de Zerclaere, in: *In frumento et vino opima*, hg. von HEINZ KRIEG und ALFONS ZETTLER, Ostfildern 2004, S. 251. Die darauf abgebildete *grueb* ist allerdings keine Grube, in die der Untugendhafte fallen kann, sondern eine *Cithara*. Dieses Instrument steht damit für die aus theologischer Sicht zur Sünde verleitende Wirkung der säkularen Musik.

¹¹ WALTER SALMEN, *Der Spielmann im Mittelalter*, Innsbruck 1983, S. 28–20.

¹² Dazu siehe CHARLES VENDRIES, *Instruments à Cordes et Musiciens dans L'Empire Romain*, Paris 1999.

¹³ RAINER CHRISTLEIN, *Die Alamannen. Archäologie eines lebendigen Volkes*, Stuttgart 1979, S. 23.

derseits des seine strategische Bedeutung verlierenden Limes zur Landnahme einzelner Kriegerverbände (*gentes*), die bis zum 6. Jahrhundert zunehmend in eine römisch-germanisch geprägte Mischkultur eingebunden worden sind. *Alamannia* wird ein am Rande des Merowingerreiches liegendes Land ohne urbane Kultur mit verschiedenen Ethnien. Aus vagierenden Kriegerverbänden werden sesshafte Bauernkrieger. Landwirtschaft und Viehzucht bilden die Wirtschaftsbasis, spezialisierte Handwerke (z. B. der *carpentarius* und *faber lignarius*) bilden sich in dem Maße heraus, wie *nobiles personae* gehobene Ansprüche an Gerätschaften und Schmuck stellten. Man siedelte in länglichen Hallenhäusern (etwa 15 x 6 m Grundfläche) sowie in Grubenhäusern. Eine Schicht von Freien setzte sich patriarchalisch von den Versklavten ab.¹⁴ Die Sippe bildete das soziale Ordnungsprinzip. Seit dem 3. Jahrhundert dürfte sich in den Großgehöften und in den *vici* eine gesellschaftliche Differenzierung – verbunden mit ethnischen Überlagerungen – angebahnt haben, welche die *nobiles personae* oder *primarii* (von lateinischen Autoren benannte Bevorrechtete) abhoben von der Menge der Gefolgsleute. Bis zum 6. Jahrhundert hoben sich auch Einzelne ab, die als *dux*, *thiudam*, *sinistus* oder *regales* (Kleinkönige) von Zeitgenossen definiert werden. Diese Adeligen zeichneten sich aus durch Bestattungsrituale, die als Zeichen ihres Ranges und als Beigaben für ein Dasein nach dem Tod Prunkwaffen, Bronzegeschirr, Gold, Fibeln und anderes inkludieren. Seit dem Ende des 5. Jahrhunderts wurden die Toten in quantitativ wie qualitativ unterschiedlich ausgestatteten Brettersärgen in den Maßen 2,0 x 2,5 Meter in Reihengräberfeldern bestattet.¹⁵

Der religiöse Hintergrund für diese Begräbnisse mit wertvollen Beigaben wurde mit der Unterwerfung dieser rechtsrheinisch gelegenen Gebiete durch die Franken, die ab dem 7. Jahrhundert die Eingliederung der Alamannen in eine Einheitsmonarchie mit römisch-katholischer Verbindlichkeit betrieben, merklich verändert. Der Merowingerkönig Chlodwig († 511) adaptierte 498/499 den christlichen Glauben. Damit wurden bereits vor der Unterwerfung unter die Herrschaft der Karolinger (751–987) die herkömmlichen Begräbnissitten aufgegeben, denn die neue religiöse Orientierung verwarf antike Vorstellungen, wonach man mittels Grabbeigaben ein Weiterleben nach dem Tode gemäß des im irdischen Dasein gewohnten Standards – differenziert in Männergräber und Frauengräber – garantieren könne. Vom 9. bis 11. Jahrhundert gibt es daher Fragmente von Leiern nicht mehr in Gräbern, sondern nur noch in Siedlungen, wie z. B. in Haithabu bei Gottorf.¹⁶

¹⁴ PATRICK J. GEARY, *Die Merowinger. Europa vor Karl dem Großen*, München 1996, S. 60.

¹⁵ CHRISTLEIN, *Die Alamannen* (wie Anm. 13), S. 50 ff.; *Handbuch der Baden-Württembergischen Geschichte*, Bd. 1, Stuttgart 2001, S. 192 ff.; *Die Alamannen, Ausstellungskatalog des Archäologischen Landesmuseums Baden-Württemberg*, Stuttgart 1997, S. 171 ff.

¹⁶ GRAENE LAWSON, *Zwei Saiteninstrumente aus Haithabu*, in: *Ausgrabungen in Haithabu*, hg. von KURT SCHIETZEL, Bericht 19, Neumünster 1984, S. 151–159.

Bezeichnungen von Chordophonen

Berichte über das Musikleben gibt es für die Merowingerzeit aus Alamannien nicht. Was die hier Tanzenden und Musizierenden realisiert haben und wie sie ihre Instrumente bezeichneten und einschätzten bleibt unbekannt. Lediglich aus zeitgenössischen Quellen südlicher und westlicher Provenienz lassen sich Hinweise erschließen. Nur wenige Autoren kann man dazu heranziehen. So vergleicht etwa um 360 Julianus Apostata die angeblich rauhen Gesänge der Alamannen mit dem Gekrächze von Vögeln. Johannes Diaconus beklagt um 870 ebenfalls deren „rohe wie Donner brüllende Stimmen“. Ammianus Marcellinus erwähnt um 375 aus den kriegerischen Begegnungen mit provinziäl-römischen Truppen das Vorhandensein von *bucina*, *tuba* und *lituus* als lautstarke Kriegsinstrumente. Ein in Obrigheim am Neckar gefundenes ikonographisches Dokument lässt das Vorkommen von Waffentänzen vermuten. Mündliche Lautungen werden undifferenziert lediglich als barbarisches Geheul (*ululans*) und Geschrei (*barritus*, *clamor*, *fragor*) abschätzig in die Berichterstattung einbezogen.¹⁷

Der ergiebigste Autor in diesem Zusammenhang ist der um 530/540 bei Treviso geborene und in Ravenna ausgebildete Venantius Fortunatus, der sich selbst als *musicus poeta* einschätzte, der *carmina* verfasste und um 600 als Bischof von Poitiers starb.¹⁸ Eine zweijährige Reise unternahm er von Bayern über Mainz nach Nordfrankreich. Basierend auf den dabei gemachten Erfahrungen notierte er um 565 in einem Gedicht zur Genesung eines Feldherrn die unterschiedlich erlebten Gesangspraktiken:

Romanusque lyra, plaudat tibi barbarus harpa,
Der Römer soll dir mit der Lyra, der Barbar mit der Harfe,
Grecus Achilliaca, chrotta Britanna canat.
der Grieche mit Achillscher Phorminx und der Brite mit der Chrotta Huldigun-
gen singen.

Er nennt in diesen Zeilen vier Zupfinstrumente und schreibt den Barbaren (vermutlich den Bajuwaren) die *harpa* zu, die damit *leudos* intonieren. Dieser Terminus wurde damals ebenso wie die Wörter *cithara* und *lyra* oder *rotte* oftmals unspezifisch als *termes génériques* für Chordophone benutzt.¹⁹ Gibt es doch Belege in Glossarien, welche lauten: *harpha ioh róttá*, *lira ioh fidula* u. a. Es ist anzunehmen, dass

¹⁷ Quellen zur Geschichte der Alamannen, hg. von CAMILLA DIRLMEIER und GUNTHER GOTTLIEB, Bd. 1, Sigmaringen 1976, S. 50, 69, 72 f. und 77.

¹⁸ BENJAMIN RAJECZKY, Daten zum Volksmusikleben des 6. Jahrhunderts in den Schriften des Venantius Fortunatus, in: Musikethnologische Sammelbände 7, Graz 1985, S. 93 ff.

¹⁹ PIERRE BEC, *Vièles ou violes?* Paris 1992, S. 375 ; The New Grove Dictionary of Music and Musicians 16 (1981), S. 261; ELLEN HICKMANN, *Musica Instrumentalis*, Baden-Baden 1971, S. 39.

Venantius die Rundleier gemeint hat, vergleichbar dem späteren Beowulf-Epos, in dem mit der Bezeichnung *hearpe* nur eine Leier nach Art des in dem *shipburial* von Sutton Hoo gefundenen Instruments mit sechs Saiten angesprochen wurde.²⁰ Das Nebeneinander von Kithara und Lyra im Merowingerreich besingt Venantius in den *Versus facti super mensa in Villa Sancta Martini*. Demnach wurde beim Festmahl zu Ostern musiziert:

*Cum videram citharae cantare loquacia ligna,
Dulcibus et chordis admodulare lyram,
Quo placido cantu resonare videntur et aera
Mulceat atque aures fistula blanda tropis ...*

Bemerkenswert für die späteren Erörterungen in dieser Studie ist die Funktion und klangliche Kennzeichnung der Lyra, denn dieses Instrument habe mit ihren süßen Saiten zur festlichen Tischmusik beigetragen.

Hingewiesen sei auch auf den von 560 bis 636 lebenden westgotischen Kompilator Isidor von Sevilla, der in seinem *Etymologiarum* (lib. XVIII, u. a.) auch sein Wissen einbrachte über die Gleichzeitigkeit von *lyra et cithara* sowie die *cythara barbarica*, die später vermutlich *cithara teutonica* genannt wurde.

Sänger und Gesänge

Da es aus dem vorchristlichen Alamannien keine literarische Überlieferung gibt, lässt sich auch über die seit dem 9. Jahrhundert zunehmend Beachtung findenden *carmina gentilia* keine konkrete formal oder inhaltlich bezogene Aussage machen. Belegbar ist lediglich, dass es im 6. Jahrhundert *leudi* oder *carmina gentilia* gegeben hat, in denen Ammianus Marcellinus (16,12; 31,7) zufolge die Vorfahren oder die *virtus* von Helden besungen wurden; dieser Autor fügt hinzu, dies sei instrumental begleitet *cum dulcibus lyrae modulis* (15, 9,8) geschehen. Von Kaiser Karl dem Großen wusste sein Biograph Einhard unspezifisch zu berichten, er habe *barbara et antiquissima carmina* sammeln lassen und *inter caenandum aut aliquod acroama aut lectoram audiebat*. Laut einer Novaleser Chronik ließ er während seines Italienzuges *joculatorem ex Langobardorum gente* zu sich kommen und von diesem instrumental begleitete *cantiunculas* vortragen. Ungewiss bleibt, ob diese Preisungen von den Herrschenden selbst, von Gefolgsleuten oder von fahrenden *scop* realisiert worden sind. Diesbezüglich fehlen sozialhistorisch auswertbare Dokumente gänzlich. Termini wie althochdeutsch *bardus*, *liudari*, *leodslakkeo*, *scof*, *spiliman*, *scurra* oder irisch *crutire* sind – anwendbar für diesen Raum rechts des Rheins – erst in ka-

²⁰ RUPERT und MYRTLE BRUCE-MITFORD, The Sutton Hoo Lyre. Beowulf and the Origins of the Frame Harp, in: *Antiquity* 44 (1970), S. 11.

rolingischer Zeit notiert worden.²¹ Einige dieser Berufsbezeichnungen dürften freilich erst dann hier benutzt worden sein, als eine differenziertere soziale Klassenstruktur sich herausgebildet hatte und es entsprechende Bezugspersonen gab.

Das Grab 58 in Trossingen

Unter Berücksichtigung dieser die musikologischen Aspekte der Forschung im Frühmittelalter erheblich einschränkenden Gegebenheiten sei ein neu erschlossenes Fundensemble im Grab eines möglicherweise selbst singenden und spielenden Kriegers in Alamannien historisch interpretiert. Im Winter 2001/2002 wurde von Mitarbeitern des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg, Außenstelle Freiburg, am Westrand des merowingerzeitlichen Gräberfeldes (6. bis 7. Jahrhundert) in Trossingen ein Holzkammergrab aus Eichenbohlen eines um 580 zur sozialen Elite gehörenden Mannes im Alter von etwa 30 Jahren erschlossen. Dieses Grab setzt sich durch seine Größe (270 x 120 x 70 cm) und Beigaben von den benachbarten Bestattungen deutlich ab. Jutta Klug-Treppe hat die Notgrabung sowie das einmalige Fundensemble in diesem Grab 58 detailliert beschrieben.²² Demnach wurde der 178 cm große Mann in einem mit Kreisornamentik verzierten Rahmenbett mit Dachaufsatz von 205 cm Länge und 56 cm Breite vorgefunden, welches umstellt war von einem Stuhl, Tisch, einem Leuchter, einer Feldflasche, einem Holzteller sowie einem Kamm als Symbol von Lebenskraft. An Waffen fand man eine Lanze von 359 cm Länge, eine *Spatha* im Bereich des rechten Armes sowie einen Schild nebst Bogen, nicht hingegen einen Helm, eine Gürtelgarnitur oder ein *Sax*, was ansonsten zu typischen Kriegerbestattungen gehört. Als kulturhistorisch einzigartige Beigabe erwies sich die an der linken Seite des Bestatteten liegende, mit Ritzmustern und Darstellungen von 2 x 6 Kriegern mit gesenkten Lanzen und mit Schilden²³ reich verzierte Leier aus Ahorn (Abb. 2), die erstmals für die Merowingerzeit das unbeschädigte Corpus eines Zupfinstrumentes von 80,3 cm Länge und 16,5 cm Breite bietet. Unter den im Jahre 2002 von Dieter Bischof registrierten 26 Leierfragmenten – im Jahr 2003 wurde in Prittlewell (Grafschaft Essex nahe London) ein weiteres Instrument aus dem frühen 7. Jahrhundert geborgen – kommt diesem Fund ein einzigartiger Stellenwert zu.²⁴ Hatte man sich bislang aus dem Siedelgebiet der Alamannen lediglich auf zwei 1846 und 1892 in Oberflacht (Kreis Tuttlingen, 9 km südöstlich

²¹ WILHELM WISSMANN, Skop, Berlin 1955, S. 3.

²² JUTTA KLUG-TREPPE, Die sechssaitige Leier in einem merowingerzeitlichen Grab aus Trossingen, Kreis Tuttlingen, in: Jahrbuch Musik Baden-Württemberg, 2004, S. 63–74.

²³ Zum Vergleich dazu siehe Musikgeschichte Nordeuropas, hg. von GREGER ANDERSSON, Stuttgart 2001, S. 42.

²⁴ DIETER BISCHOP, Die älteste Leier Nordeuropas aus einer germanischen Siedlung in Bremen-Habenhausen, in: Studien zur Musikarchäologie III, hg. von ELLEN HICKMANN u. a., Rahden 2002, S. 226–228; siehe auch FREDERICK CRANE, Extant medieval musical instruments, Iowa City 1972, S. 10–14.

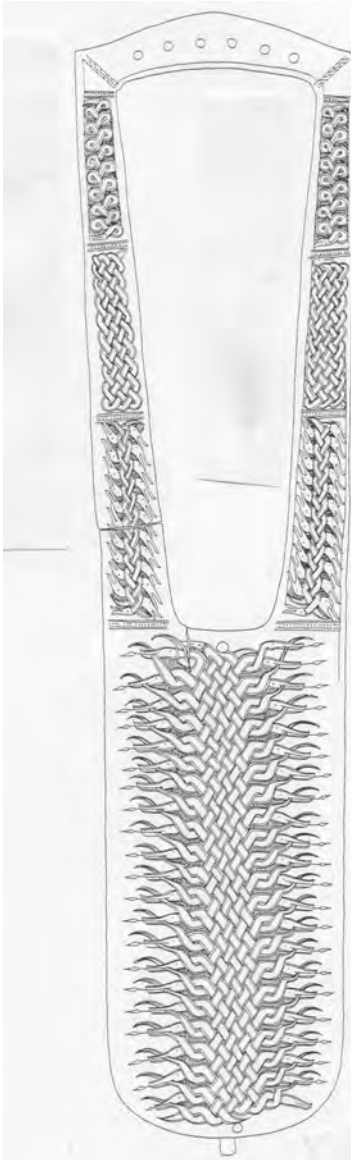


Abb. 2: Rückseite der Leier in Grab 58 von Trossingen. Nach Theune-Großkopf, Germania 84 (2006), S. 114. Zeichnung: M. Lier

gelegten) gefundene Leierfragmente aus dem 6. und 7. Jahrhundert stützen können,²⁵ die ebenfalls neben Waffen gelegen hatten, so erlaubt dieses Instrument eine von weniger Ungewissheiten bestimmte Rekonstruktion und Eingliederung in die Geschichte der Zupfleier als eine ihrer Prototypen.

Die derzeit zum Vergleich verfügbaren 26 Leierfragmente wurden in von Skandinavien bis Frankreich reichenden Gräbern in verschiedener Positionierung gefunden, die Mehrzahl auf dem linken Arm, andere auf dem rechten, auf der Brust oder zu Füßen liegend. In dem außergewöhnlich großen, 16 Quadratmeter messenden Königsgrab von Prittlewell lag die Leier ebenso wie die Waffen abseits vom Körper des Bestatteten. Inwieweit diese Befunde erschließen lassen, ob das Instrument ein persönlich genutzter Gegenstand war oder lediglich ein sozial auszeichnendes Attribut, ist nicht eindeutig bestimmbar.

Die Trossinger Leier ist eine lange und schmale monoxyle Rundleier (*round lyre*) mit flacher Decke, die ansonsten weder in Spanien, Italien oder im romanisierten Frankreich vorkommt. Die Resonanzplatte ist mit Dübeln am Corpus befestigt, zusätzlich damit verklebt und mittels zwei Nägeln gesichert. Die in der englischen Fachliteratur häufig benutzte terminologische Kennzeichnung dieses Saiteninstrumentes als *Anglo-Saxon lyre* ist falsch; das bislang älteste, möglicherweise als Fragment aus dem 2. Jahrhundert identifizierbare Joch wurde an der unteren Weser in Habenhausen gefun-

²⁵ PETER PAULSEN, Die Holzfunde aus dem Gräberfeld bei Oberflacht und ihre kulturhistorische Bedeutung, Stuttgart 1992; FRAUKE STEIN, Adelsgräber des achten Jahrhunderts in Deutschland, Berlin 1967, S. 136 f.

den, also vor der Landnahme der Angelsachsen auf den britischen Inseln.²⁶ Die Verbreitung der Rundleier ist bis in das Hochmittelalter als eine großflächige in Nord- und Mitteleuropa anzunehmen.

Eine Leier (*lyra*, ahd. *lira*, mhd. *lire*) wird zusammengesetzt aus sechs bis sieben Teilen,²⁷ die als Grundausrüstung von Saiteninstrumenten seit dem dritten Jahrtausend vor Christus aus dem Zweistromland bekannt sind.²⁸ Die Grundlage bildet ein flacher, symmetrisch gebauter Resonanzkörper, dessen aufgeklebte Deckplatte (*fundus superius*) in Trossingen lediglich 3 mm misst. Dieser schlanke, geradewandige Schallkasten reicht (wie in Oberflacht) bis in die Arme,²⁹ die durch das leicht gekrümmte Joch miteinander verbunden sind, welches als selbständiges Teil in das Gehäuse eingesetzt ist.³⁰

Zur Befestigung und Stimmung der sechs Saiten (ahd. *seito*, lat. *fides* oder *chor-da*) wurden benötigt ein Sattelknopf am unteren Ende sowie drehbare oder in Löcher einsteckbare konische Wirbel aus Holz oder Knochen.³¹ Zu dem in Habenhausen-Bremen aufgefundenen Joch dürften Einsteckwirbel von 2,5 bis 6 cm Länge gehört haben. Stimmvorrichtungen dieser Art werden seit der griechischen Antike als Haltpflocke in Bohrungen eingepasst, an denen die Saiten festgezurt werden. Auch gab es die Möglichkeit der Umwicklung und Verknotung der Saiten oberhalb des glatten Jochs. Zur Trossinger Leier gehören drehbare, hinterständige hölzerne Wirbel mit unterschiedlichen Köpfen aus Esche und Hasel, an denen nicht erhaltene Saiten befestigt waren, die aus Rosshaar oder bronzenen Drähten hergestellt sein konnten. Die gleichlangen Saiten verliefen nicht parallel, sondern fächerförmig auf den Sattelknopf zu eingezogen. Unter den erschließbaren Leierfragmenten waren zehn Instrumente für sechs Saiten eingerichtet, zwei für fünf Saiten sowie vier für sieben Saiten, so dass der sechssaitige Bezug bevorzugt wurde. Ob ein plättchenförmiger Saitenhalter (*cordier*) dazwischen angebracht gewesen ist bleibt ungewiss, da dieses Stück nicht erhalten ist.³²

Überliefert ist der hölzerne Steg (*capitellum*, *chevalet*, *bridge*) aus Weidenholz mit sieben (!) Kerben, der unabdingbar zum Leierspiel erforderlich ist. Stege wurden im frühen Mittelalter aus Horn oder Bernstein (etwa 2 cm hoch) in Form einer Brücke und zwei Sockeln mit glatter Unterfläche geschnitzt oder mit einer breiteren

²⁶ BISCHOP, Die älteste Leier (wie Anm. 24), S. 217; ANN BUCKLEY, Music related imagery on early Christian insular sculpture, in: *Imago Musicae VIII* (1991), S. 162.

²⁷ Dazu besonders CATHERINE HOMO-LECHNER, *Sons et instruments de musique au moyen age*, Paris 1996, S. 77 ff.

²⁸ SUBHI ANWAR RASHID, Sumerische Erfindungen in der technischen Ausstattung von Saiteninstrumenten, in: *Studien zur Musikarchäologie I* (2000), S. 103 f. (= *Orient-Archäologie Bd. 6*).

²⁹ Siehe Abb. 439 in: *Die Alamannen, Ausstellungskatalog 1997* (wie Anm. 15).

³⁰ Dazu vgl. STELIOS PSAROUDAKES, The Arm-Crossbar Junction of the Classical Hellenic Kithara, in: *Orient-Archäologie Bd. 7* (2000), S. 263 ff.

³¹ Dazu HOMO-LECHNER, *Sons et instruments* (wie Anm. 27), S. 79–82.

³² Dazu ebd. (wie Anm. 27), S. 82–84.

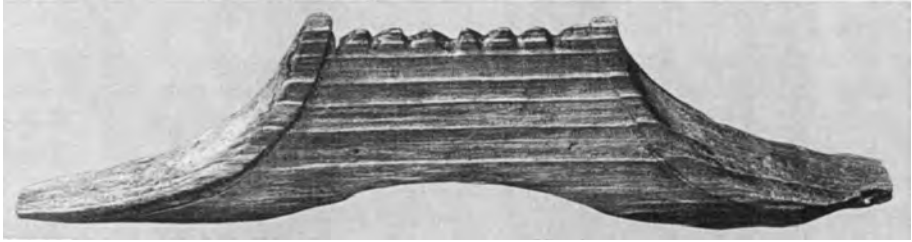


Abb. 3: Leier im Grab 58, der Steg aus Weidenholz. Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg. Foto: Manuela Schreiner

Auflage aus Holz mit Einkerbungen für die Saiten hergerichtet (Abb. 3).³³ An welcher Stelle des Resonanzkastens der Steg aufgesetzt wurde, ist weniger ungewiss, weil auf der Deckplatte (später?) acht Löcher eingebohrt sind,³⁴ die als früheste erkennbare Schalllöcher angesehen werden können. In dem dazwischen liegenden Raum ist die für die Bildlichkeit zentrale Lanze eingeritzt. Es ist unwahrscheinlich, dass man dieses Detail mittels eines (verschiebbaren) Stegs unsichtbar gemacht hat. Benutzungsspuren lassen erkennen, dass dieses Instrument häufig gespielt worden ist.

Offen bleibt die Frage, wie dieses Instrument transportiert sowie beim Spielen gehalten worden ist und ob ein Plektrum zum Zupfen der Saiten benutzt wurde. Im Grab beiliegende Lederstücke lassen vermuten, dass diese als Schlaufe und Halterung für die linke Hand am Instrument befestigt waren. Späteren Bildquellen ist zu entnehmen, dass man gewöhnlich einhändig gezupfte Rundleiern im Sitzen auf das linke Knie aufsetzte,³⁵ oder im Stehen in Schräghaltung, unterstützt durch einen Lederriemen als Halterung sowie zum beidhändigen Spiel, im Arm hielt.³⁶ Getragen wurden die Instrumente auf dem Rücken *at the girdle* oder *an der haut*.³⁷

Notker Balbulus (um 840–912), der berühmte Dichter und Historiograph im Kloster St. Gallen, nennt das Zupfen von Instrumenten: *daz ruôret man mit hânden* oder die *seiten ruôrent* (zu Psalm 104,2). Das mhd. *rotten* oder auch *liren* benannte Tun benötigte beide Hände. Die rechte Hand der stets männlichen Spieler zupfte im Regelfall die leeren Saiten im Durchstreichen. Mit der linken Hand konnten von hinten die Saiten abgedämpft (*stopping*) oder auch durch den Einsatz von Fingernägeln zwischen den Saiten nach links oder rechts gedrückt werden, wodurch die Spannung

³³ KLUG-TREPPE, Die sechssaitige Leier (wie Anm. 22), Abb. 8, vgl. damit A. ROES, Vondsten van Dorestad, Groningen 1965, S. 45 f. sowie BISCHOP, Die älteste Leier (wie Anm. 24), S. 232 und WALTER SALMEN, Musikgeschichte Schleswig-Holsteins von der Frühzeit bis zur Reformation, Neumünster 1972, Tafel 1.

³⁴ KLUG-TREPPE, Die sechssaitige Leier (wie Anm. 22), Abb. 7.

³⁵ Siehe den Psalter aus dem 1. Drittel des 18. Jahrhunderts in Durham Cathedral Library, Ms. B. II. 30, fol. 81 verso.

³⁶ Dazu siehe GRAEME LAWSON, The Lyre from Grave 22, in: East Anglian Archaeology Report No. 7, Norfolk/Gressenhall 1978, Fig. 108.

³⁷ Dazu siehe RUPERT und MYRTLE BRUCE-MITFORD, The Sutton Hoo Lyre. Beowulf and the Origins of the Frame Harp, in: Antiquity 44 (1970), Fig. 3.

und Stimmung modifiziert wurde.³⁸ Das sogenannte „Durchstreichen“ war ebenso wohl möglich wie eine einfache Zweistimmigkeit sowie die melodiose Begleitung von Gesang etwa in der Stimmung 1 – 1 – ½ – 1 – 1 – 1.

Leiern im 8. bis 12. Jahrhundert

Literarische oder bildliche Dokumente zur Geschichte der Musik bei den Alamannen bleiben auch zur Zeit der Karolinger und später sehr selten. Das Leben der Oberschicht in der *villa*, dem isolierten Landgut oder im Dorf lässt sich nicht in den für diesen Zusammenhang relevanten Details – etwa das Ritual des gemeinsamen Essens und Trinkens mit Gesang – erschließen, zumal mit der Christianisierung Bestattungen mit Grabbeigaben wie Leier und Schwert oder Trink- und Essgefäßen nur mehr selten möglich waren.

Das seit dem 1. Jahrhundert v. Chr. bei den Kelten belegte, romanisierte Wort „lyra“ wurde weiterhin verwendet neben den ahd. Termini *fidula*, *rotta* oder keltisch *krottā*.³⁹ So werden etwa in den *Statuta Salisburgensia* von 799/800 Gesänge erwähnt in *liris et tibiis*. Notker von St. Gallen beschreibt im 10. Jahrhundert *Fóne dú sint án dero lîrun. únde án dero rótûn ío síben séiten*.⁴⁰ Die Synode von Fréjus im Jahre 796/797 erwähnt ein Musizieren als Teil der Festesfreude in *liris et tibiis et his similibus lusibus*. Abt Cuthbert von Wearmouth erbat in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts vom Mainzer Erzbischof Lull die Zusendung von einem *citharistam*.⁴¹ Tuotilo lehrte im Kloster St. Gallen adeligen Prinzen das Leierspiel. Dies sind die hauptsächlichen Belege.

Etwas mehr Einblick in die organologische Entwicklung, jedoch nicht in die sozialen Verhältnisse und Funktionen der Zupfleier, bieten einige gemalte oder geschnitzte Bildwerke. Diese zeigen Leiern nicht in der Hand von Kriegern und Fürsten, sondern zumeist als Attribut des Psalmisten und Königs David. Dieser einseitige Bezug in Psalterillustrationen zum alttestamentarischen Leitbild eines christlichen Herrschers verweist damit auch auf den weiterhin geachteten hohen Stellenwert dieses Saiteninstruments in der Hierarchie der Musiziergeräte, bevor die Harfe diesen Rang streitig machte. Nur wenige Dokumente sind nicht an dieses Konnotat gebunden.⁴²

³⁸ Dazu siehe BUCKLEY, Music-related imagery (wie Anm. 26), Abb. 28 sowie HORTENSE PANUM, Middelalderens Strenginstrumenter, Kopenhagen 1915, S. 84 f. und Musikgeschichte Tirols, hg. von KURT DREXEL und MONIKA FIRCK, Bd. 1, Innsbruck 2001, S. 59.

³⁹ HUGO STEGER, *Philologia Musica*, München 1971, S. 78 ff. sowie Abb. 2.

⁴⁰ STEGER, *Philologia Musica* (wie Anm. 39), S. 109.

⁴¹ JOACHIM WERNER, Leier und Harfe im germanischen Frühmittelalter, in: *Verfassungs- und Landesgeschichte. Festschrift zum 70. Geburtstag von Theodor Mayer*, Bd. 1, Lindau/Konstanz 1954, S. 10.

⁴² Siehe z. B. in: *Music Archaeological Bulletin des JCTM No. 5* (1985), S. 8 f.

Das wichtigste, aus der Mitte des 8. Jahrhunderts stammende Dokument zum Vergleich mit der Trossinger Leier ist die Darstellung des thronenden David im so genannten Canterbury Psalter.⁴³ Das sechssaitig bezogene Instrument hat dasselbe Corpus. Die rechte Hand greift in dessen unterem Teil zupfend in die Saiten, so dass der Steg in der Nähe des Sattelknopfes aufgesetzt vorzustellen ist. Beide Hände sind am Spiel beteiligt.

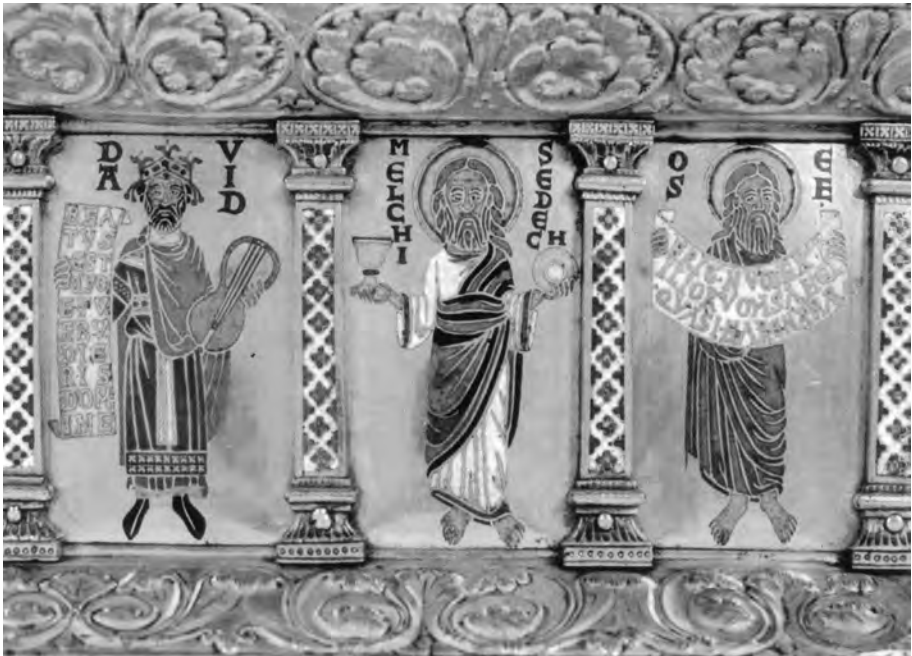


Abb. 4: „David“ mit Leier, um 1150. Tragaltar des Eilbertus, Welfenschatz (Detail). Foto: Kunstgewerbemuseum Berlin, Staatliche Museen zu Berlin, Preußischer Kulturbesitz, Inv. Nr. W 11

Räumlich näher liegend ist die aus dem ehemaligen Kloster Reichenau am Bodensee stammende Miniatur im *Codex Gertrudianus* aus dem 10. Jahrhundert.⁴⁴ Diese macht auf eine generelle Veränderung der Leier aufmerksam. Die geradwandige Herstellungsweise von Resonanzkasten und Armen macht einem am Übergang zu den Armen eingezogenen Corpus⁴⁵ Platz bis hin zur 8-Form im 12. Jahrhundert

⁴³ British Library London, Ms. Cotton Vespasian A.1, fol. 30 verso.

⁴⁴ Abgebildet in *The New Grove Dictionary of Music and Musicians*, Bd. 16 (1980), S. 264.

⁴⁵ Eine Streichrotte dieses Typs aus dem 13. Jahrhundert ist abgebildet bei JOSEPH SMITS VAN WAESBERGHE, *Musikerziehung. Lehre und Theorie der Musik im Mittelalter*, Leipzig 1969, S. 63 (= *Musikgeschichte in Bildern*, Bd. 3).

(Abb. 4) oder bauchigen im 13. Jahrhundert mit vergrößerten Schalllöchern.⁴⁶ Der ältere Typus wurde zudem modifiziert durch asymmetrische Formungen und Ausführungen in verschiedenen Größen, in Irland als *menn crot* (= kleine Leier), die beidhändig gespielt werden konnte, wenn das Instrument an einem um den Hals des *crutire* gelegten Tragriemen hing.

Als ein Ergebnis dieser Umschau zeichnet sich ab: In der schriftlosen Vorzeit der Alamannen markiert die Trossinger Leier das älteste dingfest auszumachende Vorhandensein eines höherwertigen Zupfinstrumentes in Kriegerhand. Um 580 war die bei germanischen *gentes* seit Jahrhunderten verbreitete Rundleier auch im Bereich des Neckars präsent. Aufgrund der damit in Zusammenhang zu sehenden Indizien kann die Praxis epischen Singens mit hoher Wahrscheinlichkeit angenommen, wenngleich nicht anhand schriftlicher Quellen belegt werden. Das gefundene Ensemble vermittelt ein Paradigma einer gehobenen Wohnkultur sowie der Jenseitsvorstellung in vorchristlicher Zeit. Zu vorzüglich gearbeitetem Mobiliar, Geschirr zum Essen und Trinken gehörten auch Waffen, Schmuck und der von Zeitgenossen gern als „süß“ apostrophierte Gesang. Leier und Schwert waren auszeichnende, den persönlichen Besitz repräsentierende Attribute der Herrenschicht am östlichen Rande des Merowingerreiches. Die außergewöhnlich reich dekorierte Rundleier betont die Eigenständigkeit der in diesem Gebiet siedelnden Stämme in der Musik gegenüber der älteren, mit dem Untergang des Römerreiches verklungenen Spiel- und Gesangskultur der *citharoedi*. Ob der in Grab 58 ausnehmend würdig Bestattete ein professioneller oder semiprofessioneller *lyriste* war, oder ein singender Gefolgschaftskrieger (mit Grundbesitz) aus der Schicht der *primarii* entzieht sich einer eindeutigen Bestimmung.

⁴⁶ PANUM, Mittelalterens Strenginstrumenter (wie Anm. 39), S. 83 sowie die *Lyra* aus der 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts, in: SALMEN, König David, (wie Anm. 4), S. 605.

Die Kornspeicher des Schwarzwaldes

Stefan Blum

Kaum eine andere Landschaft wird so sehr auch über ihre charakteristischen Bauten wahrgenommen wie der Schwarzwald. Das Schwarzwaldhaus ist in aller Welt bekannt, die „Mühle im Schwarzwäldertal“ ist zumindest im deutschen Sprachraum eine jedermann geläufige Vorstellung.

Der vorliegende Aufsatz beschäftigt sich weder mit den Häusern noch mit den mittlerweile umfassend bearbeiteten Mühlen des Schwarzwaldes, sondern mit einem anderen, in baulicher und kulturhistorischer Hinsicht ebenso interessanten, aber bislang weitgehend unbeachteten Bautyp – nämlich den Kornspeichern.

Die Schwarzwälder Kornspeicher sind kleine, zumeist hölzerne Gebäude (Abb. 1), die den großen und mittleren Bauernhöfen als Getreidelager und darüber hinaus als universelles Vorratslager angegliedert waren. Diese freistehenden Häuschen sind mit einigem Abstand zum Hofgebäude aufgestellt und dem Haupthaus so zugeordnet, dass man sie von der im Alltag stark frequentierten Eingangsseite bzw. der Stube stets im Blick hat. Mit der bewussten Abseitsstellung war sichergestellt, dass im Falle eines Brandes des Hofgebäudes im Speicher gelagerte wichtige Dinge – vor allem der Vorrat an Saatgetreide – der Vernichtung entgingen. Allein der Aspekt der Kontrollierbarkeit zeigt bereits die einstige besondere Wertigkeit dieser Bauten im Gesamtgefüge eines Bauernhofes.

Heute stehen die meisten Speicher leer bzw. werden nicht mehr als Korn- und Vorratshaus genutzt. Der Kornanbau im Schwarzwald verlor in den 1970er Jahren seine wirtschaftliche Bedeutung. Soweit noch Getreide angepflanzt wird, wird es aus arbeitswirtschaftlichen Gründen nicht mehr in den umständlich zu beschickenden Speichern gelagert. Die Nichtnutzung ist im konservatorischen Bemühen um diesen Bautyp – der langsam, aber stetig schwindet – das Hauptproblem, das mit den Anlass gab zu einer monografischen Arbeit über die Schwarzwälder Kornspeicher.¹

Im bislang vorliegenden Schrifttum zum Schwarzwälder Baubestand haben die Speichergebäude nur sehr wenige Spuren hinterlassen. An dieser Stelle soll eine Zusammenfassung der 2004 abgeschlossenen wissenschaftlichen Untersuchung zu diesem Thema vorgestellt werden.

¹ STEFAN BLUM, Die Kornspeicher des Schwarzwaldes. Dissertation Karlsruhe 2004. CD-ROM-Veröffentlichung Karlsruhe/St. Peter.



Abb. 1: Holzbauernhofspeicher, Schönwald. Foto: Stefan Blum, Sommer 2001

Im Weiteren werden die Speicherbauten in den prinzipiellen Gesichtspunkten Funktion, Konstruktion und Form sowie das thematische Umfeld vorgestellt. Anhand von zwei Schwarzwälder Beispielen werden Besonderheiten beleuchtet, welche diesen Bautyp als hochinteressantes Beispiel der europäischen Holzbautradition ausweisen.

Nicht im gesamten Schwarzwald finden sich Speicherbauten. Kornhäuser in der hier zu behandelnden Art gibt es am Südrand des Nordschwarzwaldes, im Mittleren und im Hohen Schwarzwald. Dieses zwar sehr überschaubare Untersuchungsgebiet ist dennoch in Bezug auf die Landwirtschaft und deren Grundlagen sehr unterschiedlich: Während im Nordschwarzwald von jeher die Waldwirtschaft bestimmend war, ermöglicht der klimatisch bevorzugte Mittlere Schwarzwald einen besonders ertragreichen Ackerbau. Im Hochschwarzwald ist zwar ebenfalls die Waldwirtschaft bedeutend, jedoch wurde dort früher neben der Viehzucht auch ein extensiver Ackerbau betrieben, bei dem man die Klimaungunst und die Kargheit der Böden durch die Bewirtschaftung großer Flächen auszugleichen versuchte.

Bereits hier wird ersichtlich, dass die topografischen, geografischen und klimatischen Grundlagen unterschiedlich sind und dass es sich um einen stark heterogenen Untersuchungsraum handelt.

Ist damit eine erste großräumliche Standortbestimmung und grobe Charakterisierung der Teilgebiete getroffen, so lässt sich zur zeitlichen Fassung dieses Bautyps sagen, dass der älteste in die Untersuchung aufgenommene Kornspeicher im Jahr

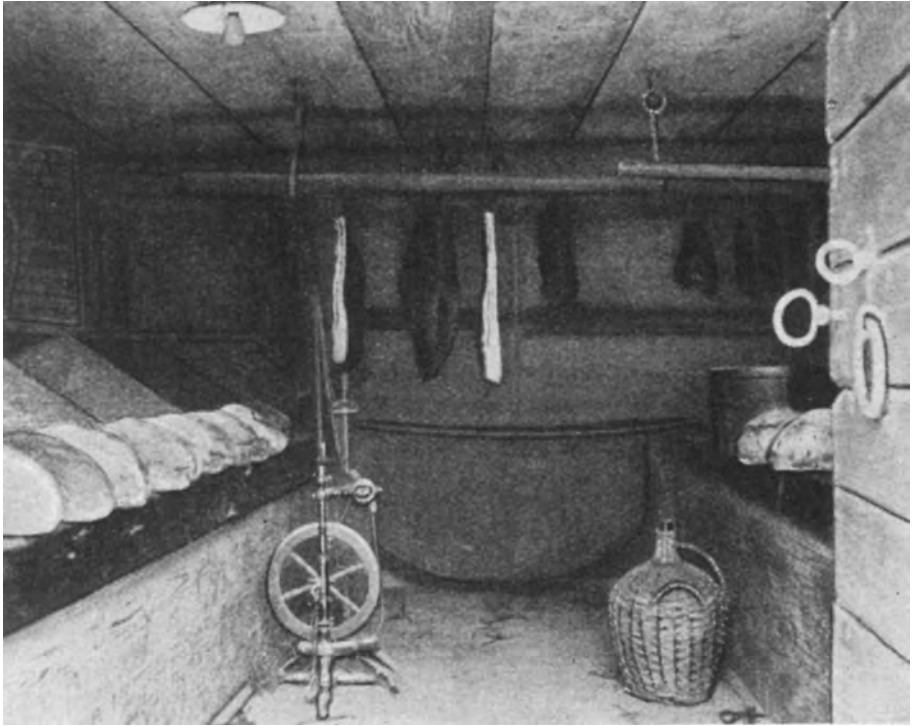


Abb. 2: Blick in einen Speicher. Foto: Hermann Fautz (wie Anm. 5), S. 55

1556² errichtet wurde. Der jüngste sicher erkannte Bau stammt aus dem Jahr 1935³. Derzeit kann im Schwarzwald von wohl noch über 600 Speicherbauten ausgegangen werden.⁴ Erfasst wurden bislang rund 440 Bauten, wobei sich die hier getroffenen Aussagen auf detaillierte Untersuchungen an 120 Kornspeichern stützen.

Die generelle Funktion der Speicher wurde bereits oben knapp umrissen. Ein plastisches Bild der einstigen Speichernutzung erhält man, wenn man einen der raren Autoren des bisherigen Schrifttums heranzieht: Hermann Fautz, der bereits in den 1930er Jahren das Ende der traditionellen Speichernutzung sich abzeichnen sah; er veröffentlichte ein paar wenige damals aktuelle Fotografien – dazu ein Beispiel in Abb. 2 – und beschrieb den Sinn und Zweck der Speicherbauten:

„[...] Nirgends im Hause wäre für die Gesamtheit der Lebensmittel ein geeigneterer Platz zu finden, der ihren Geschmack und ihre Haltbarkeit nicht beeinflussen könnte. Stalldunst und Rauch zogen einst durch alle Ritzen des Hauses, der Staub, den die Aufbereitung insbesondere des Dürrfutters und Strohes mit sich bringt, setzt

² Bühlbauernhofspeicher, Oberharmersbach-Waldhäuser, mittlerweile abgegangen.

³ Wolfsteigehofspeicher, St. Peter – Oberibental.

⁴ Dieser Wert ist ein Schätzwert, der durch die Gegenüberstellung von erfassten Bauten mit dem augenscheinlichen Befund im Schwarzwald entstand.

sich in alle Fugen. Das einstige, ganz aus Holz gefertigte Bauernhaus bot hierfür keinen Schutz. So war man zur bewußten Abseitsstellung des Speichers gekommen. Und noch eines mag hier von maßgebendem Einfluß gewesen sein, die Feuergefahr. Bei den einfachen Feuerungs- und Beleuchtungsmöglichkeiten der früheren Jahrhunderte waren unsere Bauernhöfe derselben in erhöhtem Maße ausgesetzt. Es besteht nun die Sitte, daß das in einem Brandfalle obdachlos gewordene Vieh in den Ställen der Nachbarn von diesen durchgehalten wird, während die Familie selbst zusammenbleibt, um den Wiederaufbau des Hofes zu betreiben. Mit Hand- und Spannfronen stehen ihr dabei die Nachbarn in der Abräumung der Brandstelle, in der Herbeischaffung von Baumaterialien wacker zu Seite. In solchen Fällen der vermehrten Ausgaben an Geld- und Lebensmitteln war es dann ein doppeltes Glück, wenn der reichgefüllte Speicher dem verheerenden Brande entging, was infolge seiner freien Lage zu allermeist auch der Fall war. Daher hat er auch mehr wie die Hofgebäude selbst die Jahrhunderte überdauert.

[...] Indessen ist die Bedeutung des Speichers in den letzten Jahrzehnten stark zurückgegangen. Da und dort trifft man im Speicher noch einen eingebauten Schrank an. Seine Fache sind heute leer oder mit Gerümpel gefüllt. Einst saßen in ihnen wohlgeschichtet die schweren Ballen von handgewobenem Zwillich und feingeheckeltem Hanf. Die Festtagskleider, die Schäppel [die Brautkronen – Anm. d. Verf.], die gute Wäsche füllten wieder andere Fache. Sie wurden hier aufbewahrt, um sie von dem beizenden Rauch zu schützen, der einst durch alle Ritzen des kaminlosen Hofes zog. Heute ist das anders geworden. Rauchschächte und Rauchluken sind verschwunden, die glanzrußgeschwärzten Küchen und Hausflure sind zur Seltenheit geworden. Dem Schrank hat man deshalb einen Platz in der geräumigen Stube oder Schlafkammer zugewiesen. Leer sind die Bordbretter im Speicher, welche ehemals das buntgeblumte Festtagsgeschirr zierte, leer die Ölkannen, welche einst den Wintervorrat an Brennstoff für die Beleuchtung enthielten. Die Zeiten haben hierin gründlichen Wandel geschaffen.

Des weiteren hat die Änderung der Konservierung der Lebensmittel den Speichern starken Abbruch getan. Einst war die bäuerliche Küche vielmehr auf Dörrfrüchte und Dörrobst eingestellt. Man kann heute manchen Speicher abgehen, bis irgendwo in einer Ecke jene eigenwillig geformten, weitbauchig geflochtenen ‚Schnitzbugeln‘. [Körbe für getrocknetes Obst oder getrocknetes Gemüse – Anm. d. Verf.] sich finden lassen, in welchen der Vorrat an dünnen Bohnen, Erbsen, Gemüse und Obst sich einst staute. Das Eindünstglas, samt einer veränderten Lebensweise, haben sie seit langem überflüssig gemacht. Und allenthalben beginnt auch die Blechdose mit ihrem sterilisierten Inhalt an Frischfleisch und Wurst den bäuerlichen Schlachttag da und dort zu beherrschen. Im Speicher aber bleiben dadurch die Rechen und Wurststecken leer.

Beim Betreten der einzelnen Speicher, insbesondere zur Winterszeit, ist noch ein weiterer Unterschied sehr augenfällig. Da hängen in einem an dicken Schnüren oder gedrehten Wieden langrückige ‚Specksidde‘ [Schinken – Anm. d. Verf.], eine neben

der andern. Der ganze Jahresvorrat dieser köstlichen Schwarzwälder Spezialität ist hier beisammen. In einem anderen Speicher keine Spur davon. Frägt man nach dem Grund dieses Unterschiedes, so erhält man stets zur Antwort ‚Mr henn ä Rauchapparat‘ [‚Wir haben einen Räucherschrank‘ – Anm. d. Verf.]. Und wirklich steht auch in der Küche so ein blechener Kasten, in welchem der Speck im Sägemehlrauch reift. Dort bleibt er dann auch weiterhin hängen. Man nimmt sich nicht die Mühe, ihn in den abseitsgelegenen Speicher zu tragen. [...]

Einst war jeder Gang in den Speicher eine Schau nach den Vorräten des bäuerlichen Haushaltes. Nie lebte der Waldbauer von der Hand in den Mund. Als sichtbarster Ausdruck dafür stand der wohlgefüllte Speicher. Ihm galt die größte Aufmerksamkeit, barg er doch die Vorräte vielfach auf ein ganzes Jahr und darüber.“⁵

Diese sehr bildhafte Ausführung Fautz' kann in wenigen Gesichtspunkten ergänzt werden. Nach neuem Forschungsstand wurden in den Speichern nicht nur die Vorräte für ein Jahr aufbewahrt, sondern oft fand der Getreidevorrat für drei Jahre Platz in den Kornhäusern. Angesichts der Hauptnutzung der Speicherbauten als Getreidelager darf an dieser Stelle ein Exkurs zum Getreideanbau im Schwarzwald, der Ernte und deren Weiterbehandlung nicht fehlen.

Getreide wurde im Schwarzwald bis in eine Höhenlage von ca. 1.200 Meter angebaut. Die Hauptgetreidearten waren Roggen und Hafer, denen – ihrer Bedeutung und damit dem Umfang des Anbaues gemäß – die Gerste folgte. Weizen konnte nur in klimatisch begünstigten Lagen angebaut werden, und auch der Dinkel blieb von seiner Bedeutung im Mittelgebirge hinter den erstgenannten Sorten zurück.

Im Speicher wurde stets nur der trockene Ausdrusch an Getreide aufbewahrt. Das bedeutet, dass weitere Vorräte sehr wohl noch an anderen Lagerplätzen vorhanden waren, denn das Getreide legte vom Acker bis in den Speicher einen weiten Weg mit vielen Zwischenstationen zurück.

Getreide wurde traditionell auf dem Halm geerntet. Aus diesem Schnittgut band man Getreidebündel, so genannte Garben, die nach der Ernte meist im Dachraum des Hofgebäudes aufgestellt wurden. Das aufgrund der Klimaungunst bisweilen unreif eingebrachte Getreide konnte im Bedarfsfall im Hofgebäude nachgetrocknet werden. Zu diesem Zweck ließen sich bei vielen Häusern die Deckenbretter über der zweigeschossigen Rauchküche abnehmen, um die Garben in der Abwärme nachreifen und trocknen zu lassen. Das anschließende Dreschen war eine Arbeit, die in den arbeitsärmeren Wintermonaten entweder im Dachraum des Hofgebäudes oder in der bisweilen ebenfalls im Hofgebäude vorhandenen Dreschtenne durchgeführt wurde. Der dann gereinigte Ausdrusch konnte aber oft nicht direkt in den Speicher gegeben werden, denn bisweilen war ein weiteres Austrocknen notwendig. Dies geschah auf Kornböden in den oberen Geschossen der Dachstühle, auf denen das Getreide nur wenig hoch – ca. 20 bis 30 cm – aufgeschüttet und regelmäßig gewendet wurde. Das Lagern des Getreides im rauchdurchzogenen Hofgebäude hatte über das Trocknen

⁵ HERMANN FAUTZ, Die Speicherbauten der Bauernhöfe im Gebiet des mittleren und oberen Kinzigtals, in: Mein Heimatland (1939), Heft 1, S. 47–57.

hinaus den Nutzen, dass die Körner durch den Rauch pilzfrei wurden. Diese aufwändige Prozedur war notwendig, um das Getreide anschließend dauerhaft sicher im Speicher aufbewahren zu können. Im Speicher wurden Schütthöhen von bis zu ca. 1,50 m erreicht. Wenn Getreide in so kompakten Lagermengen zu feucht eingelagert wird oder pilzverseucht ist, kann es keimen bzw. schimmeln. In beiden Fällen entstehen Verluste, die in Anbetracht des mühsamen Anbaues und des hohen Arbeitsaufwandes bei Ernte und Weiterbehandlung unbedingt zu vermeiden waren.

Ein Kornspeicher muss folglich hohe funktionale Anforderungen erfüllen, um das empfindliche Lagergut sicher bergen zu können. Es sind dies vor allem Anforderungen an das Raumklima: Die Temperaturschwankungen dürfen nicht zu groß sein, d. h. im Winter ist das Getreide vor strengem Frost und im Sommer vor Überhitzung zu schützen. Des Weiteren ist eine dauerhaft niedrige Luftfeuchtigkeit zu gewährleisten. Dass etwa feuchte Wandoberflächen auszuschließen sind, versteht sich von selbst, denn dem Getreide ist ein gleichmäßig trockenes Raumklima am zuträglichsten.

Garantiert werden diese Bedingungen zum einen durch die Gesamtkonzeption eines Baues und zum anderen durch eine besondere Konstruktionsart.

In Bezug auf die Gesamtkonzeption fällt auf, dass über die Aspekte der Kontrollierbarkeit und die bewusste Abseitsstellung hinaus viele Speicherbauten unter dem Hofbaum bzw. unter den Hofbäumen (vgl. Abb. 1) und häufig auch sehr „zugig“, d. h. im Wind stehen. Durch die Bäume ist bereits ein guter sommerlicher Hitzeschutz gewährleistet; die gute Belüftung sorgt ebenfalls für Kühlung im Sommer, während die Bäume im Winter für eine „Brechung“ der oft sehr starken Winterwinde sorgen. Einen weiteren, einst sehr wichtigen Zweck haben die Hofbäume darüber hinaus zu erfüllen: Brennt das Hofgebäude, so entstand früher durch die Dachdeckungen Stroh oder Schindeln oft beträchtlicher Funkenflug. Das Geäst – idealerweise mit Belaubung – schützt den Speicherbau vor umherstiebenden Funken.

An dieser Stelle ist es notwendig, die Speicherbauten an sich genauer zu betrachten. Für die Annäherung an und die detaillierte Auseinandersetzung mit den Bauten bieten sich mehrere Wege. Auf den ersten Blick wirkt die große Varianz an Lösungen verwirrend. Es wird schnell deutlich, dass ein Zugang auf phänomenologischer Ebene nur schwer möglich ist: Geradezu unüberschaubar sind die Erscheinungsformen und darüber hinaus verstellen die oft anzutreffenden Zubauten den Blick auf den eigentlichen Speicherbau. So gibt es beträchtliche Unterschiede in der Größe der Speicherbauten: Ein- und mehrgeschossige Bauten kommen mit oder ohne Untergeschoss vor. Manch ein Speicher besteht ausschließlich aus dem Kornkasten, andere Bauten verfügen darüber hinaus über verschiedenste weitere Räume wie Remisen, Rumpelkammern, einfache Schlafkammern bis hin zu ganzen Wohnungen. Bisweilen sind Sonderfunktionen wie Backhaus, Brennhaus, Mühle oder sogar die Kapelle mit dem Kornkasten kombiniert.

Bauten, die bei intensiver Betrachtung eine hohe Ähnlichkeit aufweisen, erscheinen auf den ersten Blick oft sehr unähnlich, wenn z. B. Verkleidungen, d. h. sekun-

däre Elemente, die vor den Einflüssen der Witterung schützen, unterschiedlich ausgeführt sind.

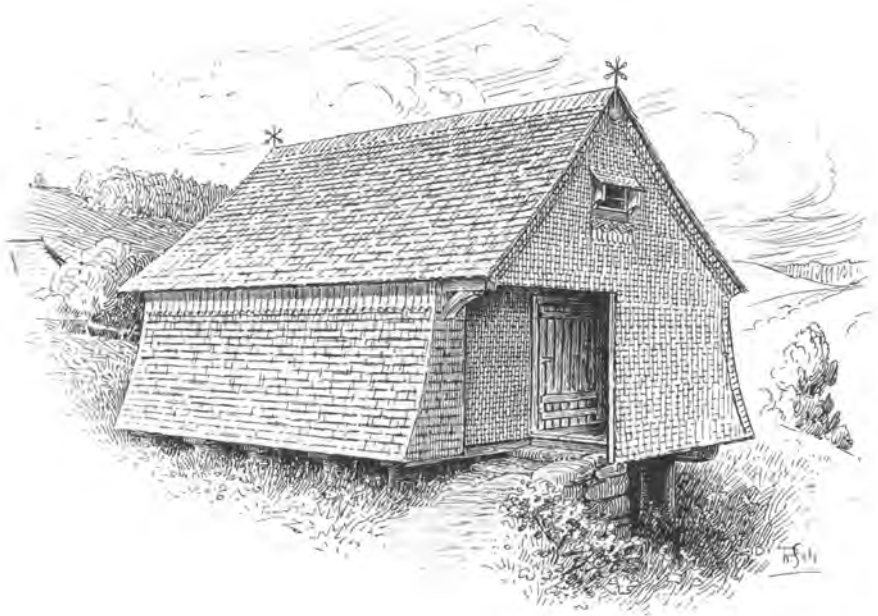


Abb. 3: Verkleideter Speicherbau in der Neustädter Gegend. Zeichnung: Richard Schilling, Das alte malerische Schwarzwaldhaus, Freiburg 1915, S. 77

Besonders stark unterscheiden sich die Bauten des Hochschwarzwaldes von denjenigen der Täler. Im Hochschwarzwald finden sich kompakte, rundum verkleidete Speicherbauten (Abb. 3), während in den Tälern großvolumige, sich mit Erschließungsgalerien nach außen öffnende Bauten die Regel sind (Abb. 4). Hier zeichnet sich bereits ab, dass die Wetterexponiertheit, bzw. die lokalen Standortfaktoren entscheidenden Einfluss auf die äußere Gestalt haben.

Angesichts der geradezu verwirrenden Vielfalt der Erscheinungsformen ist es sinnvoll, sich den Speicherbauten auf einer strukturellen Ebene zu nähern und dabei der Frage nachzugehen, was die verbindenden Merkmale sind, die einen Bau zum Speicher werden lassen. Die Annäherung auf einer strukturellen Ebene legt es nahe, an dieser Stelle eine gewissermaßen abstrahierte Betrachtung der Bauten zu unternehmen, um so den wesentlichen Merkmalen näher zu kommen.

Ehe einzelne Aspekte en détail besprochen werden, sollen zwei grundlegende Ergebnisse der Untersuchung hier vorab herausgestellt sein: Von einem Kornspeicher kann in der Regel nur dann gesprochen werden, wenn der Bau über ein rundum dicht gefügtes hölzernes Gehäuse – einen „Kasten“ – verfügt, in dem das Getreide



Abb. 4: Sich nach außen öffnender Speicherbau aus Mühlenbach. Zeichnung: Richard Schilling, Das alte malerische Schwarzwaldhaus, Freiburg 1915, S. 74

gelagert wird. Dies ist die „Kerneinheit“, die den Bau erst zum Speicher werden lässt. Ein solcher Kasten lässt sich am ehesten als eine große „begehbare Getreidetruhe“ beschreiben – ein bauliches Objekt, das gewissermaßen zwischen einem Möbel und einem Baukörper angesiedelt ist.

Das zweite grundlegende Ergebnis ist die Feststellung, dass diese Kästen im Wesentlichen – d. h. wenn man die Gesamtzahl der Bauten sieht – in zwei Grundformen erscheinen. Es gibt Kästen, die an ein kleines, kompaktes Giebel- oder Kniestockhäuschen erinnern: die „Kornkästen mit 5-eckigem Querschnitt“ (Abb. 5). Darüber hinaus gibt es auch „Kornkästen mit 4-eckigem Querschnitt“ (Abb. 6).

Der Unterschied dieser beiden Grundformen ist ein sehr wesentlicher. Die im Querschnitt 5-eckigen Kästen können alleine ein Gebäude bilden, da sie gewissermaßen das Dach bereits beinhalten. Im Gegensatz dazu müssen die im Querschnitt 4-eckigen Kästen zumindest mit einem zusätzlichem vom Kasten unabhängigen Dachwerk versehen sein, damit der Kasten wettergeschützt ist und zum Gebäude wird.

Die im Querschnitt 5-eckigen Kästen lassen sich, wenn sie nicht selbst schon ein Gebäude bilden, in mehreren Kombinationen feststellen. Ein im Querschnitt 5-eckiger Kasten kann auf einem Untergeschoss, z. B. einem gemauerten Keller, auf-

gelagert sein. Er kann auch einen zweiten – einen im Querschnitt 4-eckigen – Kasten als Untergeschoss aufweisen. So entsteht dann ein zweigeschossiger Speicherbau. Auch solch ein zweigeschossiger Kornspeicher kann darüber hinaus auf einem Keller-geschoss stehen. Charakteristisch für all diese Bauten ist, dass aufgrund des 5-eckigen Querschnittes des (oberen) Kastens das Dach ausschließlich ein Satteldach sein kann.

Demgegenüber stehen die im Quer-schnitt 4-eckigen Kornkästen. Bereits das Aufsetzen eines vom Speicher unabhängigen Dachwerkes führt hier zur Variantenbildung, da die Dachform frei gewählt werden kann. Auch diese Kästen sind häufig mit einem als Keller genutzten Unter-geschoss versehen. Darüber hinaus ist oft der Kornkasten von weiteren Räumen oder Raumeinheiten bis hin zu ganzen Wohnungen begleitet, wodurch die Bau-ten meist ein größeres Volumen erreichen als diejenigen Kornkästen, die einen im Querschnitt 5-eckigen Kasten beinhalten.

Die Fügetechnik soll in einem weite-ren Schritt betrachtet werden. Der Schwarz-wald ist nach seinem heutigen Baubestand ein Gebiet, in dem der Ständerbohlen-bau weit verbreitet ist. Man könnte nach dem derzeitigen Kenntnisstand der Bau-forschung den Ständerbohlenbau sogar als die Schwarzwälder Konstruktionsart überhaupt bezeichnen.



Abb. 5: Kornkasten mit 5-eckigem Quer-schnitt. Zeichnung: Stefan Blum, 2003

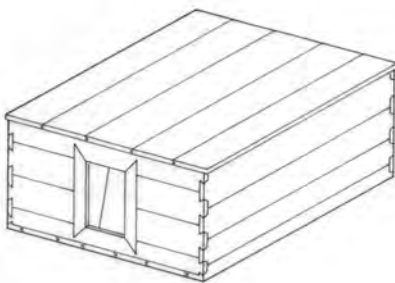


Abb. 6: Kornkasten mit 4-eckigem Querschnitt. Zeichnung: Stefan Blum, 2003

Es finden sich auch bei den Speichern Bauten, die dieser Fügetechnik zuzuordnen sind. Dabei handelt es sich um ein hölzernes Fachwerk, d. h. um stabförmige Tragwerke, deren Gefache mit Brettern und Bohlen gefüllt sind. Die Ständerkonstruktionen weisen ein wesentliches Problem auf. Das stabförmige Tragwerk ist sehr starr, wohingegen die Füllhölzer durch das dem Holz eigene starke Schwinden quer zur Faser große Schwindmaße haben. Dadurch entstehen leicht Undichtigkeiten, die insbesondere bei Kornkästen höchst unerwünscht sind.

Diesbezüglich unproblematischer sind blockbauähnliche Konstruktionen, die im Schwarzwald aus Bohlenhölzern in einer Stärke von ca. 6 bis 10 cm gezimmert sind.

Dies ist die zweite und weit häufiger für Kornkästen verwendete Konstruktionsart. Dabei sind die Bohlen liegend zusammengefügt.⁶

Zwar weisen blockbauähnliche Konstruktionen ebenfalls große Schwundmaße auf, doch macht sich dieses Problem hier weniger bemerkbar, da es sich um eine homogene Konstruktion handelt. Es kann zwar z. B. ein Kornkasten durch das Schwinden insgesamt niedriger werden, dennoch bleibt er dicht, da alle Hölzer gleichermaßen schwinden.

Nun sollen diejenigen konstruktiven Charakteristika vorgestellt werden, die sich in dieser prononcierten Klarheit im Schwarzwald nur – vielleicht müsste man sagen: nur noch – an den Speicherbauten ablesen lassen.

Garanten für einen langen Bestand eines Holzbaues sind das Fernhalten von Feuchtigkeit und eine ausreichende Belüftung der Bauteile. Mehrere Maßnahmen lassen sich beobachten, mit denen die Kornkästen vor den Einflüssen der Witterung geschützt werden. Die Gesamtkonzeption eines im Querschnitt 5-eckigen Kastens bietet alleine schon durch die Kompaktheit einen guten Witterungsschutz. Tief gezogene Traufen verhindern ein Nasswerden der empfindlichen Holzwände (Abb. 7 a). Mit einer weiteren, eigentlich sehr einfachen Maßnahme ist ebenfalls ein guter Witterungsschutz zu erzielen: Man kann einem Bau das Dach so außermittig aufsetzen, dass die am stärksten bewitterte Seite den besten Schutz erhält (Abb. 7 b). Reichen derartige Maßnahmen nicht mehr aus, so ist das Anfügen einer Verschleißschicht, die sich am Ende ihrer Nutzungsdauer leicht erneuern lässt, das gebotene Mittel (Abb. 7 c). Ein anderer Gedanke liegt vor, wenn ein Kornkasten in ein größeres schützendes Gebäude eingestellt ist (Abb. 7 d).

Doch nicht nur Niederschläge in Form von Regen oder Schnee bedrohen Holzbauten, auch aufsteigende Feuchtigkeit gilt es abzuwehren, indem man den Feuchtigkeitstransport unterbricht. Diese Aufgabe muss die Gründung bzw. das Auflager übernehmen. Die Kornkästen verfügen oft über Einzelfundamente in der Art von großen Feldsteinen, aber auch gemauerte Einzelfundamente, gemauerte Streifenfundamente und Stammabschnitte sind üblich (Abb. 8 a–c).

Neben der Unterbrechung des Feuchtigkeitstransports muss gewährleistet sein, dass ein solcher Bau auch von unten jederzeit gut belüftet ist. Das gilt ebenso im Falle eines massiven Unterbaues. Ist dieser aus Feldsteinen errichtet und eventuell als Keller genutzt, so ist darin ein feuchtes Klima nicht zu vermeiden und für die Lagerung von Feldfrüchten, Most und Obst auch durchaus erwünscht. Diese für einen Keller gute Eigenschaft würde jedoch dem aufgesetzten Holzbau schaden. Das Problem lässt sich dadurch lösen, dass man den Kasten auf ein rostartiges Gebilde

⁶ Bemerkenswert ist die Breite (oder im Verbau Höhe) der Bohlen. Sie sind bis ca. 90 cm breit und in der Regel konisch – in der Wuchsform des Baumes – besäumt. Regelgerecht gewonnen werden konnten nur zwei Bohlen aus einem Stamm, da diese Hölzer nur bei exakter Trennung der Herzröhre des Stammes „stehen“ blieben, d. h. verwindungssicher waren. Diese herzgetrennten Bohlen weisen aufgrund der Herkunft aus der Stammitte ausschließlich annähernd stehende Jahrringe auf.

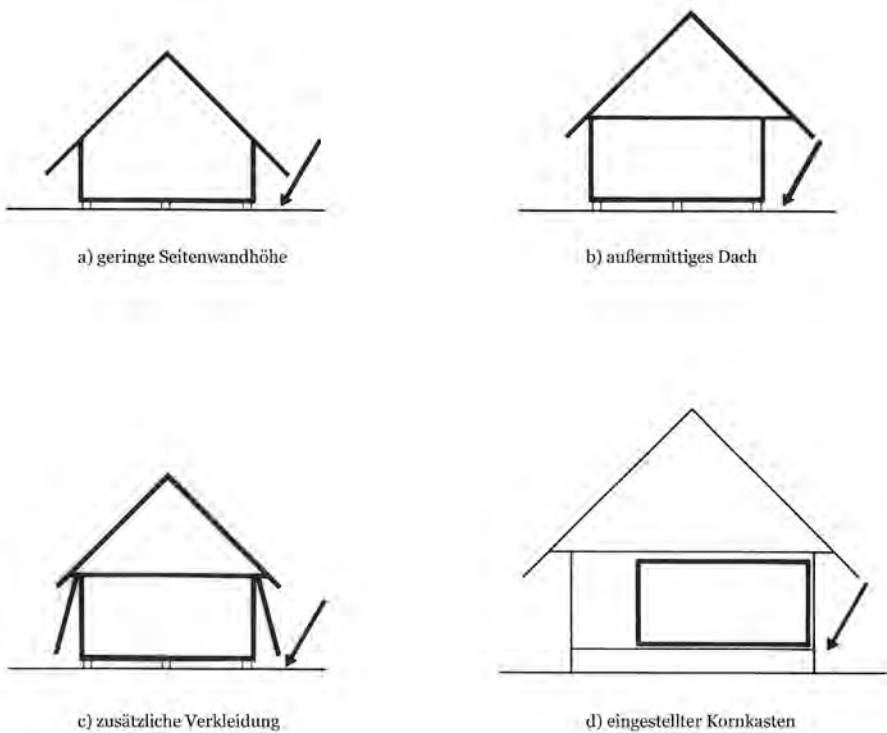


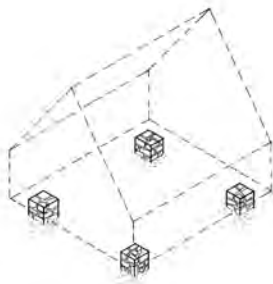
Abb. 7 a–d: Konstruktive Charakteristika, konstruktiver Holzschutz. Zeichnungen: Stefan Blum, 2003

stellt. Dabei werden eine möglichst geringe Anzahl von Auflagerbalken und quer dazu verlegte Balken dem massiven Gebäudeteil aufgelegt. Dieser Rost trägt den Kasten und sorgt für eine gute Belüftung von unten (Abb. 8 d).

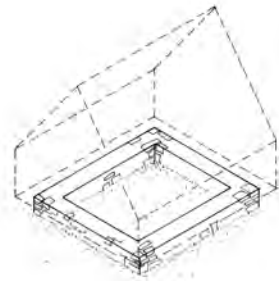
Anzumerken bleibt, dass die Trockenhaltung des Holzes einen ganz wesentlichen Beitrag dazu leistet, dass das Holz nicht von Schädlingen befallen wird.

Ist nun ein solches Bauwerk an sich ausreichend wettergeschützt, muss es darüber hinaus ein für die eingelagerten Güter geeignetes Lagerklima garantieren. Dazu ist – wie oben beschrieben – die Temperaturregulierung im Kasten ein wichtiger Aspekt. Holz als Baustoff besitzt gute Dämmeigenschaften, die dann zum Tragen kommen, wenn Boden, Wand und Decke dicht ausgebildet sind. Dächer mit weiten Überständen und einem luftigen Dachraum sorgen für einen guten sommerlichen Hitzeschutz.

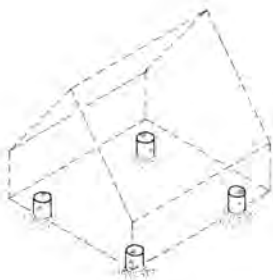
Nun weisen aber die im Querschnitt 5-eckigen Kornkästen keinen Dachraum im eigentlichen Sinn auf; der Kasten beinhaltet den Dachraum. Für dieses Problem findet sich eine sehr schlüssige konstruktive Lösung in der Art der Doppeldächer, die



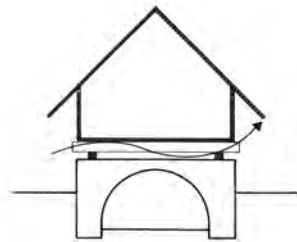
a) Einzelfundamente



b) Fundamentmauern



c) Holzpfähle



d) Trennung von Unterbau und Kornkasten

Abb. 8 a–d: Konstruktive Charakteristika, konstruktiver Holzschutz. Zeichnungen: Stefan Blum, 2003

folgendermaßen aufgebaut sind: Auf die raumabschließenden Dachbohlen sind Rofen aufgelegt, welche die Dachdeckung tragen. Dadurch entsteht in der Stärke der Rofen ein belüfteter Zwischenraum, in dem sich bei Sonneneinstrahlung ein Auftrieb entwickelt. Die historischen Dachdeckungen Stroh oder Schindeln sorgen durch ihre Luftdurchlässigkeit für den Abtransport der aufsteigenden Luft (Abb. 9). Hier ist gewissermaßen die Konstruktion vorweggenommen, die jedes moderne ausgebaute geneigte Dach heute zeigt: Zum Raum hin liegt der dämmende Raumabschluss, es folgt darüber eine Hinterlüftung und dann zuoberst die Wetterschutzschicht.⁷

⁷ Eine weitere traditionelle Anwendung dieser Konstruktionsart findet sich bisweilen bei den Schwarzwälder Milchhäuschen, kleinen Kästen, die den Brunnenrögen aufgesetzt und mit Wasser durchflossen sind, um Lebensmittel frisch zu halten. Auch hier ist die gute Isolationswirkung entscheidend.

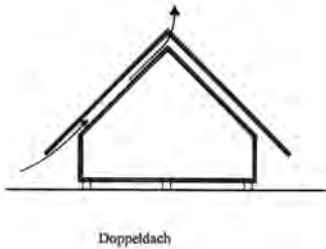


Abb. 9: Konstruktive Charakteristika, Lagerklima. Doppeldach. Zeichnung: Stefan Blum, 2003

suchte Kornspeicher einzugehen. Für die beispielhafte Betrachtung ausgewählt wurden ein Bau aus St. Georgen und ein zweiter aus Oberwolfach. Beide Bauten entstanden gemäß den inschriftlichen Datierungen im Jahr 1596, also vor über 400 Jahren.

All diese hier schlaglichtartig beleuchteten Punkte sind Einzelaspekte, die als grundlegendes Ergebnis der Arbeit in einer Kernaussage zusammengefasst werden können:

Die Schwarzwälder Kornspeicher sind herausragende Beispiele eines standort- und materialgerechten sowie funktions-optimierten Holzbaues.

Um diese aufgrund der abstrahierten Beobachtungen getroffenen Aussagen anhand von konkreten Bauten näher zu erläutern, ist im Weiteren auf zwei unter-



Abb. 10: Christhofspeicher, St. Georgen-Sommerau. Foto: Stefan Blum, 2001

Das erste Beispiel ist der Speicher des abgegangenen Christhofes in St. Georgen-Sommerau (Abb. 10).

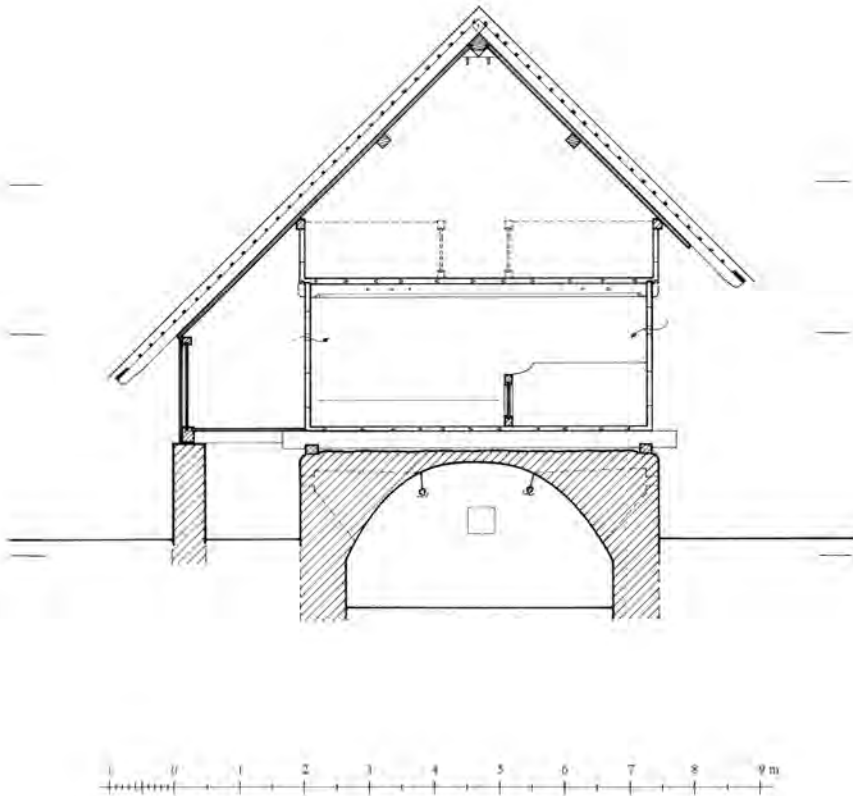


Abb. 11: Christhofspeicher, St. Georgen-Sommerau. Querschnitt. Zeichnung: Stefan Blum, 2001, Aufnahme- und Zeichenmaßstab 1:50

Auf den ersten Blick handelt es sich beim Christhofspeicher anscheinend nicht um einen Speicherbau, sondern um ein beliebiges schuppenähnliches Gebäude, das heute ohne baulichen Zusammenhang an einem leicht geneigten Südhang steht. Nur die Ostseite gibt im Schatten eines weiten Dachvorsprunges die Bohlenwand eines Kornkastens zu erkennen, die den Bau als Speicher ausweist.

Es handelt sich um einen für die Höhenlage großen Speicherbau, bei dem sich auf einem einst als Keller genutzten Untergeschoss zwei Kornkästen übereinander stapeln: Ein im Querschnitt 4-eckiger Kasten trägt einen im Querschnitt 5-eckigen weiteren Kornkasten. An der wetterexponierten westlichen Längsseite findet sich unter einer tief herabgezogenen Dachabschleppung ein früher als Remise genutzter Unterstand (Abb. 11).

Der Grundriss des unteren Kornkastens (Abb. 12) lässt eine bis auf den heutigen Tag erhaltene Innenausstattung zu erkennen. Rechts von der Eingangstür ist eine Kornschüttenreihe angeordnet. An der dem Eingang gegenüber liegenden Giebelwand findet sich auf dem Boden eine Reihe kleiner Schütten, die einst dazu dienten, getrocknetes Gemüse oder getrocknete Früchte aufzunehmen.

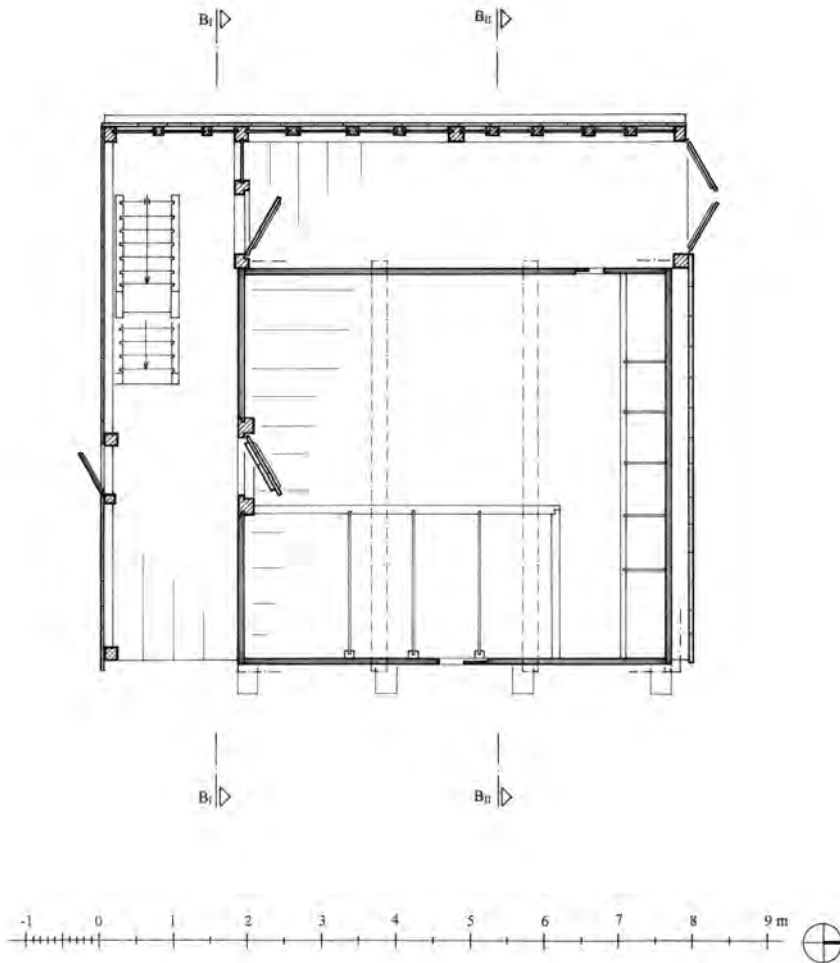


Abb.12: Christophspeicher, St. Georgen-Sommerau. Grundriss unterer Kornkasten. Zeichnung: Stefan Blum, 2001, Aufnahme- und Zeichenmaßstab 1:50

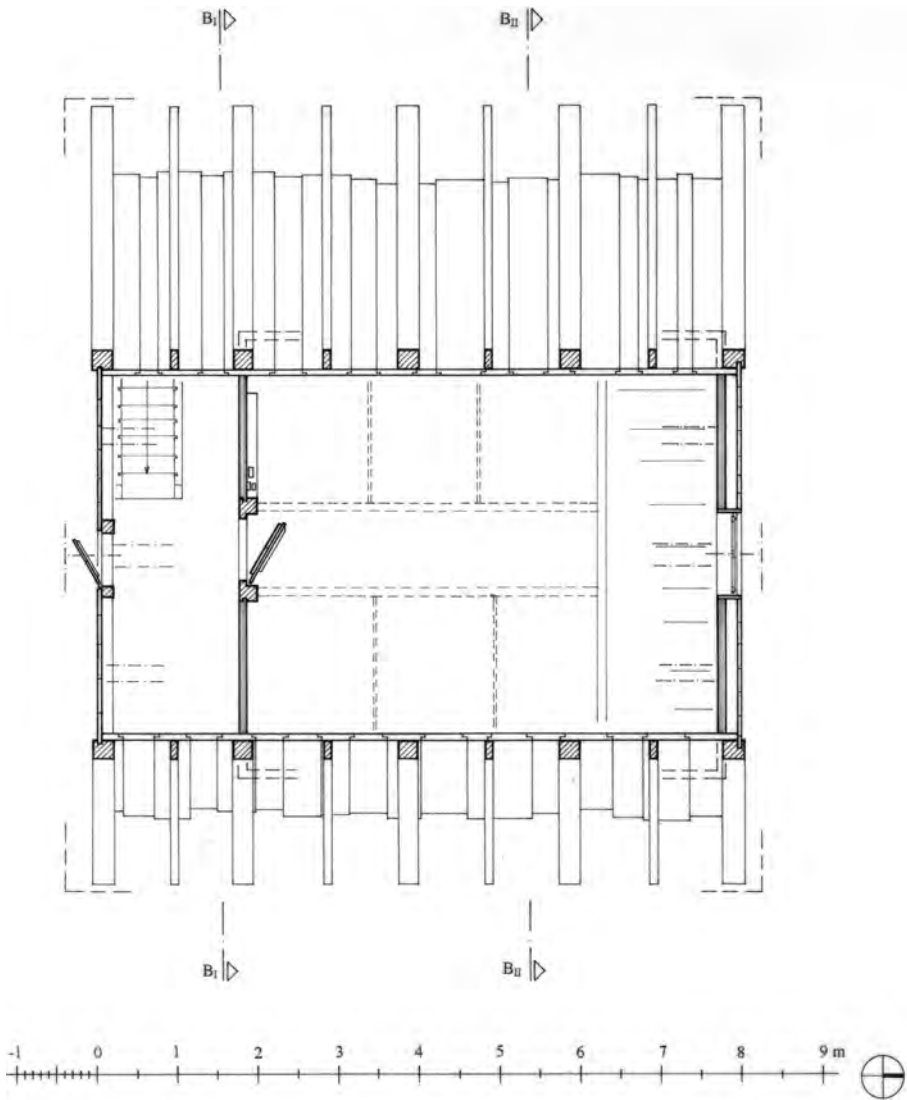


Abb. 13: Christopherspeicher, St. Georgen-Sommerau. Grundriss oberer Kornkasten. Zeichnung: Stefan Blum, 2001, Aufnahme- und Zeichenmaßstab 1:50

Der obere Kasten (Abb. 13) weist heute keine Innenausstattung mehr auf. Dennoch lässt sich leicht erkennen, wie dieser Raum einmal ausgestattet war. Rechts und links eines mittigen Erschließungsganges fanden sich hier die Kornschütten. Auffällig ist eine heute leere Nut im Boden des oberen Kastens, die im Abstand von etwa einem Meter parallel zur hinteren Giebelwand verläuft. Hier existierte früher

einmal eine Scheingiebelwand, hinter der sich eine so genannte Kalt – oder besser „G’halt“⁸ verbarg.

Mit diesem Begriff wird im Schwarzwald ein Versteckgelass bezeichnet, das dazu diente, wichtige Dokumente, Lebensmittel oder auch Geld sicher vor Diebstahl zu schützen. Derartige Verstecke finden sich in vielen Speichern auf unterschiedlichste Art und Weise. Eine Schemazeichnung Hermann Schillis ist auf den Christhofspeicher zu übertragen (Abb. 14).



Abb. 14: G’halt eines im Querschnitt 5-eckigen Kornkastens. Zeichnung: Hermann Schilli; Das Schwarzwaldhaus, Stuttgart 1953, S. 216

Am Beispiel dieses Speichers können die Aspekte der statischen Optimierung und des Witterungsschutzes durch Verschleißschichten erläutert werden.

Konstruktiv handelt es sich bei den beiden Kornkästen des Christhofspeichers um eine durch Eckzinkung zusammengehaltene, blockbauähnliche Konstruktion, die aus sehr breiten Bohlen besteht. Interessant ist, dass diese Bohlen unterschiedlich stark sind (vgl. Abb. 11). Die Bohlen des Bodens im unteren Kasten messen 6 cm, die Bodenbohlen des oberen Kastens hingegen 9 cm. Die Wandbohlen des unteren Kastens weisen mit 8 cm ein nochmals abweichendes Maß auf. Grund für diese feine Differenzierung ist die jeweils sich unterscheidende statische Situation,

in der die auf den ersten Blick gleichen Bohlenflächen eingesetzt sind.

Die mit 6 cm schwächsten Bohlen des unteren Bodens liegen auf mehreren Querbalken auf, wohingegen die Hölzer des oberen Bodens mit nur einem Unterzug gestützt sind. Deshalb sind sie mit 9 cm die stärksten Bohlenhölzer des Gebäudes. Statisch ebenfalls hoch beansprucht sind die mit 8 cm nur wenig schwächeren Wandhölzer des unteren Kastens. Sie tragen die gesamte Last des aufsitzenden oberen Kastens und müssen gegen ein horizontales Ausbauchen sicher sein. Diese feine Differenzierung ist also ein Beweis für eine bewusste Optimierung derartiger Bauten bei möglicher Sparsamkeit im Materialverbrauch.

Der Christhofspeicher bestand nicht immer in der heutigen Form. Insbesondere der Außenbau wurde stark verändert. Die Bauanalyse erbrachte die Erkenntnis, dass dieser Speicher einst wahrscheinlich nicht über die westseitige Dachabschleppung

⁸ „G’halt“ kommt von Gehalt, d. h. Inhalt. Während sich das Substantiv wohl im Dialekt-sprachgebrauch mittlerweile weitgehend verloren hat, ist das Verb „verg’halten“ heute immer noch in Gebrauch und wird für „verstecken“ aber auch „wegräumen“ benutzt.

verfügte. Stattdessen war der untere Kornkasten durch schräg ausgestellte Verbretterung gegen die Einflüsse der Witterung geschützt. An der Rekonstruktionszeichnung des Christhofspeichers (Abb. 15) ist gut zu erkennen, dass derartige Verbretterungen als leicht auszutauschende Verschleißteile konzipiert waren, welche die Belüftung der darunter liegenden Wände nicht behindern.

Das zweite Beispiel, der Speicher des Venturehofes in Oberwolfach (Abb. 16), zeigt schon auf den erst Blick die Andersartigkeit gegenüber dem Bau in St. Georgen.

Der Venturehof ist ein typisches Kinzigtäler Anwesen. Der lageplanähnliche Gesamtgrundriss (Abb. 17) gibt ein detailliertes Bild von einem traditionellen Hofgut. Immer waren derartige Güter von der Anlage im Großen bis hin zum Detail sinnvoll durchgebildete Gesamtorganismen – d. h. alles folgte funktionalen Notwendigkeiten.

Die Baulichkeiten des Venturehofes sind am Übergang vom fast ebenen Talgrund zum Steilhang situiert. So nehmen sie zum einen möglichst wenig der wertvollen Wiesenfläche der Talau in Anspruch, zum anderen kann der ansteigende Hang für die Erschließung unterschiedlicher Ebenen genutzt werden. Haus, Backhaus und Speicher sind soweit voneinander abgerückt, dass eventuelle Brände von Hauptbau oder Backhaus nicht auf andere Baulichkeiten übergreifen können.

Der Speicher steht so zum Hofgebäude, dass er von dessen im Alltag stark frequentierter Eingangsseite zu sehen und damit zu kontrollieren ist. Die Zeichnung der Ostfassade zeigt den Aufbau dieses Speicherhauses (Abb. 18). Über einem massiven Untergeschoss ist das Kornkastengeschoss angeordnet. Darüber erhebt sich das Dachwerk als Satteldach. Die vorgelagerten Erschließungsgalerien zeigen, dass das Dach auf zwei Ebenen zu nutzen ist. Zwei Türen auf der Höhe der ersten Dachebene verraten die Anordnung von zwei Kammern. Der Längsschnitt macht die prinzipielle Konzeption des Baues deutlich (Abb. 19). Durch die Situierung des Speichers am hier knickartigen Übergang von Talgrund zu Steilhang ist es möglich, drei Geschosse mit relativ geringem Aufwand zu erschließen.

So werden über fünf Meter Höhendifferenz geschickt genutzt und sogar die erste Dachebene ist auf diese Art und Weise mit nur drei Stufen über dem Erdboden zu erreichen. Dadurch entsteht jedoch das – allerdings nur scheinbare – Problem, dass



Abb. 15: Christhofspeicher, St. Georgen-Sommerau. Axonometrische Teilrekonstruktion. Zeichnung: Stefan Blum, 2003, ohne Maßstab



Abb. 16: Venturehof, Oberwolfach, Ansicht von Osten. Foto: Stefan Blum, 2003

das Kornkastengeschoss eigentlich auch noch ein Hanggeschoss ist, d. h. ein Geschoss mit einer feuchtigkeitsbelasteten Bergmauer. Um den feuchtigkeitsempfindlichen Kasten trocken und sicher belüftet unterzubringen, ist zwischen Kasten und Bergmauer ein Wagenschopf als belüftete Pufferzone eingefügt.

Die funktionale Organisation des Kornkastens ähnelt der des Christhofspeichers. Weit interessanter dagegen ist der Kasten im Kontext zum Gesamtgebäude und – damit zusammenhängend – die Konstruktion des Kastens an sich. Im Unterschied zum Christhofspeicher ist hier nämlich der Kornkasten in ein hausartiges Gebilde eingestellt – wirkt also nur sehr bedingt gestaltbildend für den Gesamtbau. So ist der Kornkasten nach oben hin mit einer Decke abgeschlossen, die unabhängig vom Dachboden des Gebäudes ist.

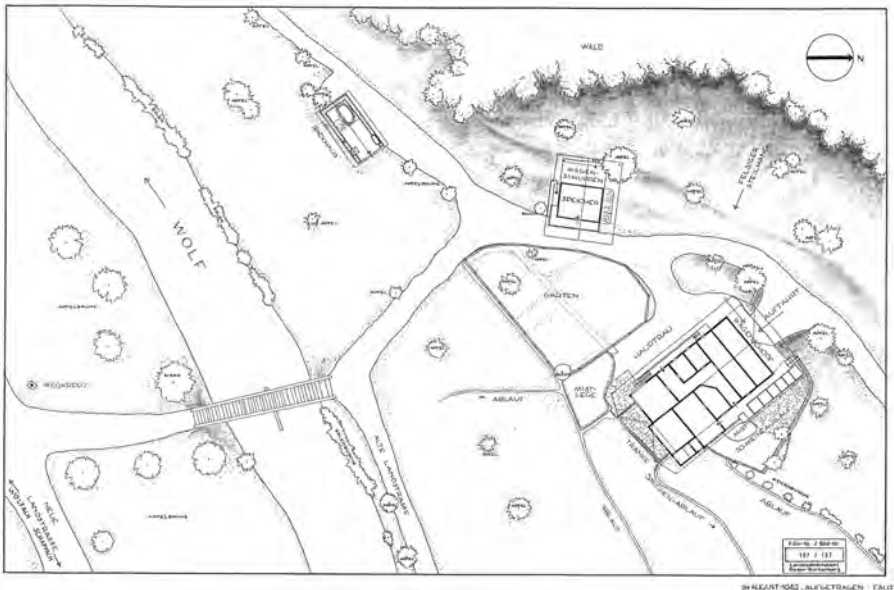


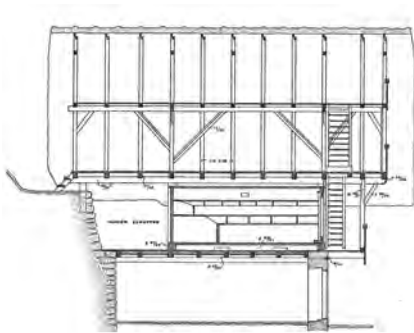
Abb.17: Venturehof, Oberwolfach, Gesamtgrundriss. Zeichnung: Regierungspräsidium Freiburg, Referat 25 – Denkmalpflege, Archivbestand Film-Nr./Bild-Nr. 107/132

Was ist aber der Hintergrund dieser doch sehr merkwürdig erscheinenden Disposition? Im Speicherbau des Venturehofes sind zwei unterschiedliche Konstruktionsprinzipien und damit zwei unterschiedliche statische Prinzipien vereinigt: Das Gebäude an sich ist ein mit nur wenigen Baugliedern errichteter Ständerbau, in den der Kornkasten in blockbauähnlicher Fügung eingestellt ist. Diese ausgesprochen sinnreiche Konstruktion ist im Kinzigtäler Bereich nicht nur bei den Speicherbauten zu beobachten. Derselbe Grundgedanke ist bei den Kinzigtäler Häusern mit ihren Bohlenstuben festzustellen (Abb. 20). Auch die Stuben verfügen über eine Decke, die vom Dachboden – also der tragenden Decke – unabhängig den Raumabschluss der Stube bildet. Damit finden wir bei den Häusern wie bei den Speichern dicht gefügte hölzerne Gehäuse für einzelne Räume, die dem Gesamtbauwerk eingestellt



OSTANSICHT

Abb. 18: Venturehof, Oberwolfach, Ostfassade. Zeichnung: Regierungspräsidium Freiburg, Referat 25 – Denkmalpflege, Archivbestand Film-Nr./Bild-Nr. 107/132



LÄNGSSCHNITT

Abb. 19: Venturehof, Oberwolfach, Längsschnitt. Zeichnung: Regierungspräsidium Freiburg, Referat 25 – Denkmalpflege, Archivbestand Film-Nr./Bild-Nr. 107/132

– oder man könnte auch sagen – eingezimmert sind.

Geht man der Frage nach, wie sich dieses für unsere heutigen Gewohnheiten doch zumindest außergewöhnliche Prinzip der Raumbildung erklärt, so lässt sich eine eigentlich sehr einfache Antwort finden. Sowohl eine Stube als auch ein Kornkasten sind Räume, die besondere klimatische Anforderungen zu erfüllen haben. Die Anforderungen an einen Kornkasten wurden bereits erläutert, diejenigen, die gemeinhin an eine Stube – einst der einzige wirkliche Aufenthaltsraum eines Bauernhauses – gestellt werden, sind jedem bekannt: In einem solchen Raum soll es möglichst behaglich, d. h. warm und trocken sein. Auch hier ist das hölzerne Gehäuse das Mittel der Wahl. Es ist zwar an sich im Vergleich zum umgebenden Stän-

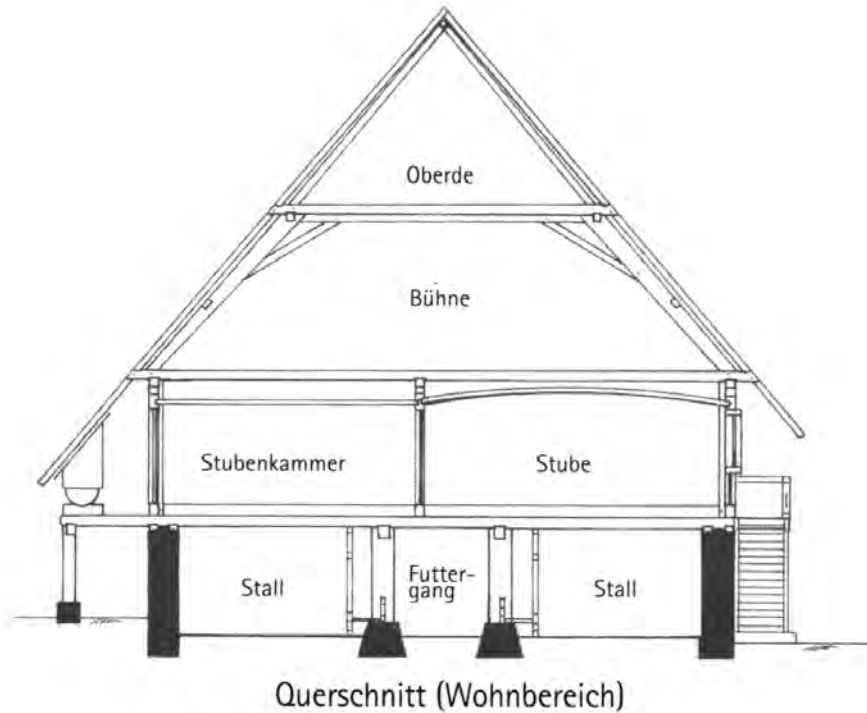


Abb. 20: Kinzigtälcher Haus, Querschnitt. Planzeichnung: Bertold Breithaupt nach Plänen von Architekt Leonhard Wussler. Schwarzwälder Freilichtmuseum Vogtsbauernhof, Gutach (Hg.) Museumsführer Lindenberg (Allgäu), 2000, S. 74

derbau recht aufwändig in der Herstellung; durch die Konzentration auf einen Raum wird aber dieser Aufwand wiederum auf das Unabdingbare minimiert. Dasselbe gilt für den Betrieb. Heute wird in der Regel das gesamte Gebäude beheizt, früher beschied man sich, um Brennmaterial zu sparen, mit dem Beheizen nur eines Raumes.

Kornhäuser mit eingestellten Kästen finden sich im Verbreitungsgebiet der Kinzigtälcher Häuser. So kann hier eindeutig von wechselseitiger Beeinflussung gesprochen werden. Sehr interessant ist nun aber auch die Frage nach der prinzipiellen Beeinflussung oder Herkunft einer solchen Bauart. Entgegen der geografisch nahe liegenden und auch lange Zeit angenommenen Einschätzung, dass der Kinzigtälcher Bereich in baulicher Hinsicht hauptsächlich vom Oberrhein beeinflusst wurde, steht das Ergebnis der Analyse, wo sich derartige hölzerne Gehäuse in der Nachbarschaft finden.

Speicher in der Art der Kinzigtälcher Bauten konnten so kein weiteres Mal festgestellt werden. Stuben in der Art von eingestellten Blockbohlengehäusen finden sich



Abb. 21: Speicher im Schweizer Jura. Foto: Roland Flückiger-Seiler, Berner Bauernhäuser, Bern 1988, S. 145

z. B. auch in Rottweil oder am Bodensee, d. h. östlich des Schwarzwaldes. So liegt die Vermutung nahe, dass der Kinzigtäler Bereich wesentliche Einflüsse aus dem Osten des Mittelgebirges erhalten hat.

Unter dem Aspekt einer möglichen Beeinflussung oder gar Herkunft dieser Bauform ist der Blick nochmals in den Mittleren bzw. den Hohen Schwarzwald zu wenden. Der vorgestellte obere Kornkasten des Christhofspeichers ist im Querschnitt 5-eckig.

Derartige Kästen finden sich vor allem im Verbreitungsgebiet der Schwarzwälder Höhenhäuser. Auch hier stellt sich die Frage, woher diese Häuser und damit wohl auch die Speicher Anregungen erhalten haben könnten.

Es lässt sich feststellen, dass auch hier die Spur nach Osten – genauer nach Oberschwaben – führt, aber auch Parallelen zu Nordschweizer Bauformen sind zu erkennen. Nimmt man also eine prinzipielle Beeinflussung oder einen Zusammenhang mit Oberschwaben oder der Nordschweiz als gegeben an, so bleibt zu klären, ob sich auch vergleichbare Speicher in den jeweiligen Gebieten finden.

Oberschwaben kennt zwar keine im Querschnitt 5-eckigen Kornkästen, aber es finden sich Bauten, die den Schwarzwälder Speicherbauten insbesondere konstruktiv sehr ähneln. Die Nordschweiz kennt im Berner Jura Speicher, die den Schwarzwälder Bauten insgesamt noch näher stehen (Abb. 21).

Schwaben und die Nordschweiz zählen zum so genannten „Oberdeutschen Raum“. Mit diesem Begriff werden weite Teile von Mittel-, Süd- und auch Südost-



Abb. 22: Speicher im Wallis. Aus: Hermann Phleps, Holzbaukunst. Der Blockbau, Karlsruhe 1942, Abb. 412

deutschlands und daran angrenzende Bereiche der Alpenländer bezeichnet. Blickt man sich in diesem Bereich nach Bauformen oder besser gesagt Bauarten um, die mit den Schwarzwälder Speicherbauten und den Häusern zu vergleichen sind, so ergeben sich ausgesprochen verblüffende Parallelen.

Eingezimmerte Räume oder Raumeinheiten in der Art der Kinzigtäler Stuben und Kornkästen finden sich zum Beispiel auch im schlesischen oder sächsischen Bereich, gewissermaßen am Ostrand des Oberdeutschen Raumes.

So sind die Umgebinderhäuser allgemein bekannte Beispiele, die sich den Kinzigtäler Bauformen gegenüber stellen lassen. Auch sie verfügen über Stuben in der Art eingestellter, in sich abgeschlossener Räume.

Auf phänomenologischer Ebene lassen sich weitem Beispiele finden, die mit den Schwarzwälder Speichern in Verbindung gebracht werden können. Die Speicher des



Abb. 23: Speicher in Anatolien. Foto: Stefan Blum, 1998

Wallis (Abb. 22) ähneln zumindest den Schwarzwälder Bauten noch stark, aber auch die Ähnlichkeit mit Bauten im türkischen Zentralanatolien ist auffallend (Abb. 23).

Die Schlussfolgerung der Untersuchung soll hier zusammengefasst werden: An dieser Stelle zu schließen, dass die Schwarzwälder Speicherbauten Repräsentanten einer Oberdeutschen Bautradition sind, wäre angesichts der gezogenen Vergleiche zwar wohl nicht falsch, aber möglicherweise würde es dem Gesamtzusammenhang, in dem diese Bauten zu sehen sind, nicht ganz gerecht werden.

Stichwortartig lässt sich ein Teil der Auswertung folgendermaßen zusammenfassen:

- Die Speicher des Schwarzwaldes sind Repräsentanten einer einst weit über Europa verbreiteten Holzbaukultur, deren nähere Zusammenhänge im Oberdeutschen Raum zu sehen sind.
- Die generelle weite Verbreitung der Speicherbauten spricht dafür, dass sie Beispiele streng funktionsoptimierten Bauens sind: Ähnliche Bedingungen führen eben zu ähnlichen Lösungen.
- Hölzerne Gehäuse zur Schaffung einzelner Räume mit hohen klimatischen Anforderungen sind kein speicherspezifisches, sondern ein weitgehend vergessenes architekturenspezifisches Prinzip.
- Die über Jahrhunderte beinahe unverändert feststellbare Bauart spricht für eine lange Bautradition und frühe Optimierung.
- Die Geschlossenheit des heute immer noch vorhandenen Schwarzwälder Bestandes setzt diese Bauten in den Rang hochwertiger Denkmale.

Im Schatten von Sonne und Doppeladler

Die Verteidigung der Vorderen Reichskreise
im 17. und 18. Jahrhundert

Martin Straßburger

1 Einleitung

Während der Zeit des Barocks war das Oberrheingebiet aufgrund seiner geostrategischen Lage in besonderem Maße von den Kriegen zwischen den Herrscherhäusern Habsburg und Bourbon Ende des 17. und Anfang des 18. Jh. betroffen. Als Abwehrmaßnahmen gegen französische Einfälle in die Gebiete der Vorderen Reichskreise wurden Verteidigungslinien auf den Schwarzwaldpässen und in der Rheinebene angelegt. Diese Befestigungssysteme entstanden in mehreren Phasen in der Zeit vom Beginn des Dreißigjährigen Krieges 1618 bis zum Ende des Österreichischen Erbfolgekrieges 1748, besonders aber während des Pfälzischen (1688–1697) und Spanischen Erbfolgekrieges (1701–1714). Da das Untersuchungsgebiet hauptsächlich im rechtsrheinischen Bereich liegt, werden Speyerbach-, Queich-, Moder- und Lauterlinien nicht mit einbezogen, obwohl sie zum Gesamtsystem gehören.

2 Forschungsgeschichte und Rezeption

Die Anlagen der sog. „Landesdefension“ aus der Barockzeit sind fest im Bewusstsein der Bevölkerung verankert als „Schweden-“, „Franzosen-“, „Römer-“, „Heidenschanze“, „Burg“ etc. Daneben sind zahlreiche Flurnamen und auch einige Sagen überliefert. Die Erforschung entstand aus der systematischen Beschäftigung einzelner Persönlichkeiten unterschiedlicher Fachrichtungen und Berufe mit historischen Fragestellungen.¹ Von archäologischer Seite wurden vor allem Wehranlagen bevorzugt, die durch Funde in ur- oder frühgeschichtliche Zeit datierten oder durch ihr Befundbild den Eindruck erweckten. Letzteres führte dazu, dass sich hinsichtlich der neuzeitlichen Feldbefestigungen durchaus Überschneidungen mit der Forschungsgeschichte der keltischen Viereckschanzen ergeben, da sich die Befunde in ihrer äußeren Erscheinung sehr ähneln. Ausgehend von Beispielen in Bayrisch-

¹ Vgl. dazu Entwicklung in der Burgenforschung: LEISTIKOW, Nacher, S. 169.

Schwaben beschäftigte sich in der ersten Hälfte des 19. Jh. J. N. v. Raiser mit quadratischen Wallanlagen an der württembergischen Grenze. In den Jahren 1830 und 1831 hatte er in seiner Zusammenstellung „Der Oberdonaukreis des Königreichs Bayern unter den Römern“ die damals bekannten Viereckschanzen aufgenommen. Er klassifizierte diese als „römische Castra“ und führte ferner eine Ausgrabung durch, um die Wallkonstruktion zu klären.² Die Ansprache der Befunde als „römisch“ hielt sich am längsten in Bayern.³ Auch die sog. Schwedenschanze, die das Tal zwischen Killer und Jungingen sperrt, wurde u. a. von Pfarrer Baur in Veringenhof als vermeintlich römisch angesprochen und danach 1899 von A. Bumiller unter Verkenning der Frontlinie interpretiert.⁴ Nach der Entdeckung des Lautlinger Kastells griff Lehrer Riester diese Ansicht erneut auf. Erst allmählich wurde erkannt und schließlich von W. Sauter nachgewiesen, dass es sich um eine Befestigung aus dem Spanischen Erbfolgekrieg handelt.⁵ Ende des 19. Jh. wurden mehrere vermeintliche Römerlager bzw. Schanzen ausgegraben bei denen erstmals spätlatènezeitliche Funde zutage kamen. G. Bersu ermittelte bei seinen Grabungen zwischen 1911 und 1924 Spuren von Innenbebauung sowie hölzerne Einbauten in den Toren, die heute als charakteristisch für spätkeltische Viereckschanzen gelten.⁶

Auch die Burgenforschung des 19. Jh. beschäftigte sich mit der Thematik der Schanzen. Der praktische Hintergrund der frühen Forschung war sehr stark im Bereich des Militär- und Pionierwesens sowie des Bauingenieur- und Vermessungswesens verankert. Dazu kamen die Neigung zur Altertumskunde und der Wunsch, Denkmäler der Geschichte aufzuspüren und zu dokumentieren. Vorrangig war der Aspekt des Wehrbaus. Militärische Sichtweisen und die Erforschung einer vorwiegend den Kriegs- und Verteidigungsaufgaben verpflichteten Architektur der Vergangenheit hatten besonderes Gewicht.⁷ Auch der Militäringenieur und Burgenforscher Südwestdeutschlands J. Naehrer ist dieser Frühphase zuzurechnen. Er interpretierte einige mittelalterliche und frühneuzeitliche Anlagen als römisch oder alamannisch (z. B. Rosskopf bei Freiburg), obwohl ihm die Unterschiede durchaus bewusst waren.⁸ Auch Schanzen der Linienabschnitte südlich des Feldberges wurden bereits 1880 von M. Jähns diesen Zeitstellungen zugewiesen.⁹

In den Jahren 1881/1882 verteilte E. Wagner von der Forstverwaltung Fragebögen zu Denkmälern. Die darin enthaltenen Skizzen von Schanzen und Karten von Linien zusammen mit ausführlichen Beschreibungen bieten eine Fülle von Informa-

² RAISER, Ober-Donau-Kreis, S. 52 u. S. 68 mit Anm. 100; BITTEL / SCHIEK / MÜLLER, Viereckschanzen, S. 9.

³ Vgl. „Römerschanze“ bei Ingolstadt als Teil der kurbayerischen Landesdefensionslinie.

⁴ KRAUS, Schanzwerk, S. 33.

⁵ SAUTER, Hechingen 1936, S. 21.

⁶ PLANCK, Fellbach-Schmidlen, S. 341.

⁷ LEISTIKOW, Naehrer, S. 170.

⁸ Vgl. NAEHER, Burgenkunde, S. 52 u. NAEHER / CHRIST, Vertheidigungsbauten, 1882.

⁹ JÄHNS, Handbuch, S. 371.

tionen und stellen eine wertvolle Quelle dar, da einige Anlagen heute nicht mehr erhalten sind.

Erd- und Steinwälle sowie Schanzen fasst A. v. Cohausen unter dem Begriff „Urbefestigungen“ zusammen.¹⁰ Als „Schanzen“ werden von ihm auch Ringwälle und Wallburgen verstanden. Dem folgt ebenfalls P. Salvisberg in seinem Kapitel „Die Kriegsbauten der alten Germanen“, der sich darin ausdrücklich auf A. v. Cohausen beruft.¹¹ Sowohl M. Jähns, A. v. Cohausen, O. Piper als auch P. Salvisberg beschreiben Anlagen unterschiedlicher Zeitstellungen, darunter auch sog. „Heiden-“ und „Schwedenschanzen“.

Im Jahre 1885 publizierte der Militäringenieur und Direktor der Bayrischen Kriegsakademie O. Kleemann (1822–1902) im „Oberbayerischen Archiv“ einen Aufsatz über die Grenzbefestigungen im Kurfürstentum Bayern und 1894 in der „Allgemeinen Militärzeitung“ einen weiteren zu den Befestigungen auf dem Schwarzwald.¹² In seinen Ausführungen greift O. Kleemann auf die Arbeiten A. v. Cohausens, P. Salvisbergs und anderer zurück. Als Parallelen zu den barocken Linienbefestigungen führt er von Herodot, Strabo, Caesar, Tacitus genannte Beispiele, den Hadrianswall sowie die Chinesische Mauer an. Basierend auf seinem Artikel finden sich diese Vergleiche bis weit in das 20. Jh. in verschiedenen Publikationen wieder. Im Besitz des Württembergischen Schwarzwaldvereins befindet sich eine Karte des Schwarzwalds, auf der „die von 1688–1745 errichteten Linien nach besten Quellen“ handschriftlich von O. Kleemann eingetragen wurden.

Parallel zu O. Kleemann arbeitete der Sekondelieutenant Riethammer an den Alblinien, der seine Ergebnisse 1893 in den Reutlinger Geschichtsblättern publizierte.¹³ Zunächst schildert er in seinem Artikel, wie er ausgehend von einer älteren Publikation über eine Schanze dieses Befestigungssystems und der darin beschriebenen zeitgenössischen Karte der Alblinien die Anlagen im Gelände lokalisierte. Dazu übertrug er zuerst die Lage der Befunde in die damals aktuelle Landesvermessungskarte unter Zuhilfenahme der Flurkarte. Nachfolgend suchte er alle 23 auf der alten Karte gezeigten Schanzen im Gelände auf. Soweit Befunde vorhanden waren, beschreibt Riethammer sie in dem Artikel genau oder erwähnt, dass kein Befund vorhanden ist bzw. die Anlage zerstört wurde. Nach der Beschreibung der einzelnen Schanzen gibt er Erläuterungen zum Festungsbau bzw. eine militärische Bewertung und Verknüpfung der Befunde mit den historischen Ereignissen.¹⁴ Im Gegensatz zu O. Kleemann geht Riethammer weit über eine reine Operationsgeschichte hinaus. Sowohl sein systematisches Vorgehen bei den Recherchen als auch die Publikationsform sind beispielhaft und unterscheiden sich kaum von dem heute geforderten Vorgehen.

¹⁰ COHAUSEN, Befestigungsweisen, S. 3–7.

¹¹ SALVISBERG, Studien, S. 149–154, mit Bezug auf COHAUSEN, Befestigungsweisen, S. 150, 154.

¹² KLEEMANN, Grenzbefestigungen; DERS., Linierverschanzungen; DERS., Linien; vgl. KERSCHER, Landesdefensionslinien, S. 174–177; BOESSER, Schwarzwaldlinien, S. 223.

¹³ RIETHAMMER, Alblinien, S. 17–25.

¹⁴ Ebd., S. 22 ff.

Insgesamt profitierten die Forschungen zu den Schanzen seit dem Ende des 19. Jh. nicht nur von den Entwicklungen in der Burgenforschung, sondern auch von der inzwischen etablierten Altertumswissenschaft. Gegenüber der Deutung der quadratischen bzw. rechteckigen Wallanlagen als römische Lager äußert E. Krapff 1894 die Vermutung, dass es sich um vorrömische Befestigungen handelt.¹⁵ W. Conrady stellt 1897 nochmals die Ähnlichkeit der Schanzen mit römischen Kastellen fest. Eine Untersuchung der Schanze von Gerichtstetten durch ihn und K. Schumacher ergab eine Datierung in die mittlere bzw. späte Latènezeit. Von Anfang an zog W. Conrady neben der militärischen Deutung der Anlagen auch Kultplätze in Erwägung.¹⁶ Der Aufsatz O. Kleemanns wurde bereits 1894 als Sonderdruck herausgegeben.¹⁷ Seit dieser Zeit wurden mehrere Artikel mit Beschreibungen einzelner Abschnitte auf dem Schwarzwald und in der Oberrheinebene in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht. Festzuhalten ist, dass mit den Publikationen von O. Kleemann die Erforschung der Barockbefestigungen von derjenigen der „Viereckschanzen“ zu trennen ist. Während die Anlagen der „Landesdefension“ ausschließlich ein Thema von Militärhistorikern und Heimatforschern wurden, nahm sich die Archäologie der Viereckschanzen an.

Für die Zeit nach 1900 sind vor allem die Publikationen von E. Boesser¹⁸, M. Eimer¹⁹ und W. Winterer²⁰ zu nennen. E. v. Müller beschrieb 1906 die Bühl-Stollhofener Linien.²¹ E. Rümelin publizierte 1930 eine Beschreibung der Eppinger Linien.²² J. L. Wohleb verfasste in den 1930er und 1940er Jahren mehrere Artikel zu den Schwarzwaldlinien.²³ Während J. L. Wohleb eher allgemein die Befestigungen auf dem Schwarzwald bearbeitete, setzten die anderen Autoren Schwerpunkte, z. B. W. Winterer auf den Thurner und E. Eimer auf den Kniebis.

Bei den meisten Autoren handelte es sich nicht um ausgewiesene Wissenschaftler, sondern Autodidakten, die mit großem, persönlichem Aufwand forschten und dokumentierten. So war z. B. E. Boesser Studienrat, K. Lang „Professor am Gymnasium“, E. Rümelin war Forstmeister. Besonders operationsgeschichtlichen Details wurde große Aufmerksamkeit geschenkt. Die Aufsätze ermöglichen daher einen relativ schnellen Zugang zum Ablauf der einzelnen Operationen, zu Namen, Daten und Zahlen. Für die meist sehr ausführlich und teilweise vollständig abge-

¹⁵ KRAPFF, Schwäbische Kronik; vgl. BITTEL / SCHIEK / MÜLLER, Viereckschanzen, S. 14.

¹⁶ BITTEL / SCHIEK / MÜLLER, Viereckschanzen, S. 14, Anm. 10.

¹⁷ KLEEMANN, Linien.

¹⁸ BOESSER, Befestigungen; DERS., Schwarzwaldlinien.

¹⁹ EIMER, Zu Kniebis; DERS., Auf dem Kniebis.

²⁰ WINTERER, Schanzen.

²¹ MÜLLER, Bühl-Stollhofener Linien.

²² Vgl. GOESSLER, Landgräben, S. 350.

²³ WOHLER, Schwarzwaldkammlinie, S. 112–115; DERS., Schwarzwaldlinie, S. 177–180; DERS., Wehranlagen; DERS., Kriegsgeschichte, S. 1–4; DERS., Vorderösterreichische Wehranlagen, S. 1–4; DERS., Erdwehnbau, S. 256–274; DERS., Breisgau, S. 117–142; DERS., Literatur, S. 32–58; DERS., Heerstraßen, S. 398–450; DERS., Wehrbau.

druckten historischen Dokumente werden leider keine oder nur sehr ungenaue Quellen angegeben.

Jedoch ist Vorsicht geboten, um nicht Fehlschlüsse zu übernehmen. Bereits im 19. Jh. und dann vor allem nach dem Ersten Weltkrieg dienten Ereignisse der „Raubkriege“ Ludwigs XIV. als „Munition“ für die politische Auseinandersetzung mit dem „Erbfeind“ Frankreich.²⁴ Die in der Zeit um 1900 verbreitete nationaldeutsche Sichtweise klingt beispielsweise in E. Boessers abschließender Wertung zur Schwabenschanze auf dem Kniebis an und ist auch während des Ersten Weltkrieges bei W. Winterer festzustellen.²⁵

Die Arbeit „Feldbefestigung dargestellt an Beispielen der Kriegsgeschichte“ wurde von K. Linnebach 1930 im Auftrag des Reichswehrministeriums erstellt und behandelt zuerst Linienbefestigungen des Markgrafen Ludwig Wilhelm aus der Zeit des Spanischen Erbfolgekrieges. K. Linnebachs Sammlung kriegsgeschichtlicher Beispiele untersucht die „Anwendung“ der Feldbefestigung. Er betrachtet sie vom Standpunkt A. Hitlers ausgehend als Mittel für operative und taktische Zwecke, *als in das Gelände eingegrabene Taktik*.²⁶ In seinen Ausführungen folgt K. Linnebach dem Standardwerk von C. v. Clausewitz.²⁷ K. Linnebachs Publikation ist im Zusammenhang mit der Entwicklung der bereits unter H. v. Moltke und A. v. Schlieffen entsprechend ihren militärischen Verwertungsinteressen betriebenen „Kriegsgeschichte“ zu sehen.²⁸ In den 1930er und zu Beginn der 1940er Jahre erschienen weitere Arbeiten von J. L. Wohleb in Freiburg und im Markgräflerland sowie 1935 der erste Teil eines Aufsatzes von K. Seith, der sich bereits auf ältere Publikationen bezieht.²⁹ Die Beurteilung des militärischen Nutzens der Schwarzwaldlinien erfolgt ausschließlich aus militärischer Sicht, basierend auf den Erfahrungen aus dem Ersten Weltkrieg sowie den Ausführungen von C. v. Clausewitz.³⁰ Daneben ist bei militärhistorischen Themen ein ideologischer Einfluss zu beobachten.³¹ Wenige Informationen zu den Linien enthält die Biographie von O. Flake aus dem Jahre 1937.³²

Interessant erscheint in diesem Zusammenhang auch die Rezeption der Thematik der Kriege Ludwigs XIV., der Person des Markgrafen Ludwig Wilhelm sowie der

²⁴ S. dazu PLASSMANN, Oberrhein, S. 21 f.; HAHN, Frankreich; SCHURIG, Beweis; FENSKE, Nachbarn, mit weiteren Literaturangaben. Bis in die jüngste Vergangenheit stellten auch Franzosen den Neunjährigen Krieg unter nationalistischen Vorzeichen als Verteidigungsmaßnahme Ludwigs XIV. hin: s. RÖDEL, Krieg und Frieden, S. 47.

²⁵ BOESSER, Befestigungsanlagen, Sp. 156; WINTERER, Schanzen, S. 6 ff.

²⁶ LINNEBACH, Feldbefestigungen, S. 7.

²⁷ CLAUSEWITZ, Vom Kriege.

²⁸ WOHLFEIL, Überlegungen, S. 16 f.

²⁹ WOHLB, Schwarzwaldkammlinie, S. 112–115; DERS., Schwarzwaldlinie, S. 177–180; DERS., Oberrheinische Wehranlagen; DERS., Vorderösterreichische Wehranlagen; DERS., Erdwehrrbau, S. 256–274; DERS., Breisgau, S. 117–142; DERS., Heerstraßen, S. 398–450; SEITH, Linien.

³⁰ Vgl. dazu auch HÜBNER, Verrat, S. 66.

³¹ Z. B. METZ, Erinnerungen, S. 19–24.

³² FLAKE, Türkenlouis, S. 329 ff.

Linien in Erzählungen und in der Bühnenliteratur. Hier ist zunächst das bereits 1832 entstandene Drama „Die Geretteten“ von A. v. Phul zu erwähnen, das eine Episode aus den Türkenkriegen behandelt.³³ 1902 erschien das Versspiel „Badisch Blut“ von J. F. Wolff.³⁴ F. Müller schrieb ein „Fest-Spiel zur Erinnerung an den 250-jährigen Geburtstag des hochseligen Markgrafen Ludwig Wilhelm am 8. April 1905 in Rastatt“.³⁵ In „Markgraf Ludwig Wilhelm“, einem vaterländischen Festspiel von 1909, sind zwei Szenen anzuführen.³⁶ In dem Theaterstück „Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden oder Der Türkenlouis. Ein Kampfstück um den Oberrhein“ in drei Akten von F. Roth sind gleich zu Anfang die Stollhofener Linien Handlungsort.³⁷ In dem Stück geht es jedoch mehr um politische Indoktrinierung als historische Korrektheit. Unter den Erzählungen sind „Des Markgrafen Leibmedicus“ von A. H. Albrecht und „Zoraide“ von M. Barack zu nennen.³⁸

In einem Literaturüberblick zur oberrheinischen Kriegsgeschichte konnte J. L. Wohleb 1942 in Bezug auf die Erforschung dieser Epoche darauf verweisen, dass sie *durchaus gegenwartsnah* sei, da ja zwischen 1919 und 1940 *der Vergleich mit den verhängnisvollen Erscheinungen nach 1648 nur allzu nahe* gelegen habe.³⁹ Jede Forschung, die sich mit der Auseinandersetzung zwischen dem Frankreich Ludwigs XIV. und dem Reich beschäftigte, lief Gefahr, in die politische Argumentation eingebunden zu werden.⁴⁰ Auch seriöse Wissenschaftler bzw. Bearbeiter konnten sich dem nicht entziehen.⁴¹ Insbesondere die Vorgänge des Jahres 1689 wurden bewusst für die politische Agitation verwendet.⁴² Trotz der nationalistischen Töne sind die Angaben meist zuverlässig und basieren auf einem umfangreichen Quellenstudium. Den Schlussfolgerungen kann allerdings nicht immer zugestimmt werden.

Nach 1945 ist ein weitgehender Abbruch der Forschungen zum Pfälzischen Erbfolgekrieg bzw. zu den Kriegen Ludwigs XIV. und auch den Linienbefestigungen festzustellen. Untersuchungen zur offensiven Politik Ludwigs XIV. hätten nicht zum Geist der europäischen Einigung und der Versöhnungspolitik mit Frankreich gepasst.⁴³ 1955 wurde eine 5-DM-Gedenkmünze aus Anlass des 300. Geburtstages von Markgraf Ludwig Wilhelm geprägt. Die Mitteilung des Bundesministeriums für Finanzen dazu ist nach M. Plassmann symptomatisch: Der Markgraf habe eine Ehrung

³³ PHUL, Die Geretteten.

³⁴ WOLFF, Badisch Blut.

³⁵ MÜLLER, Fest-Spiel.

³⁶ FREYDORF, Markgraf.

³⁷ ROTH, Kampfstück, S. 6, Stollhofener Linie.

³⁸ ALBRECHT, Leibmedicus; BARACK, Zoraide.

³⁹ WOHLER, Neuere Literatur, S. 32 f.; vgl. dazu auch ONCKEN, Franzosen, S. 4; SCHULZ, Germanis, S. 117; ROMBECK-JASCHINSKI, Friede; HAERING, Württemberg, S. 294, dessen Aufsatz vom Kriegeinsatz der Geisteswissenschaften, Abteilung Landesgeschichte, ange-regt war; PLASSMANN, Oberrhein, S. 22 f.

⁴⁰ Vgl. SCHÖNWÄLDER, Historiker, S. 105–111.

⁴¹ Vgl. z. B. FELDKAMP, Just, S. 23; GERLICH, Landeskunde, S. 68 f.

⁴² Vgl. PLASSMANN, Oberrhein, S. 22.

⁴³ Ebd.; vgl. Literaturüberblick bei VETTER, Heidelberg, S. 192–196.

verdient, da er gegen *fremde, von außen andrängende Heere gekämpft habe*.⁴⁴ Es fehlt ein Hinweis, dass es sich bei den fremden Heeren neben den osmanischen auch um französische handelte. In dem zum gleichen Anlass erschienenen Katalog finden sich wenige Hinweise auf die Linienbefestigungen.⁴⁵

Seit den 1950er und 1960er Jahren wurden zahlreiche Artikel in heimatgeschichtlicher Literatur veröffentlicht, die aber meist auf den Forschungen vor 1945 beruhen und teilweise große Passagen aus diesen älteren Arbeiten zitieren. Die bis dahin weniger beachtete Speyerbachlinie wurde von P. Habermehl, die Queichlinien wurden u. a. von G. Stein bearbeitet.⁴⁶ Die Arbeit von B. Wunder „Frankreich, Württemberg und der Schwäbische Kreis während der Auseinandersetzungen über die Reunionen“ von 1971 enthält über weite Strecken Operationsgeschichte. Unter dem Kapitel zu Strategie und Taktik stellt er das militärische Können Markgraf Ludwig Wilhelms positiv heraus. Die Linienbefestigungen werden in den Schilderungen der einzelnen Ereignisse der Zeit 1679–1697 lediglich nebenbei erwähnt.⁴⁷

Wirkliche Feldforschungen fanden nicht statt, wie auch allgemein neuzeitliche Feldbefestigungen wenig archäologisch untersucht wurden. In Baden-Württemberg wurden die Belagerungswerke um die ehemaligen Festungen Philippsburg⁴⁸ und Breisach⁴⁹ in Luftbildern dokumentiert. Ein bei Heidelberg lokalisiertes Feldlager Tillys zeichnet sich vor allem durch die Anzahl von geborgenen Funden aus. Die Befunde werden im Rahmen eines 2006 angelaufenen Projektes des Kurpfälzischen Museums Heidelberg dokumentiert und ausgewertet. Ansonsten wurden Einzelemente neuzeitlicher Schanzsysteme in Luftbildern erkannt.⁵⁰

Im Südschwarzwald wurden durch die Minifossi AG der Friedrich Ebert Schule in Schopfheim im Gebiet zwischen Wehra im Osten und Feldbergwiese im Westen, zwischen Hasel, Zell i. W. und Hausen sowie im Gebiet Enkenstein-Wieslet-Eichholz-Weitenau-Langenau und Maulburg umfangreichere Feldforschungen angestellt.⁵¹ Die Dokumentation umfasst Kartierungen, Vermessungen, historische Recherchen von mehreren Kilometer langen Wallgräben, 34 Schanzen und Vorposten, 38 Sperrwällen, ausgedehnten Wallstaffeln mit bis zu 12 hintereinander angelegten Wallgräben. Insgesamt konnten 520 Einzelobjekte sowie 76 Systemeinheiten erfasst werden, die im Internet mit einem umfangreichen Fotoarchiv publiziert wurden.

In einem größeren Zusammenhang behandelt M. Plassmann die „Verschanzten Linien“ in seiner Dissertation „Krieg und Defension am Oberrhein. Die Vorderen

⁴⁴ Gedenkmünze, S. 1684; vgl. auch FRITZ, Südwestdeutschland, S. 117 ff.; PLASSMANN, Oberrhein, S. 22.

⁴⁵ ECKERT, Feldherr, S. 39–49, hier S. 43 u. 49.

⁴⁶ HABERMEHL, Neustadt, S. 315 ff.; STEIN, Queichlinien, S. 177 ff.

⁴⁷ WUNDER, Reunionen, S. 197–200.

⁴⁸ Vgl. MUSALL, Grundriß; SCHOTT, Philippsburg; TESCHAUER, Reichsfestung, S. 102–108.

⁴⁹ JENISCH, Breisach, S. 871 ff.

⁵⁰ PLANCK et al., Baden-Württemberg, S. 228 f.

⁵¹ Vgl. <http://www.Jugendheim-Gersbach.de/Jugendheim-Gersbach-Schanzen.html>; STÖRK, Barockschanzen, S. 69.

Reichskreise und Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden (1693–1706)“.⁵² Er untersucht die Bedingungen, Voraussetzungen, Ziele und Absichten, unter und mit denen sich die Vorderen Reichskreise im Neunjährigen Krieg (Pfälzischer Erbfolgekrieg) und im Spanischen Erbfolgekrieg unter Führung des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden am Krieg beteiligten. Er geht dabei u. a. auf die Kreistruppen, deren Einsatz in der Praxis, ihre Mängel und Qualitäten sowie politische und strategische Absichten ein, welche die Kreise mit dem Einsatz verbanden. Daraus ergeben sich wichtige Informationen für die Beurteilung der Linien aus historischer und archäologischer Sicht. In seinen Aufsätzen in dem Katalog zur Ausstellung anlässlich des 350. Geburtstages des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden erwähnt M. Plassmann die Linienbefestigungen kurz in ihrem historischen Kontext, als Teil der Überlebensstrategie der Vorderen Reichskreise.⁵³ Dieser Aspekt wird auf Basis der bisherigen archäologischen Aufnahmen der Defensionslinien nachfolgend vertieft.

3 Historischer Hintergrund

3.1 Kriegszüge am Oberrhein während des 17. und 18. Jahrhunderts

Die Friedensschlüsse von 1648 zu Osnabrück und Münster am Ende des Dreißigjährigen Krieges regelten zwar die europäischen Verhältnisse und erweckten den Anschein eines Interessenausgleiches zwischen den Hauptkontrahenten in Europa (Frankreich und Reich). Es handelte sich jedoch lediglich um einen instabilen Waffenstillstand: Bereits 1635 war der Spanisch-Französische Krieg ausgebrochen, der 1659 mit dem Pyrenäischen Frieden seinen Abschluss fand. Ein mit diesem Frieden gekoppelter Heiratsvertrag zwischen Ludwig XIV. und der spanischen Königstochter Maria Theresia eröffnete dem Hause Bourbon die Aussicht auf das Erbe der spanischen Habsburger. Damit endete die spanisch-habsburgische Vorherrschaft in Europa. Gleichzeitig wurde dadurch die Ausgangsposition für die Vorherrschaft Frankreichs geschaffen. Ludwig XIV. (König von 1643–1715) übernahm nach dem Tode Mazarins 1661 selbst die Leitung des Staates und vollendete den Absolutismus. Während seiner Regierungszeit führte er folgende Eroberungskriege: den Devolutionskrieg (1667/68), Holländischen Krieg (1672–1679), Pfälzischen Erbfolgekrieg (1688–1697) und Spanischen Erbfolgekrieg (1701–1714). In den Auseinandersetzungen standen sich nicht das Heilige Römische Reich und Frankreich gegenüber, sondern die beiden Fürstenhäuser Habsburg und Bourbon mit ihrer jeweiligen Hausmacht.⁵⁴ Daraus erklärt sich auch das Verhalten der übrigen Fürsten

⁵² PLASSMANN, Oberrhein, S. 244–269.

⁵³ DERS., Ludwig Wilhelm, S. 34–40.

⁵⁴ Einen annalistischen Überblick über Operationen bietet: Badischer Militär-Almanach 3. Jg., Karlsruhe 1856, S. 4–86, hier DE LA ROCHE, Oberrhein; Überblick s. STEGEMANN, Kampf; zu Heeren vgl. DELBRÜCK, Kriegskunst Vierter Teil, S. 257 ff.; HARDER, Handbuch, S. 25.

im Reich, die sich jeweils an ihren Interessen orientierten und entweder Österreich und damit den Kaiser unterstützten oder Frankreich. In der europäischen Konfrontation war „Casa d’Austria“ jedoch die stärkere, da sie nicht nur über Österreich und Ungarn, sondern auch über Spanien, die Niederlande, die Freigrafschaft Burgund, Mailand, Neapel und Sizilien gebot. Die über Frankreich herrschenden Bourbonen fühlten sich eingekreist und versuchten, den Ring dort zu sprengen, wo er am drückendsten war, wie z. B. am Rhein mit dem Pfälzischen Erbfolgekrieg.

Im Polnischen Erbfolgekrieg 1733/35 übernahm am 17. April 1734 Prinz Eugen mit dem Hauptquartier in Waghäusel den Oberbefehl am Rhein. Da ihm gegen die französische Armee eine zahlenmäßig unterlegene Truppe zur Verfügung stand, kam nur eine Defensive in Betracht. Im Laufe des Krieges gingen Kehl und Philippsburg verloren, eine Belagerung Breisachs konnte verhindert werden. Neue Kämpfe in den Vorlanden brachte der Österreichische Erbfolgekrieg von 1740 bis 1748. Belle-Isle drang 1741 über Freiburg nach Oberösterreich vor. Prinz Karl von Lothringen konnte die Franzosen 1743 wieder über den Rhein zurückwerfen. 1744 besetzten die Franzosen abermals Freiburg und den Schwarzwald, während Karl von Lothringen einen Vorstoß in das Elsass unternahm. Im Jahre 1745 war der Rhein wieder österreichisch. Den letzten Abschnitt der vorderösterreichischen Kriegsgeschichte, der für die Defensionslinien von Bedeutung ist, bildeten die Franzosenkriege 1792–1815.

3.2 Kriegsführung Ludwigs XIV. und seines Kriegsministers Louvois

Seit 1666 reorganisierte Kriegsminister Louvois die königliche Armee, die 1672 mit rund 120.000 ausgebildeten Offizieren und Mannschaften ungefähr viermal so stark war wie die anderen stehenden Heere in Europa und über eine eigene Artillerie verfügte.⁵⁵ Der Minister ließ die Feldtruppen nicht mehr durch Kontributionen vom Kriegsgebiet bzw. angrenzenden Gebieten verpflegen, sondern von festen Magazinen aus. Damit konnten die Einsatzbereitschaft, Schnelligkeit, Reichweite und Dauer militärischer Operationen beträchtlich gesteigert werden. Das Magazinsystem ermöglichte die expansive Politik Ludwigs XIV. Die französische Übermacht auf wirtschaftlichem und militärischem Gebiet war insgesamt überragend.⁵⁶ In einem Bericht aus dem Jahr 1682 schildert der im Dienst Schwedens tätige Diplomat Samuel Pufendorf seinen Eindruck, dass Frankreich die weit überlegene Macht Europas sei. Er bemüht sich, den schwedischen König Karl XI. zu überreden, in engem Kontakt mit Frankreich zu bleiben.

Die Erhebung von Kontributionen wurde beibehalten, wenn auch nicht zu Verpflegungszwecken. Louvois und Ludwig XIV. sahen in ihnen ein Mittel, politischen Druck auszuüben oder scheinbar legale Begründungen für die Zerstörung von Sied-

⁵⁵ MUSALL / SCHEUERBRANDT, Siedlungszerstörungen, S. 2.

⁵⁶ BÉRENGER, Vormachtstellung, S. 43.

lungen zu erhalten.⁵⁷ Auf diese Weise konnten die materiellen und finanziellen Kräfte des Gegners geschwächt oder sogar vernichtet werden. Bis zu Louvois' Reformen galt es als allgemeines Kriegsrecht, bei Verweigern der Kontributionen Strafverbrennungen durchzuführen.

Bewegungskrieg und Entscheidungsschlachten wurden gemieden, da besonders auf Sicherheit Wert gelegt wurde. Louvois und der von ihm beeinflusste König hielten daher Turenne und Condé zurück, die beide den Bewegungskrieg bevorzugten. Als sie 1675 vom Kriegsschauplatz abtraten, wurde der Schwerpunkt der französischen Kriegsführung immer mehr auf den Bau von Festungen, die Belagerung von gegnerischen Festungen, Truppenbewegungen und zunehmend Ausplünderung und Verwüstung feindlicher, aber auch neutraler Territorien vor den französischen Grenzen gelegt. Die Schaffung einer Glacis vor den eigenen Grenzbefestigungen durch Entfestigungen, Zerstörungen von Siedlungen und die Anlage von Wüstungszonen sollte die Angriffe und Belagerungen durch feindliche Truppen verhindern oder zumindest erschweren.

3.3 Kriegsführung der Vorderen Reichskreise im 17. und 18. Jahrhundert

Während der letzten vier Jahrzehnte des 17. Jh. war das kaiserliche Heer gezwungen, sowohl im Westen als auch im Osten des Reiches zu kämpfen. Beteiligt waren dabei nicht nur kaiserliche Truppen im engeren Sinne, sondern darüber hinaus Hilfskräfte, wie Reichsheer und Landesaufgebote. Letztere waren meist irregulär und wurden für lokale Zwecke eingesetzt. Nur die regulären Truppen des Kaisers, die Kontingente der Reichsfürsten und Reichskreise sowie die Heereskörper außerdeutscher Alliierten kamen für großräumige Operationen in Frage. Im Kräftepotential der Armeen ergaben sich starke Schwankungen. Angaben zu Truppenstärken sind nicht unbedingt zuverlässig. Angesichts unterschiedlicher Mannschaftsstände bildeten auch Regimenter keine einheitlich feststehende Größe. Dadurch ergaben sich Probleme, wie sie in der französischen, schwedischen oder türkischen Armee dieser Zeit nicht bestanden.⁵⁸

Die Landschaft am Oberrhein war in unterschiedlich große Stände zergliedert, deren Zahl zum Ende des 17. Jh. auf 56 angewachsen war.⁵⁹ In Friedenszeiten verfügten die meisten Stände über keine oder eine nur sehr schwache Armee. Nach dem Aussterben der Tiroler Linie des Hauses Habsburg 1665 unterstanden Tirol und die Vorlande wieder unmittelbar dem Kaiser in Wien. Damit waren sie auch ganz den Erfordernissen der kaiserlichen Politik unterworfen. Zusätzlich zu den Kriegen 1672–1713 waren Beiträge für die seit 1680 wieder auflebenden Türkenkriege zu leisten. Die Reichsstände waren weder personell noch institutionell dazu in der Lage, sich selbst zu verteidigen.⁶⁰ Beim Übergang an Habsburg hatte der ständische

⁵⁷ MUSALL / SCHEUERBRANDT, Siedlungszerstörungen, S. 2.

⁵⁸ ALLMEYER-BECK, Armee, S. 83.

⁵⁹ QUARTHAL, Untertanen, S. 7.

⁶⁰ PLASSMANN, Ludwig Wilhelm, S. 35; vgl. QUARTHAL, Untertanen, S. 7.

Haushalt noch jährlich etwa 30.000 Gulden betragen. Bis 1697/98 stieg er auf knapp 300.000 und 1706 auf 350.000 Gulden an. Um die Kontributionen aufbringen zu können, musste die Steuer 1690/91 insgesamt 23-mal erhoben werden. Zwischen Oktober 1697 und 1698 sahen sich die Stände ferner gezwungen, sechs Anlagen und zusätzlich 34.660 Gulden Kredit aufzunehmen.⁶¹

Den Ständen dienten die Reichskreise als Forum, um das gemeinsame, defensive Ziel zu erreichen. Die Kriegsführung am Oberrhein wurde an der Wende des 17./18. Jh. in hohem Maße von diesen sog. Vorderen Reichskreisen getragen, insbesondere vom Fränkischen und Schwäbischen Kreis, aber auch vom Oberrheinischen, Kurrheinischen und Niederrheinisch-Westfälischen Kreis.⁶² Nach der im Westfälischen Frieden 1648 vorgesehenen Wiederbelebung der Reichskreise wurden immer mehr Aufgaben von ihnen selbständig übernommen und gelöst, die ihnen ursprünglich nicht übertragen worden waren.⁶³ Besonders der Fränkische und Schwäbische Kreis entwickelten reges politisches Leben sowie ansatzweise eigenständige Staatlichkeit.

Zu den Aufgaben der Reichskreise gehörten Aufstellung, Unterhalt und Einsatz von Streitkräften.⁶⁴ Die von den Kreisen aufgestellten Armeen waren jedoch zu schwach, um die Verteidigung am Oberrhein allein zu tragen.⁶⁵ Um den Kern der Kreistruppen gruppieren sich daher Truppen des Kaisers, der Reichsfürsten sowie der Niederlande und Englands. Es fehlen Untersuchungen zum praktischen Einsatz der Truppen.⁶⁶ Ziele und Strategien der Kreise wurden ebenso nicht behandelt. Weder intern noch in Schriftstücken an den Oberbefehlshaber, den Kaiser oder andere Verbündete formulierten die Kreise strategische und operative Grundsätze und gaben keine grundsätzlichen Weisungen für die Kriegsführung, sondern lediglich in allgemeinen Worten Kriegsziele an. Trotz der Tatsache, dass kein Kriegsplan aufgestellt wurde, behielten die Kreise großen Einfluss auf die Operationen und Verteilung der Truppen, auch wenn sie sich dem Oberkommando unterstellten.⁶⁷

Kein Reichskreis war in so viele Territorien zersplittert, die ferner unterschiedlichen Konfessionen angehörten, wie der Schwäbische.⁶⁸ Das Gebiet des Schwäbischen Reichskreises umfasste den größten Teil des Stammesherzogtums Schwaben, war mit diesem aber nicht deckungsgleich. Der Kreis wurde in etwa von Jagst, Wörnitz, Lech, Bodensee und Rhein begrenzt und erstreckte sich über das heutige Bundes-

⁶¹ QUARTHAL, Untertanen, S. 7.

⁶² Vgl. dazu PLASSMANN, Oberrhein, S. 11 f.

⁶³ DOTZAUER, Reichskreise I u. II, II mit Ergänzung zu I, S. 441–495; MAGEN, Reichskreise; DERS., Reichsexekutive; HARTMANN, Reichskreis-Strukturen, S. 36–98; WUNDER, Kaiser; DERS., Chausseebau; VANN, Politics; KOLLER, Studien, S. 164.

⁶⁴ Aufbringung, Finanzierung usw. der Kreistruppen für den Fränkischen vgl. Kreis SICKEN, Wehrwesen, Bd. 1–2; für den Schwäbischen Kreis von STORM, Kreis, zuverlässig dargestellt, so dass eine Detailbetrachtung hier entfallen kann; vgl. auch PLASSMANN, Oberrhein, S. 12.

⁶⁵ PLASSMANN, Ludwig Wilhelm, S. 35.

⁶⁶ Vgl. KROENER, Kriegsvolck, S. 154 f.

⁶⁷ PLASSMANN, Oberrhein, S. 30.

⁶⁸ HARDER, Handbuch, S. 26.

land Baden-Württemberg und den bayrischen Regierungsbezirk Schwaben. Im Norden grenzte er auf einer ungefähren Linie Philippsburg-Sickingen-Wimpfen-Dinkelsbühl an den Kurrheinischen und Fränkischen Kreis, im Osten an den Bayrischen Kreis, im Süden an die Schweiz und im Westen ans Elsass sowie die zum Oberrheinischen Kreis gehörenden Territorien zu beiden Ufern des Rheins. Für die Administration war der Kreis in ein württembergisches (Mitte und Nordosten), badisches (Oberrheintal, dazu die fürstenbergischen und Rottweiler Territorien auf Schwarzwald, Baar und Alb), konstanzisches (Süden westlich der Iller) und augsburgisches (Südosten zwischen Iller, Donau und Lech) Viertel eingeteilt, die jeweils von den beiden wichtigsten weltlichen und geistlichen Ständen dominiert wurden. Das Kreisgebiet war nicht geschlossen, sondern die zum Österreichischen Reichskreis gehörenden österreichischen Vorlande und die Territorien der außerhalb der Defensionalordnung stehenden Reichsritterschaft lagen über ganz Schwaben verstreut.

Insgesamt 100 weltliche und geistliche Fürsten, Prälaten, Grafen und Herren sowie Reichsstädte sollten gemeinsam ein Heer von 4000 Mann aufstellen. Die Ausführung der militärischen Aufgaben wurde einem gewählten Kreisoberst übertragen. Während der Kriege gegen Ludwig XIV. wurde 1696 das neue, rein militärische Amt des Kreisfeldmarschalls für Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden geschaffen, das nach seinem Tod 1707 an die Württemberger fiel. Diese hatten traditionell bereits das Amt des Kreisoberst inne und führten damit das schwäbische Wehrwesen an. In den ersten Jahrzehnten nach dem Westfälischen Frieden bemühte sich das Herzogtum Württemberg um den Aufbau der „innerlichen Defension“. Die äußere Bedrohung trat jedoch stärker in den Vordergrund, und 1664 wurde ein bewaffnetes Kontingent (erste Armatur) zum Kaiser auf den ungarischen Kriegsschauplatz entsandt. Aufstellung und Einsatz einer „zweiten Armatur“ im Holländischen Krieg (1672–1677) wurden von Seiten der Kreise so lange verzögert, bis sie schließlich entfielen. Frankreich sollte nicht durch Rüstungen provoziert und so einer Besetzung vorgebeugt werden. Die erneute Türkengefahr forderte schließlich die Aufstellung einer „dritten Armatur“. Von 1683–1688 fochten schwäbische Truppen in fünf Feldzügen in Ungarn. Die Vernachlässigung der „inneren Defension“ und der Einsatz gegen die Türken bewirkten, dass Schwaben dem französischen Einmarsch bei Ausbruch des Pfälzischen Erbfolgekrieges 1688 völlig wehrlos gegenüberstand. Im Verlauf des Krieges fanden sich der Schwäbische und Fränkische Reichskreis in einem Bündnis zusammen, um sich vor allem von den Quartierleistungen der fremden Truppen zu befreien. Beide Kreise hoben insgesamt 24.000 Mann aus, die unter kaiserlichem Oberbefehl zur Landesverteidigung eingesetzt wurden. 1693 übernahm Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden den Oberbefehl und drei Jahre später auch den Titel des Kreisfeldmarschalls am Oberrhein. Gestützt auf die Kreise Franken und Schwaben plante er, ein Reichsheer ohne den Kaiser und den Reichstag zu bilden, was von Württemberg unterstützt wurde. Die beiden Kreise konnten von der Notwendigkeit eines stehenden Heeres zur Aufrechterhaltung der Sicherheit überzeugt werden. Der Schwäbische Reichskreis beschloss 1694 die Einführung des *mi-*

les perpetuus (stehendes Heer). Der Fränkische Kreis folgte diesem Beispiel. In Frankreich bestand dagegen eine straffe und effektive Armeeverwaltung, die einen einheitlichen, auf Zentralisierung und Erhöhung der militärischen Schlagkraft bedachten Willen erkennen ließ.⁶⁹ Zahlenmäßig übertrafen die Franzosen das Heer des Markgrafen fast immer. Über den Zustand der Reichsarmee gibt ein Brief des Markgrafen Ludwig Wilhelm an den Kaiser Auskunft: [...] *Wenn man jetzt einen abgerissenen Menschen um ein Stücklein Brot betteln sieht, so sagt man, das ist ein kaiserlicher Soldat. Ein besseres Merkzeichen hat das Volk für sie nicht. Dies alles überschreibe ich Ew. Majestät offenherzig und ohne Umschweife.*⁷⁰ Im Feldheer der Reichskreise fehlte es an Ausrüstung, Proviant, regelmäßigem Sold, Waffen und Munition.

Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden war länger im Amt als jeder andere Oberbefehlshaber vor und nach ihm.⁷¹ Er übte ca. 14 Jahre maßgeblichen militärischen und politischen Einfluss aus. Seine Vorgänger und Nachfolger leiteten dagegen lediglich ein oder zwei Kampagnen, bevor sie abgelöst wurden oder freiwillig zurücktraten. In der Regel mussten bei fast jährlichem Wechsel der Oberbefehlshaber in jedem Frühjahr erneut Stellung und Kompetenz des Feldherren geklärt werden, bis sich die Zusammenarbeit mit der Kreisgeneralität und den übrigen Kreisorganen eingespielt hatte.

Nach dem Frieden von Rijswijk 1697 wurde der Umfang der Truppen, die sonst nach jedem Krieg abgedankt wurden, verringert. Die Stellung der Garnison für die Reichsfestung Kehl bot die Möglichkeit, den Kern der Truppen beizubehalten. Im Heidenheimer Rezess beschlossen der Fränkische und der Schwäbische Kreis 1700 die bewaffnete Neutralität im heraufziehenden erneuten Streit um das spanische Erbe. Das stehende Heer war damit bestätigt. Im Verlauf des Spanischen Erbfolgekrieges kämpfte das schwäbische Kreiskontingent im Rahmen der 1702 in Nördlingen beschlossenen Assoziationsarmee aus den fünf vorderen Kreisen in einer Stärke von 44.300 Mann auf kaiserlicher Seite.

Offensichtlich lag gerade eine geringe Intensität der Kämpfe im Interesse der Kreisstände, die in einem europäischen Krieg viel zu verlieren hatten.⁷² Durch die Ungunst der geografischen Lage wurden sie zwischen den seit dem 16. Jh. um die europäische Vormacht konkurrierenden Großmächten Frankreich und Habsburg in deren Kriege hineingezogen. Die Kreise verfolgten kein eigenständiges Ziel in diesen Konflikten, was sie angesichts ihrer militärischen und politischen Schwäche auch nicht konnten.⁷³

⁶⁹ SCHMIDT, Militärverwaltung, S. 37.

⁷⁰ SCHULTE, Markgraf, S. 355.

⁷¹ PLASSMANN, Oberrhein, S. 13 f.

⁷² Ebd., S. 13.

⁷³ Vgl. MALETTKE, Beziehungen, S. 14; WEBER, Rheinpolitik, S. 75; PRESS, Oberrheinlande, S. 4 f.; HAHLEWEG, Konflikt, S. 1328; STORM, Militia, S. 90.

Die Befestigung der Schwarzwaldpässe und -höhen sowie der Oberrheinebene durch Linien kann als Ausgleich der französischen Überlegenheit gesehen werden bzw. als Ergebnis der hinzögernden Kriegsführung, die auch deren Defensivcharakter entsprach.⁷⁴ Zwischen 1635 und 1796 waren die Oberrheinverteidigung und die Behauptung der Schwarzwaldpässe ein Kernproblem der Kriegsführung.⁷⁵ Fast alle bedeutenden Oberbefehlshaber von Karl V. von Lothringen über Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden bis zu Erzherzog Carl sahen sich damit konfrontiert. Jeder versuchte, dieses Problem angesichts einer zahlenmäßigen gegnerischen Überlegenheit auf seine Weise zu lösen, wobei keinem die Lösung vollständig gelang.

4 Linien auf und im Schwarzwald

Die Linienbefestigungen verlaufen auf den Höhen des Schwarzwaldes, auf der Schwäbischen Alb und in der Rheinebene im heutigen Bundesland Baden-Württemberg. Als geschlossene Naturlandschaft hebt sich der Schwarzwald aus der Umgebung heraus. Er ist nicht nur das größte Mittelgebirge des Landes, sondern auch Deutschlands.⁷⁶ Die Gesamtlänge des von Nordost nach Südsüdwest verlaufenden Gebirges vom Karlsruhe-Durlacher Turmberg bis Bad Säckingen am Hochrhein beträgt ca. 170 km mit einer wechselnden Breite von 30–60 km, rund 6000 km² Fläche und einer durchschnittlichen Bewaldung von 66%. Mehrere der größten Gebirgsjoche, deren Hauptrichtung mit der allgemeinen Richtung des Gebirges (SW-NO) übereinstimmt, fallen stark und kontinuierlich nach Westen ab. Die von großen Hochebenen eingenommene Höhe des Gebirges erscheint vom Rheintal aus daher wie ein scharfer Kamm. Der Schwarzwald hat jedoch keinen ausgeprägten scharfen Gebirgskamm.⁷⁷ Die höchsten Erhebungen sind Feldberg mit 1493 m und Belchen mit 1414 m (beide im Südschwarzwald), Kandel mit 1241 m (mittlerer Schwarzwald), Hornisgrinde mit 1164 m (Nordschwarzwald) und Lemberg mit 1015 m bei Rottweil (Schwäbische Alb). Der niedrigste Punkt ist der Rheinpegel bei Mannheim mit 85 m ü. NN. Die größten Flüsse sind der Rhein mit einem Anteil von 437 km, der Neckar mit 367 km, die Donau mit einem Anteil von 251 km, Jagst mit 203 km und Kocher mit 182 km.

Vor allem auf der Westseite hat der Schwarzwald zahlreiche große Quertäler, die sich nach Nordwesten öffnen. Die wichtigsten von Süden her sind das Wiesen-, Münster-, Höllen-, Elz-, Schutter-, Rench-, Acher-, Murg- und untere Albtal. Auf der Ostseite befinden sich nur wenige Täler: Brigach- und Bregtal vereinigen sich

⁷⁴ Vgl. WINTERER, Schanzen, S. 12.

⁷⁵ SCHMIDT, Verteidigung, S. 49.

⁷⁶ Der Begriff „Mittelgebirge“ wird vorzugsweise in Europa verwendet und gilt als unscharf; vgl. LESER / HAAS / MOSIMANN / PAESLER, Wörterbuch, Bd. 1, S. 406; DIES., Wörterbuch, Bd. 2, S. 66 u. S. 212–213.

⁷⁷ HEUNISCH, Beschreibung, S. 7.

bei Donaueschingen und bilden das Donautal. Das bedeutendste Quertal auf der Ostseite ist das Wutachtal. Im Nordschwarzwald sind die Höhenrücken zwischen Nagold, Enz, Murg und Rheinebene Hindernisse für Verkehrsverbindungen von Ost nach West. Den Vorteil einer Durchquerung des Schwarzwaldes von der Ortenauer und Breisgauer Rheinebene bis zur Baar mit nur einem Passanstieg bot allein der Mittlere Schwarzwald mit den Tälern von Rench, Kinzig und Dreisam. Die wichtigsten Pässe, die über den Schwarzwald führen, sind der Belchenpass vom Münstertal über die Grinne ins Wiesental, das Höllental, der Pass über den Kilpen, über den Kniebis und durch das Kinzigtal. Ferner bestehen noch Seitenpässe zwischen den Quertälern: zwischen Sirmitz und Fischenberg, über den Weisenbach vom Präg- ins Wehratal, über den Schönberg vom Elz- ins Kinzigtal und über den Ruhstein vom Acher- ins Murgtal. Die bestehenden Nahverbindungen waren schwierig und kaum für Lastverkehr geeignet.

Südlich von Glotter- und Dreisamtal fehlen alle Hinweise für einen Ost-West-Verkehr durch das Gebirge. Am Süden (Steinen-, Schlucht-, Alb- und Wehratal) und am Nordende (Enz-, Nagold- und Würmtal) des Gebirges befinden sich tief eingeschnittene Längstäler. Einer günstigen Nord-Süd-Route durch das Murgtal stand bis ins 18. Jh. die Murgschlucht entgegen. Die südlich ausgerichteten Täler waren am ehesten über die Hochrheinstrecke erschlossen. Diese Täler und Höhenzüge wurden nur für den lokalen Bedarf mehrfach gequert.

4.1 Schwarzwaldkammlinien

Im südlichen Schwarzwald herrschen Bergkämme vor, die durch tief eingeschnittene, an der Westabdachung verlaufende Täler entstanden. Für den Westabfall sind tiefe Täler mit einem vorwiegend kerbtal förmigen Querschnitt und kurzen Verlauf charakteristisch. Die höchste Erhebung des Hochschwarzwaldes bildet die Feldberg-Herzogenhorn-Gipfelregion zwischen 1300 und 1496 m, die um etwa 200 m gegenüber ihrer Umgebung herausgehoben worden ist. Dem Stübenwasen als Ausläufer des Feldberges schließt sich ein verbindender Höhenzug über den Notschrei und das Wiedener Eck zum Belchen an. Die Landschaft erhält durch die vom Belchen und Zeller Blauen ins Wiesental abzweigenden und abfallenden Höhenzüge ein Liniengepräge, das sich im Schwarzwald sonst nicht mehr findet.⁷⁸

Die direkten Anfänge der Befestigungen auf dem Schwarzwald sind W. Winterer folgend im Dreißigjährigen Krieg zu suchen. Er zitiert die Kopie eines Schreibens des Kaisers an den in den vorderösterreichischen Landen kommandierenden Erzherzog Leopold vom 20. März 1620, in dem dieser angewiesen wird, die Pässe zu Breisach und auf dem Schwarzwald zu befestigen.⁷⁹ Über die Ausführung der angeordneten Arbeiten finden sich keine weiteren Angaben in den Quellen. Einen Beweis, dass der kaiserliche Erlass befolgt wurde, könnten die Verordnung des Prälatenstan-

⁷⁸ MÄCKEL, Naturraum, S. 7; SCHILLING, Schwarzwald-Haus, S. 18.

⁷⁹ WINTERER, Schanzen, S. 6.

des vom 16. Dezember 1631 und Gefechtsberichte von 1638 anzeigen. Ende 1631 ordnete der Prälatenstand die Sicherung der Hauptpässe an, wozu 1000 Mann zu Fuß und 150 zu Pferd aufgebracht werden sollten.⁸⁰ Die Gefechtsberichte von 1638 beziehen sich auf den Hohlengraben.⁸¹ 1696/97 begann Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden mit dem Bau von Befestigungen in Form von Linien, Verhauen und Redouten, um alle Pässe, Übergänge und Straßen über den Schwarzwald vom Hochrhein bis nach Neuenburg nahe Pforzheim zu sichern (Abb. 1). Der Abschnitt Bad Säckingen-Feldberg wird unterschieden in eine ältere, wohl in den 1680er Jahren und anfangs der 1690er Jahre angelegte, sog. Hintere Linie und westlich davon eine jüngere, Vordere Linie, die ebenfalls zum Feldberg führt.⁸² Die Linien begannen bei Rothaus-Murg. Der weitere Verlauf fiel mit den Befestigungen (Landhag) am Westrand des Hotzenwaldes zusammen. Der Wall zog sich bis auf die Höhe von Harpolingen, wandte sich dann über den Hundsberg westwärts auf der Höhe des südlichen Eggberghanges, verlief danach unterhalb Egg auf der Höhe des Eggberghanges nördlich in Richtung auf Jungholz bis zur Redoute, die die Straße von Wehr auf den Wald kontrollierte.⁸³ Sie blieb auf der Höhe, zog an Bergalingen und Hütten vorbei über den Klingelfelsen gegen Rütthof und Atdorf bis zum Lang-Eck und über den Hornberg zum Ödland bei Herrischried. Bei Todtmoos führte sie in das schluchtartige Wehratal hinab, überquerte dieses und setzte sich auf dem Kempfenlagerkopf fort. Die Schanzen von Gersbach-Mettlen bildeten den Angelpunkt, an dem sich Hintere und Vordere Linie trennten. Den Verlauf der Oberen oder Hinteren Linie bezeichnen die Punkte Mettlen, Gersbacher Eck, Todtmoos-Au, St. Antöni-Weißenbachsattel, Hochkopf, Herzogenhorn und Feldberg.⁸⁴ Von Gersbach-Mettlen verlief die Vordere Linie über Schlechtbach-Gleiche-Letze zum Wald bei dem Hohen Möhr-Schänzle, oberhalb Zell-Hirschbühl am Zeller Blauen, mit einer Mauer zum Blauengipfel-Wolfsacker, Böllener Hau (oberhalb Neuenweg), Wiedener Eck, Muggenbrunn bis zum Feldberg.⁸⁵ Die Mittlere Linie erstreckte sich vom Feldberg über den Hohwart bei Breitnau und den Doldenbühl zum Thurner, weiter über den Hohlengraben und die Kaiserebene nach Gütenbach. Sie traf dann auf die Hirschlach-

⁸⁰ WINTERER, Schanzen, S. 8, Anm. 1 (hier Verweis auf: GLAK [Generallandesarchiv Karlsruhe], Breisgau Generalia, Kriegssachen 1631).

⁸¹ Ebd., S. 9, Anm. 2 (hier Verweis auf: Wien, K. u. K. Kriegsarchiv, Feldakten 1638).

⁸² KLEEMANN, Linien, S. 44 f.; SEITH, Linien, S. 23; REGELE, Militärgeschichte, S. 117–130, hier S. 117; vgl. DÖBELE, Hotzenwald, S. 99; STÖRK, Barockschanzen, S. 74; MUSALL / SCHEUERBRANDT, Siedlungszerstörungen, S. 20.

⁸³ DÖBELE, Hotzenwald, S. 99; DERS., Murg, S. 102.

⁸⁴ KLEEMANN, Linien, S. 44; WOHLER, Schwarzwaldkammlinie, S. 114; SEITH, Linien, S. 24; DÖBELE, Hotzenwald, S. 99; JEHLE, Wehr, S. 178; METZ, Hotzenwald 1980, S. 244; VETTER, Feldberg, S. 162.

⁸⁵ SEITH, Linien, S. 23.

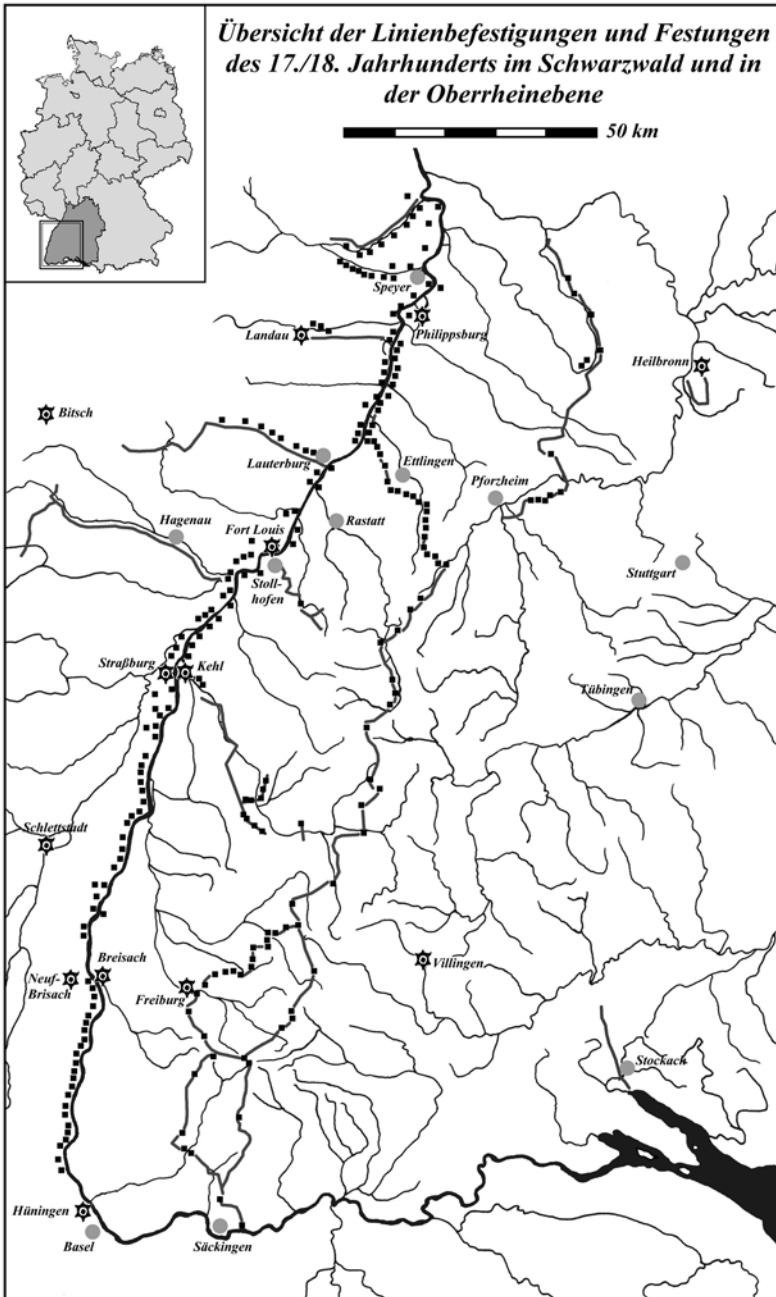


Abb. 1: Zeichnung: Martin Straßburger. Nach: H. Musall / A. Scheuerbrandt, Historischer Atlas Baden-Württemberg, Karte VI, 12, Stuttgart 1985

und Prechtaler Schanzen. Nördlich vom Rohrhardsberg teilte sich die Linie. Ein Teil führte nach Hausach, wo eine Linie parallel zum Kinizigtal begann. Der andere Zweig lief durch das Gutachtal, Hornberg, Kinizigtal, über die linke Murgseite bei Eyachtal zum Kniebis.⁸⁶ Anschließend führten die Befestigungen das Murgtal entlang über Schramberg (bei Raumünzach) gegen Dobel oberhalb Herrenalb und Neuenbürg an der Enz bei Pforzheim.⁸⁷ Dem Abschnitt Feldberg-Rohrhardsberg der Mittleren Linie wurde nach 1705 die Randlinie vorgelagert.

4.2 Passbefestigung vom Rothaus

Die Schanzen von Rothaus riegelten eine Engstelle ab, an der das Grundgebirge des Vorwalds weit gegen den Hochrhein vorspringt.⁸⁸ In den Kriegen des 17. und 18. Jh. war der militärisch wichtige Platz mehrmals umkämpft. Die ersten Schanzanlagen wurden dort im Dreißigjährigen Krieg angelegt, wobei die Ruine der Burg Rheinsberg in die Befestigungen mit einbezogen wurde. Am 2. März 1638 stürmten die Schweden die mit 300 kaiserlichen Musketieren besetzten Schanzen und machten 150 Gefangene.⁸⁹ Bis 1650 blieb die Gegend von französischen und schwedischen Truppen besetzt. 1682 befanden sich Wachhaus und Schanzen in einem schlechten Zustand. Sie wurden 1691 erneuert und für 1000 Mann Besatzung ausgebaut. Im Spanischen Erbfolgekrieg (1701–1714) waren die Anlagen mehrmals besetzt. Während des Österreichischen Erbfolgekrieges ließen die Franzosen die für sie hinderlichen Befestigungen schleifen, als sie 1744 die Hochrheinstädte besetzt hielten.⁹⁰ Heute sind im Gelände nur noch undeutliche Spuren erkennbar.

Ein Plan der teilweise symmetrisch angelegten Befestigungen, der in die Zeit um 1700 datiert, befindet sich im Generallandesarchiv Karlsruhe (Abb. 2 u. 3).⁹¹ Im Nordwesten lag eine Redoute, von der nach Süden hin ein Wall wegführte zu einem Hornwerk mit seitlich vorspringenden Halbbastionen, breitem Graben und vorgelagertem Ravelin. Nach Südosten wurde die alte Burganlage auf dem Rheinsberg (404 m ü. NN) in die Anlage mit einbezogen. Es folgte ein weiteres Hornwerk. Zum Rhein hin war ein unregelmäßig verlaufender Wall als Sperre aufgeworfen worden, in dessen Vorfeld Palisaden oder Sturmpfähle aufgestellt waren. Auf dem gegenüberliegenden Rheinufer stand eine kleine Batterie für sechs Geschütze.

Die Befestigungen von Rothaus weisen alle Charakteristika der Gumpfschen Gebirgsbefestigungen in Tirol auf, wie sie in der Relation und der Beschreibung des Pustertals abgebildet sind.⁹²

⁸⁶ Vgl. Visitation 1710, Karte GLAK, HfkLa N 132 rot, Hfk XI, 9.

⁸⁷ Vgl. KOPP, Schwarzwaldwanderer, S. 56.

⁸⁸ METZ, Hotzenwald, 1980, S. 980; STRABBURGER, Elias Gumpff, S. 81–83.

⁸⁹ Vgl. DÖBELE, Murg, S. 94 ohne Quellenangabe; OESCHGER, Murg 1994, S. 152.

⁹⁰ OESCHGER, Murg 1994, S. 152 ohne Quellenangabe.

⁹¹ GLAK, Hfk, Bd. II, Nr. 13; vgl. auch SCHÄFER, Inventar, S. 15, Nr. 78; DÖBELE, Murg, S. 94 ff.; nach METZ, Hotzenwald, S. 980 datiert der Plan zwischen 1690 und 1700.

⁹² KRAPP, Baumeister Gumpff, S. 102.

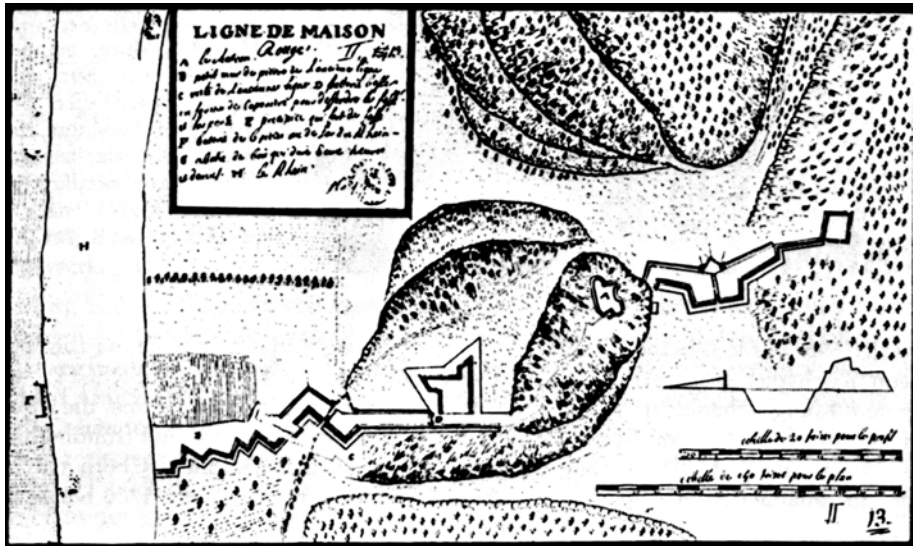


Abb. 2: Schanzwerke der Passbefestigung von Rothaus um 1700. Generallandesarchiv Karlsruhe Hfk, Bd. II, Nr. 13 [Eigentum: SKH Markgraf von Baden], © Landesarchiv Baden-Württemberg

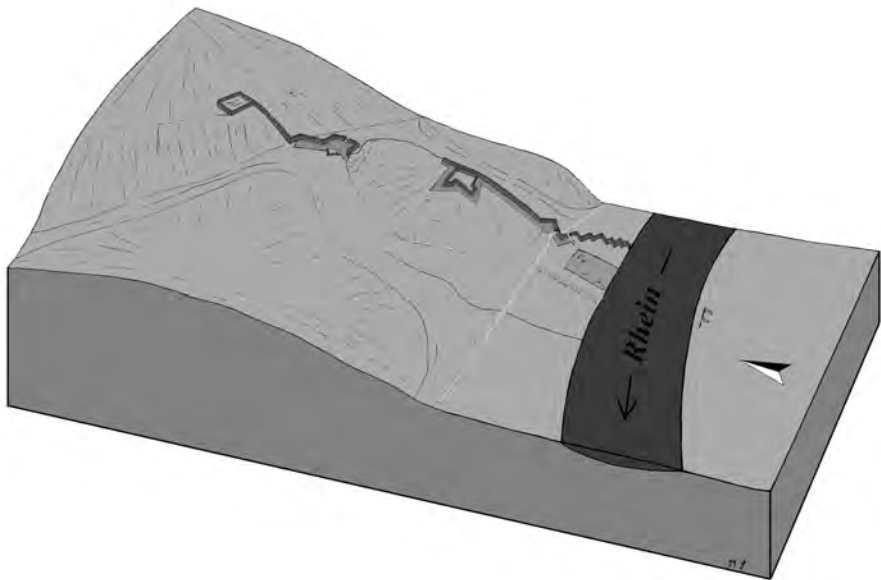


Abb. 3: Blockbild der Rothausschanze. Zeichnung: Martin Straßburger

Die Ähnlichkeiten werden vor allem im Vergleich mit dem Roßschläg und der Lechschanze in den Arbeiten von Elias und Christoph Gumppe deutlich. Diese beiden Schanzen sowie die Ernberger Klause wurden ab 1632 errichtet und haben die vom Trienter Militäringenieur Pankraz Gallas ausgeführte Schanze vor Kufstein mit symmetrischen Bastionen zum Vorbild, die bereits neuitalienischen Festungsbau zeigt.⁹³ Ansonsten wurde weiterhin in der altitalienischen Manier gebaut, vor allem dort, wo die Topografie für eine regelmäßige Anlage weniger günstig war (z. B. Gaicht, Kniepass, Scharnitz). Die Formen der Befestigungen wurden in der Regel durch die Landschaft bestimmt. Die Brüder Gumppe erkannten die wichtige Rolle von Flüssen und Gebirgsstöcken in Tirol und bezogen sie in das Verteidigungskonzept ein. Die Werke wurden meist an einer Seite am Berghang „angehängt“ und an der anderen durch einen vorbeiziehenden Fluss geschützt, wie es auch bei Rothaus der Fall ist.⁹⁴ Kleinere Werke am gegenüberliegenden Abhang jenseits des Flusses boten zusätzlichen Schutz. Elias und Christoph Gumppe versuchten ferner, Alt- und Neubestand miteinander zu verbinden.

Die Frage, ob die Schanzen bereits von Elias Gumppe geplant und gebaut wurden oder erst von seinem Neffen Johann Baptist, der sicherlich von seinem Vater Christoph Gumppe ausgebildet worden war, ist nicht zu klären. Johann Baptist Gumppe war Zivil- und Kriegsbaumeister. Er stand zunächst in Diensten des bayrischen Hofes unter Max Emanuel II., dessen Belagerungen und Schlachten er zeichnete.⁹⁵ Später war er kaiserlicher Rat und Oberingenieur der Festung Konstanz.

4.3 Passbefestigung auf dem Hohlengraben

Vom Dreisamtal aus führen „Diessendobel“, „Griesdobel“ oder Dobel (Auf dem Spirzen) auf die Hochfläche südlich von St. Märgen.⁹⁶ Sie wird nach Süden durch den Felsabsturz des Höllentals begrenzt und überragt von Hohwart (1122 m), Thurner (1035 m), Weißtannenhöhe (1192 m) und der Höhe des Hohlengrabens (1042 m). Der Thurner ist die höchste Stelle (1035 m) der alten Handelsstraße Freiburg-Villingen durch das Wagensteigtal und den Spirzendobel.⁹⁷

Die ältesten historischen Quellen stammen von 1638. Am 3. August 1638 erwähnt Abt Georg Gaisser von St. Peter in seinem Tagebuch, dass die Weimarer von drei Seiten in den Schwarzwald einbrachen, die „Hohlengrabener“ von ihren Posten vertrieben hätten, die Täler von Waldau, Schollbach, Neukirch und Gütenbach durchstreiften und sich mit einer Beute von 200 Stück Vieh zurückzogen. Im Text heißen die Reichstruppen, die den Thurner bewachten, *Holengrabensees*. In einem Gefechtsbericht vom 9. Oktober 1638 bezeichnet Graf Götz die Schanze am Hoh-

⁹³ WEINGARTNER, Burgenkunde, S. 204.

⁹⁴ KRAPP, Baumeister Gumppe, S. 102.

⁹⁵ TRITSCHELLER, Gumppe, S. 112.

⁹⁶ JENSEN, Schwarzwald, S. 236.

⁹⁷ HEINEMANN, Turner, S. 145.

lengraben als alt.⁹⁸ An anderer Stelle im Bericht gibt Götz an, dass von Horst die Bauern zur Festhaltung der alten Schanzen am Hohlengraben beordert habe, weil sie sich auch in früheren Zeiten auf Alarmierung hin im Hohlengraben festgesetzt hätten. 1644 besetzte der kaiserliche Feldmarschall Mercy den Hohlengraben, der seine Rückzugsstraße sowie die Verbindung nach Schwaben und Bayern sicherte.⁹⁹ 1671 besichtigte der Freiburger Kommandant zusammen mit dem Ingenieur Elias Gumppe die Schwarzwaldpässe. Für den Hohlengraben genügte dem Kommandanten für den Bedarfsfall der Neubau einer Erdschanze.¹⁰⁰ In den Jahren 1676 und 1677 wurde die Besatzung des Hohlengrabens der Umgebung lästig, besonders, da sie in den umliegenden Orten (hauptsächlich in den Klöstern St. Peter und St. Märgen) Kontributionen eintrieb.¹⁰¹ Nach der Pfarrchronik von Breitnau hatte der Hohlengraben 1679 den Charakter einer Festung mit fast 4000 Mann Besatzung gemischter Bewaffnung.¹⁰² Da die Franzosen kein Gefecht wagten, konnten die Schanzarbeiten weitergehen, auch als die Anlage schwächer besetzt war. Diese leisteten Bauern der Hochebene, aber auch die Klöster wurden herangezogen. Im Oktober 1683 waren die Wachthäuser auf dem Hohlengraben so ruiniert, dass Regen und Wind durchdrangen.¹⁰³ Da es weder Holz noch Licht gab, konnten *die Soldaten unmöglich subsistieren*. 1684 und 1685 litten die Schanzen bei St. Peter an Holzangel und erforderten große Unterhaltungskosten. Am 16. August 1687 meldete der Abt von St. Peter, dass die Wachthütten auf dem Hohlengraben in derart schlechtem Zustand seien, dass sie neu gebaut werden müssten. Einen Monat später, am 13. September 1687, schrieb er an die Regierung, dass die Arbeiten nur langsam voran gingen, da die Wachthütten umfangreich seien.

Am 18. Oktober 1688 brachen die Franzosen den Widerstand der Kaiserlichen auf dem Hohlengraben und überfielen Neustadt.¹⁰⁴ Anfang des Jahres 1689 rückten wieder Reichstruppen in Neustadt ein, und die Stellung auf dem Hohlengraben schien gesichert. In der Nacht auf den 6. Februar 1689 griffen von Freiburg her über 1000 Soldaten zu Fuß und zu Pferd die Befestigungen auf dem Bernhaupte neben dem Hohlengraben an, noch während die Kaiserlichen die Schanzen erneuerten und erweiterten. Sie versuchten so, die Kontrolle über den Pass zu erlangen, wurden aber von den Reichstruppen zurückgeschlagen, für die sich die hohen Schneemassen vorteilhaft auswirkten.¹⁰⁵ Als 1691 die Franzosen am Hohlengraben erneut durchzubrechen drohten, wurde in Eile der Landsturm aufgeboten.¹⁰⁶ Im Oktober 1693 war wieder ein

⁹⁸ WINTERER, Schanzen, S. 10 f. (hier Verweis auf: Wien, K. u. K. Kriegsarchiv, Feldakten 1638).

⁹⁹ WINTERER, Schanzen, S. 12.

¹⁰⁰ Ebd., S. 17; vgl. BECKMANN, Aufstand, S. 216; WEBER, Waldau, S. 35.

¹⁰¹ Pfarrchronik Breitnau, vgl. MAYER, St. Peter, S. 115 ff., bes. S. 117.

¹⁰² Vgl. WEBER, Waldau, S. 35.

¹⁰³ WINTERER, Schanzen, S. 11, Anm. 1 (hier Verweis auf: GLAK, Breisgau Generalia, Kriegssachen 1682–1687); vgl. WEBER, Waldau, S. 35.

¹⁰⁴ WEBER, Waldau, S. 35.

¹⁰⁵ WINTERER, Schanzen, 1916, S. 19.

¹⁰⁶ WEBER, Waldau, S. 36.

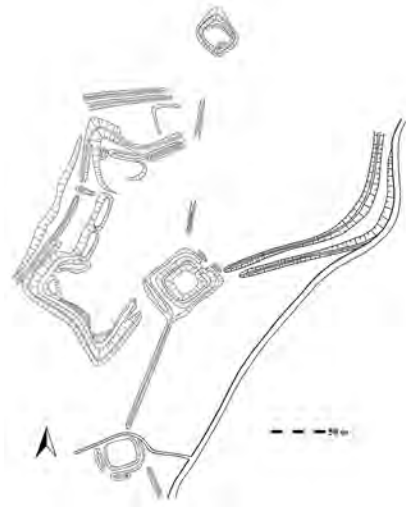


Abb. 4: Passbefestigung auf dem Hohlengraben. Vermessung und Zeichnung: Martin Straßburger

auf dem Hohlengraben (Abb. 4) über 4000 Soldaten unter General Vaubonne, der die Stellung jedoch aufgab und sich kampfflos nach Rottweil zurückzog. Marschall Villars rückte über St. Peter nach und lagerte am 24./25. September auf dem Hohlengraben, marschierte dann über Furtwangen nach St. Georgen. Bei seiner Rückkehr nach Freiburg über St. Peter ließ er einige Zeit General Cogny mit 2000 Mann auf dem Hohlengraben stationiert. Prinz Eugen stimmte dem Rückzug des Generals Vaubonne nicht zu. Aufgrund der dortigen Verpflegungsschwierigkeiten, des Wassermangels und der Gefahr einer Umzingelung wollte Vaubonne mit seinen Truppen jedoch auf den Hohlengraben zurückkehren. Prinz Eugen besichtigte das Gelände auf dem Hohlengraben am 11./12. Oktober und unterstrich damit dessen strategisch wichtige Position. Er beorderte eine Abteilung als Vorposten nach Neustadt, die sich verschanzte.

1734 bemühte sich General von Schmettau um eine Verbesserung der Landesverteidigung.¹⁰⁷ Vom 7. April 1734 an waren täglich 345 Mann an den Schanzen am Hohlengraben eingesetzt, darunter Schänzer, Maurer und Zimmerleute. Ein letztes Gefecht am Hohlengraben fand 1796 statt, als die französische Armee unter Jean-Victor Moreau sich vor dem Heer des Erzherzogs von Österreich Karl Ludwig Johann aus Schwaben über den Schwarzwald zurückzog.¹¹¹

französisches Heer im Anmarsch auf den Schwarzwald. Offensichtlich konnten die Franzosen aber seit 1688 nicht mehr über den Hohlengraben vordringen.

1699 waren die Anlagen in schlechtem Zustand. Der Triberger Obervogt F. X. Noblat berichtete 1703, dass die Anlagen vom Kilpen über den Hohlengraben bis Breitenau sämtlich ruiniert wären und es in der Nähe des Hohlengraben fast kein Holz mehr für die Verhaue gäbe.¹⁰⁷ Feldmarschall von Thüngen ließ 1705 den Hohlengraben durch den Ingenieur von Elster verstärken.¹⁰⁸ Als im September 1713 Franzosen Freiburg belagerten und die Verschanzungen am Rosskopf durchbrachen, lösten die Kaiserlichen ihr Lager bei St. Peter auf und zogen sich auf den Hohlengraben zurück.¹⁰⁹ Insgesamt lagen in den Schanzen

¹⁰⁷ WINTERER, Schanzen, S. 28, Anm. 63; WEBER, Waldau, S. 36 u. 37.

¹⁰⁸ WOHLER, Schwarzwaldbefestigungen, S. 177.

¹⁰⁹ WEBER, Waldau, S. 37.

¹¹⁰ WEBER, Waldau, S. 38.

¹¹¹ BECKMANN, Aufstand, S. 3.

4.4 Befestigungen auf dem Kniebis

Der Kniebis war die kürzeste Verbindung zwischen Straßburg und Ulm, jedoch die schwierigste Route der großen Schwarzwaldübergänge. In Oppenau zweigte der Anstieg der Straße vom Renchtal in ein Seitental ab, um dann auf die Höhe des Rossbühls zu führen. Über den breit gelagerten Buntsandsteinrücken des Kniebis verlief nicht nur die strategische innerwürttembergische Verbindung, sondern auch die alte Fernstraße Augsburg-Ulm-Tübingen-Straßburg. Bereits für das 16. Jh. ist auf dem Kniebis eine Befestigung historisch belegt.¹¹² Während des Dreißigjährigen Krieges waren auf dem Kniebis drei Schanzen angelegt worden: eine auf bischöflichem Gebiet (Schwedenschanze), die mittlere Schanze beim Dreiherrenstein (Vorläufer der Alexanderschanze) und die sog. „Kleine Schanze“ beim Kurhaus Lamm.¹¹³ Über die Entstehung der „Schwedenschanze“ existieren keine Quellen. Nach E. Boesser stammt die Anlage augenscheinlich *ungefähr aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges*.¹¹⁴ Der Geländebefund zeigt eine quadratische Redoute mit Bastionen, die wohl für 400–500 Mann eingerichtet war.¹¹⁵ Die „neue“ Kniebisstraße zieht unmittelbar an der „Schwedenschanze“ vorbei. Der alte Verkehrsweg zur Steig hatte eine andere Trasse. Unter Berücksichtigung der veränderten Verkehrsführung ist festzustellen, dass die Schwedenschanze abseits liegt.¹¹⁶ Ein weiterer Unterschied zu den übrigen Kniebisschanzen besteht darin, dass sie nicht wie diese auf einem Höhepunkt, sondern auf abgedachtem Terrain erbaut wurde.

Im Gelände haben sich beim Rossbühl neben der „Schwedenschanze“ die „Schwabenschanze“ sowie auf der oberen Fläche des Kniebis die „Alexanderschanze“ und die Reste einer Linie erhalten. M. Eimer nennt diese Linie „das große Bollwerk“ und vermutet, sie sei während des Spanischen Erbfolgekrieges entstanden.¹¹⁷ J. L. Wohleb hält sie dagegen für ein Stück der um 1693 erbauten Schwarzwaldkammlinie.¹¹⁸

Während des Spanischen Erbfolgekrieges zogen sich die Schanzarbeiten auf dem Kniebis bis 1712 hin, ohne dass die Anlagen wirkliche Verwendung gefunden hätten.¹¹⁹ Nach einer Relation von 1710 befanden sich auf dem Kniebis *zwei Reduten nahe beysamen, dazu gab es noch einen Vorposten oder voran liegendes Blockhaus, wo der Weg von Rappennau herkommend, vorbeigeht*.¹²⁰ Ferner wird noch *die alte Schantz über dem Roßbigel* unweit der Oppenauer Steige erwähnt (vermutlich die Schwedenschanze). Die Kniebisbefestigung bestand aus einem ausgedehnten Ver-

¹¹² HARDER, Handbuch, S. 221 f.

¹¹³ WOHLER, Wehrbau, S. 2.

¹¹⁴ BOESSER, Befestigungsanlagen, Sp. 147.

¹¹⁵ HAHN, Generalstabsoffizier, S. 36.

¹¹⁶ EIMER, Zu Kniebis, S. 55.

¹¹⁷ Ebd., S. 64 ff.; vgl. auch DERS., Kniebis, S. 111.

¹¹⁸ WOHLER, Wehrbau, S. 2.

¹¹⁹ BOESSER, Befestigungsanlagen, Sp. 151 f.

¹²⁰ Ebd., Sp. 151; DERS., Schwarzwaldlinien, S. 294 f.

hack mit Posten und Blockhäusern sowie einer fortifikatorischen Sperre am Ort der späteren Alexanderschanze.¹²¹ Die Arbeiten leitete Leutnant Reichmann, der eine ältere Schanze niederreißen ließ, die 1674/75 durch den württembergischen Festungsbaumeister Georg Ludwig Stebenhaber errichtet worden war.¹²² Die ganze Redoutenanlage lag quer über der Straße und bildete eine gerade Linie.¹²³ Anstelle dieser Befestigung wurde 1734 die Alexanderschanze als „Fort Alexander“ erbaut.

Nachdem Prinz Eugen im Polnischen Erbfolgekrieg die Ettlinger Linien verloren hatte und den Fall von Philippsburg nicht verhindern konnte, übergab er am 2.10.1734 den Oberbefehl an Herzog Karl Alexander von Württemberg mit dem Auftrag, vor allem den Schwarzwald gegen die Franzosen zu sichern.¹²⁴ Der Herzog hatte bereits seit Beginn des Jahres als Landesherr begonnen, seine Grenze zu schützen. Am 11.1.1734 berichtete ihm Leutnant Reichmann über eine Visitation des Kniebis. Eine Folge seines Berichtes war die Anlage der Alexanderschanze im Laufe des Jahres 1734, die aber ebenso wenig wie die Befestigungen der Jahre 1703–1712 eine militärische Rolle spielte.¹²⁵ Die Alexanderschanze stellt eine Erweiterung älterer Redouten dar. Sie nimmt die ganze Breite der oberen Fläche des Kniebis ein und ist ein nach Osten offenes Werk aus zwei symmetrisch zu beiden Seiten der Kniebisstraße angelegten Verschanzungen.¹²⁶ Sie bestand aus drei miteinander verbundenen Redouten, die den Weg von Oppenau verteidigten und denen noch eine Art von Tenaille und zwei Contregarden vorlagen.¹²⁷ Als die Franzosen die Schanze während des Feldzuges von 1796 einnahmen, fügten sie noch einige Redans hinzu, um die Zugänge von Freudenstadt her zu decken.

1794 beauftragte die „Herr- und landschaftliche gemeinsame Landes-Defensions-Deputation“, die u. a. die vorderösterreichischen und breisgauischen Stände sowie die schwäbische Ritterschaft der Donau-, Neckar-, Kocher- und Jagstkreise und das Herzogtum Württemberg vertrat, General-Major von Nicolai, die Rheingrenze zu besichtigen.¹²⁸ Infolge dieser Visitation wurde der württembergische Ingenieur Major Rösch beauftragt, auf dem Rossbühl ein größeres Fort anzulegen (Schwaben- bzw. Röschenschanze). Der Bau dieser Anlage in den Jahren 1794–1796 ist durch dessen eingehende Berichte dokumentiert. Insgesamt liegen sieben Berichte von Rösch aus der Zeit vom 5.6.1794 bis 15.8.1795 vor.¹²⁹ Zunächst wurde ein Blockhaus errichtet und am 28.7.1794 mit dem Bau der Schanze begonnen. Rösch glaubte, den Bau in drei Wochen beenden zu können, jedoch verzögerte sich die Fertigstellung wesentlich, da sich der Boden stellenweise als steinig erwies und

¹²¹ EIMER, Zu Kniebis, S. 61 f.

¹²² METZ, Nordschwarzwald, S. 269.

¹²³ Vgl. BOESSER, Schwarzwaldlinien, S. 195: „Relatio“ von 1710.

¹²⁴ DERS., Befestigungsanlagen, Sp. 152.

¹²⁵ Ebd., Sp. 153.

¹²⁶ Ebd., Sp. 147; HAHN, Generalstabsoffizier, S. 36.

¹²⁷ EIMER, Zu Kniebis, S. 62 zitiert Guilleminot, S. 42; vgl. HAHN, Generalstabsoffizier, S. 36 f.

¹²⁸ BOESSER, Befestigungsanlagen, Sp. 153.

¹²⁹ Ebd., Sp. 154: Königl. Geheimes Haus- und Staatsarchiv Stuttgart.

das Spalten und Zersprengen der Felsen Mühe verursachte. Im Sommer 1796 war die Schanze immer noch nicht ganz fertig. Für Schanze und Blockhaus auf dem Rossbühl rechnete Rösch 1164 Mann Besatzung mit 12 Geschützen.

Das schwäbische Kreiskorps sicherte 1796 Kniebis und Rossbühl gegen die Rhein-Mosel-Armee des französischen Generals Moreau.¹³⁰ Die Rossbühl-Schanze war mit einem Sechspfänder bestückt, die Alexanderschanze mit drei Geschützen. Die noch unfertigen Befestigungen, verteidigt von wenig motivierten Kreistruppen, denen dazu noch wichtige Kontingente fehlten, hielten dem französischen Druck nicht stand und wurden am 2. Juli rasch erobert. Die Kämpfe um die Kniebis-Schanzen im Jahre 1796 beschreibt F. Disch in der Wolfacher Chronik.¹³¹

4.5 Eppinger Linien

Die Linien von Pforzheim bis Neckargmünd bilden den nördlichen Teil des Befestigungssystems auf dem Schwarzwald (Abb. 1 u. 5).¹³² Neuenbürg, Pforzheim, Ravensburg, Eppingen und Steinsberg waren am Ende des Feldzuges von 1694 ihr Rückgrat. Kernstück war Eppingen, das den Hauptstapel- und Sammelplatz Heilbronn deckte.

Die Elsenz war bereits 1694 durch Fußangeln unüberschreitbar gemacht worden, seit 1695 entstanden an verschiedenen Punkten Schanzen und Verhaue. Für die Schanzarbeiten wurden sowohl Zivilisten (meist 3–4000) als auch Militär (z. B. 1500 Mann im Oktober 1695) aufgeboden, wobei kleine Truppenkontingente jeweils bestimmte Strecken vor Angriffen der französischen Störtrupps zu schützen hatten. Generalquartiermeister von Harsch war Bauleiter. Die technische Leitung hatte General Baron d'Ogilvy übernommen, der auch die Pläne entwarf. Sein Stellvertreter im Elsenzabschnitt war General von Erffa. Auf Anordnung von Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden wurde 1696 das Vorgelände der Linien eingeebnet und Bretten entfestigt.¹³³ Ab Februar 1697 leitete Generalfeldmarschall von Thüngen die Arbeiten. Ende Oktober 1697 war die 86 km lange Linie vom Neckar bis zur Nagold fertig.¹³⁴ Markgraf Ludwig Wilhelm ließ die Arbeiten auch nach dem Frieden von Rijswijk weiter fortsetzen.

Der nördliche Abschnitt der Linie zwischen Neckargmünd und der Ravensburg war durch die sumpfige Elsenzniederung sowie die Orte Ravensburg, Eppingen, Richen, Steinsberg und Sinsheim bereits relativ gut gesichert. Daher wurde er nur mit wenigen festen Stützpunkten versehen. Das Terrain des südlich anschließenden Teils war von Natur aus dagegen schwächer und wurde mit einer dichten Reihe von Stützpunkten gesichert. Gleiches gilt vor allem auch für die Taleingänge (Nagold, Enz). Das Profil der Linie bestand aus einem etwa 100 Schritt breiten Verhau, einem

¹³⁰ HARDER, Handbuch, S. 222.

¹³¹ DISCH, Wolfach, S. 671 ff.

¹³² STEIN, Festungen, S. 85; vgl. auch ECKERT, Feldherr, S. 43.

¹³³ WUNDER, Reunionen, S. 193.

¹³⁴ STEIN, Festungen, S. 87.

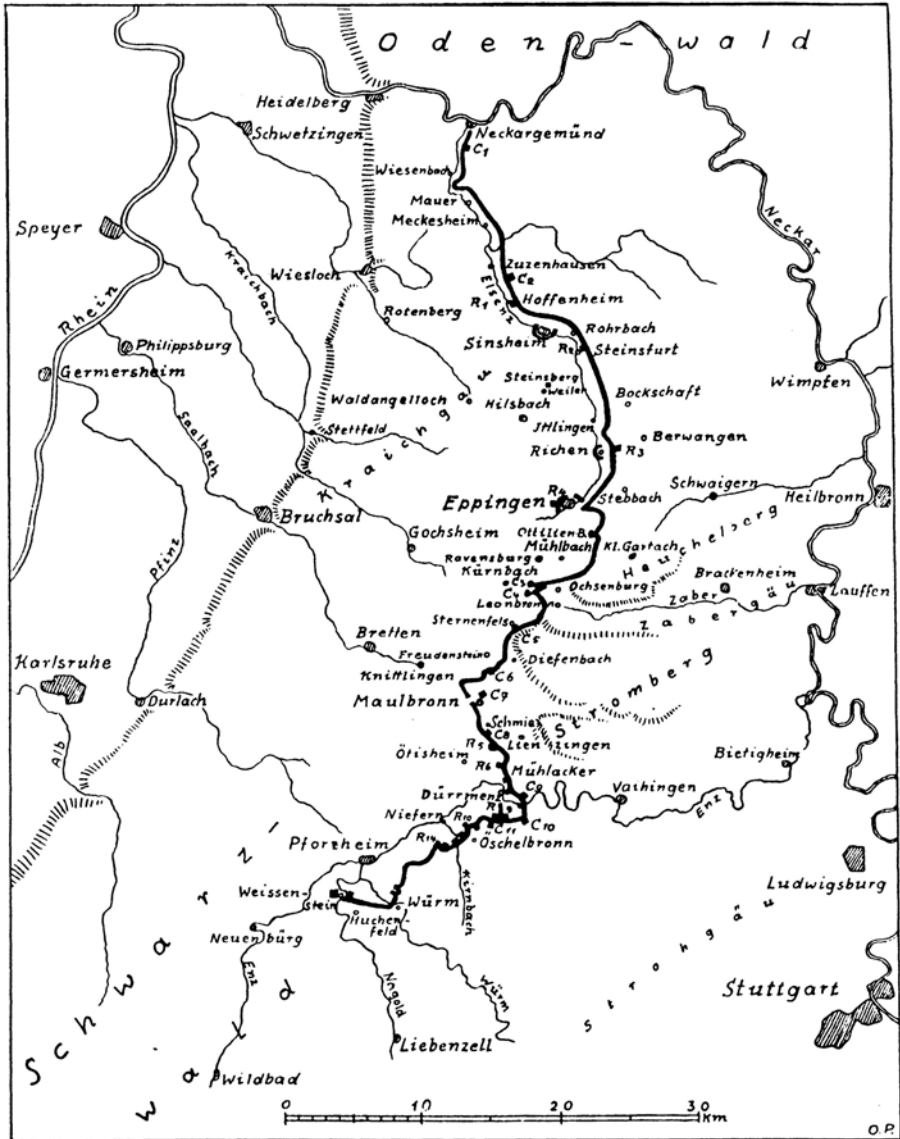


Abb. 5: Plan der Eppinger Linien. Aus: E. Rümelin, Eppinger Linien, S. 18

durchgehenden, sog. „simplen“ Graben, dessen Anlage Baron d'Ogilvy im Dezember 1698 durchsetzte, und einem 3–4 m hohen, mit Brustwehr ausgestatteten Wall. An waldfreien Stellen, wo der Verhack schwächer war, wurden in den Wall zusätzlich Palisaden eingerammt. Dem Wall vorgelagert war ein steil geböschter, etwa 5 m

tiefer Graben mit einer Sohlbreite von 2 m und einer oberen Breite von 5 m. Je nach Bedarf wurden in die Linie quadratische Redouten von etwa 40 m Seitenlänge integriert.¹³⁵ Ausnahmen stellten eine Redoute aus Steinen auf dem Gaisberg bei Niefern und die Sternschanze auf dem Sauberg dar. Zu den festen Stützpunkten in den Eppinger Linien gehörten auch die sog. Chartaquen (s. Kap. 13. 3).

4. 6 Schwarzwaldrandlinie mit Freiburger Linie

Die „mittlere Linie“ bzw. Schwarzwaldrandlinie, die hauptsächlich in der Zeit von 1707–1710 errichtet wurde, verläuft vom Feldberg bis in die Gegend von Hornberg westlich der älteren und hat ihren Mittelpunkt in der Festung Freiburg.¹³⁶ Der Verlauf Feldberg, Schauinsland, Freiburg, Rohrhardsberg, Gutachtal, Hornberg, Kinzigtal, linke Murgseite bis ins Eyachtal ist recht genau in einer *Relatio über die Mittlere Linie vom Feldberg bis an den Dobel, in was vor Stand sich selbige befinde und was bei einem attaquierenden Feind vor Avantage und Desavantage zu besorgen* aus dem Jahre 1710 beschrieben.¹³⁷

Hornberg gehörte zu den wichtigsten Pässen, die vom Oberrhein in das Donautal führten.¹³⁸ Auf einem über 100 m steil aus dem Gutachtal aufragenden, nach Osten vorspringenden Ausläufer des Ziegelkopfes, südlich vom Offenbachtal liegen die Reste des Schlosses Hornberg. Durch seine Lage beherrschte es Stadt und Tal und kontrollierte in Verbindung mit der befestigten Stadt die Hauptverkehrsstraße von Hausach herauf durch das Gutach- und Reichenbachtal. 1702 und 1703 entstanden Schloss-, Ziegelkopf- und Markgrafenschanze. Im Mai durchbrach Villars die Gutachtalsperre bei Hornberg.¹³⁹

Die Linie von der Markgrafenschanze auf die Schondelhöhe war teilweise bis zu 1 m hoch aus Stein errichtet.¹⁴⁰ Das Gegenstück dazu verlief auf der anderen Talseite nördlich vom Schloss über den sog. Rebacker den Abhang hinunter, erreichte beim Schulerweiterungsbau die Talsohle und überquerte das Tal in der vollen Breite bis an die Felsen des Leitenberges. Die Linie in der Talsohle selbst wurde Schanzgraben genannt. Der Schlossberg war als Hauptstützpunkt in die Linie eingebunden und durch Erdwerke ausgebaut worden. In der Relation von 1710 heißt es zu den Anlagen im Gutachtal bzw. zum Hornberger Schloss, *die Schlößer würden das Gutacher Thal vortrefflich defendieren thuen, sodasß ein Feind jetzo nicht würde durchkommen können*. Im Polnischen Erbfolgekrieg wurde vor allem 1733–1736 an den

¹³⁵ RÜMELIN, Eppinger Linien, S. 1–21; STEIN, Festungen, S. 88; vgl. auch RÖCKER, Eppinger Linien, S. 327 ff.

¹³⁶ BOESSER, Schwarzwaldlinien, S. 297; vgl. WINTERER, Schanzen, S. 22; WEBER, Geschichte, S. 355; vgl. WOHLEB, Wehranlagen, S. 1–3; DERS., Schwarzwaldlinie, S. 177–180; KOPP, Schwarzwaldwanderer, S. 57.

¹³⁷ Vgl. BOESSER, Schwarzwaldlinien, S. 226.

¹³⁸ HECK, Hornberg, S. 8; HITZFELD, Hornberg, S. 151.

¹³⁹ LINNEBACH, Feldbefestigungen, S. 14, Anm. 1.

¹⁴⁰ HITZFELD, Hornberg, S. 152.

Schanzen gearbeitet.¹⁴¹ Zunächst wurde um den Mittelpunkt der Prechtaler oder Hirschbacher Schanze eine Gruppe von Schanzen gelegt, welche die Wege aus dem Prechtal und Mühlenbachtal sicherte. Sie liegen außerhalb der eigentlichen Linie, aber unmittelbar nördlich an die Rehhalde anschließend. Im Zuge der Linie selbst wurden bei Hornberg die Redoute und das Wachthaus auf dem Sattel zwischen Holderkopf und Ziegelkopf (obere Ziegelkopfschanze), die Redoute und ein Blockhaus auf dem unteren Ziegelkopf (550,8 m; Schlossschanze) erstellt. Die Linie verlässt hier den Berggrat und zieht im rechten Winkel dazu den Abhang hinunter und quer durchs Tal. Auf der Ostseite des Tales entstand ein Blockhaus auf einer flachen Stelle des unteren Leitenberges. Es führte die Bezeichnung *Blockhaus auf dem sogenannten untern Teufelstritt*. Auf einer talbeherrschenden Bergnase wurde die sog. Markgrafenschanze auf dem „oberen Teufelstritt“ von 1701 vergrößert. 1735 wurde der alte Turm des Hornberger Schlosses als ständiger Beobachtungsposten und Unterkunft eingerichtet, ebenso der Pulverturm mit Soldaten belegt.¹⁴² Die leicht zugängliche Westseite wurde mit Bastionen gesichert. Die Leitung der Arbeiten von 1733 bis zu ihrem Abschluss 1739 hatte der württembergische Artilleriemajor von Leger. Zu Kampfhandlungen kam es nicht mehr.

Von Hornberg bis St. Roman läuft die Randlinie östlich der alten Befestigungen auf dem Kamm, fällt dann längs des Schapbachtals mit ihr zusammen, ebenso wieder von Schramberg bis zum Dobel, während sie vom Kniebis bis zum Schramberg westlich der alten Befestigungskette bleibt. Die Erbauer der neuen Linie hielten sich verhältnismäßig wenig an die alten Anlagen, da der aus Gefäll und Verhack bestehende größte Teil einer solchen Befestigung schon nach wenigen Jahren verschwunden war und keinen militärischen Wert mehr hatte, wie der Verfasser der Relation von 1710 ausdrücklich am Schluss erklärt.¹⁴³ Er schätzte den Wert der Linie nicht besonders hoch ein.¹⁴⁴ Im weiteren Kriegsverlauf griff der französische General Du Bourg 1713 von Herdern mit 8000 Grenadieren die Rosskopfschanze an. Obwohl die Stellung durch Palisaden und Spanische Reiter geschützt war, gaben die Verteidiger ohne ernstesten Widerstand auf und flüchteten. Die unteren Schanzen waren nicht mehr zu halten, nachdem die obere Schanze genommen war. Die Franzosen verwendeten daraufhin Teile der Freiburger Linie als Vorarbeiten für die Circumvallations- und Contravallations-Linien gegen Entsatzversuche bzw. Ausfälle. Auch die Belagerung im Jahre 1744 begann mit einer Umschließung. Die Besetzung des Rosskopfes fiel den Feinden nicht leicht, da der steile Berg ihnen Schwierigkeiten bereitete. Die Rolle der Randlinie war damit endgültig ausgespielt, und sie wurde in der Folgezeit nicht mehr instand gehalten.

¹⁴¹ HITZFELD, Hornberg, S. 154 f.

¹⁴² Ebd., S. 156.

¹⁴³ Ebd., S. 289.

¹⁴⁴ WOHLEB, Schwarzwaldlinie, S. 179.

4.7 Befestigungen im Kinzigtal

Das Kinzigtal bot den einfachsten Durchgang von Straßburg über Rottweil ins Innere Schwabens. Die Zugänge zu diesem Verkehrsweg wurden bereits im Mittelalter von zahlreichen Burgen kontrolliert. Am Handelsweg durch das Gutach- und Schwanenbachtal bis Schiltach standen von der Einmündung der Gutach in die Kinzig Geleittürme. Die barockzeitlichen Befestigungen sind die Verlängerung der Kinziglinien im Rheintal. Sie verlaufen im Gebirge weitgehend parallel zum Tal unter Einbeziehung der Burg Hohengeroldseck und der Stadt Haslach. Sehr gut erhaltene Schanzwerke der Linienbefestigung haben sich am Kambacher Eck, bei Steinach und Hofstetten erhalten. Zu diesem System gehören auch die beiden Talsperren bei Gengenbach und Hausach.

Zur Abwehr eines befürchteten französischen Aufmarsches stellten sich die Truppen 1690 am Kinzigtaleingang quer durch die Talebene zwischen Zunsweier und Ortenberg/Ohlsbach auf (Abb. 1 u. 6). Auch das Reichsheer, das im September den Kinzigtaleingang gegen einen französischen Angriff verteidigen sollte, nahm zwischen Offenburg und Ohlsbach hinter der Kinzig Aufstellung.¹⁴⁵ Erst im Spanischen Erbfolgekrieg entstanden 1701 am nördlichen Kinzigufer die ca. 20 km langen Kinziglinien. Rechts beim Fort Kehl am Rhein, links beim Schloss Ortenberg an den Schwarzwald angelehnt, sollten sie zusammen mit der Gebirgsschranke des Schwarzwaldes einen oberhalb von Kehl erfolgenden französischen Einbruch in die Oberrheinebene auffangen.¹⁴⁶ Das Dorf Ortenberg wurde mit dem „Schanzgraben“ eingeschlossen und die Linie mit der Burg durch einen am Schlossberg hochgezogenen Graben verbunden.¹⁴⁷ Den entscheidenden Talriegel bildete aber eine Linie vom Keugeleskopf über den „Steinbruch“ quer durch das Tal bis Bottenbach. Die Sperre des Kinzigtales war eine Reaktion auf Villars Plan, einen Scheinangriff auf die Bühl-Stollhofener Linien auszuführen, während ein anderer Teil seiner Truppen über den Schwarzwald zur Donau marschieren sollte.¹⁴⁸ Alte Schanzen und Verhaue im Kinzigtal und südlich davon wurden wieder instand gesetzt und zusätzlich neue angelegt. Über weite Strecken waren die Höhenzüge wohl maximal durch einen Verhau gesichert, da Befunde von Wällen und Redouten fehlen.

Von Bottenbach aus verlief die Linie über den Höhenzug mit Steinfirst und Rauhkasten zur Burg Hohengeroldseck. Östlich des Steinfirst war das Kinzigtal gesperrt. Der Raum Gengenbach ist der letzte Abschnitt des Kinzigtales, wo die Talebene sich weitet und der Zugang nach Offenburg-Kehl-Straßburg sich öffnet. Das

¹⁴⁵ VOLLMER, Ortenberg, S. 62 mit Anm. 216 u. 217.

¹⁴⁶ DIERSBURG, Kriegs- und Staatsschriften Bd. 1, S. 26 f., Nr. 19: Brief des Markgrafen Ludwig Wilhelm vom 31. Juli 1701 an den Kaiser über den Beginn des Linienbaus; vgl. KORTH, Markgraf, S. 93; LINNEBACH, Feldbefestigungen, S. 8.

¹⁴⁷ Ebd., S. 62, Anm. 218: GLAK, Hausfideikom, Bd. XIV, Nr. 82, GLAK, Hausfideikom, HS Nr. 8, Bl. 60.

¹⁴⁸ LINNEBACH, Feldbefestigungen, S. 14.

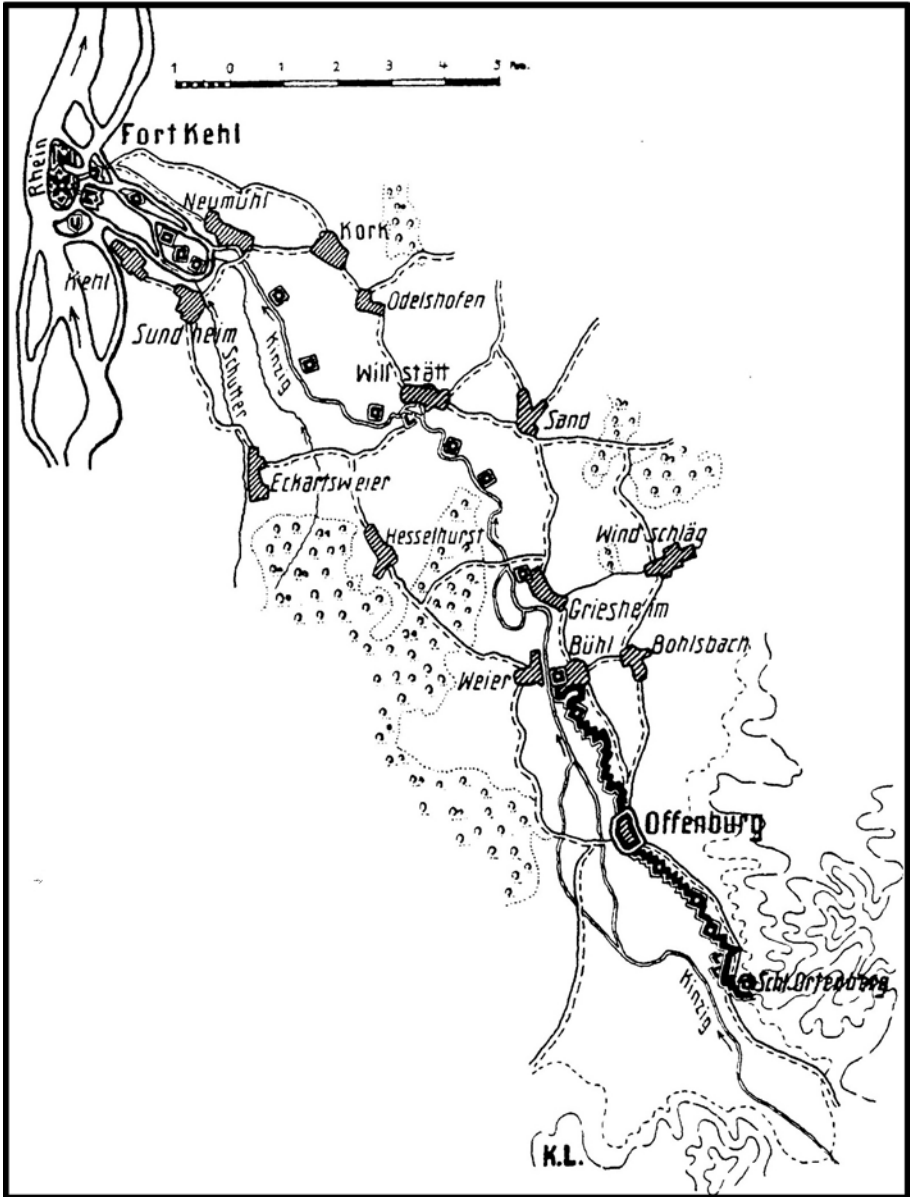


Abb. 6: Plan der Kinziglinien. Aus: K. Linnebach, Feldbefestigungen, Seite 11, Skizze 2

vordere Kinzigtal beginnt mit dem breitesten und tiefsten Taleinschnitt und reicht bis in den Raum Haslach-Hausach. An der engsten Stelle des Untertals zwischen Strohbach und Fußbach errichtete der schwäbische Kreis 1697 eine Talsperre.¹⁴⁹ In der Talaue sind die Gräben nach 1815 planiert worden. Die zur Sicherung der Seiten in gebrochener Linie geführten und mit Redouten verstärkten Wallzüge am Berg- hang sind teilweise noch erhalten. Durch ähnliche Verschanzungen auf dem Berg- grat wurde der Übergang von Schwaibach ins Norddrachtal gesichert, um eine feind- liche Umgehung zu verhindern.¹⁵⁰

Von der Burg Hohengeroldseck ging die Linie über den Rebio zum Kambacher Eck und von da nach Welschensteinach zum Hofstettereck nach Haslach und Hau- sach. Die Lage Hausachs vor der Talgabelung Kinzigtal-Gutachtal an der alten Kin- zigtal-Handelsstraße, die Rottweil über Schiltach-Wolfach mit Straßburg verband, machte den Ort zu einem Angelpunkt.¹⁵¹ Eine jüngere Trasse führte durch das Gutach- tal über St. Georgen nach Villingen, wo die Verkehrswege von der Schweiz, vom Bodensee und Donautal zusammentrafen. Unterhalb der Burg befand sich die engste Stelle im Tal. Die Burg reichte jedoch zu einer militärischen Sperrung des Tales nicht aus. Der Schwäbische Kreis begann daher 1622 in der Talaue mit dem Bau von Feldbefestigungen, aus denen bis 1627 zwei wichtige Verteidigungswerke ent- standen: ein kleineres links und eine stärkere Sternschanze (fünfeckige Redoute mit Bastionen) rechts der Kinzig. Eine ähnliche sechseckige Sternschanze war nach M. Merian 1618 als *Neue Schanz* bei Philippsburg errichtet worden.¹⁵² Auch am Berg- hang vor dem unteren Zwinger der Burg von Hausach wurde eine Schanze aufge- worfen.¹⁵³ Ein Graben stellte die Verbindung zu den Talschanzen her. Eine weiter hinten im Tal gelegene Schanze „unter den Eichen“ sicherte die Rückzugslinie ins Gutachtal (vgl. Abb. 7 u. 8).

Am 7. September 1632 mussten Schloss und Stadt schwedisch-württembergi- schen Truppen übergeben werden.¹⁵⁴ 1643 rückten schwedisch-weimarische Re- gimenter ins Kinzigtal, Hausach wurde geplündert und in der Burg ein Stützpunkt als Basis gegen die bayrische Garnison Hornberg eingerichtet. Die Burg wurde zu diesem Zweck verstärkt, musste jedoch bereits im Herbst 1643 von den weimari- schen Truppen wieder verlassen werden. Sie zerstörten die Befestigungsanlagen und steckten die Burg in Brand. Auch in den Kriegen des 17. und 18. Jh. spielten die Hausacher Anlagen eine wichtige Rolle.¹⁵⁵ Die Schanzen wurden 1675 auf Veran- lassung des kaiserlichen Feldherrn R. Montecuccoli teils ausgebessert, teils neu er- stellt und mit Blockhäusern ausgestattet. Im Frühjahr und Sommer 1689 wurden die

¹⁴⁹ HITZFELD, Gengenbach, S. 96.

¹⁵⁰ GLAK, Hfk, Bd. XX f. 6.

¹⁵¹ HITZFELD, Hornberg, S. 417; vgl. DERS., Burg Hausach, S. 118–120; KOPP, Schwarz- waldwanderer, S. 63.

¹⁵² MERIAN, Topographia Palatinatus, S. 72.

¹⁵³ Vgl. DISCH, Wolfach, S. 650.

¹⁵⁴ HITZFELD, Hornberg, S. 418.

¹⁵⁵ KOPP, Schwarzwaldwanderer, S. 64.

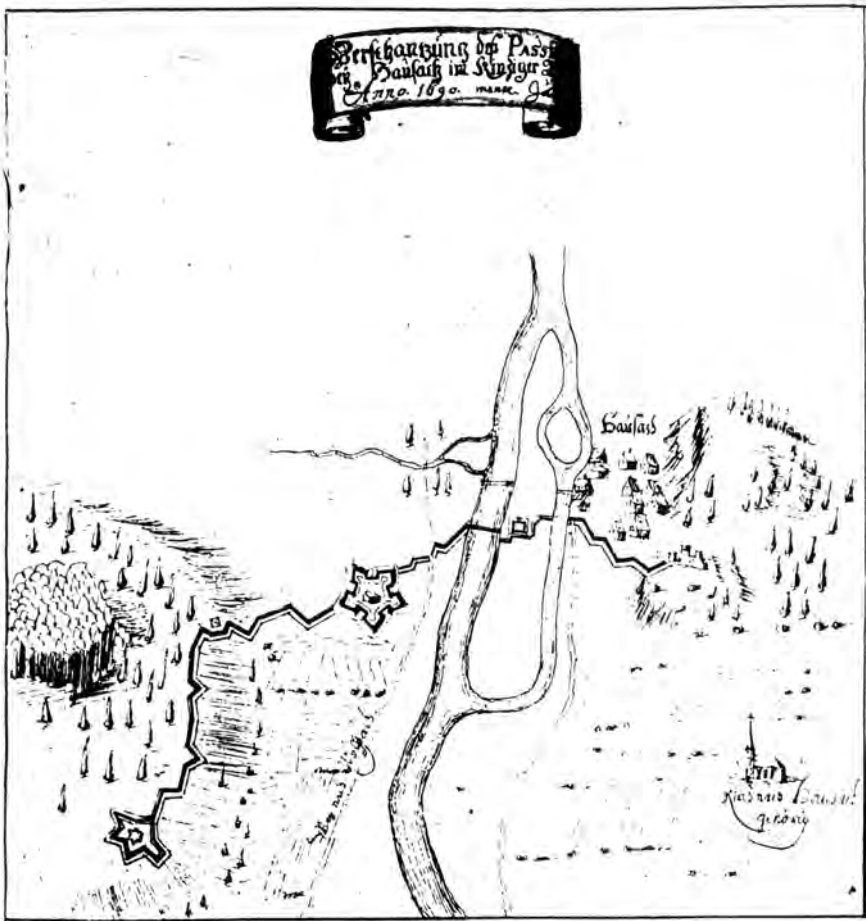


Abb. 7: Kinzigsperr bei Hausach auf einem Plan von 1690. Generallandesarchiv Karlsruhe, Hfk, Bd. XX fol 6, Nr. 6 [Eigentum: SKH Markgraf von Baden], © Landesarchiv Baden-Württemberg

Befestigungen repariert, verstärkt und erweitert.¹⁵⁶ Auf dem *Schüßgrien* werden *Schanzen angelegt, Palissaden und spanische Reiter angebracht, aus Pfählen eine Brustwehr errichtet*, der Stadtgraben erhielt ein Bankett und auf dem Hofberg wurde ein Blockhaus für *die hohe Wacht* errichtet. Als die Franzosen 1689 ins Kinzigtal vorstießen, wurden die von den schlecht ausgerüsteten Verteidigern besetzten Werke schnell aufgegeben, wie auch im Spanischen Erbfolgekrieg. Im Polnischen Thronfolgekrieg wurden die Hausacher Schanzen nochmals neu erstellt.¹⁵⁷ In den Jahren

¹⁵⁶ DISCH, Wolfach, S. 650.

¹⁵⁷ Ebd., S. 664.

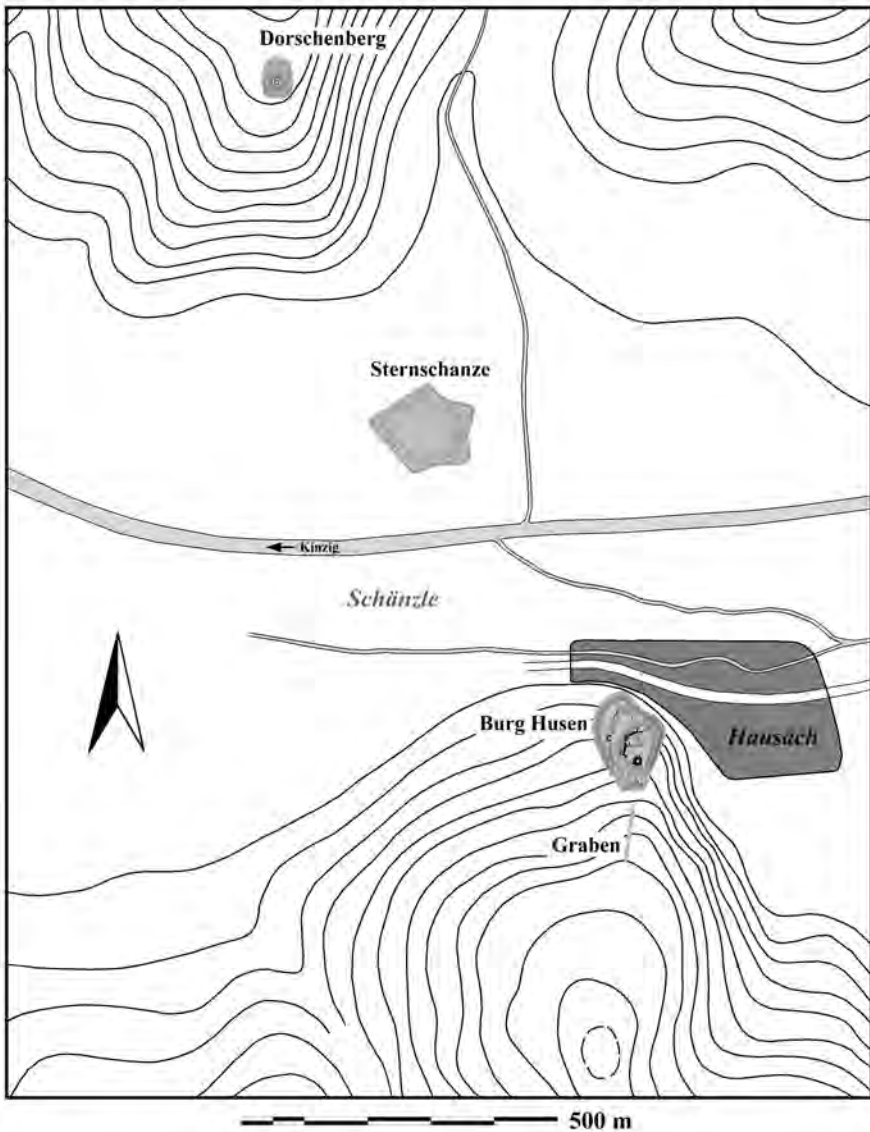


Abb. 8: Kinzigtalsperre bei Hausach nach der Neuvermessung von 2005. Vermessung und Zeichnung: Martin Straßburger

1792–1797 war es neben der Harmersbacher Vorpostenlinie und der *Stellung von Haslach* vor allem wieder die *Hauptstellung von Hausach*, welche die Franzosen

abhalten sollte.¹⁵⁸ 1814 legten die Österreicher um den Schlossberg sowie auf dem gegenüberliegenden Kinzigufer Verschanzungen an bzw. erneuerten sie.¹⁵⁹ Nach dem Pariser Frieden wurden sie mit Ausnahme der Sternschanze auf dem rechten Kinzigufer wieder abgetragen.

Um für den Marsch nach Bayern die Straße Straßburg-Offenburg-Billingen zu sichern, wollte sich Villars im Februar 1703 der Kinziglinien und des Forts Kehl bemächtigen.¹⁶⁰ In drei Kolonnen überschritt er bei Hüningen, Neuenburg und Altenheim den Rhein und erschien am 19. Februar mit 28.000 Mann vor den Kinziglinien, in denen nicht mehr als 4000 Mann standen. Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden konnte noch einen Teil der Geschütze retten und sammelte seine zersprengten Truppen bei Bühl. Nach der Einnahme der Kinziglinien belagerte Villars das Fort Kehl, das am 9. März kapitulierte. Villars durchbrach dann am 29. April 1703 die Sperre bei Hausach und am 1. Mai die Gutachtalsperre bei Hornberg. Am 7. Mai vereinigten sich die französischen Truppen bei Tuttlingen mit den Bayern.

Einzelheiten über Villars' Einbruch ins Kinzig- und Gutachtal hielt der Tribberger Obervogt Franz Xaver Noblat in einem Bericht an die Regierung fest.¹⁶¹ Darin werden als Gründe für die Aufgabe der Schanzen Mängel an den Defensionswerken und eine zu geringe Besetzung angeführt, die dazu zwangen, die Flucht zu ergreifen. Wäre der Wald nach F. X. Noblat gesichert gewesen, wäre alles anders gegangen. Diese Aussage wird durch Villars bestätigt, der schreibt, dass 50 Bäume genügt hätten, um die ganze Armee aufzuhalten.

5 Linien am Rheinufer und in der Oberrheinebene

Westlich an den Schwarzwald schließt sich die Oberrheinebene an. Der Oberrhein beginnt bei Basel aus dem Hochrhein, durchfließt die oberrheinische Tiefebene und geht nach ungefähr 380 km bei Bingen in den Mittelrhein über. Im Süden ist die Ebene am breitesten (bei Freiburg und Straßburg über 40 km) und wird von dort nach Osten durch den Schwarzwald begrenzt, im Westen durch die Vogesen. Die 4–10 km breite Vorbergzone des Breisgaus tritt am Isteiner Klotz dicht an den Rhein, während sich diese Zone bei Staufen und Freiburg in Einzelberge auflöst, zwischen denen sich die Pforten in die Freiburger Bucht befinden.¹⁶² Dicht am Rhein liegen der Breisacher Burghügel und der Kaiserstuhl. Nördlich von Freiburg fällt das Gebirge zunächst staffelförmig, bei Darmstadt bricht es dann unmittelbar zur Ebene ab. Der etwas schmalere Nordteil (nur beim Kraichgau 40 km) wird öst-

¹⁵⁸ Vgl. auch DISCH, Wolfach, S. 672.

¹⁵⁹ SCHUSTER, Burgen, S. 136; vgl. HITZFELD, Hornberg, S. 419; vgl. auch DERS., Burg Hausach, S. 121.

¹⁶⁰ Ebd., S. 12; HARDER, Handbuch, S. 320 f.

¹⁶¹ WOHLER, Wehrbau, S. 3 f.

¹⁶² KREBS, Landeskunde, S. 60 f.

lich vom Odenwald begrenzt, westlich vom Pfälzerwald und dem rheinhessischen Hügelland. Von der Mündung des Neckars bis Mainz bildet die Rheinebene ein breites Überschwemmungsgebiet. Bis Bingen verengt sich das Rheintal.

Das Innere der Rheinebene nimmt größtenteils die Niederterrasse ein.¹⁶³ Im Süden liegt sie meist auf elsässischer Seite. Vom Kaiserstuhl an reicht sie auf beiden Rheinseiten bis fast ans Gebirge heran, von Lauterburg an dehnt sie sich überwiegend im Osten aus. Sie hat eine Breite von 10–30 km. Die nur einige Meter in die Terrasse eingesenkte Rheinniederung bleibt wesentlich schmaler: im Süden 3–4 km (maximal 7 km), im Norden, besonders an den Flussmündungen mehr, bei Mannheim und Worms über 12 km. Am Rand bedingen Schuttkegel der Seitenflüsse flache Erhöhungen. Entsprechend der nahe gelegenen Erosionsbasis bei Bingen herrschen am nördlichen Oberrhein Flugsanddecken und stellenweise Binnendünen vor, die sich gegen Ende des Pleistozäns (vor ca. 11.000–10.000 Jahren) bildeten.¹⁶⁴ Sie können rezent noch mehrere Kilometer lange Dünenzüge aufbauen. Bereits zu ihrer Bildung zeigten die Dünen einen engen Kontakt zu Gewässerläufen, die oft ihre Grenzen markierten und sie in der Folgezeit abtrugen. Umlagerungen konnten auch noch für den Beginn des 2. Jahrtausends n. Chr. nachgewiesen werden.

Die Zuflüsse erreichen den Rhein nicht auf direktem Wege, sondern biegen rutenförmig ab und münden erst weiter im Norden spitzwinklig in ihn ein. Im Elsass fließt die Ill parallel zum Rhein. Die Elz ist um 12 km verschleppt. Dies traf früher auch auf Kinzig, Murg und Neckar zu. Der Neckar durchbrach zu Beginn des Holozäns einen Dünenwall bei Mannheim. Zuvor mündete er bei Groß-Gerau in den Rhein.

Vor der Korrektur teilte sich der Rhein im oberen Lauf wiederholt und umschloss langgestreckte Inseln sowie Kiesbänke.¹⁶⁵ Es fanden stets Laufänderungen statt: Breisach lag bald auf dem linken, bald auf dem rechten Ufer oder bildete eine Insel. Der Auengürtel ist seit der Korrektur schmaler und trockener. Von den Mündungen der Murg und Lauter an hörte die Zerfaserung auf. Auf badischem Boden wurde der Verlauf um 81 km verkürzt.

5.1 Befestigungen am Rheinufer

Vor den flussbaulichen Maßnahmen des badischen Ingenieurs Gottfried Tulla (1817–1876) und dem Bau des Rheinseitenkanals nach dem Zweiten Weltkrieg bildete der Oberrhein eine ca. 2 km breite Zone mit Wäldern, Altwassern, Mooren und der sog. Aue. Zahlreiche Rheinarme und Altwasser machten die Rheinniederung zu einem System von Inseln und Landzungen. Eine klare Scheidung zwischen beiden Ufern war nicht möglich.¹⁶⁶ Zwischen Basel und Straßburg existierten mindestens

¹⁶³ KREBS, Landeskunde, S. 62.

¹⁶⁴ NOBIS, Binnendünen, S. 550.

¹⁶⁵ KREBS, Landeskunde, S. 63.

¹⁶⁶ KAMMERER, Grenze, S. 126.

18 Übergänge durch Furten, mit Fähren oder über Brücken.¹⁶⁷ Große strategische Bedeutung besaßen die Übergänge von Hüningen, Neuenburg sowie die Festungen Breisach und Kehl (vgl. Abb. 1), die sich zu Beginn des Spanischen Erbfolgekrieges in der Hand Leopolds I. befanden. Im französischen historischen Bewusstsein (Voltaire, Danton usw.) bildete der Rhein eine natürliche Grenze.¹⁶⁸ Richelieu und Ludwig XIV. gingen davon aus, dass nur der Besitz beider Rheinufer eine wirksame Verteidigung garantieren konnte. S. le Pestre de Vauban empfahl die Nutzung von Flüssen als Grenzlinie, von Forts und Redouten begleitet, wenn sie nur an wenigen Stellen überquert werden können.¹⁶⁹ In diesem Fall könne auf Linien verzichtet und der Fluss als Grenze genommen werden.

Zur Abwehr eines französischen Rheinübergangs ließ Markgraf Ludwig Wilhelm das rechte Rheinufer zwischen der Festung Philippsburg und der Schweizer Grenze durch eine lockere Reihe von Schanzen, befestigten Städtchen, Schlössern und Dörfern sichern (vgl. Abb. 1).¹⁷⁰ Auf der Strecke zwischen Basel und Philippsburg wurden von insgesamt 9000 Schänzern 36 alte Rheinufer-Redouten wieder hergestellt und dazu noch 21 neue aufgeworfen. Im Abschnitt von Hüningen bis Breisach musste das obere Rheinviertel (österreichisches Gebiet zwischen Rheinfelden und Waldshut) täglich 1000 Schanzarbeiter stellen.¹⁷¹ Der Rhein bot einen derart großen Flankenschutz, dass die Verteidigungsfähigkeit der Bühl-Stollhofener Linien und ihr strategisches Gewicht nicht gemindert wurden, als 1703 die Weißenburger Linien und die Festung Landau verloren gingen.¹⁷² Auch Fort Louis auf einer Rheininsel unmittelbar hinter der rechten Flanke der Linien übte auf Angriff und Verteidigung der Linien nie einen nennenswerten Einfluss aus.

Auf der gegenüberliegenden Rheinseite wurden ebenfalls Verschanzungen angelegt, deren Bau mit nicht minder großem Aufwand verbunden war. Als sich 1695 der französische Intendant des Elsass, Jacques de la Grange, über den Aufwand beschwerte, mit dem Redouten entlang des Rheins errichtet werden sollten, weil er ihm übertrieben teuer und schädlich für das Land zu sein schien, erhielt er die lakonische Antwort: *L'intention du Roi est que l'on y travaille*.¹⁷³ Für das Elsass und die rechte Rheinseite ab Kehl sind gute kartografische Unterlagen überliefert, nicht jedoch für die Strecke südlich von Kehl.¹⁷⁴

¹⁶⁷ KAMMERER, Grenze, S. 127.

¹⁶⁸ Ebd., S. 126.

¹⁶⁹ VAUBAN, Manual, S. 37.

¹⁷⁰ KLEEMANN, Linien, S. 46; LINNEBACH, Feldbefestigungen, S. 8; vgl. HARDER, Handbuch, S. 320.

¹⁷¹ JEHLE, Wehr, S. 178.

¹⁷² MÜLLER, Bühl-Stollhofener Linien, S. 101.

¹⁷³ PLASSMANN, Oberrhein, S. 11; zitiert nach LIVET, Intendance, S. 630. – vgl. auch BENOIST D'ANTHENAY, Administrateur, S. 100.

¹⁷⁴ GLAK, Hfk, Bd. II 4 (Elsass) u. GLAK, Hfk, Bd. II 5,6 (rechte Rheinseite).

5.2 Bühl-Stollhofener Linien

Unter Einbeziehung älterer Verteidigungslinien aus dem Jahre 1689 wurden 1701 nach Angaben des Markgrafen von Major A. Elster an einer der schmalsten Stellen des badischen Landes zwischen Stollhofen und Bühl Linien angelegt.¹⁷⁵ 1702 ist M. A. Bohrer als Ingenieur der Linien belegt.¹⁷⁶ Im Spätjahr führten Reichstruppen die Arbeiten durch und zur Fronarbeit verpflichtete Untertanen wurden vor allem zu Transportdiensten herangezogen.¹⁷⁷

Anhand einer Karte der Bühler Linien von Major A. Elster aus dem Jahre 1703 kann deren Verlauf rekonstruiert werden (Abb. 9).¹⁷⁸ Durch unterschiedliche Befestigung wird zwischen einer älteren und einer jüngeren Anlage unterschieden. Die Eckpunkte der etwa 20 km langen Linien bildeten die Festung Stollhofen am Rhein und Bühl am Gebirgsrand. In der älteren Linie bildete die Burg Neu-Windeck den Abschluss des linken Flügels, die eine Umgehung der Flanke trotz Verhauen nicht ausschloss.¹⁷⁹ Bei der jüngeren Anlage wurde die Front bis zum Bühlerstein verkürzt und eine befestigte Flanke im rechten Winkel bis Obertal gezogen. Das Tal konnte dort aufgrund einer Talenge und einer Talstufe leichter gesperrt werden.

Die Linie zog sich von Obertal zu den drei Höhen des Klotzberges über Rossbühl und Hohbaum zur Brombacher Höhe und erreichte vor Bühl die Rheinebene.¹⁸⁰ Die Verschanzungen schlossen die Stadt gegen Süden und Westen ab, verliefen über Vimbuch, Leiberstung und den Hardingerbusch nach Stollhofen. In den hier beginnenden Moorniederungen des Rheintals bestanden die Linien lediglich aus einzelnen Schanzen. Im Gebirge und auf den Vorhügeln dienten Verhau, Graben und Wall als Hindernis. Die Brustwehr war 1,6 m hoch und 1,9 m dick.¹⁸¹ In der Ebene erschwerten tiefe, mit Wasser gefüllte Gräben sowie das mittels Schleusen und Stauvorrichtungen zum Sumpfland umgewandelte Vorgelände eine Annäherung. Sulzbach und Sandbach wurden auf eine Breite von 4,8 m und eine Tiefe von 2,6 m erweitert. Die Brustwehr war in der Ebene 2,6 m hoch und 3,8 m dick.¹⁸² In der Niederung vertraute der Erbauer auf die Ungangbarkeit der Moorwälder. Eine Annäherung war in der

¹⁷⁵ GUTKAS, Feldzüge, S. 185: am Bau der Linien von 1689 wirkte u. a. Prinz Eugen mit; Badischer Militär-Almanach 3. Jg., Karlsruhe 1856, S. 119–126: annalistische „Beschreibung der Vertheidigung der Stollhofen-Bühler Linien im April 1703“ u. a. basierend auf LINNEBACH, Feldbefestigungen, S. 12 ff.; HÜBNER, Verrat, S. 64–73; WOHLER, Wehrbau, S. 4; HARBRECHT, Bühl-Stollhofener Linie, S. 24 ff., bes. 30 ff.; HARDER, Handbuch, S. 321 f.; SCHNEIDER, Stollhofener Linien, S. 507 f.

¹⁷⁶ STEIN, Festungen, S. 91.

¹⁷⁷ SCHNEIDER, Stollhofener Linien, S. 508.

¹⁷⁸ Höhe 43,8 cm, Breite 116,5 cm; Karlsruhe, Großherzogliches Familienarchiv, Planslg. H d 69 (rot); ECKERT, Feldherr, S. 91, Nr. 192.

¹⁷⁹ MÜLLER, Bühl-Stollhofener Linien, S. 102.

¹⁸⁰ KLEEMANN, Linien, S. 48 f.; KORTH, Markgraf, S. 94 f. mit weiteren Literaturangaben; WOHLER, Wehrbau, S. 2; MÜLLER, Bühl-Stollhofener Linien, S. 100 f.

¹⁸¹ Kleemann, Linien, S. 49.

¹⁸² Ebd., S. 49.

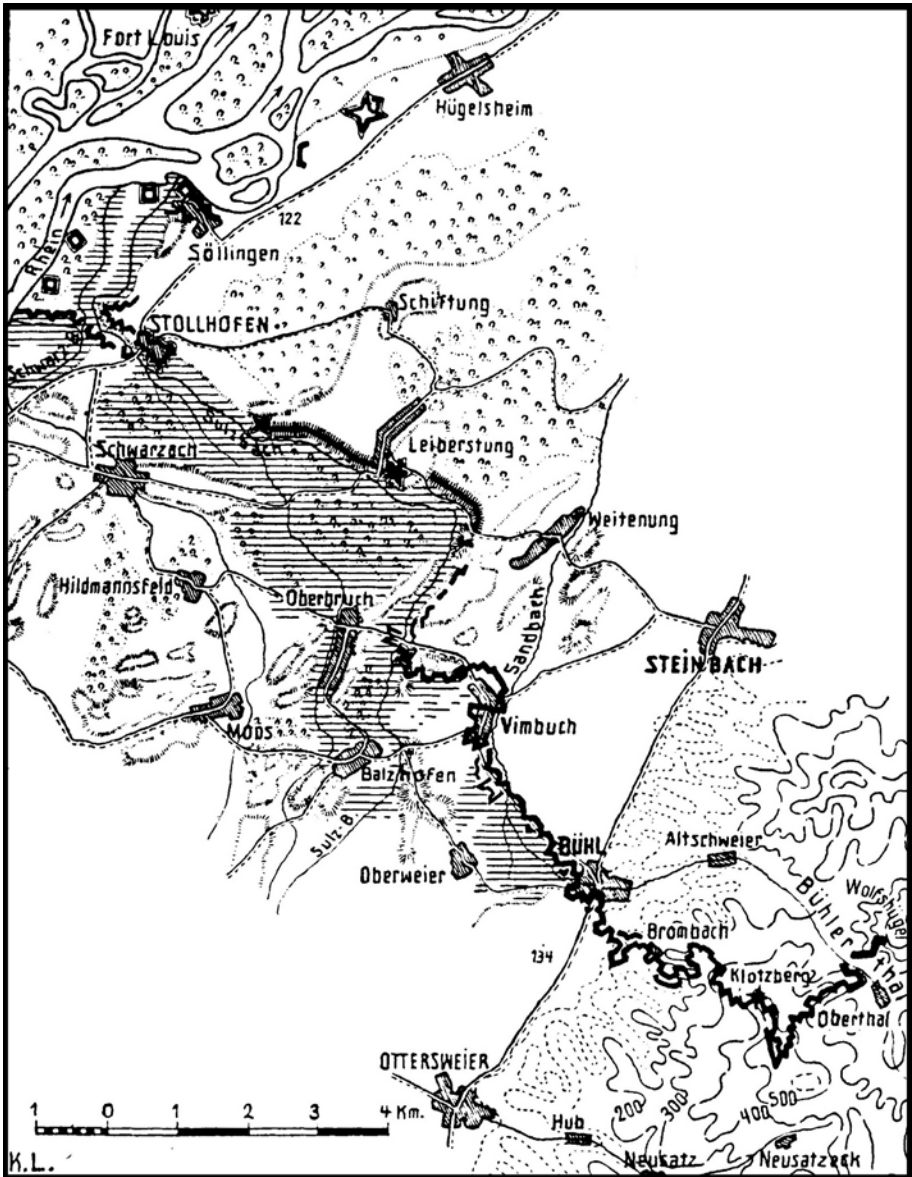


Abb. 9: Plan der Stollhofener Linien. Aus: K. Linnebach, Feldbefestigungen, S. 13, Skizze 4

Ebene nur auf einzelnen, höher gelegenen Landstreifen bei Bühl, Vimbuch und Stollhofen möglich. Dort sorgten entsprechend starke Werke für einen ausreichenden Schutz. Vimbuch war der Hauptverteidigungsplatz, von dem aus der Markgraf seine Operationen leitete. Am Rhein lagen noch einige Redouten, Chartaquen und gegenüber Fort Louis eine Batterie. Diese Werke waren jedoch Teil der Rheinsicherung.

Die Linien hielten fünf Angriffen stand, die der französische General Villars im März und April 1704 durchführte.¹⁸³ Im Mai 1707, nach dem Tod des Markgrafen, wurden sie von Villars eingenommen. Ermöglicht wurde dies durch die Spionagetätigkeit des kaiserlichen Obersts Hieronymus Erlach, eines gebürtigen Berners, der unter dem Kommando des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden stand.¹⁸⁴ Er hatte Paris über Aufstellung und Bewaffnung der kaiserlichen Truppen unterrichtet und in mehreren Denkschriften die schwachen Stellen der Linien aufgezeigt.¹⁸⁵ Nach der Einnahme wurden die Linien eingeebnet und das Stollhofener Schloss zerstört. Ludwig XIV. ließ zum Fall der Stollhofener Linien am 22. Mai 1707 eine Bronze-medaille prägen.¹⁸⁶ Auf der Vorderseite ist der Kopf Ludwigs XIV. nach rechts dargestellt mit der Umschrift LUDOVICUS MAGNUS REX CHRISTIANISSIMUS. Die Rückseite zeigt einen nach rechts gewandten römischen Krieger vor einer Berglandschaft, eine Mauerkrone emporhaltend. Die Umschrift lautet: PATEFACTI – GERMANIAE ADITUS. Im unteren Abschnitt ist zweizeilig VALLO STOLOF-FENSI DISJECTO. / XXII·MAII·M·DCC·VII zu lesen.

5.3 Ettlinger Linien

Die Ettlinger Linie südlich von Karlsruhe (vgl. Abb. 1) war im Herbst 1707 als Ersatz für die im Frühjahr desselben Jahres durchbrochenen Bühl-Stollhofener Linien angelegt worden und wurde noch im Winter 1707/08 von den Truppen der Reichsarmee bezogen.¹⁸⁷ Zu Beginn des Polnischen Thronfolgekrieges wurde sie verstärkt und ausgebaut.¹⁸⁸ Ihr berühmtester Verteidiger war Prinz Eugen, der sich 1734 nochmals bereit erklärte, den Oberbefehl am Rhein zu übernehmen. Einer französischen Übermacht gegenüber, die ihn einzukreisen drohte, musste er die Linie jedoch räumen. Die Franzosen ließen sie durch zwangsweise herbeigeholte Bauern einebnen. An ihrer Stelle entstanden, allerdings in geringerem Umfang, 1735 neue Werke im Rahmen eines von Prinz Eugen angelegten größeren Verteidigungssystems. Im Sprachgebrauch der Zeit wurde das neue Befestigungswerk als „Untere Linie“ bezeichnet. Für den bedeutendsten und am stärksten befestigten Teil der Anlage, den

¹⁸³ SCHNEIDER, Stollhofener Linien, S. 508.

¹⁸⁴ Ebd., S. 509.

¹⁸⁵ MERCIER, Secret.

¹⁸⁶ ECKERT, Feldherr, S. 96, Nr. 208; BERSTETT, S. 190, Nr. 610; WURZACH-TANNENBERG, Katalog, Bd. 2, S. 864, Nr. 5470.

¹⁸⁷ TESCHAUER, Ettlinger Linien, S. 229.

¹⁸⁸ Vgl. HARDER, Handbuch, S. 209.

Abschnitt zwischen Alb und dem Hochgestade des Rheins, setzte sich rasch die Bezeichnung „Ettlinger Linie“ durch. Eine Karte aus dem Jahre 1707, die den Bereich von Mörsch bis Wolfartsweier und von Etzenroth bis Hagenbach abdeckt, zeigt deren Verlauf.¹⁸⁹ Auf den Höhen nördlich von Ettlingen sind alliierte Truppenlinien eingezeichnet mit Angabe der Truppenamen.

Das gesamte System der Ettlinger Linien ging von den Befestigungen auf den Schwarzwaldhöhen beim Dobel aus, verlief auf den Höhen rechts der Alb, querte diese östlich von Ettlingen und erreichte, den südlich der Stadt gelegenen Sommerberg einschließend, bei Ettlingenweier das Rheintal.¹⁹⁰ Ab hier verliefen die Linien in nordwestlicher Richtung bis zum Hochgestade des Rheins bei Daxlanden und führten, dem Rheinufer folgend, bis in das Vorgelände der Festung Philippsburg.¹⁹¹ Erhaltenen Karten und Berichten der Zeit zufolge waren die Linien in einen östlichen und einen westlichen Abschnitt unterteilt.¹⁹² Die Grenze lag bei Spessart auf den Höhen südlich von Ettlingen. Auf den bewaldeten Anhöhen im Hardtwald und längs des Rheins bestand die Befestigung aus einem durchgehenden Verhau, der an geeigneten Punkten mit Blockhäusern und Schanzen besetzt war. Nur im offenen Gelände und dort, wo Wege aus dem südlich gelegenen feindlichen Gebiet an die Linie heranführten, waren mit Wallkurtinen verbundene Erdwerke (Redouten, Redans und Tenailen) mit vorgelegten durch Sturmpfähle und Palisaden verstärkte Gräben gebaut worden. Innerhalb der Erdwälle waren Geschützstände zur Aufnahme der Artillerie vorgesehen. Schwerpunkte der Befestigungen im Rheintal lagen an der Bergstraße südlich von Ettlingenweier und an der Rheinstraße bei Daxlanden. Hier schützten stark ausgebaute, mit Tenailen (sternförmigen Anlagen) verbundene Schanzen die Durchlässe der beiden wichtigen Nord-Süd-Straßen. Beide Flügelstellungen waren miteinander durch eine Redanslinie verbunden, die aus 24 Redans (offene Werke in Form eines ausspringenden Winkels) mit Seitenlängen von bis zu 50 m und Kurtinen von 140 bis 180 m Länge bestanden. Spätestens im Polnischen Thronfolgekrieg (1733) erfuhr die Redanslinie einen verstärkten Ausbau durch Wall und Graben.

Im Hardtwald südlich von Karlsruhe zwischen der A 5 im Osten und der B 36 im Westen haben sich auf ca. 5 km Länge Reste einer aus Wall und Graben bestehenden Erdbefestigung erhalten.¹⁹³ Im Waldabschnitt nördlich der Autobahn besteht sie aus 15 Redans und zwei quadratischen Schanzen, die durch geradlinig geführte Kurtinenabschnitte miteinander verbunden sind. Die Wälle sind an der äußeren Wallböschung stellenweise noch bis zu 10 m hoch. Die Breite der Gräben beträgt durchschnittlich ca. 8 m. Eine in der Mitte dieses Abschnittes angelegte quadratische

¹⁸⁹ Höhe 40,8 cm, Breite 90,8 cm; Karlsruhe, Großherzogliches Familienarchiv, Planslg. H d 73,9 (rot); vgl. ECKERT, Feldherr, S. 96, Nr. 209.

¹⁹⁰ KLEEMANN, Linien, S. 58 f.; TESCHAUER, Ettlinger Linien, S. 228; LUTZ / SCHALLMAYER, Neubeginn, S. 97 ff.; vgl. auch WOHLER, Wehrbau, S. 4.

¹⁹¹ TESCHAUER, Ettlinger Linien, S. 229.

¹⁹² Ebd., S. 228.

¹⁹³ Ebd., S. 228 ff.; LUTZ / SCHALLMAYER, Neubeginn, S. 97 ff.

Redoute hat eine Seitenlänge von ca. 40 m. An den drei feindseitigen Ecken sind Überreste der Geschützstände mit Auffahrrampen zu erkennen. In einem ausspringenden Waldzipfel nahe der B 36 bildet eine vierseitige Redoute den Abschluss der Redanslinie nach Westen. Die Wallhöhe beträgt hier 8–9 m bei annähernd gleicher Grabenbreite. An der inneren Wallböschung ist in Resten das Bankett für den Schützenauftritt erhalten.

Im Spanischen Erbfolgekrieg war die vom Dobel bis Philippsburg reichende, ca. 70 km lange Linie während der Winterzeit von etwa 2500 Mann besetzt, die alle vier Wochen abgelöst wurden. Im Frühjahr versammelte sich hinter den Stellungen das Aufgebot der Reichsarmee, das sich um Philippsburg konzentrierte. Bis zum Frieden von Rastatt 1714 wurde die Linie nie direkt angegriffen. Mit dem Ausbruch des Polnischen Thronfolgekrieges 1733 gewannen die 20 Jahre alten Befestigungen erneut an Bedeutung. Noch im Winter 1733 wurde mit dem Ausbau der Werke begonnen. Außer den Truppen wurden aus der Landbevölkerung der beiden Markgrafschaften Arbeiter aufgeboden. Bis in den Mai 1734 wurde ununterbrochen an den Anlagen gearbeitet. Neben Ausbesserungen und Verstärkungen der alten Linie wurde eine neue, taktisch günstiger gelegene nördlich der Alb und östlich des Malscher Landgrabens angelegt. Durch ein kompliziertes Schleusensystem konnten weite Teile der Bruchniederung unter Wasser gesetzt werden. Die Übergangsstellen waren durch Erdwerke besonders geschützt. Jedoch durchbrach eine französische Abteilung bereits am 4. Mai 1734 die Befestigung bei Spessart, und die stark ausgebaute Stellung im Rheintal wurde von der Reichsarmee sofort geräumt. Der Fall der Ettlinger Linien, deren wichtigste Werke noch im Mai 1734 wieder planiert wurden, führte im Sommer des gleichen Jahres zur Belagerung und Einnahme von Philippsburg. Im Sommer 1735 wurde ein Teil der Linien nördlich von Ettlilingen reaktiviert, als Prinz Eugen durch Aufstau die gesamte Bruchniederung zwischen Ettlilingen und Ketsch unter Wasser setzen ließ, um den nunmehr französischen Brückenkopf Philippsburg zu isolieren. Mit Abschluss des Polnischen Thronfolgekrieges endete vorerst die Geschichte der Ettlinger Linien. Im Zweiten Weltkrieg wurden Bunker und Maschinengewehrstellungen in mehrere Redans des Hardtwaldabschnittes eingebaut.

6 Stockacher Linie und Alblinien

Die Schwäbische Alb erstreckt sich vom Hochrhein im Südwesten bis zum Nördlinger Ries, das sie von der Fränkischen Alb abgrenzt (vgl. Abb. 1). Südöstlich wird sie durch die Donau begrenzt, nach Norden vom Neckar. Die nordwestliche Kante, der Albtrauf, stellt eine bis zu 400 m hohe Steilstufe dar. Die Alb ist eine Hochfläche, die von ihrem Nordwestrand stetig nach Südosten abfällt. Ihre Länge von Südwest nach Nordost beträgt etwa 200 km, die Breite etwa 30 km. Der Lemberg bei Gosheim ist mit 1015 m die höchste Erhebung. Wenige, enge Flusstäler queren den Jura

und waren in den seltensten Fällen verkehrsgünstig.¹⁹⁴ Die alten Wege gingen in steiler „Steige“ aus dem Main- und Neckargebiet auf die Höhe, von der aus die doppelt so lange, sanfte Abdachung zur Donau und Naab zur Verfügung stand. Bevorzugt war das Ries, durch das früher schwäbische und fränkische Straßen zur Donau führten.

Der Plan, die in Oberschwaben stehenden verbündeten Franzosen und Bayern von einem Zuzug aus der Schweiz und dem Elsass mit einer Schanzlinie über den Schwarzwald von Sipplingen am Bodensee bis Fridingen an der Donau, dann über Bärenthal, Lautlinger-, Tannheimer-, Killertal, Honau, Urach, Geislingen bis an die Altmühl abzuschneiden, geht auf den hohenzollern-hechingischen Fürsten Friedrich Wilhelm zurück, wie aus seiner Korrespondenz ersichtlich wird.¹⁹⁵

Anfang Februar 1704 erhielt Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden bzw. der in seiner Abwesenheit kommandierende Feldmarschall Baron von Thüngen den Auftrag zu verhindern, dass dem Kurfürsten von Bayern weitere Verstärkung aus Frankreich zugeführt würde. Am 13. Februar 1704 erging in einem Schreiben an die Stände der Seekreise der Auftrag des Generalfeldmarschalls von Thüngen, dass das den Feinden bisher schutzlos offenstehende Land verbaut und deren Truppenbewegungen möglichst unterbunden werden sollten.¹⁹⁶ Die Stände wurden zu einer Konferenz nach Stockach gerufen. Graf Froben Ferdinand von Fürstenberg hatte das Gelände erkundet und beurteilte es so, dass durch Verhauung der Wälder und Verschanzung etlicher Täler nicht nur die feindliche Kommunikation in die Schweiz verhindert werden könnte, sondern auch mit wenig Truppen die Märsche zwischen Bodensee und Donau zu steuern wären. Ein Riss über das Vorhaben wurde nach Bregenz gesandt, von dort nach eingehender Prüfung der Bau befohlen und ein Ingenieur aus Konstanz angefordert.

Feldmarschall Baron von Thüngen ließ mit dem Bau einer Linie beginnen, die auch unter dem Namen Stockacher Linie bekannt ist.¹⁹⁷ Oberstwachmeister Graf von Orsetti, der sich bei den Bühler Linien ausgezeichnet hatte, übernahm die Liniendirektion im Abschnitt Bodensee-Fridingen a. D. (obere Linie). Insgesamt war nur ein langsamer Fortschritt zu verzeichnen, da nicht alle Stände vom Nutzen der Anlage überzeugt waren und so nicht die geforderte Anzahl Schänzer stellten.¹⁹⁸ Die Linie zog sich von Radolfszell an die Nordwestseite des Überlinger Sees, von da über Stockach, Liptingen nach Mühlheim an der Donau.¹⁹⁹ Sie wurde nur vom Landsturm besetzt, der desertierte. Feldmarschall von Thüngen zog sich mit seinen

¹⁹⁴ KREBS, Landeskunde, S. 101.

¹⁹⁵ KRAUS, Schanzwerk, S. 33; Korrespondenz F. Hohz. Dom.-Archiv, Rub. 115 Nr. 40, 44, 51–54; vgl. auch SAUTER, Hechingen, S. 19–22 und KLEEMANN, Linien, S. 47.

¹⁹⁶ KRAUS, Schanzwerk, S. 34.

¹⁹⁷ KLEEMANN, Linien, S. 47; nach RIETHAMMER, Alblinien, S. 24 sind keine direkten Nachrichten zum Bau dieser Anlagen vorhanden.

¹⁹⁸ KRAUS, Schanzwerk, S. 36.

¹⁹⁹ Vgl. RIETHAMMER, Alblinien, S. 24; MUSALL / SCHEUERBRANDT, Siedlungszerstörungen, S. 15.

Truppen nach Rottweil zurück. Bei einem Vorstoß gegen die Linien am 25. Mai 1704 wurde die Stadt Stockach durch Kurfürst Maximilian zerstört.

Im Abschnitt Bären-, Lautlinger- und Killertal (untere Linie) übernahm zunächst der Oberingenieur Johann Baptist Gumpf aus Konstanz die Leitung.²⁰⁰ Da dieser jedoch in Konstanz benötigt wurde, trat der kaiserliche Ingenieur und Oberwachtmeister Monsieur de Villier an seine Stelle. Die Schanzen sind in einem zeitgenössischen Plan eingezeichnet und erstreckten sich auf einer ca. 20 km Luftlinie.²⁰¹ Der rechte Flügel lag am Nordabfall des Dreifürstensteins bei der Salmendinger Kapelle, der linke nordwestlich Ohnastetten am Übersberg. Von der Salmendinger Kapelle nach Ohnastetten verlief die Linie über Montberg, Wangenthal, Talheim, Eichhalde, Seebachtal, Bolberg, Hardtfelsen, Genkingen, Rossberg, Buoberg, Talmühle, Honau und Traiselberg. Am 11. Mai 1704 griffen die Bayern den Bereich Mengen-Messkirch an.²⁰² Generalfeldmarschall von Thüngen musste sich zurückziehen. Im unteren Abschnitt fanden keine Kampfhandlungen statt.

Es bestand wohl der Plan, die Linie von Geislingen bis Hohenzollern und von da durch das Lautlinger- und Spaichinger- bis in das Kinzigtal zu ziehen. Ob eine Umsetzung erfolgte, ist unklar.²⁰³ Zwischen Pfullingen und Aalen finden sich noch zahlreiche Schanzen, die mit dem Spanischen Erbfolgekrieg in Verbindung gebracht werden. An dem Abschnitt Hohenzollern-Lautlingen-Spaichingen scheint jedoch nicht gearbeitet worden zu sein.

7 Kleinere und geplante Linien

Elz- und Glottertal sollten mit einer Linie von Freiburg über Waldkirch und der Kastenburg zur Heidburg gesperrt werden.²⁰⁴ Zwischen Glottertal und dem Kamm des Schwarzwaldes verliefen Höhenwege in Richtung Kalte Herberge, Thurner und Hohlengraben sowie Bregtal. Die Ausführung der Anlagen ist historisch nicht belegt. Im Gelände finden sich lediglich ein Wallstück mit Redans auf dem Streckereck und eine aus Stein gemauerte Redoute im Oberglottertal, deren Entstehungszeit jedoch unklar ist.

1689 wurden bei Wolfach Verhaue beim „hohen Weg“ (unterhalb des Bahnhofs, wo die Kinzig den Berg berührt) angelegt, und für den Winter 1689/90 sind Schanzarbeiten bei Biberach bezeugt.²⁰⁵ Im Spanischen Erbfolgekrieg wurde von den Württembergern eine Linie zwischen Geislinger Steige und Ostrand des Schwarzwaldes in Teilen fertiggestellt.²⁰⁶

²⁰⁰ KRAUS, Schanzwerk, S. 37 u. 41.

²⁰¹ RIETHAMMER, Alblinien, S. 18.

²⁰² KRAUS, Schanzwerk, S. 45.

²⁰³ RIETHAMMER, Alblinien, S. 18 u. 24.

²⁰⁴ MUSALL / SCHEUERBRANDT, Siedlungszerstörungen, S. 20.

²⁰⁵ DISCH, Wolfach, 1920, S. 650 u. 651.

²⁰⁶ MUSALL / SCHEUERBRANDT, Siedlungszerstörungen, S. 20.

Im General-Landesarchiv Karlsruhe hat sich der Plan einer projektierten Sperre des Höllentals vom Titisee bis zur Weißstannenhöhe von 1814 erhalten.²⁰⁷ Da sich im Gelände bis auf ein kleines Wallstück nur geringe bzw. keine sicheren Spuren finden, ist die Linie wohl nicht ausgeführt worden.

8 Fortsetzung der Linien in der Schweiz

An die Linien des Schwarzwaldes schloss sich im Süden der Warnungs- und Alarmdienst der „Chuzen“ an.²⁰⁸ Im Winter 1696/97 waren Dragoner im Fricktal stationiert. 1734 wurde eine neue „Feuer- und Lärmenordnung“ für das gesamte bernische Gebiet erlassen, das vom Genfer See bis an die Limmat und den Rhein reichte. Das System umfasste 156 Hochwachten, von denen sich die meisten auf Bergkuppen, -terrassen, Burgen, Ruinen und auch Kirchtürmen befanden. Auf der Strecke Bern-Zurzach, 72 km Luftlinie, standen 18 Hochwachten. Die Alarmierung erfolgte durch Lärmenbüchsen, Steigraketen und Feuer. Insgesamt 75 Alarmreiter und 313 Postenläufer trugen Anordnungen und Befehle durch das Land.

9 Planung und Bau der Linien

9.1 Planung und Bauablauf

Bei der Planung der Linien waren komplexe Anforderungen an die Befestigungen sowie taktisch-strategische Überlegungen hinsichtlich Auswahl des Geländes zu berücksichtigen. Zum einen galt es, feindlichen Truppen und ihrer Artillerie größtmöglichen Widerstand entgegenzusetzen. Zum anderen mussten die Verteidiger in der Lage sein, den Gegner aus einer geschützten Stellung heraus daran zu hindern, sich der Befestigung zu nähern und feindliche Stellungen mit Hilfe von Artilleriefeuer auf größere Distanz offensiv zu schwächen. Neben der genauen Kenntnis der Waffengattung Artillerie musste daher das Gelände für den Bau sorgfältig ausgewählt werden. Aus verschiedenen Quellen geht hervor, dass nach der Besichtigung des Geländes Vorschläge für die Befestigung in Form einer Relation und/oder als Plan vorgelegt wurden. Am 31. August 1671 wurde ein Patent für den Freiburger Kommandanten Georg Schütz mit dem Auftrag ausgestellt, zusammen mit dem kaiserlichen Ingenieur Elias Gumpp verschiedene Lokalitäten im Hinblick auf einen möglichen Ausbau zu Verteidigungsstellungen zu besichtigen.²⁰⁹ Stände, Obrigkeiten und Beamte wurden angewiesen, Schütz auf sein Begehren *nit allein keineswegs hinderlich zu sein, sondern soviel immer möglich* und es das kaiserliche Interesse erfordere

²⁰⁷ GLAK 65/1413; SCHÄFER, Inventar, S. 129, Nr. 711.

²⁰⁸ SENTI, Gerner, S. 62 f.

²⁰⁹ WOHLER, Erdwehrrbau, 1940, S. 262 (hier Verweis auf: GLAK, Akten Breisgau Generalia, Kriegssache 1116, 1177, 1182, 1183).

zu unterstützen. Die Regierung ließ am 12. November den in Frage kommenden Stellen (Stadt Freiburg, Freiherr Ferdinand von Sickingen, Amt Waldkirch, Oberamt Triberg) Auszüge des Gutachtens zukommen, verbunden mit der Frage, ob es nicht noch wichtigere Pässe gäbe und Baumaterial an den jeweiligen Orten vorhanden wäre, da mit dem Bau der Blockhäuser unverzüglich begonnen werden sollte.²¹⁰ Die eingegangenen Berichte reichte die Kammer am 9. Dezember an Georg Schütz zur Stellungnahme weiter. Auch in den nachfolgenden Kriegen wurden Informationen zu den Pässen gesammelt. In einem Gutachten vom 20. Oktober 1688 berichtet der Kommandant des Rheinfelder Landfahrens, Hauptmann Grandmont, an die vorderösterreichische Regierung über Zustand sowie Verbesserungsvorschläge und Ausbau der Linien auf dem Schwarzwald.²¹¹ Der Bräunlinger Oberschultheiß Johann Conrad Gumpff vermerkt für den 4.3.1689 in seinem Kriegsprotokoll: *Den 4. Martii haben Ihro Exc. Herr General von Steinau mich nacher Hüfingen verschreiben lassen, deme dann sowohlen mündlich, als schriftlich Informationen wegen gesambten Waldpässen geben müssen, mit welchr er wohl content ware.*²¹² Aus Bericht und Gegendarstellung des Georg Schütz geht hervor, dass bei den Erkundungen bzw. Besichtigungen im Vorfeld des Befestigungsbaus auf die strategische Lage sowie die daraus resultierende Befestigungsweise, die jeweilige Herrschaft und nahegelegene Ortschaften hinsichtlich der benötigten Arbeitskräfte, Einquartierungen, Fuhrdienste und Baumaterialien geachtet wurde.

Anhand der Quellen zu den Alblinien lassen sich die Planungsschritte und die Bauausführung sehr gut nachvollziehen. Nach einer Geländeerkundung sowie der Prüfung und Genehmigung des Risses der projektierten Anlage in Bregenz wurde ein Ingenieur vom Kommandanten von Konstanz angefordert.²¹³ Die Liniendirektion im Abschnitt Bodensee-Fridingen war Oberstwachmeister Graf von Orsetti übertragen worden. Ferner wird ein von den Holländern geschickter Techniker erwähnt.²¹⁴ Von Konstanz wurde der Oberingenieur Johann Baptist Gumpff gestellt, den später der kaiserliche Ingenieur Monsieur de Villier abgelöste.²¹⁵ Bereits die Schanzordnung vom 4. April 1682 schrieb fest, dass sich der Ingenieur vor Beginn der Arbeiten vor Ort ein Bild von der Beschaffenheit des Geländes und des Baugrundes machen sollte.²¹⁶ Die Aufsicht bzw. Leitung vor Ort in den einzelnen Abschnitten wurde Offizieren übertragen, die Bericht über den Fortgang der Arbeiten erstatteten. Im Vorfeld des Projektes der Alblinien musste die Versorgung der Offiziere, Ingenieure, Sergeanten und Aufseher sowie die Stellung von 1500–2000 Schänzern geregelt werden.²¹⁷

²¹⁰ WOHLB, Erdwehrtbau, S. 264.

²¹¹ Vgl. VETTER, Feldberg, S. 158 mit Anm. 158.

²¹² Gemeinde Bräunlingen, Akten IX Militär- und Kriegssachen, Kriegsprotokoll J. C. Gumpff.

²¹³ KRAUS, Schanzwerk, S. 34.

²¹⁴ Ebd., S. 39.

²¹⁵ Ebd., S. 41.

²¹⁶ WOHLB, Schwarzwaldkammlinie, S. 113.

²¹⁷ KRAUS, Schanzwerk, S. 35.

Insgesamt entspricht die Vorgehensweise etwa den Forderungen Vaubans für den Bau von Linienbefestigungen. Im Zusammenhang mit einer Circumvallationslinie bzw. mit Lagern bei Belagerungen sollte der leitende Ingenieur Form und Verlauf skizzieren sowie mit dem General das Lager inspizieren.²¹⁸ Der General gab dann die notwendigen Befehle. Der Ingenieur sollte ferner alternative Pläne für die Werke vorlegen, ihre Stärken und Schwächen erläutern sowie die geschätzte Bauzeit angeben. Bei der Planung sollte darauf geachtet werden, dass die natürlichen Gegebenheiten ausgenutzt wurden, um den Verteidigungswert der Befestigungen zu erhöhen oder die Bauzeit zu verkürzen. Die Symmetrie war dabei zweitrangig. Stattdessen sollten die Werke mal mehr, mal weniger vor- und zurückgezogen werden, um jeden Geländevorteil auszunutzen. In der Oberrheinebene orientierte sich der Linienverlauf z. B. an den Binnendünen (vgl. Stollhofen, Ettingen, Speyerbach). In einigen Abschnitten folgen die Linien alten Grenzverläufen, die sich ebenfalls an markanten Geländeformationen orientieren, die auch strategische Bedeutung hatten. Bei einigen handelt es sich jedoch um Grenzen zwischen Ständen und/oder Kreisen, die offenbar berücksichtigt wurden. Möglicherweise wurde versucht, die Lasten des Schanzenbaus so gleichmäßig wie möglich zu verteilen.

Die Ingenieure hatten bei der Planung ferner die Durchschlagswirkungen der schweren Glattrohr-Artillerie zu berücksichtigen sowie die Entfernungen, über die diese wirksam Breschen schlagen konnte. Nach der Auswahl des besten Planes wurden Kopien für die anderen Ingenieure angefertigt, von denen jeder einen Abschnitt zugewiesen bekam. Die Anlagen wurden nach den Plänen im Maßstab 1:1 ausgesteckt, was in den Schriftquellen nicht explizit erwähnt, jedoch in mehreren zeitgenössischen Stichen dargestellt wird. Der leitende Ingenieur visitierte die Baustellen und hatte die Oberaufsicht.

9.2 Ingenieure der Linien

Im 16. Jh. zerfiel die Einheit von Festungskunde, Maschinenbau und „Zivilbaukunst“. Vor allem seit dem frühen 17. Jh. sind deutliche Unterschiede zwischen Architekten bzw. Baumeistern und Ingenieuren festzustellen. Der Ingenieur wurde zu einem autonomen, im Rang jedoch nicht mit dem Architekten, dem Kunst, Zierform und Geist zugeordnet wurden, gleichgestellten Beruf.²¹⁹ Die Tätigkeitsfelder des Ingenieurs waren parallel dazu Konstruktion, Zweckform und Technik, die im Militärwesen mehr gefordert wurden. Ingenieure waren Kriegsbaumeister, die sich auf den Militärbau, primär den Festungsbau, unter Einfluss von Naturgesetzen und Technik spezialisiert hatten: *Ingenieur, Teutsch ein Kriegs-Bau-Meister. [...] Ingenieurs-Kunst = Architectura militaris.*²²⁰ Ebenso wie für Architekten gab es keine geregelte Ausbildung für Ingenieure. Innerhalb des Heeres bekleideten sie in der Ar-

²¹⁸ VAUBAN, Manual, S. 30.

²¹⁹ ENGELBERG, Handwerker, S. 260; NEUMANN, Festungsbaukunst, S. 146.

²²⁰ ZEDLER, Universal-Lexicon, Bd. 13/14, Sp. 693.

tillerie den Rang des Genieoffiziers, da fundierte Kenntnisse dieser Waffengattung für eine effektive Abwehr erforderlich waren. Auch Elias Gumppe gehörte der Artillerie an, wie die Darstellung von Kanonen, Ladestock und Büchse auf seinem Epitaph in Bräunlingen zeigt. Im Allgemeinen kann der Aufgabenbereich der militärischen Ingenieure, des *corps du génie*, mit dem der Pioniere in modernen Armeen verglichen werden. Ein wesentlicher Unterschied besteht aber darin, dass die Ingenieure des *Ancienne Régime* auch die Aufsicht über zivile Produktionsprozesse, vor allem aber die Produktion von Waffen hatten.²²¹ Die Ingenieure für die vorderösterreichischen Lande hatten ihren Sitz in Konstanz und Bregenz.

In dem am 31. August 1671 ausgestellten Patent für Herrn Schützen, Kommandant zu Freiburg, wegen Besichtigung der considerablen Ort, Päß und Plätze heißt es, dass der Statthalter Herrn Georg Schütz aufgetragen habe, alle und jede in diesen vorderösterreichischen Landen liegenden considerablen Orte, Pässe und Plätze mit und neben des Röm. Kaiserl. Majestät Ingenieur Elias Gumppe zu besichtigen und alle nötigen Anstalten daselbsten zu verfügen.²²² Hier erscheint im Zusammenhang mit den ersten Planungen der Kammbefestigung der Name eines Festungsbaumeisters aus einer Familie, die untrennbar mit dem Barock in Tirol verbunden ist und in Innsbruck ihren Stammsitz hatte.²²³ Bereits um 1660 erarbeitete er gemeinsam mit seinem Bruder Christoph die Pustertalische Beschreibung, einen mit zahlreichen, gezeichneten Mappen und Fortifikationsentwürfen versehenen Vorschlag für die Sicherung des Pustertales gegen die Einfälle der Türken.²²⁴ Elias war der Onkel Johann Baptist Gumppe, der Oberingenieur in Konstanz und 1704 am Bau der Alblinien beteiligt war.

Markgraf Ludwig Wilhelm legte größten Wert auf technische Spezialisten. Bereits 1693 ließ er bei den drei alten Infanterieregimentern des Schwäbischen Kreises die Zahl der Stabsoffiziere erhöhen.²²⁵ Diese Stellen konnte er mit fachlich besonders befähigten Ingenieur-Offizieren besetzen, d. h. Artillerieoffizieren und Festungsbauspezialisten. Ab 1694/95 sind mehrere an den Linien beschäftigte Ingenieure historisch zu fassen. Unter Oberleitung des Generalquartiermeisters Harsch wurde Ingenieur Hauptmann Johann Servatius Sebastiani 1695 beim Bau der Eppinger Linien eingesetzt.²²⁶ Markgraf Friedrich Magnus von Baden stellte 1700 A. Elster aus Ulm als Ingenieur ein²²⁷, der die Bühl-Stollhofener Linien anlegte. Mehrere seiner Zeichnungen werden in der Manuskriptensammlung des großherzoglichen General-

²²¹ NEUMANN, Festungsbaukunst, S. 148.

²²² WOHLB, Erdwehrbau, 1940, S. 262; GLAK, Akten Breisgau Generalia, Kriegssache 1116, 1177, 1182, 1183.

²²³ Vgl. KRAPF, Künstlerdynastie, S. 62 f.; HUBER-WINTERMANTEL, Familie Gumppe, S. 93–124; STRABBURGER, Elias Gumppe, S. 70–92.

²²⁴ TLMF (Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum), Dipl. 1335, Teil IV; vgl. TRITSCHELLER, Gumppe, S. 112.

²²⁵ SCHULTE, Reichskrieg, Bd. 1, S. VII; SCHÄFER, Inventar, XXII.

²²⁶ SCHÄFER, Inventar, XXIII.

²²⁷ Ebd., XXVI; GLAK 76/1999.

stabes aufbewahrt.²²⁸ Während des Spanischen Erbfolgekrieges baute A. Elster ferner die Freiburger Linie sowie die Ettlinger Linien und arbeitete am Hohlengraben. Ein weiterer an den Ettlinger Linien von 1702 beteiligter Ingenieur war Michael Anton Rohrer, Vater des markgräflichen Baumeisters Michael Ludwig Rohrer.²²⁹

Der Konstanzer Oberingenieur Johann Baptist Gump von Fragenstein war 1704 u. a. zeitweilig an der Alblinie beschäftigt.²³⁰ Johann Baptist war der Sohn des Hofbaumeisters Christoph Gump (*14. August 1651), des Bruders des kaiserlichen Ingenieurs Elias Gump.²³¹ Er war zunächst Ingenieur in sachsen-lauenburgischen Diensten.²³² Nach Max Emanuels Aufstieg zum Kurfürsten (1679) war er seit 1683 in München kurfürstlich-bayrischer Militär- und Zivilarchitekt. Mit dem 24. Juli 1692 wurde ihm die Ingenieur- und Baumeisterstelle der Festung Konstanz übertragen, d. h. er arbeitete seitdem wieder für den Kaiser. Seine Bestellung zum „kaiserlich vorländischen Ingenieur“ erfolgte durch Kaiser Leopold I. 1720 wegen seines Alters vom Dienst suspendiert, wurde er von seinem Neffen Johann Martin Gump d. J. in Konstanz vertreten. Johann Baptist starb am 24. November 1728 in Innsbruck. Nach seinem Tod trat Johann Martin Gump d. J. die Oberingenieurstelle in Konstanz an, der jedoch offensichtlich nicht an Linien, sondern an der Verteidigung Tirols mitwirkte.²³³

Auf dem Kniebis arbeitete während des Spanischen Erbfolgekrieges 1708 Leutnant und Ingenieur Teichmann.²³⁴ Eine mögliche Betätigung Herzog Karl Alexanders von Württemberg beim Bau der später nach ihm benannten Alexanderschanze 1734 kann nur vermutet werden. Der Herzog hatte unter Anleitung von S. le Pestre de Vauban gelernt und auch in Coehorns Kabinett gezeichnet.²³⁵ Er wird als vollkommener Kenner des Festungsbaus und vortrefflicher Lehrmeister Georg Bernhard von Bilfingers (21.1.1693–18.2.1750) bezeichnet. Dieser war Direktor aller württembergischen Fortifikationsbauten.

Die Aufgaben der Ingenieure konnten vielfältig sein. Neben dem Bau von Befestigungsanlagen und militärkartographischen Arbeiten beinhalteten sie auch die Betreuung der markgräflichen Schlösser. Diese Verquickung militärischer und ziviler Aufgaben ist besonders bei den Durlachern auffällig.²³⁶ A. Elster sollte sich z. B.

²²⁸ Badischer Militär-Almanach 3. Jg., Karlsruhe 1856, S. 127–143: Notizen über das badische und schwäbische Militärwesen in der Zeit vom westphälischen bis zum Badener Frieden 1648–1714, S. 138.

²²⁹ STEIN, Festungen, S. 91.

²³⁰ KRAUS, Schanzwerk, S. 41.

²³¹ KRAPP, Künstlerdynastie, S. 62.

²³² Vgl. Signierte Karte des Oberrheinfeldzuges von 1676: Karlsruhe, Großherzogliches Familienarchiv, Planslg. H a, Nr. 34 schwarz; KRAPP, Künstlerdynastie. Kat.-Nr. 35: Karlsruhe, Staatliche Kunsthalle; DERS., Gump, S. 262; vgl. SCHÄFER, Inventar, S. 9; ebd., S. 262.

²³³ Vgl. KRAPP, Gump, S. 221; DERS., Künstlerdynastie, S. 108.

²³⁴ Vgl. BOESSER, Befestigungsanlagen, Sp. 151 f.

²³⁵ NEUMANN, Festungsbaukunst, zeitgenössisches Gedenkblatt mit Vita Bilfingers in der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart, S. 197.

²³⁶ SCHÄFER, Inventar, XXVI.

zu allen zu *seiner Profession gehörigen Verrichtungen sowohl auf dem Landt alß bey Hof gebrauchen lassen*. Vom Aufgabenfeld seines Vorgängers J. M. Faulhaber ist bekannt, dass dazu auch die Betreuung der markgräflichen Schlösser gehörte. Im Dienstvertrag von A. Elster findet sich dazu noch eine Sondervereinbarung: Auf Verlangen sollte er die am markgräflichen *Hof in Diensten stehenden Edelknaben in der Ingenieurskunst informieren und unterrichten*, eine Aufgabe, die auch Elias Gumpff auf der Feste Ehrenberg übernommen hatte.²³⁷ Gleichzeitig erhielt A. Elster als Hauptmann eine Kompanie im Regiment Durlach, war 1703 bereits Major und wurde 1706 auf Verwendung des Markgrafen Generalquartiermeister des Schwäbischen Kreises.²³⁸ 1705 schlug A. Elster dem Markgrafen die Aufnahme des Ulmer Ingenieurs J. B. Frank als Unterfähnrich in seine Kompanie vor.²³⁹ Nach 1706 erhielt er das Adelsprädikat und starb 1721 im Rang eines Obristwachtmeisters.²⁴⁰

9.3 Militär als Erbauer

Einige Quellen geben Auskunft über die Beteiligung des Militärs am Linienbau, ohne jedoch die Waffengattung der Einheiten zu nennen. Im Oktober 1695 war z. B. Militär mit 1500 Mann am Bau der Eppinger Linien beteiligt.²⁴¹ Zudem hatten stehende und bewegliche kleine Truppenkontingente jeweils bestimmte Strecken vor französischen Angriffen zu schützen. 1702 wurden von Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden 5000 Mann des vorderösterreichischen und schwäbischen Aufgebotes zur Verschanzung und Besetzung der Schwarzwaldpässe verwendet.²⁴² Für Arbeiten an den Bühl-Stollhofener Linien zog Markgraf Ludwig Wilhelm 1703 Truppen aus der Rheinpfalz und den Winterquartieren am Neckar heran.²⁴³ Es ist anzunehmen, dass die Einheiten der Feldartillerie angehörten. Zu R. Montecuccolis Zeiten können in der Feldartillerie folgende Gruppen unterschieden werden: Großer Stab, Kleiner Stab, Feldzeugamt, Feldartillerie-Truppe mit zwei Büchsenmeistern, Minierern, Petradierern und Handlangern, Brücken- und Schanzbauern, Rossparthei.²⁴⁴ An der Spitze der technischen Gruppen stand der Feldzeugmeister, von dem erwartet wurde, dass er sich mit dem gesamten Dienst der Artillerie auskannte, ferner in der Lage war, Wasserbaue (Brücken, Dämme etc.) anzulegen, und über Kenntnisse im Bergbau verfügte. Brücken- und Schanzbauer hatten Wege und Brücken herzustellen und auszubessern, Schanzen, Laufgräben und Batterien zu bauen sowie Reisigarbeiten zu verrichten. Die Feldartillerie-Truppe unterstützte durch ihre Aktivitäten die

²³⁷ STRABBURGER, Elias Gumpff, S. 74.

²³⁸ GLAK 76/1999.

²³⁹ Autor von „Allgemeine Lehre vom Feldmessen“, Augsburg 1705; vgl. SCHÄFER, Inventar, S. 78, Nr. 419 u. S. 85, Nr. 440: zwei Militärkarten von 1704 und 1705 in Durlacher Sammlung.

²⁴⁰ GLAK 51/831.

²⁴¹ STEIN, Festungen, S. 85.

²⁴² REGELE, Militärgeschichte, S. 127.

²⁴³ MÜLLER, Bühl-Stollhofener Linien, S. 99; vgl. SCHNEIDER, Stollhofener Linien, S. 508.

²⁴⁴ DOLLECZEK, Artillerie, S. 212.

Hauptwaffengattungen (Artillerie und Infanterie), war somit Vorläufer der späteren Pionierorganisation und führte die Planungen der Ingenieure aus. Im Bedarfsfall konnte für die Pionierarbeiten auch die Infanterie herangezogen werden.

9. 4 Zivile Erbauer

Ohne die ansässige Bevölkerung, welche die Schanzarbeiten als Handfrondienst verrichten musste, wäre der Bau der Linienbefestigungen kaum möglich gewesen. Die Schänzer wurden aus der Nähe der einzelnen Bauabschnitte, aber auch von weither kommandiert.²⁴⁵ Mit geringen Ausnahmen war jeder zur Fron verpflichtet, konnte sich aber durch Stellung eines bezahlten Ersatzmannes bzw. der Zahlung von Schanzgeld seiner Pflicht entledigen.²⁴⁶ Dies führte dazu, dass sich in den Schanzgräben vor allem Angehörige der unteren sozialen Schichten sammelten. Noch für Schanzarbeiten im Jahre 1797 berichtet H. Hansjakob, dass die Harmersbacher Reichsbauern, die nicht selber gehen wollten, ihre Knechte, Mägde oder Töchter schicken konnten.²⁴⁷ Vielfach waren die Schänzer ungenügend gekleidet, unterernährt und alt. Ihre Bezahlung, Verköstigung, Unterbringung und Ausrüstung mit Schanzzeug erforderten endlose Schriftwechsel.²⁴⁸ Oft blieben Verpflegung und Lohn aus. Harte Winter verschlimmerten die Lage. Ein Revisionsbericht von 1696 besagt, dass eine Menge Schänzer vor der Ablösung weggelaufen sei. Insgesamt mangelte es an Arbeitern, da Herrschaften und Stände nicht die geforderte Anzahl stellten.²⁴⁹ Der Triberger Obervogt wusste nicht, wo er weitere Schänzer hernehmen sollte, als ihm für Friedlingen bei Weil, Neuenburg und Breisach Arbeiter abverlangt wurden. Für Schanzarbeiten der Eppinger Linien wurden meist 3–4000 Zivilisten herangezogen, wobei auch Frauen und Kinder monatelang mitbauten.²⁵⁰ Sie hatten die ausgehobene Erde von der Grabensohle auf den Wall schaffen und zwar, da es an den erforderlichen Geräten mangelte, in Schürzen und Körbchen. Nachdem die Schanzen bei Bühl zerstört worden waren, mussten die Schänzer aus dem Kinzigtal *auf den Wald*, besonders nach Hornberg, gestellt werden: *Ein Burger, so 2 Häuser hat, wird 2 mal in die Schanzen-Rotten eingeschrieben; jeder Rotte, die aus 23 Mann bestehen soll, sind 2–3 Beiwohner einzuzählen.*²⁵¹ Das Schanzen wurde ferner auch als Strafe von der Gerichtsbarkeit angesetzt, z. B. während der Salpetererun-

²⁴⁵ Vgl. Gemeinde Bräunlingen, Akten IX Militär- und Kriegssachen, Kriegsprotokoll des J. C. Gumpff [21.01.1689, 30.1.1689, 14.5.1689, 27.2.1690, 20.8.1696, 22.6.1702]; WOHLLEB, Schwarzwaldkammlinie, S. 115; vgl. auch MONE, Erbfolgekrieg, S. 130; KOPP, Schwarzwaldwanderer, S. 67 f. u. DISCH, Zell, S. 371: Stellung von Schänzern im Kinzigtal, Führen.

²⁴⁶ Vgl. Gemeinde Bräunlingen, Akten IX Militär- und Kriegssachen, Kriegsprotokoll des J. C. Gumpff [20.8.1696].

²⁴⁷ KOPP, Schwarzwaldwanderer, S. 68 f.; DERS., Schanzen, S. 505.

²⁴⁸ WOHLLEB, Wehrbau, S. 4.

²⁴⁹ Vgl. MONE, Erbfolgekrieg, S. 130.

²⁵⁰ STEIN, Festungen, S. 85; vgl. WOHLLEB, Wehrbau, S. 5.

²⁵¹ DISCH, Wolfach, S. 663.

ruhen 1739 oder auch noch 1794, als eine Biberacher Bürgerstochter, die *beim Herumschwärmen mit Soldaten den Schäppel verloren* hatte, zu 12 Gulden oder 15 Tagen Schanzarbeit verurteilt wurde.²⁵² Ein Schanzmeister führte die Aufsicht. Die Buchführung über geleistete Hand- und Fuhrfronen sowie Abrechnungen im Rahmen des landständischen Quantums oblag einem Fron- oder Schanzschreiber.

Besonders hart war das Schanzes für den Feind. Als die Franzosen 1795 das Kinzigtal besetzten, hatte die Landschaft Wolfach Leute für das „Schanzwesen“ in Kehl zu besorgen.²⁵³ Später mussten Kinzigtäler für die Kaiserlichen nach Willstatt, Neumühl und Marlen, 1799 nach Auenheim. Während der Napoleonischen Kriege (1806–1815) war an die Hausacher, Offenburger und Kehler Werke Baumaterial zu liefern.

9.5 Baumaterialien und Werkzeuge

In der Regel wurden lokal verfügbare Baumaterialien verwendet, wie Erde, Steine, Holz, und Rasensoden. Jedoch musste auch von weiter entlegenen Orten Material zu den Linien transportiert werden. Die Materialfuhren nehmen einen großen Raum in der historischen Überlieferung ein. Sehr gut dokumentiert sind die Lieferungen der Stadt Bräunlingen durch das Kriegsprotokoll des Oberschultheißen Johann Conrad Gump: *Den 5.3.1689 ist Breinlingen zu Palissadierung Neustadts von der Nachbarschaft inscio me 1500 Palissaden zu hauen und zu führen assigniert, jedoch von obhochgedachten Herrn Generalen auf beschehene Remonstratation auf 1000 reduciert und solche mit 16 Fuhren aus der Stadt Waldung in den oberen Eisenbach nacher Neustadt abgeführt, zumalen auch keiner Fuhr allhier nichts geben wordn.*²⁵⁴ Ein anderer Eintrag lautet: *Den 7. März 1690 hat obgedachter H. Graf v. Kaunitz von Breinlingen 80 Bretter nach den hohlen Graben zu führen begehrt, deme dann auf 2 Wägen 30 Bretter geschickt worden.* Ein ähnliches Bild zeichnen die Quellen für das Kinzigtal. Die Stadt Wolfach musste dem Schanzbau bei Hausach im Winter 1689/90 mit *6 Wägen Faschinen, 20 Schanzkörben und 220 Pföhl contribuieren.*²⁵⁵ Am Beginn des Spanischen Erbfolgekrieges 1701 hatte die Landschaft Wolfach 5000 Faschinen zu liefern. Der Anteil der Stadt Wolfach betrug 1100 Faschinen.²⁵⁶ Im folgenden Jahr hatte die Stadt nochmals die gleiche Anzahl Faschinen zu stellen. Holz war neben Erde wichtigster Baustoff für die Linienbefestigungen und wurde für Verhacker, Palisaden, Pfähle, Faschinen, Schanzkörbe, Chartaquen, Blockhäuser und Schleusenanlagen benötigt. Probleme in der Holzversorgung bestanden bei den Verhacken, was noch in der „Neuen Holzschätzung in den Todtnauer Waldungen“ vom 15.5.1756 nachklingt: [...] 4) *Schindler Hal-*

²⁵² KOPP, Schanzen, S. 505.

²⁵³ DERS., Schwarzwaldwanderer, S. 68.

²⁵⁴ Gemeinde Bräunlingen, Akten IX Militär- und Kriegssachen, Kriegsprotokoll des J. C. Gump.

²⁵⁵ DISCH, Wolfach, S. 651.

²⁵⁶ Ebd., S. 654.

*den – Unter dieser gemeinde befinden sich 939 Seelen ... [dann wohl auf den Bereich westlich Muggenbrunn bezogen:] ... dass dieser Wildnis bey mannsgedenken kein Waldung erwachsen, daz hieraus ein Bauholz zu gehaben were, wie solches die a 1709 gemachte Linien beweisen.*²⁵⁷

Um die Wall- und Grabenböschungen zu befestigen, wurden Rasensoden benötigt. In einer Stellungnahme der Gemeinde Rippolingen vom März 1747 wird darauf hingewiesen, dass 1702 beim Ausbau der *Schwarzwälder Linien ... zur Abtreibung der feindlichen Parteien* die Grundstücke im Rothaus so *umschanzt* worden und die zum *Hoff Rhinsperg* gehörigen *Güeter schier völlig durchgraben und verderbt und an den Matten aller Waßen zur Ergänzung und Deckung der Schanzen abgestochen worden sey*.²⁵⁸ Dem Lehnsmann und Besitzer des Rheinsberger Hofes sei dadurch viel Schaden, Kosten und Ungemach erwachsen. Da die Schanze 1744 zerstört worden sei und sich die Güter wieder in einem guten Zustand befänden, könne und müsse die Gemeinde Rippolingen die Abgaben und Monatsgelder wieder verlangen, die dem Hofbauern für mehrere Jahre erlassen worden waren. Bei den Geländeerkundungen für den Bau der Schanze auf dem Rossbühl bemerkt Ingenieur Rösch: *... auch werden wir in der Nähe die nöthigen Rasen zur Bekleidung der inneren Böschung der Brustwehr bekommen*. Dazu stellt er fest, dass der Platz des Forts unbebaut ist, so dass kaum oder gar kein Schaden entstehe.²⁵⁹

Bei felsigem oder steinigem Untergrund wurden Wälle und Schanzen aus Steinen errichtet, die bei der Anlage der Gräben gebrochen oder in der Umgebung aufgegeben wurden. Im Mittleren Schwarzwald stehen vor allem Para-, Orthogneise, Anatexite und in lokalen Vorkommen Granite an. Der südliche Kammschwarzwald baut sich ebenfalls aus Para- und Orthogneisen sowie Graniten auf, daneben stehen aber auch Gang- und Deckenporphyre an. Die beim Bau verwendeten Steine blieben meist unbearbeitet. Beispiele finden sich vor allem im Hotzenwald, aber auch im Kinzigtal und oberhalb der Gutach, ferner in den Bühl-Stollhofener Linien, in den Eppinger Linien und im Glottertal. Bei der Schanze auf dem unteren Rohrhardsberg wurden die in der Umgebung verstreut umherliegenden, großen Granitblöcke unter Einbeziehung von zwei Felsen zu einer „Zyklopenmauer“ aufgeschichtet. In der Relation über die Mittlere Linie von 1710 wird für diese Redoute erwähnt, dass die Steine trocken versetzt wurden.²⁶⁰ Bei der Gewinnung des Steinmaterials wurde unter anderem mit Schwarzpulver gesprengt. Dies ist am Rest eines leicht gekrümmten Bohrloches von 4,5–5 cm Durchmesser an einem Mauerstein der Redoute zu erkennen. Bohrmeißel dieses Durchmessers und die Bohrtechnik weisen in die Zeit vom Ende des 17. bis an den Beginn des 18. Jh. Ähnliche Verhältnisse wie auf dem Rohrhardsberg finden sich bei der Bergalinger Wallmauer (ebenfalls verwitterter Granit, Felsen etc.). Die Granitblöcke wurden bei der Materialgewin-

²⁵⁷ GLAK 229/93934, Floßwesen, vgl. auch StAF (Staatsarchiv Freiburg), K 1/132/17.

²⁵⁸ DÖBELE, Murg, S. 107.

²⁵⁹ Vgl. BOESSER, Kniebisschanzen, S. 203 f.

²⁶⁰ DERS., Schwarzwaldlinien, S. 237.

nung für die Wallschüttung oder in der direkten Umgebung gesammelt und sowohl unbearbeitet als auch bearbeitet verbaut. Die Bergalinger Wallmauer verläuft ferner direkt unterhalb von Felsklippen und -gruppen, die ggf. zur Materialgewinnung genutzt werden konnten. Während die Anlage auf dem Rohrhardsberg und die Bergalinger Wallmauer aus großen Granitblöcken errichtet wurden, sind im Gegensatz dazu im Gutach- und Glottertal ausschließlich kleinere, vermutlich gebrochene Gneisbrocken verwendet worden.

Für die Dachdeckung der Blockhäuser und Chartaquen wurden Ziegel, Schindeln oder Bretter benötigt. Die Blockhäuser waren zudem mit Kachelöfen ausgestattet. Die Stellung, Vorfertigung von Konstruktionsteilen und Lieferung des Baumaterials hatten Städte und Gemeinden zu leisten.²⁶¹

Als Werkzeuge für den Bau von Schanzen führt S. le Pestre de Vauban Spaten, Spitzhacken für weichen, lockeren Boden auf, Vorschlaghammer, Keilhauen, Halb- und Spitzhacken, Kreuzhauen, mit Eisen beschlagene Holzschaukeln und Eisenspaten für steinigen Untergrund oder Geröll.²⁶² Eine Darstellung von Schaufel und Hacke findet sich im oberen Teil des Epitaphs für den Ingenieur Elias Gumpff in der alten Bräunlinger Pfarrkirche St. Remigius (Abb. 10). In einem Redan der Freiburger Linie wurde das Fragment eines Hammerkopfes gefunden (Abb. 11). Eine weitere detaillierte Aufstellung von Werkzeugen für den Schanzbau ist im ersten Bericht des Ingenieur Majors Rösch vom 5. Juni 1794 enthalten. Er forderte u. a. Rasenmesser, Stechschaukeln, Model, Bretter, Ramschenkel und Latten für Profile an.²⁶³ Ein Teil der Werkzeuge wurde vor Ort hergestellt oder musste erst noch angekauft werden. Als Transportmittel dienten Schubkarren und Tragen. Neben den Geräten für Erdarbeiten kamen alle Arten von Zimmermannswerkzeug zum Einsatz. Um Faschinen und Schanzkörbe zu positionieren, wurden Haken und Heugabeln verwendet.

Der Bohrlochbefund von der Redoute auf dem Rohrhardsberg macht deutlich, dass Bohrmeißel und -fäustel bei den Werkzeugen sowie der Einsatz von Schwarzpulver ergänzt werden müssen. Das zeigt auch der fünfte Bericht des Ingenieurs Major Rösch über den Bau der Schanze auf dem Rossbühl vom 17. August 1794: *Wir sind nun auf einen Felsen gekommen, der sich nicht mit Keilen zertrümmern läßt, wir müssen ihn daher mit Pulfer sprengen, und daher einiges Bergmanns Geschirr darzu machen lassen.*²⁶⁴

²⁶¹ Vgl. z. B. Gemeinde Bräunlingen, Akten IX Militär- und Kriegssachen, Kriegsprotokoll des J. C. Gumpff [5.3.1689] Palisaden, [7.3.1690] Bretter.

²⁶² VAUBAN, Manual, S. 41.

²⁶³ Vgl. BOESSER, Kniebisschanzen, S. 203 f.

²⁶⁴ Ebd., S. 216.

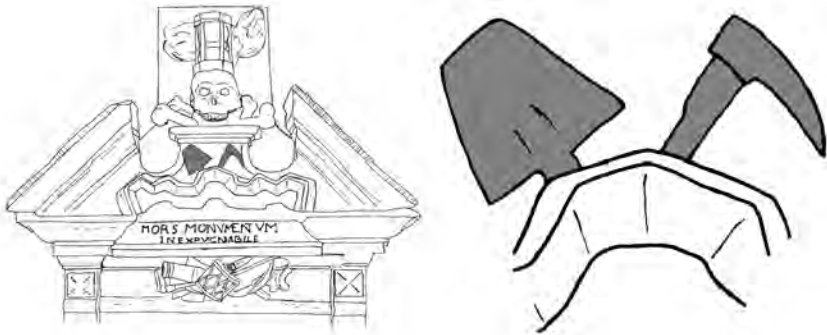


Abb. 10: Kopf des Epitaphs des kaiserlichen Ingenieurs Elias Gumppe in der ehemaligen Bräun-
 linger Pfarrkirche St. Remigius. Zeichnung: Martin Straßburger

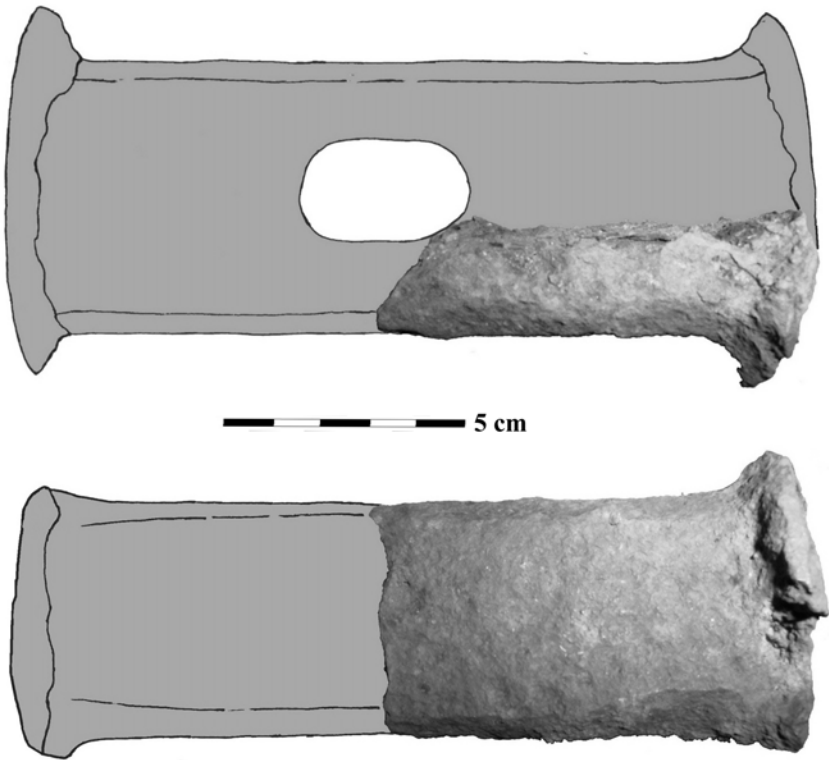


Abb. 11: Fragment eines Hammers von der Freiburger Linie am Rosskopf. Zeichnung: Martin
 Straßburger

9.6 Kosten des Linienbaus

Die Gesamtkosten des Linienbaus während der einzelnen Kriege lassen sich meist nicht berechnen, da die erhaltenen Quellen zu lückenhaft und uneinheitlich sind. Es können lediglich Einzelbeispiele aufgeführt werden, wie z. B. die Aufstellung der Kosten für die Ettlinger Linien nach zwei Monaten Bauzeit von der markgräflichen Kammerkanzlei in Baden-Baden.²⁶⁵ Die Löhne für 1700 Schänzer betragen bis dahin täglich 30.000 Gulden, die über die Fronen hinaus bezahlten Kosten für 6400 Fuhren 2500 Gulden. Der kaiserlichen Generalität, den Stabs- und Oberoffizieren, den Wachen und den Lazaretten mussten 4828 Klafter Brennholz, 1602 Pfund Lichter und 816 Pfund Öl im Wert von 5284 Gulden geliefert werden. 125.000 junge Eichen, 200.000 armdicke Stangen und 700.000 Faschinen wurden beim Bau der Befestigungsanlagen (Linien, Redouten, Chartaquen, Verhack) verbraucht. Die Materialkosten beliefen sich auf 163.000 Gulden, nicht gerechnet die Verwüstung der Waldungen, für die festgestellt wurde, dass sie sich auf vier Generationen hinaus nicht mehr regenerieren würden. Der Wert der ruinierten Gärten, Wiesen, Äcker und Reben wurde auf 250.000 Gulden geschätzt.

In einer Tabelle der Kriegslasten der fürstlich Baden-Durlach'schen Lande von 1702–1711 werden *Schanzkosten und Kriegsfrohnden* gesondert aufgeführt: *untere Markgrafschaft Baden-Durlach 28250 G. St., Markgrafschaft Hochberg 211945 G. St., Herrschaft Rötteln 367066 G. St., Herrschaft Badenweiler 139248 G. St. und Herrschaft Lahr 24261 G. St.*²⁶⁶ Für die Zeit vom 26. Dezember 1733 bis 4. Mai 1734 verzeichnet die Markgrafschaft Baden für die Ettlinger Linien allein 220.344 Gulden Aufwand.²⁶⁷

10 Besetzung und Verteidigung der Linien

Die Linien wurden für Verteidigung und Verwaltung in verschiedene Abschnitte eingeteilt.²⁶⁸ Auch die Quartierregelung für die Truppen zielte darauf ab. Zur Verteidigung der Linien standen jedoch keine regulären Truppen in ausreichender Zahl zur Verfügung. Sie wurden daher von Landausschuss und Bürgerwehr unterstützt.²⁶⁹ Die Einschätzung von Zuverlässigkeit und Kampfkraft der Bauern war im Zweifelsfall nicht allzu hoch, weshalb man sich lieber auf reguläre Soldaten verließ.²⁷⁰ Die durch die Linien gesicherten Abschnitte mussten über Jahre hinweg besetzt und be-

²⁶⁵ WOHLER, Wehrbau, S. 4.

²⁶⁶ DE LA ROCHE, Oberrhein, S. 179 nach Original im Kriegsarchiv; weitere Kostenabrechnungen für Schanzenbau 1702 s. MONE, Erbfolgekrieg, S. 135 f.

²⁶⁷ DUFFNER, Heimatbuch, S. 100.

²⁶⁸ Vgl. auch LANG, Ettlinger Linien, S. 20.

²⁶⁹ PLASSMANN, Landbevölkerung, S. 232 ff.

²⁷⁰ GLAK 46/3745, 147: Eberhard Ludwig von Württemberg an Ludwig Wilhelm, Urach, 17. Juni 1693.

wacht werden. Nicht wenige Bauern blieben dazu ständig unter Waffen. Im Herbst 1702 erließ der Markgraf von Baden-Durlach den Befehl, in einer Kette von längs des Rheins erbauten Chartaquen jeweils neben einem Soldaten einen oder zwei Bauern aus dem nächstgelegenen Ort einzusetzen.²⁷¹ Im Sommer des gleichen Jahres waren in der Postierung zwischen Schloss Limburg am Rhein und Weisweil 600 kaiserliche Soldaten und 1696 Ausschüsser eingesetzt.²⁷² Durch ein Alarmsystem, das es erlaubte, schwächere Wachen in den Posten zu belassen, wurde die Belastung des Wachdienstes reduziert. Bei Gefahr konnten diese durch Schlägen von Sturmglocken Verstärkung anfordern.²⁷³ Die volle Mannschaftsstärke erreichte der Ausschuss demnach nur bei tatsächlichen Notfällen. Nach der Landsturmordnung von 1702 hatte jedes Dorf am Rhein ständig drei und an jedem Sammelplatz zwei Pferde bereitzuhalten, um eine schnelle Alarmierung und Versammlung zu gewährleisten. Aus jedem Ort mussten zwei Männer bereitstehen, die für die Organisation verantwortlich waren. Gleichzeitig waren Verbindungswege in Ordnung zu halten. Daher wurden die Bauern auch für Wegebauarbeiten eingesetzt.²⁷⁴

Die Bewertung des Landausschusses im Rahmen der Auseinandersetzungen wird in der Literatur meist dahingehend beurteilt, dass das Ausschusswesen keine entscheidende Rolle gespielt habe. Diese Aussage kann durch Quellen nicht bestätigt werden. Der Einsatz des Landausschusses spielte in der Verteidigungskonzeption der Kreise trotz allem eine bedeutende Rolle. Durch die Besetzung der Posten und Linien mit dem Landausschuss konnten reguläre Kräfte eingespart werden, ohne diese zu reduzieren. Das gleiche Konzept verfolgten auch die Franzosen.

11 Logistik der Linien

Die Quellen zur Logistik sind mengenmäßig am stärksten unter der Überlieferung zu den Linien vertreten. Der Begriff der militärischen Logistik fasst verschiedene Bereiche zusammen, so dass hier stellvertretend nur wenige Aspekte angeführt werden können.

Über die Postierung der einzelnen Regimenter gibt ein Dokument zu den Winterquartieren 1696/97 Aufschluss: Der Oberkommandierende, sein Stellvertreter, Generalwachtmeister und höhere Offiziere hatten ihren Sitz in den Städten bzw. größeren Orten (bes. in den Waldstädten). Die in den umliegenden Ortschaften ein-

²⁷¹ GLAK 48/3485: Befehl an die örtlichen Verwaltungen, Karlsburg, 30. September 1702 (Konzept).

²⁷² GLAK 46/3855 I. 134 a: „Postierung“ von Schloss Limburg bis Weisweil, Greffern, 12. Juli 1702.

²⁷³ GLAK 48/3485: „Entwurf wohin die Unterthanen bey ergebendem Landsturm [...] sich einfinden sollen“, o. O. u. D. [Ende 1702] u. Verf. (Kopie). Gemeint ist der Raum Breisach-Friedlingen.

²⁷⁴ GLAK 46/3855 I, 134 a: „Postierung“ von Schloss Limburg bis Weisweil, Greffern 12. Juli 1702.

quartierten Truppen waren für verschiedene Verteidigungsabschnitte zuständig und wurden unterstützt durch den Landsturm. Darüber hinaus wurde festgelegt, welcher Truppenteil einem anderen im Falle eines Angriffes zu Hilfe zu kommen hatte.

Lebensmittel, Fourage und Ausrüstung erhielten die Truppen vom Oberkommissar des Kreises, der die Kreismittel für die Armee verwaltete.²⁷⁵ Ihm unterstand das Fuhrwesen, und er prüfte die Lieferungen durch die „Admodiateurs“ im Hinblick auf Menge und Qualität. Ausschreibungsamt und Kreiskonvent waren seine Vorgesetzten. Als Helfer waren ihm Kommissare, Proviantoffiziere und Bedienstete zur Seite gestellt. Ferner erfüllten die Kriegsräte des Kreises ähnliche Funktionen. Viele Fürsten gaben ihrem Kreisregiment sogar noch einen eigenen Kommissar mit. Die Marschkommissare des Kreises regelten Durchzüge, legten die Route fest und sorgten für Verpflegung und Quartiere. Die Organisation der Marschbewegungen und der Logistik wurde durch den Tross des Heeres erschwert. Bis um 1700 waren Frauen und Kinder ein selbstverständlicher Teil der Armee. Viele Soldaten wurden von ihren Familien begleitet. Die Zahl der Menschen, die von der Bevölkerung eines Durchmarschgebietes oder Kriegsschauplatzes verpflegt und untergebracht werden musste, war weitaus höher als die der kämpfenden Truppen. Frauen waren jedoch für die Versorgung der Soldaten und andere Aufgaben unersetzlich. Immer wieder kam es auf den Durchmärschen und in den Quartieren auch zu Eheschließungen zwischen Soldaten und Frauen aus der Bevölkerung.²⁷⁶

Da der Tross die Versorgung der Truppen während des Marsches nicht gewährleisten konnte, waren die Orte hinter den Linien unverzichtbar für die Logistik. Sie stellten Quartiere, Lebensmittel, Schänzer, Handwerker, Baumaterialien und hatten sich am Fuhrwesen zu beteiligen. Ferner hatten die Orte Lieferungen an die Magazine zu erbringen, wie z. B. Hafer und Heu in die kaiserlichen Magazine nach Neustadt.²⁷⁷ In einigen Orten befanden sich ferner Lager für Kriegsmaterial. Dies geht aus dem Bericht über ein Brandunglück in Furtwangen am 13. Oktober 1712 hervor.²⁷⁸ Darin wird u. a. ein Speicher erwähnt, in dem Munition lag und der nur knapp gerettet werden konnte. Außerdem wurden in ihm 1000 Gulden Montur des Gutenstein-Bataillons und große Mengen an Proviant aufbewahrt.

In einem Eintrag seines Kriegstagebuches vermerkt der Oberschultheiß Johann Konrad Gumpf von Bräunlingen im Jahre 1690: *Den 5.9. sind allhiesige beide Bäcker von denen H. Proviantcommissarien nacher Villingen beschrieben worden umb allorten for die Armee Brod backen zu helfen.*²⁷⁹ Für das Amt Bühl haben sich aus der Zeit des Spanischen Erbfolgekrieges einige Rechnungen erhalten.²⁸⁰ 1702 wer-

²⁷⁵ SCHMIDT, Militärverwaltung, S. 38 f.

²⁷⁶ Vgl. DÖBELE, Murg, S. 97 u. 100 f.; WEBER, Waldau, S. 36; zu den sozialen Hintergründen vgl. ENGELEN, Soldatenfrauen, S. 251–273.

²⁷⁷ HEINEMANN, Erbfolgekriege, S. 245 ohne Quellenangabe.

²⁷⁸ BECKMANN, Kriege, S. 231 zitiert KREUZER, Furtwangen, S. 132 f. aus Akten des GLAK.

²⁷⁹ Gemeinde Bräunlingen, Akten IX Militär- und Kriegssachen, Kriegsprotokoll des J. C. Gumpf [5.9.1690].

²⁸⁰ DUFFNER, Heimatbuch, S. 96.

den als Ausgaben für Kreismiliz und Unterhaltung der Soldaten aufgeführt: Einquartierungen, Lieferungen von Heu, Stroh, Hafer, Holz, Öl, Lichtern für die Wache, Reparaturen von Ställen für die Pferde der Herren Offiziere und Bezahlung einer Zehrung, die ein Kommando beim Wirt machte, als es auszog, um Marodeure und Ausreißer zu suchen. Die Rechnung des Jahres 1703 beinhaltet für die Soldaten, die auf die Schanz mussten, Wein sowie Redouten- und Monturgeld, die Beköstigung der Schildwacht, die Unterhaltung der Salvegarde im Tal, den Transport des Commissemehls von Philippsburg, die Lieferung von Wagen Holz an die Fahnenwacht zu Kappel, Zehrung für 30 Mann, die Ausreißer und Marodeure suchten, Haferlieferung an die in Bühlertal einlogierten Herren Ober- und Unteroffiziere vom Löbl. Sam'schen Regiment und die Stellung von Fuhren, um die Kranken und die Bagage abzuführen.

Die Ortschaften der Kreise wurden für das Fuhrwesen der Truppen regelmäßig mit herangezogen. Wenn diese die Fuhren nicht leisten konnten, wurden Firmen beauftragt. So hatten z. B. Zell und Gengenbach, nachdem die Franzosen 1697 aus den Festungen Breisach, Freiburg, Kehl und Philippsburg das gesamte Kriegsgerät entfernt hatten, für die erforderlichen Fuhren an Artillerie, Munition und Proviant von Villingen aus Pferde zu stellen. Da beide Orte fast keine Pferde mehr besaßen und die schlechten Wege für die wenigen Stiere zu beschwerlich waren, übertrugen sie den Transport der Firma Hans Rothler in „Obereschen“.²⁸¹

12 Nutzen der Linienbefestigungen

Zwischen 1635 und 1796 waren die Oberrheinverteidigung und die Behauptung der Schwarzwaldpässe Kernprobleme der Kriegsführung.²⁸² Die Lösung ist nie grundsätzlich gelungen, wobei immer gegen eine zahlenmäßige Überlegenheit gekämpft wurde. Neben der militärischen Nutzenbewertung ist eine übergeordnete politische Zielsetzung der Vorderen Reichskreise zu berücksichtigen.

Den Franzosen gelang erst im Spanischen Erbfolgekrieg 1703 und 1704 der Vorstoß nach Bayern. Unmittelbar nachdem der Türkenlouis in Rastatt 1707 gestorben war, eroberte Villars die Stollhofener Linien. Ebenso wie im Spanischen Erbfolgekrieg operierten im Österreichischen Erbfolgekrieg in den Jahren 1741 und 1742 französische Heere unter Marschall Belle-Isle in Bayern und Böhmen.²⁸³ In beiden Fällen spielte der Umstand eine Rolle, dass Frankreich in Bayern einen Verbündeten im Rücken von Rhein und Schwarzwald besaß. Gleiches gilt für 1796, als General Moreau ebenfalls der Durchbruch gelang und erst an der Donau von Erzherzog Carl zum Rückzug gezwungen werden konnte.

²⁸¹ DISCH, Wolfach, S. 371.

²⁸² SCHMIDT, Verteidigung, S. 49.

²⁸³ Ebd.

Im Zusammenhang mit der Beurteilung des tatsächlichen Nutzens der Linienbefestigungen ist zunächst festzustellen, dass es keine Quelle gibt, in der etwa Ludwig Wilhelm oder ein anderer hochrangiger General darlegt, welche Vor- und Nachteile die Linien hatten und was er mit ihnen bezweckte.²⁸⁴ Auch die Vorderen Kreise diskutierten das Problem nicht. Aus zahlreichen Äußerungen des Markgrafen geht jedoch hervor, dass er die Bedeutung der Linien im Rahmen seiner Verteidigungskonzeption sehr hoch einschätzte.²⁸⁵ Die Ansicht, er habe sie für uneinnehmbar gehalten, stellt jedoch eine Übertreibung dar.²⁸⁶ Interessant in diesem Zusammenhang scheint ein Antrag aus dem Jahre 1605 von Herzog Maximilian von Bayern vor dem Landtag auf Erstellung einer gemeinen Landwehr. In der Begründung weist er darauf hin, wie gefährlich es sei, sich gegen einen mächtigen Feind einem Misserfolg auszusetzen, insbesondere wenn man nicht vollständig vorbereitet sei. Es wäre Seiner Durchlaucht Meinung zu überlegen, bei Zeiten an der Grenze, wo man sich des Feindes am meisten zu versehen habe und dazu geeignete Örter vorhanden seien, eine oder mehrere gute Schanzen zu errichten, deren man sich gegebenen Falles sofort bedienen könne.²⁸⁷

Die meisten zeitgenössischen Wertungen beziehen sich auf einzelne Abschnitte der Linien oder stehen im Zusammenhang mit bestimmten Kampfhandlungen wie in den Berichten des Triburger Obervogtes F. X. Noblat. Lediglich die Relation von 1710 analysiert eine Linie in ihrer Gesamtheit (Randlinie). Insgesamt treten mehrere Aspekte hervor, durch welche die Linien letztendlich unwirksam wurden: ungünstige Positionierung von Schanzen, unzureichender oder lückenhafter Verhack, unvollständiger Wall, Fehlentscheidungen der Befehlshaber und keine ausreichende Zahl an Verteidigern. Die Frage, ob hieraus allgemeingültige Schlüsse gezogen werden können, muss offen bleiben, da ähnliche Informationen zu anderen Abschnitten fehlen. Jedoch finden sich bereits im 17. Jh. verallgemeinernde, negative Sichtweisen. So wollte Villars von Linien grundsätzlich nichts wissen.²⁸⁸ Diejenigen, die sich hinter solchen Anlagen versteckten, hatten seiner Meinung nach Furcht. Nach Prinz Eugen von Savoyen waren die Linien gut für Feiglinge. Er selbst war jedoch 1689 am Bau der Stollhofener Linien beteiligt und ließ während des Polnischen Erbfolgekrieges die Ettlinger Linien ausbauen.²⁸⁹ Der Ausbau der Ettlinger Linien ist eventuell auf den nachhaltigen Einfluss seines militärischen Lehrmeisters und Veters, des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden, sowie die Einsichtnahme in dessen Tagebücher der Kriegszüge von 1693–1696 zurückzuführen. Die von K. Linnebach zi-

²⁸⁴ PLASSMANN, Oberrhein, S. 244.

²⁸⁵ Z. B. GLAK 48/3519, 1: Ludwig Wilhelm an Friedrich Magnus von Baden-Durlach, Oberbühl, 6.2.1703; DIERSBURG, Kriegs- und Staatsschriften, Bd. 2, Nr. 273, S. 149–152; DERS. an Leopold, Rastatt, 12.8.1705.

²⁸⁶ KORTH, Markgraf, S. 95.

²⁸⁷ KLEEMANN, Grenzbefestigungen, S. 275.

²⁸⁸ LINNEBACH, Feldbefestigungen, S. 15.

²⁸⁹ GUTKAS, Feldzüge, S. 185.

tierte Aussage des Prinzen Eugen erscheint vor diesem Hintergrund fragwürdig.²⁹⁰ Ein deutlich negatives Urteil fällt Friedrich der Große in seinen „Grundprinzipien des Krieges und ihre Anwendung auf die Taktik und Disziplin der preußischen Truppen“ von 1748, in denen er Verteidigungslinien als nutzlos bezeichnet, wobei er die Stollhofener Linien bei Bühl namentlich nennt.²⁹¹

C. v. Clausewitz billigt der Gebirgs- und Flussverteidigung nur die Rolle einer Hemmung und Möglichkeit zum Zeitgewinn zu.²⁹² Die große Widerstandsfähigkeit eines kleinen Postens bei guter Positionierung im Gebirge wurde einfach multipliziert. Dadurch waren die Befestigungen zu langgezogen und Truppen zu sehr zersplittert, um eine Umgehung zu verhindern. Der Hauptcharakter der Gebirgsverteidigung ist nach C. v. Clausewitz die entschiedenste Passivität. Speziell die Linienbefestigungen nennt C. v. Clausewitz *die verderblichste Art des Kordonkrieges*.²⁹³ Als Hindernis gegen Angreifer seien sie nur von Wert, wenn sie sehr kurz seien und so durch starkes Feuer verteidigt werden könnten. Allerdings wurden solche Linien umgangen. Bei langgestreckten Linien wurden nicht alle Punkte besetzt, sondern beobachtet und mittels aufgestellter Reserven (Landsturm) verteidigt. Schanzen waren nur für die örtliche Verteidigung gedacht, eine Linie jedoch nicht. Ausgedehnte und nicht ausreichend besetzte Linien konnten ohne Probleme genommen werden. Durch die örtliche Verteidigung banden die Linien die Streitkraft und nahmen ihr die Beweglichkeit. Linien wurden in den meisten Feldzügen lediglich für eine untergeordnete Verteidigung gegen Streifereien benutzt.²⁹⁴

General Freiherr von A. H. de Jomini bezeichnet das System der Linien als abgeschmackt und offenbare Torheit, *worauf man hoffentlich nicht mehr zurückkommen wird*.²⁹⁵ Linien könnten immer umgangen werden und lähmten ihre Verteidiger. Er nimmt neben den Weißenburger Linien, denen bei Turin und Mainz auch explizit Bezug auf die Stollhofener, Queich- und Kinziglinien. Den Wert von einzelnen Feldbefestigungen betont er dagegen ausdrücklich.

General O. Kleemann erklärt den oft nicht gewährten, „geträumten Schutz“ damit, dass ihre Verteidigung dem Breisgauischen und Schwäbischen Landsturm anvertraut war.²⁹⁶ K. Linnebach beurteilt Anlage und Besetzung der Kinzigalsperre sowie der südlich davon gelegenen alten Schanzen als Verzettelung der Kräfte.²⁹⁷ Für J. L. Wohleb 1933 sind die Schanzen im Wesentlichen Verteidigungswerke, von denen jedoch die allerwenigsten *indessen die Hoffnung, als unüberwindliche Sperren angesehen werden zu können*, erfüllten.²⁹⁸ Fr. Roth dagegen sieht eine geniale

²⁹⁰ LINNEBACH, Feldbefestigungen, S. 15.

²⁹¹ SCHMIDT, Verteidigung, S. 58 u. S. 64.

²⁹² CLAUSEWITZ, Vom Kriege, S. 439–480 u. S. 708 f.

²⁹³ Ebd., S. 698.

²⁹⁴ Ebd., S. 699.

²⁹⁵ JOMINI, Kriegskunst, S. 284 f.

²⁹⁶ KOPP, Schwarzwaldwanderer, S. 59.

²⁹⁷ LINNEBACH, Feldbefestigungen, S. 14.

²⁹⁸ WOHLER, Schwarzwaldkammlinie, S. 112.

Planung des Linienverlaufes und eine geschickte Ausnutzung der natürlichen Gegebenheiten.²⁹⁹ Aus Erfahrungen des Ersten Weltkrieges heraus urteilt H. Hübner: *Unserer Zeit, die durch die Erfahrungen des Weltkrieges den Wert solcher Stellungen schätzen gelernt hat, wird auch für die Stollhofener Linien ein besseres Verständnis aufbringen, ...*³⁰⁰

Neben der zu lang gezogenen Front und damit verbundenen Zersplitterung der Truppen ist für den eingeschränkten Nutzen der Linien wohl auch die mangelnde Übung und Erfahrung der Verteidiger anzuführen.³⁰¹ Die Schanze auf dem Kniebis und die Freiburger Linien wurden beim Herannahen der französischen Überzahl kampfflos aufgegeben. Bereits für S. le Pestre de Vauban war es selbstverständlich, dass Besetzungen von Festungen und verschanzten Lagern ihre Belagerung vorerzielten.³⁰²

Die Bewertung des Nutzens der Linien sowie der Fähigkeiten der einzelnen Oberbefehlshaber fällt unterschiedlich aus und ist zeit- (Entwicklung der Kriegsführung) sowie erfahrungsabhängig.³⁰³ Die Linien werden meist jedoch negativ beurteilt.³⁰⁴ Die Oberrheinverteidigung war mit den Heeren jener Zeit im Grunde nicht zu leisten, wenn der Gegner entschlossen operierte.³⁰⁵ Die großen Militärtheoretiker der Zeit (17./18. Jh.) waren sich einig, dass sowohl Flüsse als auch Gebirge keine grundsätzlichen Hindernisse darstellten. Wenn ein Gebirge zudem mehrere, weit voneinander entfernt liegende Pässe besitzt, ist es schwer zu verteidigen. Mit einer passiven Defensive konnte nicht viel bewirkt werden. Eine erfolgreiche Verteidigung war nur offensiv möglich, d. h. durch Angriff auf französisches Gebiet. Dazu waren die kaiserlichen und Reichsheere jener Zeit in der Regel jedoch nicht in der Lage. Die Truppen der Vorderen Reichskreise, die im letzten Jahrzehnt des 17. Jh. den Kern der Verteidigung bildeten, waren überdies von ihrer Struktur her für Offensivoperationen ungeeignet.³⁰⁶ Diese Punkte sind bei einer rein militärischen Beurteilung der Leistung der Feldherren und dem militärischen Nutzen bzw. der Bedeutung der Schwarzwaldlinien zu berücksichtigen.

In der Forschungsgeschichte seit 1894 nimmt die militärische Bewertung der Linienbefestigungen den breitesten Raum ein. Nicht berücksichtigt wurden innere Struktur, Politik und Strategie der Vorderen Reichskreise, vor allem, weil der Blick auf den Schutz Wiens und des Kaiserreiches eingeengt wurde. Aus Sicht der mindermächtigen Reichskreise mussten die Kriege möglichst passiv und ohne große Kosten durchgeführt werden, um den *Status quo* erhalten zu können. Diese

²⁹⁹ ROTH, Markgraf Ludwig Wilhelm, S. 146.

³⁰⁰ HÜBNER, Verrat, S. 66.

³⁰¹ Vgl. WOHLER, Schwarzwaldkammlinie, S. 115.

³⁰² NÖHN, Festung, S. 437; vgl. dazu auch NIELSEN, Managing, S. 4.

³⁰³ Vgl. REDLICH, Großmacht, S. 17 sowie S. 354, Anm. 34; SCHMIDT, Verteidigung, S. 49; CLAUSEWITZ, Vom Kriege; dagegen LINNEBACH, Feldbefestigungen.

³⁰⁴ Zusammenstellung und kritische Betrachtung bei SCHMIDT, Verteidigung, S. 49 ff.

³⁰⁵ SCHMIDT, Verteidigung, S. 49.

³⁰⁶ SICKEN, Wehrwesen I, S. 162.

Strategie wurde von Markgraf Ludwig Wilhelm u. a. in Form der Linien in die Praxis umgesetzt. Letztendlich kann von einem Erfolg der Kreise gesprochen werden: Sie überlebten die Kriege und erreichten damit ihr wichtigstes Kriegsziel. Unter diesem Blickwinkel muss eine neue Bewertung des Nutzens der Linien vorgenommen werden.

13 Archäologische Befunde der Grenzlinien

Neuzeitliche Festungsanlagen sind historisch und kunstgeschichtlich in mehreren Monographien und zahlreichen Detailstudien beschrieben. Ferner ist zu ihnen umfangreich erschlossenes Archivmaterial vorhanden. Dagegen sind die auf kurze Nutzung ausgelegten, provisorischen, funktionalen Feldbefestigungen wenig beachtet worden. Viele dieser Anlagen, besonders in Entfernung von Städten, haben deutliche Spuren im Boden hinterlassen. Die Feldbefestigungen zeigen eine anhaltende Entwicklung im militärischen Denken, was vor allem an der Bastionsform deutlich wird. Für die typischen Elemente des neuzeitlichen Wehrbaus gibt es keine antiken Vorläufer. Die Militärarchitektur des 16., 17. und 18. Jh. ist insgesamt als internationaler Stil zu verstehen. Die Art der Kriege, ihre Hintergründe und die Fähigkeiten der Heere und ihrer Kommandanten geben den Befunden der Konflikte spezielle Bedeutung, die eine sorgfältige Recherche und Bearbeitung erfordern, um ihre Konstruktion zu verstehen. Auf der einen Seite standen Soldaten und Militäringenieure, die aktuelles Wissen und Erfahrung in der damals üblichen Kriegsführung hatten, auf der anderen wenige erfahrene Offiziere, deren Einsatz von der Politik bestimmt wurde. Militärische Fähigkeiten und Erfahrungen waren insgesamt begrenzt.

Die Defensivsysteme der Linienbefestigungen des Schwarzwaldes und der Oberreihebene gehören zu den umfangreichsten der Barockzeit. Sie bestanden aus Wall-Graben-Anlagen, Schanzen verschiedener Formen, Vorposten und Wegen, die abhängig von der Topografie und deren strategischen Bedeutung miteinander kombiniert wurden.³⁰⁷ Ein Versuch, den Aufbau der Linien auf dem Schwarzwald verallgemeinernd zu beschreiben, wurde zuerst von O. Kleemann und in der Folge von J. L. Wohleb unternommen: *Was die Beschaffenheit der Linien betrifft, so wird man wenig fehlen, wenn man sie in den dichten Waldungen als breite Verhaue mit einzelnen dahinter liegenden Redouten für die Wachen annimmt, während auf den nicht bewaldeten oder lichterem Strecken fortlaufende palisadierte Brustwehren mit Graben, hinter ihnen einzelne geschlossene Schranken angelegt waren.*³⁰⁸ Nach J. L. Wohleb wies das „Normalprofil der Verschanzungen“ vier wesentliche Teile auf: Verhau, Graben, Wall und Weg.³⁰⁹

³⁰⁷ STÖRK, Barockschanzen, S. 68.

³⁰⁸ KOPP, Schwarzwaldwanderer, S. 58.

³⁰⁹ WOHLB, Schwarzwaldkammlinie, S. 114; DERS. Erdwehnbau, S. 272 f.

Bisher fanden von archäologischer Seite keine weiteren Versuche statt, anhand verschiedener Typen eine Systematik der Regelbauten der Linien aufzustellen. Dabei muss betont werden, dass eine Typisierung Variationen in Gesamtplänen und Größe zeigt, aber nichts über Details der Strukturen aussagt. Allgemein empfiehlt es sich, die Unterteilung und Terminologie der Militärtheoretiker anzuwenden, auch wenn in der Fachliteratur des Fortifikationswesens selbst teilweise Uneinigkeit über die Benennungen der einzelnen Befestigungselemente festzustellen ist. Im Folgenden wird die Terminologie nach G. Schwinck angewendet, der zunächst allgemein eine Unterscheidung zwischen offenen und geschlossenen Befestigungen trifft.³¹⁰ Diese Unterteilung wird nachfolgend auch von M. Jähns in Verbindung mit „germanischen Kriegsbauten“ und in der Burgenforschung gebraucht.³¹¹ Auch O. Kleemann folgt dieser Terminologie.³¹² Im Zusammenhang mit einer archäologischen Bearbeitung von Befestigungen des 17. Jh. finden diese Strukturtypen bei P. Meduna und B. Jenisch Anwendung.³¹³

13. 1 Befestigte und unbefestigte Lager

Im Gegensatz zur historischen Überlieferung ist archäologisch zu den Lagern im Zusammenhang mit den Kriegen Ende des 17. und während des 18. Jh. fast nichts bekannt. Zu unterscheiden sind Feld- und Beobachtungslager³¹⁴ sowie Belagerungswerke (Freiburg, Breisach, Philippsburg).³¹⁵ Die Karte „Proiect des ober Rheinstromm. Elsas und Brisgau, worin die keyserlich Arme dis 1676. Jahr den Franzosen verfolget ...“ von Johann Baptist Gumppe zeigt in 14 Medaillons u. a. neun Lager der kaiserlichen Armee: Willstätt, S. Remi, Hermansweiler, Bischofshofen (Bischofsheim), Schweighofen, Griesheim, Ettenheim, Heitersheim und Schliengen.³¹⁶ Herzog Karl von Lothringen stiftete der Wallfahrtskirche in Todtmoos 1678 ein Silberantependium (Kunsthistorisches Museum Wien) mit der Darstellung des Lagers, das er dort auf seinem Marsch nach Rheinfeldern aufgeschlagen hatte. Es muss offen bleiben, ob es befestigt war. Keines der mit den Kriegen Ende des 17. und während des 18. Jh. sowie mit den Linien in Zusammenhang stehenden Lager wurde archäologisch untersucht. Es lassen sich lediglich allgemeine Informationen über Organisation und Anlage aus den Plänen, bildlichen Darstellungen sowie den didaktischen Ausführungen entnehmen. Um die Ankunft der Soldaten zu organisieren, waren umfassende und langfristige Vorbereitungen in Zusammenarbeit mit der

³¹⁰ SCHWINCK, Befestigungskunst, S. 16 u. 19.

³¹¹ JÄHNS, Kriegswissenschaften, S. 465.

³¹² KLEEMANN, Linien, S. 44.

³¹³ JENISCH, Breisach, S. 873 f. Feldlager „Obere Faule Weg“, S. 877 f. Feldlager und Verteidigungswerke bei Gündlingen, S. 878 f. Feldlager Gemeindeacker; MEDUNA, Fortifications, S. 75–86.

³¹⁴ Bsp. s. KERSCHER, Wittislingen, S. 185 ff. Beobachtungslager von 1703.

³¹⁵ LINNEBACH, Feldbefestigungen, S. 10: 1702 Circumvallation des französischen Brückenkopfes bei Hüningen.

³¹⁶ SCHÄFER, Inventar, S. 9, Nr. 46; GLAK, Hfk Ha, Nr. 34 schwarz.

lokalen Verwaltung notwendig.³¹⁷ Eine zu kurze Vorbereitungszeit führte im Sommer 1693 dazu, dass der für ein Lager vorgesehene Platz nicht bezogen werden konnte. Es stellte sich heraus, dass er ungeeignet war, was eine Verlegung notwendig machte. In diesem Fall gelang es, wenigstens den rechten Flügel der Armee ausdrücklich zur Schonung der Feldfrüchte auf einem Brachfeld unterzubringen.³¹⁸ Angesichts eines Gegners waren solche Maßnahmen jedoch nicht möglich, da eine taktisch günstige Position bezogen werden musste. Orte wie Heilbronn und Eppingen waren wegen ihrer geografischen Lage immer wieder Platz der Versammlung und des Aufenthalts von Armeen. Bei Eppingen wurden 1694 und 1695 Feldlager an verschiedenen Stellen bezogen.³¹⁹ Markgraf Ludwig Wilhelm bezog 1695/96 vor Heilbronn ein befestigtes Lager.

Befestigungen zum Schutz des Lagers wurden abhängig von der Nähe des Feindes und der Gefahr einer Konfrontation errichtet und mit Geschützen armiert.³²⁰ Oft bestanden diese Befestigungen aus geschickter Ausnutzung von Terrainformen, häufig sogar nur aus zusammengeführten Wagen.³²¹ Zu R. Montecuccolis, des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden und des Prinzen Eugen Zeiten lagerten Truppen wie im Dreißigjährigen Krieg.³²² Daneben kamen auch Verschanzungen in der Art von Circumvallationslinien zur Anwendung, wie von S. le Pestre de Vauban ausführlich beschrieben. Zur größeren Defensivfähigkeit des Lagers wurden Spanische Reiter um das Lager herum aufgestellt. Die Regimentsgeschütze kamen schussbereit an die Winkel und Ecken des Lagers, der Rest zur Fahnenwache. Die Feldartillerie lagerte rückwärts oder in der Mitte des zweiten Treffens. Sie hatte ihre eigene Wache, bei der zwei bis drei leichte Geschütze standen. Hierauf folgten in einer Reihe, nach Kaliber geordnet, Geschütze, zwischen ihnen der Wagen mit Trommeln und Pauke. Die zweite Reihe wurde aus Schanz- und Materialwagen, die dritte von Munitionswagen gebildet. Letztere waren mit einer Barriere von Luntten umzogen, um die Annäherung an sie zu verhindern. Der Abstand der einzelnen Reihen betrug 34 Schritte. Rechts und links der Munitionswagen lagerten die Büchsenmeister mit ihren Unteroffizieren, hinter diesen die Offiziere, 30 Schritte weiter rückwärts die Hauptleute und Zeugwarte, 25 Schritte dahinter die Stabsoffiziere. Dann folgten Bagagen und Stabsbedienstete. Die beiden Flanken des Lagers waren von der Rosspartei eingenommen. In der Mitte des Lagers verlief eine 30 Schritt breite Lagergasse. Offiziere und Mannschaft lagerten in Zelten. In einem Zelt waren vier bis fünf Mann untergebracht. Offiziere und Unteroffiziere hatten eigene Zelte. Das Lager stellte hohe Anforder-

³¹⁷ PLASSMANN, Landbevölkerung, S. 241 f.

³¹⁸ GLAK 46/3743 I, S. 60 f.: Feldzugsjournal, 15. Juni 1693.

³¹⁹ GLAK 46/3743 III, S. 5 f.: Feldzugsjournal, 6. Juni 1695.

³²⁰ DOLLECZEK, Artillerie, S. 241.

³²¹ Vgl. General Raimund Graf Montecuccoli: KERSCHER, Mammig, S. 185; VELTZÉ, Montecuccoli; VAUBAN, Manual.

³²² DOLLECZEK, Artillerie, S. 242 f.

rungen an die Disziplin der Truppe. Die Organisation des Lagers gehörte zu den zentralen Aufgaben des „General-Quartiermeisters“.

Während R. Montecuccoli und S. le Pestre de Vauban allgemeine Anleitungen für die Positionierung und Befestigung geben, beschreibt A. Dolleczek hauptsächlich den Aufbau des Lagerinnenraumes. Das Aussehen der Befestigungen kommt nach A. Dolleczek den Circumvallationslinien am nächsten, d. h. den Linien, Redans, Redouten etc., was auch aus den Ausführungen S. P. Vaubans deutlich wird.³²³ Insgesamt sind nur wenige Geländebefunde von Lagern dokumentiert worden, wie z. B. die Befestigungen des französischen Lagers bei Hengersberg (Ldkr. Deggen-dorf, Niederbayern).³²⁴ Die Franzosen begannen am 12. Mai 1742 das Lager *abzustecken*, am 19. Mai wurde es bezogen. Bis zu seiner Aufgabe am 19. August wurde das Lager mehrmals erweitert und ständig an den Verschanzungen gearbeitet. Es entstand ein insgesamt 10 km langer Befestigungsring. Daraus ergibt sich, dass Feldlager sehr komplexe, mehrphasige Anlagen waren, wobei die einzelnen Ausbauphasen sehr kurz aufeinander folgten. Zum Leben in den Lagern Ende des 17. und Anfang des 18. Jh. können aufgrund fehlender Funde keine Aussagen getroffen werden. Hier muss auf die vorhandenen zeitgenössischen Bildquellen zurückgegriffen werden.³²⁵

Die Funktion der verschanzten Lager bestand darin, dass sie aktiven Armeen einen augenblicklichen Schutz gewähren sollten.³²⁶ Sie konnten Ausgangspunkt bei offensiven Operationen sein, Brückenköpfe an einem Flussübergang, Stützpunkte für Winterquartiere und Rückzugsorte. Sie mussten auf einem zugleich strategischen und taktischen Punkt angelegt sein. Für eine defensive Armee war das befestigte Lager nur ein vorübergehender Stützpunkt. Als besonders vorteilhaft wurde es angesehen, wenn das Lager im eigenen Land und in der Nähe der Operationsbasis lag. Ein gutes Beispiel gibt die geostrategische Bedeutung Heilbronn am Ende der Kraichgaustraße als Truppenlager, Winterquartier und Verpflegungszentrum. Bis Heilbronn konnte zudem der Neckar ununterbrochen befahren werden. Oberhalb dieses Stapels war die Schifffahrt nur noch für kleine Fahrzeuge möglich.³²⁷ Der Hauptstapel- und Sammelplatz Heilbronn wurde durch Eppingen gedeckt, das der Festung Philippsburg gegenüberlag und das Kernstück der Eppinger Linie bildete.³²⁸

³²³ VAUBAN, Manual, S. 29.

³²⁴ KERSCHER, Hengersberg, S. 191; SCHUEGRAF, Tagebuch, S. 3 ff.

³²⁵ Z. B. Antependium von 1678; ECKERT, Feldherr, S. 87, Nr. 180; Karlsruhe, Badisches Landesmuseum, Gob. 12: Gobelin CAMPEMENT, aus der Manufaktur der von der Borgh, Brüssel um 1700.

³²⁶ JOMINI, Kriegskunst, S. 286 ff.

³²⁷ BAER, Straßenbau, S. 21.

³²⁸ STEIN, Festungen, S. 85.

13.2 Schanzen/Redouten

Der Begriff Redoute wird in den Schriftquellen für verschiedene Typen von geschlossenen Befestigungen verwendet und muss daher näher gekennzeichnet werden.³²⁹ Sie waren Stützpunkte militärischer Einheiten und weisen je nach Aufgabe und Topografie verschiedene Größen und Grundrisse auf. Entweder wurden sie nur kurzfristig im Zuge militärischer Operationen errichtet, oder sie hatten im Zusammenhang mit der Absicherung eines Territoriums länger Bestand. Gründe für die Errichtung von Schanzen waren unter anderem: Schutz und Sicherung z. B. einer wichtigen Furt, einer Grenze, eines Territoriums, einer Festung oder Zollwache an einer Furt, einer Brücke oder einem wichtigen Verkehrsweg (vgl. Waldau).

13.2.1 Formen

Neben den Geländebefunden bieten Stiche, Gemälde sowie Dokumentationskarten von Schlachten und Belagerungen eine Fülle an Informationen, die jedoch bisher noch nicht hinsichtlich Formen, Kombinationen, topografischer Lage, Funktionen der Redouten ausgewertet wurden. In der älteren Literatur zu den Linienbefestigungen findet sich häufig die Aussage, dass Schanzen in der Regel Viereckform, seltener Sternform hatten.³³⁰ Allgemein sind die Grundformen der Schanzen quadratisch, trapezförmig, fünf- und sechseckig. Der jeweiligen Grundform können noch weitere Bastionen oder Halbbastionen angefügt sein. Entweder handelt es sich um unabhängige Befestigungen (z. B. fünf- oder sechszackige Sternbastionen), oder sie sind in einem ausgedehnteren Komplex integriert (vor allem quadratische Redouten). Bei den auf Plänen bzw. Entwürfen dargestellten Formen handelt es sich meist um Ideogramme, die nicht immer realisiert werden konnten, da sie der Topografie angepasst werden mussten. Daher ergeben sich im Befund häufig abweichende Formen, die entsprechend den Geländeformen sehr variantenreich sind. Idealformen konnten nur auf weiteren, ebenen Flächen angelegt werden, wie z. B. in Tälern (Hausach) oder auf Hochebenen (Kniebis). In der Fortifikationslehre wurde diesen Regularbefestigungen gegenüber irregulären Anlagen der Vorrang gegeben.³³¹ Der schwedische Professor Fontelius begann seine Axiome der Befestigungslehre mit dem Satz: *Die reguläre Festung ist besser als die irreguläre.*³³² Der Widerspruch zwischen Berufung auf die Natur und jener auf die Regularität wird bei S. le Pestre de Vauban und J. F. von Flemming deutlich. Nach S. le Pestre de Vauban werden Größe und Form von einzelnen Befestigungen in der Regel bestimmt durch das Gelände und die Größe der Besatzung.³³³ Wenn diese Einschränkungen nicht bestehen, ist es immer am besten, eine reguläre Form zu

³²⁹ MEDUNA, Fortifications, S. 78.

³³⁰ Z. B. WOHLEB, Schwarzwaldkammlinie, S. 114.

³³¹ EICHBERG, Geometrie, S. 22.

³³² Zitiert bei SJÖSTRAND, Grundfragen, S. 53.

³³³ VAUBAN, Manual, S. 37.

wählen. J. F. von Flemming äußert sich in die gleiche Richtung: *Die Situation verstatet nicht allzeit, dass man regulaire Fortificationen anbringen kann, sondern man muss gar ofters die irregulairen vor die Hand nehmen ... [Die Werke] müssen bald klein und enge, bald groß und weit gemacht werden und nicht alles nach der Circul-Runde eingeteilt werden, weil sich die Natur nicht nach der Kunst richtet, sondern die Kunst und das Nachsinnen des Menschen muss sich nach der Natur richten. Ist es möglich, so muss man sich hierbei der Regularität befleißigen, als welche am vollkommensten ist.*³³⁴ Private Erfahrungen spielten ebenfalls eine Rolle.³³⁵ Vor diesem Hintergrund werden ein typologisches Arbeiten und die Aufstellung einer Chronologie der einzelnen Formen erschwert bzw. in Teilen sogar unmöglich.

13. 2. 1. 1 Halbe Redouten

Unter einer Halbredoute wird die einer Linie vorgelagerte Flesche verstanden, wobei die Linie bis auf einen Durchgang geschlossen ist. Sie war ein in der Kehle offenes oder halbgeschlossenes Werk, dessen Grundriss eine Frontlinie und zwei Flanken zeigt. Die Halbredoute erscheint nie isoliert, sondern immer in Kombination mit einer Linie.³³⁶

13. 2. 1. 2 Quadratische Redouten

Redouten haben in der Regel eine quadratische oder rechteckige Grundform, einen Erdwall mit davor liegendem Graben mit oder ohne Berme, nur einen Zugang in Form einer Walllücke meist in der Mitte einer der Seiten und leicht überhöhte Ecken (Abb. 12).³³⁷ Abmessungen und Form variieren je nach Gelände. Teilweise finden sich auch Annexwerke, deren Funktion unklar ist (z. B. Thurner). Die Seitenlänge beträgt durchschnittlich 20–80 m. Die quadratischen Redouten des kaiserlichen Beobachtungslagers bei Wittislingen (Ldkr. Dillingen a. d. Donau, Schwaben) aus dem Jahre 1703 hatten ehemals wohl eine Innenraumabmessung von 50 x 50 Schritt (ca. 40 x 40 m) und waren für eine Gefechtsbesatzung von 400 Mann ausgelegt.³³⁸ Die quadratische Form ergab bei einem Schrägenschlag von 30° einen unbestrichenen Raum von 30° vor dem ausspringenden Winkel. Wurde die Redoute in den Wallverlauf eingebunden, steht sie meist über Eck in der Linie, d. h. die Wallstücke knüpfen an diagonal gegenüberliegende Ecken an, wie z. B. bei den Anlagen von Breitnau-Hohwart, Hofstetten und auf dem oberen Rohrhardsberg (Abb. 13 u. 14).

³³⁴ FLEMMING, Soldat, S. 407.

³³⁵ Vgl. schwedischer und gottorpscher Festungsingenieur und Generalmajor WOLFF, Kriegsbaukunst, zitiert nach SCHMIDT, Zeichnungen, S. 97–114; EICHBERG, Geometrie, S. 25.

³³⁶ MEDUNA, Fortifications, S. 78.

³³⁷ WOHLB, Erdwehrrbau, S. 273; DERS. Literatur, S. 51.

³³⁸ KERSCHER, Wittislingen, S. 187; folgt TIELKE, Unterricht, 1787.

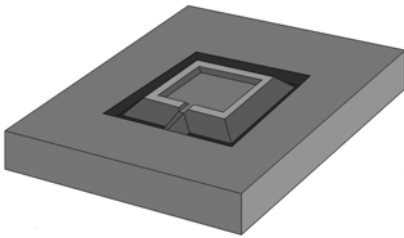


Abb. 12: Blockbild einer quadratischen Redoute. Zeichnung: Martin Straßburger

Die quadratische Redoute nordöstlich des Ramshaldenhäusles bei Breitnau-Fahrenberg ist als Sonderform hervorzuheben. Sie besitzt im NO und NW einen gedeckten Weg mit jeweils einer Flesche. Im NW zieht sich der Weg über die gesamte Flanke hin, im NO geht die Flesche in den erhaltenen Rest eines Verbindungswalles über. Eine ähnliche Anlage, mit Fleschen an allen vier Seiten, hat sich auf dem Kambacher Eck bei Welschensteinach erhalten.

Quadratische Redouten lassen sich im Repertoire der Feldbefestigungen auf jeden Fall seit dem 16. Jh. nachweisen. Die von einem Spion 1585 angefertigte An-

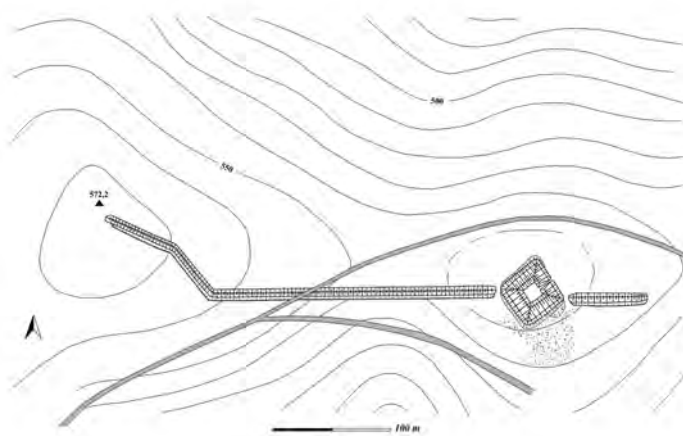


Abb. 13: Redoute und Wall bei Hofstetten. Vermessung und Zeichnung: Martin Straßburger

sicht der Gegend um Antwerpen mit der Lage der Stützpunkte des Herzogs von Parma zeigt quadratische Redouten entlang der Schelde, aber auch an einer kleinen Linie im Landesinnern.³³⁹ Zu der Karte gehört ein verschlüsselter und an Walsingham gerichteter Brief vom 31. März 1585.

³³⁹ Public Record Office, London, MPF 156; MARTIN / PARKER, Armada, Abb. 19.

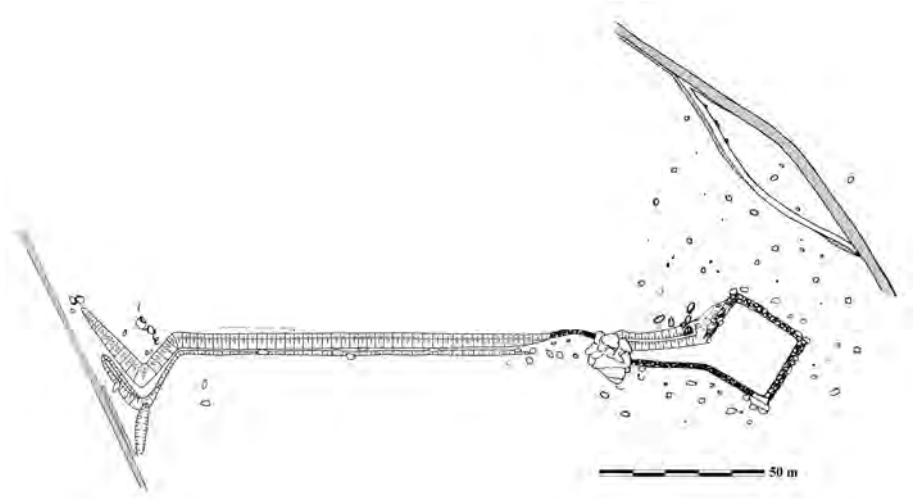


Abb. 14: Wall und Redoute auf dem Rohrhardtsberg. Vermessung und Zeichnung; Martin Straßburger

Je nach Ausführung und Erhaltungszustand ist durchaus eine Verwechslung mit keltischen Viereckschanzen möglich, die gleiche bzw. sehr ähnliche Charakteristika aufweisen.³⁴⁰ Das Problem stellt sich vor allem bei quadratischen Grabenwerken in den Luftbildern der Oberrheinebene. Einige dieser Anlagen wurden allein aufgrund von formalen Kriterien in die Spätlatènezeit datiert.³⁴¹ Für keltische Viereckschanzen sind Erkennungsmerkmale der obertägig erhaltenen Anlagen und Luftbildbefunde herausgearbeitet worden, ohne sie jedoch vor dem Hintergrund von Anlagen anderer Zeitstellung zu diskutieren, die ein sehr ähnliches bzw. gleiches Befundbild aufweisen.³⁴² Zeitgenössische militärkartografische Werke vom Ende des 17. und vom Anfang des 18. Jh. können bei der Identifizierung und Rekonstruktion heute nur noch im Luftbild sichtbarer Anlagen sehr hilfreich sein.³⁴³

Die keltischen Viereckschanzen sind von Böhmen bis in den Neckarraum und an die obere Donau verbreitet und kommen auch westlich der Vogesen vor.³⁴⁴ Sie liegen weitab keltischer Siedlungsplätze und werden als Kultanlagen interpretiert, wobei nur wenige sicher als solche angesprochen werden können, z. B. Anlagen in

³⁴⁰ Vgl. DREXEL, *Templum*, S. 1; Eine relativ sichere Unterscheidung ist durch datierende Funde sowie bei Luftbildern durch sichtbare Befunde (Torbauten, Innenbebauung) möglich.

³⁴¹ JENISCH, *Breisach*, S. 881.

³⁴² Vgl. z. B. BITTEL / SCHIEK / MÜLLER, *Viereckschanzen*; IRLINGER, *Viereckschanzen*, S. 183 u. 186 f.

³⁴³ Vgl. KERSCHER, *Wittislingen*, S. 185 ff., hier u. a. über Helmert-Transformation Identifizierung einer nicht zum barocken Beobachtungslager von 1703 bei Wittislingen gehörigen Anlage, S. 187.

³⁴⁴ BITTEL / SCHIEK / MÜLLER, *Viereckschanzen*, S. 18 ff.

Bayern³⁴⁵ sowie die Viereckschanzen von Fellbach-Schmiden,³⁴⁶ Ehningen³⁴⁷ und Dornstadt-Tomerdingen.³⁴⁸ Bei vielen anderen Anlagen, die in der Topografie diesen Beispielen ähneln, sind jedoch weder Zeitstellung noch Funktion eindeutig bestimmbar. Vor allem im Oberrheingebiet ist es fraglich, ob diese Luftbildbefunde in die Spätlatènezeit datiert werden können, da bislang im Gegensatz zu anderen Gegenden kein positiver Nachweis einer keltischen Schanze gelungen ist. Dagegen konnten einige der viereckigen Strukturen bereits früher als sicher neuzeitlich angesprochen werden (z. B. Wyhlen „Muhnematt“ und Auggen „Steinacker“).³⁴⁹ Auch um den Kaiserstuhl sind einige dieser Anlagen bekannt geworden.³⁵⁰ Etwa 700 m südöstlich der spätlatènezeitlichen Siedlung von Breisach-Hochstetten (Ldkr. Breisgau-Hochschwarzwald) wurde von P. Rokosch und O. Braasch 200 m nordöstlich des Hochgestades ein etwa 80 x 65 m großes Rechteck entdeckt.³⁵¹ Wegen der typischen Form und Lage wurde der Befund als Viereckschanze gedeutet. Ein Baggerchnitt konnte jedoch keine letztendliche Sicherheit bringen. Die genaue Datierung muss weiterhin offen bleiben. Der Kreisgraben eines Grabhügels vor der Nordseite muss nicht im Kontext mit dem Befund stehen. Durch die Nähe zu den neuzeitlichen Befestigungsanlagen Gündlingen und aufgrund der Anbindung daran durch eine später beobachtete Grabenanlage ist es wahrscheinlich, dass es sich bei der Viereckschanze von Breisach-Hochstetten um eine Redoute handelt, die im Zusammenhang mit den Belagerungen Breisachs während des 17./18. Jh. steht.³⁵² Auch für eine Anlage bei Breisach-Gündlingen bestehen Zweifel an einer Datierung in keltische Zeit. Sie könnte zum Belagerungssystem der Breisacher Festung gehören ebenso wie eine Struktur bei Ihringen. Die Luftbildbefunde stehen im Einklang mit historischen Darstellungen der barocken Belagerungssysteme und Feldlager um Breisach und Ihringen, ohne dass hier der eindeutige archäologische Nachweis erbracht werden könnte. Die Begehung einer weiteren, vermutlich keltischen Viereckschanze bei Kehl-Neumühl erbrachte neuzeitliche Funde. Es kann davon ausgegangen werden, dass die Schanzen bei Breisach und Kehl-Neumühl damit wohl Bestandteil der umfangreichen Befestigungsanlagen des 16.–18. Jh. sind.³⁵³

Interessant im Rahmen dieser Diskussion ist der als erste sicher nachgewiesene keltische Viereckschanze am südlichen Oberrhein angesprochene Befund ca. 1,2 km westlich der Ortsmitte von Mengen-Schallstadt in der Flur „Abtsbreite“. Bei Feld-

³⁴⁵ SCHWARZ, Viereckschanzen Bayerns.

³⁴⁶ PLANCK, Fellbach-Schmiden, S. 105 ff.

³⁴⁷ SCHIEK, Ehningen, S. 94 ff.; WIELAND, Fellbach-Schmiden und Ehingen; DERS., Spätlatènezeit.

³⁴⁸ ZÜRN, Tomerdingen, S. 218; ZÜRN / FISCHER, Tomerdingen.

³⁴⁹ S. hierzu MÜLLER, Viereckschanzen, S. 133 ff.

³⁵⁰ Vgl. JENISCH, Breisach, S. 881; BITTEL / SCHIEK / MÜLLER, Viereckschanzen, Beil. 1.

³⁵¹ STRUCK, Luftbildarchäologie, S. 20 f. u. Abb. 9.10.

³⁵² JENISCH, Breisach, S. 882.

³⁵³ Zu diesem Problem vgl. auch Hinweise bei WALDHAUSER, Markvartic, S. 81; DURDÍK, Kokrdov, S. 546; VENCL, Dolní Počernic, S. 450.

begehungen wurden dort neben urgeschichtlicher Keramik vornehmlich neuzeitliche Objekte gefunden, wobei letztere einen recht hohen Anteil ausmachten.³⁵⁴ Eine geomagnetische Prospektion erbrachte eine annähernd quadratische, ca. 69 x 64 m große Struktur (Abb. 15).³⁵⁵ Bei den nachfolgenden Grabungen wurde ein Sohlgraben mit Standspuren von in regelmäßigen Abständen eingerammten, senkrecht stehenden Pfosten festgestellt, der einen um 162 v. Chr. dendrodatierten, mehrteiligen Kastenbrunnen und bandkeramische Siedlungsbefunde stört (Abb. 16). Der Graben ist 1,5 m tief und 1,5–2 m, stellenweise auch über 3 m breit. Die Schichten im unteren Drittel des Profils deuten an, dass der Graben einige Zeit offen gestanden haben muss.³⁵⁶ Es handelt sich um erodiertes Material aus den Grabenwänden. Darüber folgt eine relativ homogene Füllung, aus der Keramik der Linearbandkeramik und der Stufe Latène D1 (ab ca. 125 v. Chr.) geborgen wurde sowie „Bronze- und Eisensfunde ganz unterschiedlicher Zeitstellung“³⁵⁷, die vermutlich aus der Wallschüttung stammen. Die stratigrafische Lage der latènezeitlichen Keramik im Graben gibt einen *terminus post quem* für dessen Verfüllung. Die Schichten im Profil lassen vermuten, dass die Palisade errichtet wurde, nachdem das untere Drittel zusedimentiert war. Der Sohlgraben ist für keltische Viereckschanzen weitgehend untypisch, entspricht jedoch den in der Festungsbau-literatur des 17. und 18. Jh. dargestellten und beschriebenen Formen. In der Traktatliteratur finden sich verschiedene Arten von Holzeinbauten in Gräben, wobei zu berücksichtigen ist, dass jeder Autor seine favorisierten Methoden als die richtigen darstellt. Eine durchgehende Palisade in der Mitte der Grabensohle wird z. B. von S. le Pestre de Vauban abgelehnt, da sie dem Gegner im Graben zuviel Deckung geboten und als Stütze für Planken gedient hätte. Sie ist jedoch u. a. für die Redoute bei Waldau durch einen französischen Spionagebericht vom Ende des 17. Jh.³⁵⁸ und auch noch für die Festung Freiburg in Plänen aus der Zeit um 1740 belegt. Wesentlich häufiger werden in Darstellungen des 17. und 18. Jh. weiter auseinanderstehende Palisaden vor einer mit Sturmpfählen ausgestatteten Brustwehr abgebildet. In den historischen Quellen zu den barocken Linienbefestigungen im Oberrheingebiet werden häufig Lieferungen von Palisaden für den Bau von Schanzen erwähnt. Für eine Ansprache des Mengener Befundes als neuzeitliche Redoute lassen sich neben dem Sohlgraben mit Palisaden noch weitere Indizien anführen. Ungefähr 1300 m nordwestlich der Schanze von Mengen liegt der Kapellenberg bei Munzingen. Nach einer Ansicht aus der Zeit um 1700 war die Kapelle mit einer Redoute umgeben, die als *Neüe Rediut, vnnndt Vorwacht von Infanterie* bezeichnet wird.³⁵⁹ Sie wurde von Hauptmann de Gano errichtet.³⁶⁰ Die Funktion solcher Vorposten bestand darin, das Aktionsfeld eines Gegners einzuschränken, ohne

³⁵⁴ RUPPRECHT, Feldbegehung; MISCHKA, Abtsbreite.

³⁵⁵ Vgl. MISCHKA / MISCHKA, Prospektion, S. 41, Abb. 2 u. 3.

³⁵⁶ Vgl. BELL / FOWLER / GILLSON, Earthwork.

³⁵⁷ BRÄUNING / DORNHEIM / HUTH, Viereckschanze; DORNHEIM, Mengen.

³⁵⁸ WOHLER, Wehranlagen.

³⁵⁹ GLAK, Hfk IV–33; SCHÄFER, Inventar.

³⁶⁰ StAF, L 2 Breisgauische Ritterschaft, XIII, Fronen.

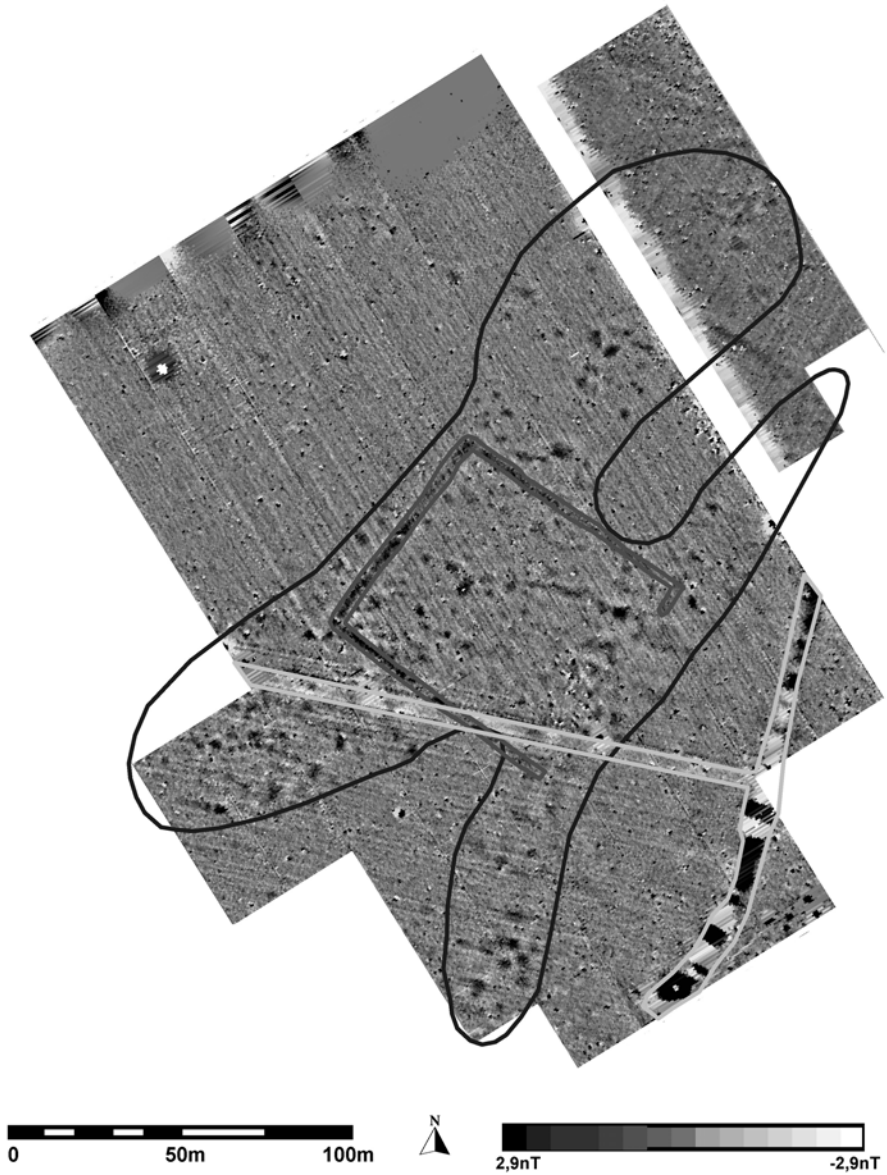


Abb. 15: Magnetogramm des Grabenwerkes in der „Abtsbreite“ bei Mengen: Schwarz = Siedlungsbereich der Linearbandkeramik, grau = Grabenwerk, hellgrau = moderne Wege (mit freundlicher Genehmigung von C. und D. Mischka)

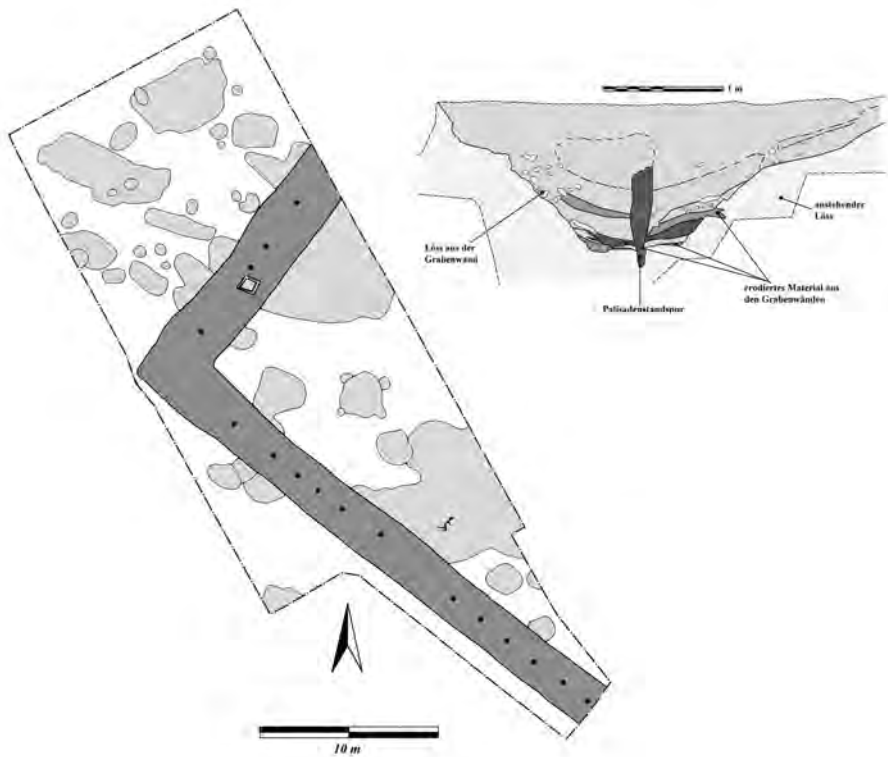


Abb. 16: Planum des Grabenfundes (nach Dornheim, Mengen) und schematische Umzeichnung eines Grabenprofils von einem Foto. Zeichnung: Martin Straßburger, nicht entzerrt, vgl. Bräuning / Dornheim / Huth, Viereckschanze, S. 114

besonders starke Einheiten dafür einsetzen zu müssen. Die Abwehr wurde möglichst nah an die Frontlinie gelegt. Das Schloss Munzingen war ebenfalls befestigt. Um den Ort sind mehrere Husarenwachten dargestellt, die den Weg zwischen Mengen und Munzingen deckten. Die Kavallerie diente dazu, auf einen französischen Angriff direkt reagieren zu können. Mengen und die „Abtsbreite“ sind nicht mehr abgebildet. Bereits vor Ausbruch des Spanischen Erbfolgekrieges wurden die Redouten aus der Zeit des Neunjährigen Krieges ausgebessert und ergänzt. Im Frühjahr 1702 wurde mit dem Bau von 12 Redouten zwischen Hüningen und Breisach begonnen.³⁶¹ Die Redouten am Rhein spielten auch in den nachfolgenden Kriegen des 18. Jh. noch eine Rolle. Die Lage des Befundes auf der „Abtsbreite“ im Gelände

³⁶¹ GLAK 48/3491, 2: Spezifikation der anzulegenden Redouten, o. O. u. D. [Mai 1702].

sowie die Position im Verhältnis zu der Redoute auf dem Kapellenberg und der Verkehrstopografie entsprechen anderen neuzeitlichen Feldbefestigungen.³⁶²

Bisher wurden nur wenige neuzeitliche Feldbefestigungen archäologisch untersucht. Die Neuzeitarchäologie kann vielfach nur auf die zeitgenössische Traktatliteratur und Darstellungen verweisen. Von Seiten der Urgeschichte werden die bisher erarbeiteten Charakteristika für keltische Viereckschanzen vor dem Hintergrund der ähnlichen, jüngeren Befunde nicht diskutiert.

13. 2. 1. 3 Redouten mit Bastionen

Die quadratische Redoute mit Bastionen an den Ecken war eine der beliebtesten Formen (Abb. 17).³⁶³ Im Festungsbau erscheint sie bereits Anfang des 16. Jh. Redouten mit Bastionen werden häufig in ikonografischen Quellen und Traktaten dargestellt und wurden an strategisch wichtigen Punkten sowie in der Umgebung ausgedehnter Komplexe (z. B. Circumvallation) errichtet. Im Zusammenhang mit den Linienbefestigungen am Oberrhein können der Schwabenstutz bei Waldau (Abb. 18) und die Schwedenschanze auf dem Kniebis angeführt werden. Nicht zu den Linien gehörig und nur noch im Luftbild erhalten, findet sich eine weitere bei der Burg Hohenkrähen

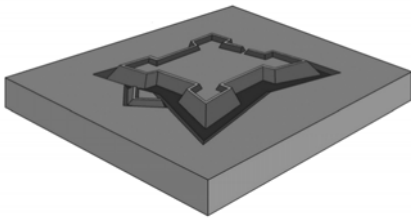


Abb. 17: Blockbild einer quadratischen Redoute mit Bastionen. Zeichnung: Martin Straßburger

in der Nähe der Festung Hohentwiel. Sie kann aufgrund eines Stiches von M. Merian der Belagerung von 1644 zugeordnet werden, deren Circumvallation von E. Gumpff projektiert wurde.³⁶⁴ Ebenfalls im Luftbild ist noch eine Schanze bei Bad Wimpfen zu erkennen.³⁶⁵ Bei der Festung Jülich konnte eine quadratische Redoute mit Bastionen archäologisch untersucht werden, die zu einem Belagerungsring des Dreißigjährigen Krieges gehörte. Im Zusammenhang mit dem unvollendeten Kanalbauprojekt der *Fossa Eugeniiana* (1626) ist die Anhuf-Schanze zu nennen, die auch als Regalfort bezeichnet wird.³⁶⁶ Quadratische Redouten mit Bastionen wurden anscheinend besonders häufig während des Dreißigjährigen Krieges angelegt. Daher ist anzunehmen, dass die Anlagen im Zusammenhang mit den Linien wohl hauptsächlich in die erste Hälfte des 17. Jh. datieren.

³⁶² Gegen eine Datierung des Grabenbefundes von Mengen in die Latènezeit und für eine jüngere Zeitstellung bzw. neuzeitliche Redoute sprechen noch weitere Argumente, die im Rahmen dieses Beitrages nicht ausgeführt werden können.

³⁶³ MEDUNA, Fortifications, S. 80.

³⁶⁴ Vgl. STRABBURGER, Elias Gumpff, S. 75 ff.

³⁶⁵ OEXLE, Erdschanze, S. 228 f.

³⁶⁶ PISTOR / SMEETS, Fossa Eugeniiana, S. 35, Abb. 38 u. S. 38 f.

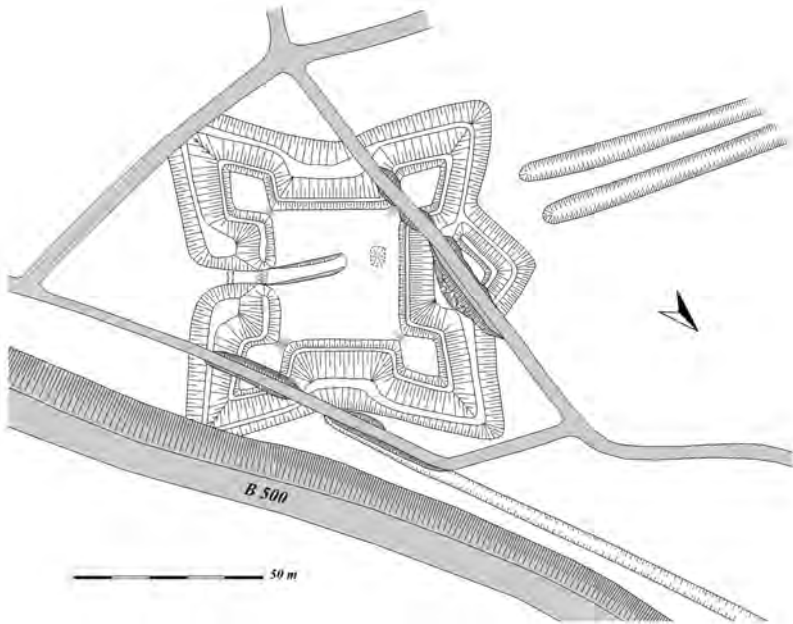


Abb. 18: Quadratische Redoute mit Bastionen auf dem Schwabenstutz bei Waldau. Vermessung und Zeichnung: Martin Straßburger

13. 2. 1. 4 Sternschanzen

Vier-, fünf- und sechsstrahlige Sternschanzen sind sowohl durch Geländebefunde als auch ikonographische Quellen belegt und ferner in Lehrbüchern beschrieben.³⁶⁷ Sie wurden fast ausschließlich als unabhängige Befestigungen errichtet. Vierstrahlige Redouten wurden jedoch auch häufiger in Befestigungskomplexe einbezogen. Abmessung und Form wechselten je nach Gelände und Zweck. Ebenso wie die Bastionärssysteme dienten die Sternzacken zur Aufnahme von Infanterie oder Geschützbatte-rien. Die ausspringenden Festungswerke konnten die Kurtinen bestreichen, sich zugleich auch gegenseitig verteidigen und meist noch von Teilen der Kurtine bestrichen werden. Die konzentrische Gestalt hatte gegenüber der linearen Verteidigung den Vorteil, dass das Feuer von mehreren Verteidigungslinien und -ebenen auf einen Angreifer konzentriert werden konnte. Beispiele für Sternschanzen sind von Breit- nau (Abb. 19), Neuenweg (Abb. 21), der Stollhofener Linie und von den Eppinger Linien (Sauberg) bekannt. Die Anlage auf dem Kniebis datiert in die Zeit der Koaliti- onskriege. Gleiches dürfte für den Befund der Sternschanze von Hausach zutreffen,

³⁶⁷ MEDUNA, Fortifications, S. 80.

die Ende des 18. Jh. instandgesetzt wurde (Abb. 20). Bei Breitnau hat sich eine vierstrahlige Redoute erhalten, die im Zusammenhang mit der Passsicherung stand.

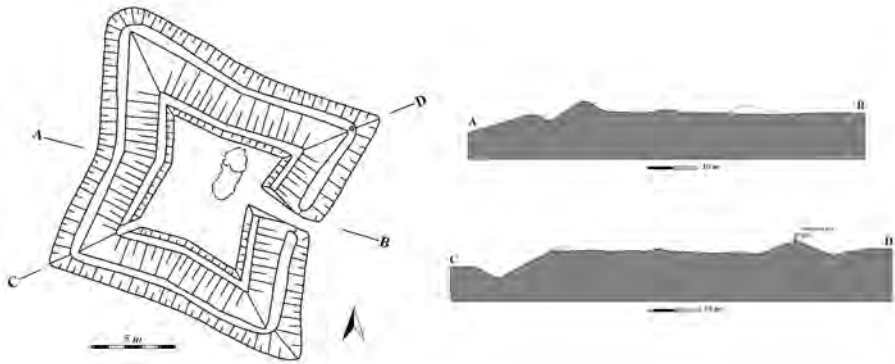


Abb. 19: Sternschanze bei Breitnau. Vermessung und Zeichnung: Martin Straßburger

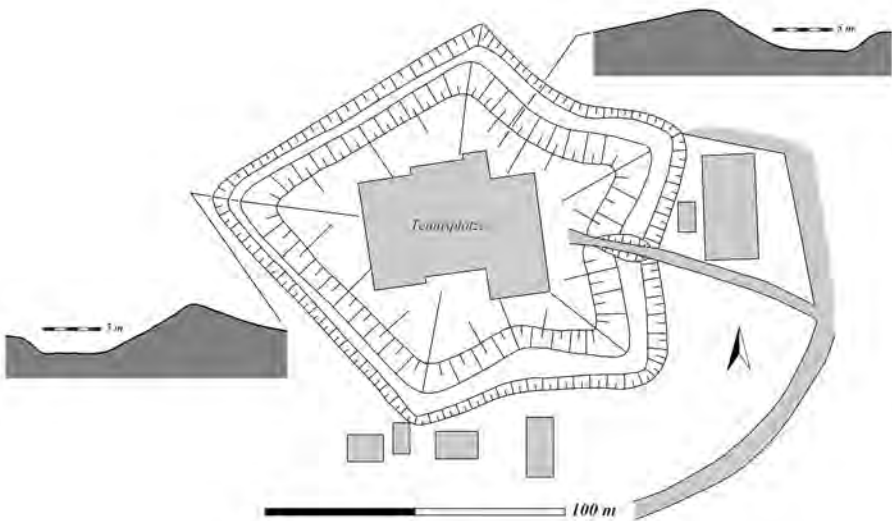


Abb. 20: Sternschanze bei Hausach. Vermessung und Zeichnung: Martin Straßburger

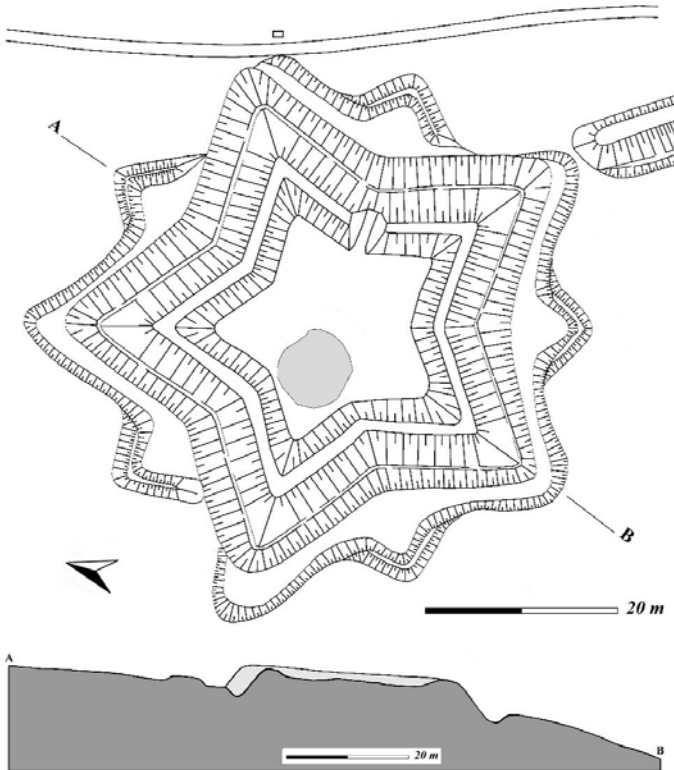


Abb. 21: Sternschanze bei Neuenweg. Foto, Vermessung und Zeichnung: Martin Straßburger

13. 2. 1. 5 Polygonalschanzen

Wo es die topographische Lage erlaubte, wurde versucht, die Form eines regelmäßigen Polygons anzulegen, dessen Grundriss sich von einem Kreis ableiten ließ. Polygonalschanzen finden sich bei Mettlen (im Luftbild fünf- und sechseckige Anlagen), dem Angelpunkt der Vorderen und Hinteren Linie. Fünf- und sechseckige Redouten hatten bei einem Polygonwinkel von 108° und 120° bei Schrägenschlag einen unbestrichenen Raum von 12° und 0° . Die Schanze bei St. Märgen bildet ein Fünfeck mit einer lang ausgezogenen Spitze. In den Ecken wurden breite Bankette für Geschütze angelegt. Im Innenraum der Schanze befindet sich ein kreuzförmiger, eingetiefter Befund, vermutlich ein Pulverlager. Fünfseitige Redouten sind auch für die Ettliger Linie 1733/34 belegt.³⁶⁸ Nach Lage und Funktion handelte es sich um wichtige Anlagen. Weiterentwickelte Formen mit Bastionen konnten bei den archäologischen Befunden der Linienbefestigungen bisher nicht festgestellt werden. Ebenso wie die quadratischen Redouten finden sich Polygonalschanzen bereits auf Kartenwerken des 16. Jh. Auf der 1585 angefertigten Ansicht der Gegend um Antwerpen sind einige sechseckige Polygonalschanzen erkennbar.³⁶⁹ Eine Abbildung von Drakes Angriff auf Santiago auf den Cap Verde Inseln 1585 zeigt fünfeckige Schanzen mit einem Haus im Innern neben dem Zugang auf der feindabgewandten Seite.³⁷⁰

13. 2. 2 Topografische Lage

Schanzen wurden in unterschiedlichen Lagen an Hängen, auf Rücken und Kuppen, in Tälern, auf Flussinseln und im Flachland errichtet. Aus taktischen Gründen wurde dabei die Nähe zu natürlichen Hindernissen gesucht. Wo diese fehlten, dienten Verhack oder Wälle als Ersatz. Schanzen auf exponierten kleinen Berggipfeln, Hängen und Pässen wurden jeweils in guter Aussichtslage errichtet.

Hänge haben ein unterschiedliches Gefälle und treten durch ihre Höhen meist landschaftlich in Erscheinung, können aber auch geringe Dimensionen aufweisen. Die Lage am Hang (eine Seite auf der Kuppe, sonst am Hang) wird bestimmt durch den Verteidigungszweck: Sicherung eines Passüberganges (hier meist zwei gegenüberliegende Schanzen), Vorfeldsicherung, Sperrung von Engstellen zwischen Bergflanken oder zwischen Berg und Fluss. Beispiele für Schanzen am Hang sind Neuenweg, Breitnau, St. Märgen, Schauinsland-Gegentrum, Rosskopf, Franzosenschanze/Steinerne Redoute und Schlechtbach.

Rücken sind langgestreckte, mehr oder weniger breit aufgewölbte Geländeformen, die Großformen oder auch lokale Kleinformen bilden können. Flache Kammlinien verlaufen überwiegend leicht geneigt oder auch horizontal. Schanzen sind in diesem Terrain axial platziert oder an den Rand geschoben. Teilweise liegen sie

³⁶⁸ LANG, Ettliger Linien, S. 22 u. 24.

³⁶⁹ Public Record Office, London, MPF 156; MARTIN / PARKER, Armada, Abb. 19.

³⁷⁰ British Library, London, Dep. of Manuscripts, Eg. Mss. 2579; MARTIN / PARKER, Armada, Abb. 26.

auch am Beginn des sich entwickelnden Rückens oder an dessen Spitze. Ein ähnliches Bild ergibt sich bei Schanzen in Spornlage. Wenn nur eine Seite auf der Kamm- oder Spornlinie liegt, kann das Schanzenareal in den Hang hineinreichen (Steinwasen). Hier besteht eine Parallele zur topografischen Lage von keltischen Viereckschanzen. Verteidigungstechnisch ergibt sich bei dieser Lage der Nachteil, dass beide oder eine der Flanken nicht eingesehen werden konnten.³⁷¹

Kuppen boten sich für die Defensive generell an und wurden, wenn möglich, mit Schanzen besetzt, wie z. B. auf dem Kniebis und dem Kybberg bei Freiburg. Sie dürften die Linienführung wesentlich mitbestimmt haben. Redouten sind in diesen Lagen teilweise schwierig von keltischen Viereckschanzen zu unterscheiden.

In der Ebene wurden natürliche Gegebenheiten für die Defensive ausgenutzt und leichte Erhebungen bei der Platzierung von Schanzen bevorzugt. Ansonsten lassen sich im Verlauf der Linienbefestigung Schanzen in kürzeren Abständen nachweisen. Diese Reihung ist ein wichtiges Unterscheidungsmerkmal von keltischen Viereckschanzen. Teilweise waren die Linienbefestigungen in der Ebene mit Schleusen zum Aufstauen von Gewässern ausgestattet. Diese technischen Einrichtungen erforderten einen besonderen Schutz durch Schanzen.

Größere Gewässer wurden mit in die Verteidigungslinien einbezogen, wie z. B. Kinzig und Rhein. Zum Schutz von Flussübergängen oder als Teil einer Talsperre waren auf Flussinseln im Rhein und in der Kinzig bei Hausach sowie Gengenbach Schanzen errichtet worden.

Auf Pässen und in der Ebene wurde die Platzierung von zwei oder mehr Schanzen vom Verlauf zu schützender Verkehrswege, von der Lage des funktionalen Gegenstücks und der Reichweite der Feuerwaffen bestimmt. Der Abstand zwischen den Redouten betrug teilweise 300 Schritt oder 120 Toison bzw. einen Musketerschuss (ca. 230 m).³⁷² Die Höchstschussweite der 3-Pfünder betrug 1200 Schritt und steigerte sich bei 18-Pfündern bis auf 7600 Schritt. Die „Kernschussweite“ der 18-Pfünder lag bei 750 Schritt.³⁷³

In einigen Gebieten sind Häufungen von Schanzen und Wällen zu beobachten, was auf strategische Gründe oder unterschiedliche Zeitstellungen zurückzuführen ist. In letzterem Fall würden verschiedene Truppenbewegungen oder Kriege im Kartenbild ihren Niederschlag finden. Ein Beispiel hierfür sind die Anlagen im Osten von Hasel und südlich von Gersbach.³⁷⁴

13. 2. 3 Verkehrstopografische Lage

Obwohl Straßen das Rückgrat des Landtransportes bildeten, finden sich nur wenige Informationen zu ihnen in den historischen Quellen.³⁷⁵ Meist sind es knappe Erwäh-

³⁷¹ BITTEL / SCHIEK / MÜLLER, Viereckschanzen S. 26 f.

³⁷² TIELKE, Unterricht; KERSCHER, Wittislingen, S. 187.

³⁷³ HECKNER, Waffentechnik, S. 358.

³⁷⁴ Vgl. STÖRK, Barockschanzen, S. 75.

³⁷⁵ HINDLE, Roads, S. 6.

nungen oder Aufzählungen von Wegstationen (z. B. in Itineraren). Angaben zum Verlauf der Wege fehlen jedoch. Berichte von Kriegszügen stellen in Verbindung mit der Militärkartografie eine wichtige Informationsquelle dar. Jedoch ist auch mit dürftigen Informationen zu rechnen, wie der in der Kriegsgeschichte sehr beachtete Versuch Herzogs Karl von Lothringen zeigt. 1678 drang er über den südlichen Schwarzwald vor, um die Franzosen, die am Hochrhein vor Rheinfeldern standen, von ihrer Rückzugsmöglichkeit abzuschneiden.³⁷⁶ Der eilige Rückzug der Franzosen vereitelte jedoch den Erfolg der Operation. P. Wentzke berichtet, dass der Herzog „noch vor dem Abstieg durch die südlichen Schwarzwaldtäler, wahrscheinlich in Todtmoos“, umkehrte.³⁷⁷ Für den Vor- und Rückmarsch werden die Straßen leider nicht genannt.

Weitere Aufschlüsse geben vor allem Karten des 18. Jh., da Schanzen und Verkehrswege im Zusammenhang dargestellt werden, wie z. B. die *Theatrum Belli Rhemani* oder die Schmittsche Karte von 1797 mit den Schanzen am Herzogenhorn und heute nicht mehr benutzten Wegen, die auch im Geländebefund noch erhalten sind. Ferner sind Flur- und Wegenamen als Quellengattung zu nennen.³⁷⁸ Anhand von Geländebefunden können die historischen Quellen überprüft und insbesondere hinsichtlich der Nebenstrecken ergänzt werden. Da es sich im Gegensatz zu Chausseen ab der zweiten Hälfte des 18. Jh. nicht um Ingenieurbauten handelt, sind alte Verkehrswege vielfach verschwunden. Bestand eine Kontinuität in der Benutzung, wurden sie durch moderne Straßen überbaut und die archäologischen Befunde dadurch zerstört, wie es bei Neuenweg und Breitenau der Fall ist. Am Hohlengraben umgeht die B 500 die Schanzen, so dass sich hier Reste der alten Straße erhalten haben. Das Archivstudium gewinnt in solchen Fällen besondere Bedeutung.

Verkehrswege bestimmten neben den geostrategischen Faktoren den Verlauf ganzer Linien und Sperren, z. B. Kinziglinie und -sperre sowie Gutachtalsperre. Daneben hatten sie aber vor allem auch kleinräumig Einfluss auf Form und Gestalt der Passbefestigungen oder der Sicherung von Furten und Übergängen am Rhein. Der Verlauf der Linien bzw. die Lage der Befestigungen zeigen deutlich, dass damit gerechnet wurde, dass der Gegner in allen Tälern sowie über alle Sättel und Pässe vordringen könne.³⁷⁹ Daher wurden sämtliche Sättel und Pässe besichtigt, um ihre Verteidigungsmöglichkeit zu studieren und entsprechende Maßnahmen anzuordnen. Die Passstraßen über den Schwarzwald waren von besonderer Bedeutung und gesteigertem strategischen Interesse.³⁸⁰ Es handelte sich um die Straßen Basel-Wiesental-Neustadt, Neuenburg-St. Blasien-Schaffhausen, Breisach-Freiburg-Neustadt entweder über Glottertal-St. Peter, Buchenbach-St. Peter oder Freiburg-Wagensteige-Spirzendobel-Hohlengraben sowie Straßburg-Kehl-Kinzigal-Donauschingen und

³⁷⁶ SCHAUB, Verkehrslinien, S. 334.

³⁷⁷ WENTZKE, Feldherr, S. 144.

³⁷⁸ Vgl. auch DENECKE, Wegforschung, S. 24 ff.

³⁷⁹ SCHAUB, Verkehrslinien, S. 334.

³⁸⁰ WINTERER, Schanzen, S. 4.

die HoahrheinstraÙe. Durch einzelne starke Befestigungen auf den Passhhen wurde versucht, den Verkehr zu unterbinden oder zumindest zu hemmen. Die Schanzen wurden teilweise in unmittelbarer Berührung mit den Trassen von Wegzügen angelegt.³⁸¹ Sie blockierten den Weg vollständig, indem sie entweder quer über die Bahn gezogen wurden oder diesen unmittelbar flankierten. Aus der Zeit 1685–1687 datiert ein Schriftwechsel zwischen dem Obervogt zu Neustadt und dem Kloster St. Peter, weil die LandstraÙe auf dem Hohlengraben *im Kriegswesen durch die Schanzen auf die Seite getrieben* wurde.³⁸² Eine Wiederherstellung der StraÙe und der Grenzmarken könne nur mit Hilfe der angrenzenden Untertanen geschehen.³⁸³ Der seitliche Versatz wird durch den Geländebefund bestätigt.

13. 2. 4 Wall und Graben

Da bisher keine der Schanzen gezielt archäologisch untersucht wurde, können Angaben zur Ausgestaltung weitgehend nur aus Schriftquellen entnommen werden. Vom Geländebefund ausgehend kann nicht immer auf die ursprüngliche Grabenform geschlossen werden. Die Schanzen waren von einem 3–6 m hohen und ebenso breiten Wall umgeben, auf dessen Rückseite sich ein Laufgang für die Schtzen oder Bankette für Geschütze befinden konnten, wie z. B. ein einfaches Bankett für Schtzen bei den Ettlinger Linien und die Geschtzbankette in der Schanze bei St. Märgen.³⁸⁴ Zu einer Überhöhung an den Wallecken kam es zwangsläufig, da hier der Aushub von zwei Grabenzgen zusammenkam. Vor dem Wall lag meist ein Spitz- oder Sohlgraben von 3–4 m Tiefe.³⁸⁵ Auch breitere Gräben von geringerer Tiefe, in deren Sohle ungleich hohe, angespitzte Pfähle und Pflcke eingerammt waren, kamen vor.³⁸⁶ Archäologisch konnte der noch 1,5 m tief und 3,4 m breit erhaltene Sohlgraben einer quadratischen Redoute mit in regelmÙigen Abständen zueinander auftretenden Pfostenstandspuren bei Mengen erfasst werden.³⁸⁷ Die Gräben der doppelten Redoute der Alexanderschanze auf dem Kniebis waren mit einem Quellaustritt verbunden, so dass sie wohl mit Wasser gefllt waren. Wall oder Wallberme waren eventuell mit waagrecht herausragenden Sturmpfhlen versehen. Eine Berme konnte bisher nur bei St. Märgen festgestellt werden. Nach den zeitgenössischen Bildquellen befand sich häufig keine Bekrönung aus Palisaden, Zäunen, Flechtwerkwand oder mit Erde gefllten, geflochtenen Körben auf der Wallkrone. In der Relation von 1710 über die Mittlere Linie wird erwähnt, dass die Schanze auf dem Ziegelkopf bei Hornberg verpalisadiert sei.³⁸⁸

³⁸¹ DENECKE, Wegforschung, S. 144.

³⁸² WEBER, Waldau, S. 35.

³⁸³ Ebd., S. 35, Anm. 79: GLAK 229/74263.

³⁸⁴ WINTERER, Schanzen, S. 31; vgl. WOHLB, HeerstraÙen, S. 273; DERS., Literatur S. 51; MEDUNA, Fortifications, S. 84.

³⁸⁵ WINTERER, Schanzen, S. 32.

³⁸⁶ WOHLB, Erdwehrrbau, S. 273; vgl. DERS., Literatur, S. 51; WINTERER, Schanzen, S. 32.

³⁸⁷ DORNHEIM, Mengen, S. 92.

³⁸⁸ BOESSER, Schwarzwaldlinien, S. 239.

13. 2. 5 Zugänge

Die Zugänge wurden in der Regel durch Grabenbrücken bzw. -rampen (z. B. Breitenau, Waldau, Redoute von Schlechtbach) und Walllücken gebildet, die der Feindseite abgewandt lagen. In der älteren Literatur werden Zugbrücken erwähnt, für die sich aber keine Hinweise finden.³⁸⁹ Dort, wo Grabenbrücken fehlten, reichten ein Steg oder eine Planke als Übergang aus (z. B. St. Märgen, Neuenweg).³⁹⁰ Spezielle Bauten zur Sicherung wurden nicht errichtet. Meist handelte es sich um eine einfache Sperre durch ein Gattertor oder Spanische Reiter.³⁹¹ Der Durchgang ist im Unterschied zu keltischen Viereckschanzen nicht in den Innenraum gezogen. Da bisher keine Grabungen durchgeführt wurden, können für die Schanzen nur unsichere Aussagen über feste Toreinbauten oder andere Konstruktionen gemacht werden.

13. 2. 6 Innenbebauung

Hinter oder auch innerhalb einer Schanze befand sich ein Blockhaus, das in Kriegzeiten die Besatzung von 20–40 Mann aufnehmen konnte und, wenn nötig, auch der letzten Verteidigung diente.³⁹² Statt eines einfachen „Blockhauses“ wird in einigen Quellen die „Chartaque“ erwähnt, die sich an wichtigen Punkten, turmartig und mit Ziegeldach gedeckt erhoben haben soll (vgl. dazu auch Kap. 13. 3). Die archäologische Befundlage ist eher schlecht, da die Innenbebauung nur wenige Spuren hinterließ. In einigen Schanzen beobachtete kleine Erhebungen (z. B. Neuenweg, Breitenau, Hofstetten und Rohrhardsberg) könnten eventuell von einer ebenerdigen Innenbebauung stammen. In einer Redoute auf dem Rohrhardsberg misst der Befund 8,5 m x 8,5 m und in der auf dem Höchst, dem höchsten Punkt der Passstraße zwischen Elzach-Prechtal und Gutach-Kinzigtal, wurden 1982 Grundmauern und Dachziegel einer Chartaque gefunden.³⁹³ Die Freilegung der Chartaque wurde nicht archäologisch dokumentiert. Alle diese Befunde lassen auf ein steinernes Sockelfundament schließen, auf das ein Schwellrahmen/-kranz aus dauerhaftem Holz (Lärche, Ulme, Weißtanne, Eiche) aufgesetzt wurde.³⁹⁴

Hinsichtlich der Gestalt der Blockhäuser ist der zweite Bericht des Ingenieurs Major Rösch über den Bau der Schanze auf dem Rossbühl vom 21. Juni 1794 sehr aufschlussreich: *Ich habe indessen von einem Zimmermann der viele dergleichen Blockhäußer theils zu Scheunen theils zur Unterkunft für die Holzhaker in den Wal-*

³⁸⁹ WOHLER, Erdwehrrbau, S. 273; vgl. DERS., Literatur, S. 51.

³⁹⁰ WIELAND, Viereckschanzen, S. 42: bei Viereckschanzen Graben meist durchgezogen; bei römischen Kastellen dagegen Erdbrücken vor dem Tor.

³⁹¹ Hier Unterschiede zu keltischen Viereckschanzen, bei Grabungen Befunde von Toranlagen: WIELAND, Viereckschanzen, S. 39. Tore in der Regel breiter als bei Redouten oder Schanzen.

³⁹² WOHLER, Erdwehrrbau, S. 273; vgl. DERS., Literatur, S. 51; DERS., Schwarzwaldkammlinie, S. 114; WINTERER, Schanzen, S. 32; vgl. auch HITZFELD, Hornberg, S. 155.

³⁹³ KOPP, Schanzen, S. 502.

³⁹⁴ PHEBS, Blockbau, S. 52.

dungen zu erbauen hat, einen Überschlag dazu machen lassen. Das Blockhauß soll im Lichten 24 Fuß in der Länge, 10 in der Breite und 10 in der Höhe haben, die Wände von Schrenkbalken aufgeführt und oben mit Dekbalken belegt werden.³⁹⁵ Mit „Blockbau“ und „Blockständerbau“ wurde der Ständerbohlenbau bezeichnet. Die Blockwand baute sich vermutlich aus übereinandergeschichteten Balken oder Bohlen auf. Auf den Schwellenkranz wurde ein Ständer aufgesetzt und in diesen Bohlen eingefügt. Die Bohlen bestanden in der Regel aus Nadelholz, da es einen geraden Wuchs hatte.³⁹⁶ Im bearbeiteten Zustand wurden auch Laubhölzer (Eiche, Ulme) beschlagen oder gespalten zum Blockbau verwendet. Bohlenwände aus beschlagenen oder gesägten Balken haben eine Dicke von 12–15 cm.³⁹⁷

Für die Dachkonstruktion macht Ingenieur Major Rösch in seinem ersten Bericht vom 5. Juni 1794 folgenden Vorschlag: *Diese Baraken können aus einer Art Dachstuhl bestehen, dessen Durchschnitt ein gleichseitiges Dreieck von 24 bis 25 Fuß in der Grundlinie ausmacht, mit Dachbrettern nach hiesiger Landesart gedeckt.*³⁹⁸ Die Dächer konnten außer mit Brettern auch mit Schindeln, Bohlen oder Ziegeln gedeckt sein. In seinem Bericht vom 12. Juli 1794 schreibt Rösch: *Das vor einigen Tagen angefangene Blokhauß wird bis übermorgen vollends aufgeschlagen, dann wird es mit Moos ausgekleidet und mit Erde bedekt; ...*³⁹⁹

Die Blockhäuser hatten eine einfache Herdstelle und als Hauptinventar einen guten Kachelofen. Gebaut wurden sie meist durch besonders requirierte Baumeister und Fachleute.⁴⁰⁰ Die Dorschenbergschanze bei Hausach und eine Schanze der Gutachtalsperre hatten einen Keller. Der in der Schanze auf dem Dorschenberg ist 3,5 m breit, 5 m lang und 1,55 m tief. Die Kellerwände sind in unbearbeiteten Gneisbrocken aufgeführt, die unregelmäßig aufeinandergeschichtet wurden. Der Zugang erfolgte über eine Steintreppe.

13.2.7 Funde

Die barocken Schanzen sind in der Regel sehr fundarm. Meist finden sich nur wenige Keramikfragmente, die vermutlich aus der letzten Nutzungsphase der Anlagen stammen, wie z. B. in der „Franzosenchanze“ bei Freiburg oder der Schanze bei Waldau. Von den Passbefestigungen am Hohlengraben und am Rothaus gibt es trotz fest stationierter Truppen von mehreren tausend Mann und Kampfhandlungen bisher keine Funde. Insgesamt ist bei den meisten Anlagen jedoch mit keinem längeren

³⁹⁵ Zitiert aus BOESSER, Kniebisschanzen, S. 205–211, hier S. 211.

³⁹⁶ PHLEBS, Blockbau, S. 50.

³⁹⁷ Ebd., S. 52.

³⁹⁸ Zitiert aus BOESSER, Kniebisschanzen, S. 203 f.

³⁹⁹ Ebd., S. 212–214, hier S. 212.

⁴⁰⁰ WINTERER, Schanzen, S. 32, Anm. 1: GLAK, Breisgau Generalia Kriegssachen 1687: am 24. Oktober reicht der Abt zu St. Peter der Regierung eine *designatio* ein über den Bau einer Hütte auf dem Schwabenstutz, wonach neben den Fuhrlohnen usw. benötigt werden: 11 Stück Stammholz, 26 Dillen, 15 Falzdillen, 11 Flaschling, 1 Schindeldach, Zimmerleute, Schmied, Ofensetzer, Dachdecker und Maurer.

Aufenthalt von Truppen zu rechnen, da sie, den historischen Quellen nach zu urteilen, nur im Kriegsfall besetzt und teilweise erst kurz vorher durch die lokale Bevölkerung instandgesetzt wurden, die auch die Mannschaften stellte. Zu berücksichtigen ist ferner, dass nicht alle Anlagen bzw. Abschnitte der Schwarzwaldlinien in die jeweiligen Kampfhandlungen verwickelt waren, wie an den Befestigungen auf dem Kniebis sehr deutlich wird. Zumindest von den historisch belegten Kachelöfen in den Blockhäusern der Schanzen müssten sich noch Reste finden. In ihrem Fall muss aber damit gerechnet werden, dass sie nach Aufgabe der Schanzen demontiert wurden. Gleiches ist wohl auch in einigen Fällen für die Ziegeldachdeckung anzunehmen. Die um 1910 „Auf der Schanz“ bei Röttenbach gefundene bronzene Kettenflasche des 17./18. Jh. ist bisher der herausragendste Fund im Zusammenhang mit einer barocken Befestigung im Schwarzwald.⁴⁰¹ Auf der Verschlussklappe trägt sie das Wappen der in österreichischen Diensten stehenden Adelsfamilie von Bethmann. Bei den Feldlagern sind größere Fundmengen ebenfalls nur ausnahmsweise zu verzeichnen, wie das Beispiel von Tillys Lager bei Heidelberg deutlich vor Augen führt.⁴⁰²

13.3 Chartaquen

Vor allem zu den festen Stützpunkten in den Eppinger Linien gehörten die sog. „Chartaquen“, teilweise auch „Blockhäuser“ genannt (vgl. auch Kap. 13. 2. 6).⁴⁰³ Die Bezeichnung „Chartaque“ leitet sich von türk. *çardak* (Laube) ab und wurde wohl während der Türkenkriege als synonyme Bezeichnung für Blockhäuser übernommen. Es soll sich um turmartige Blockhausbauten von etwa 6 x 6 m im Grundriss mit Ziegeldächern, Plattformen und Schießscharten gehandelt haben. Sie waren von einem 5 m breiten Graben mit Palisaden auf der Sohle und einem Verhau umgeben. Sie werden für die Ettlinger Linien erwähnt und hier ausdrücklich als zweigeschossig charakterisiert. Da eine detaillierte zeitgenössische Beschreibung zum Aufgehenden der Chartaquen fehlt, sind die Angaben in der älteren Literatur mit Vorbehalten zu sehen.

13.4 Verbindungswälle

Die Linien wurden in der Regel nach fortifikatorischen Grundsätzen angelegt und folgten natürlichen Geländeformationen, welche die lineare Verteidigung erleichtern, z. B. Kanten von Steilabfällen (Eppinger Linie, Breitnau, Bühl-Stollhofen, Hofstetten bei Haslach), Geländerücken (Rosskopf, Bühl-Stollhofen) oder Pässen (axial oder am Hang, z. B. unterhalb Herzogenhorn).⁴⁰⁴

⁴⁰¹ MORAT, Kriege, S. 33.

⁴⁰² LUDWIG, Soldatenleben, S. 60–62.

⁴⁰³ STEIN, Festungen, S. 88.

⁴⁰⁴ Vgl. WINTERER, Schanzen, S. 33.

Die Wall-Graben-Systeme der Linien bestanden aus einem 3 m tiefen Graben mit 5 m oberer und 2 m unterer Breite sowie einer steilen Böschung.⁴⁰⁵ Stellenweise dienten Faschinen und Rasensoden als Stabilisierung der Grabenwände. Im Graben wurden Fußangeln angebracht und in die hintere Grabenwand Palisaden gerammt. Als zusätzliches Annäherungshindernis vor dem Graben diente teilweise ein Verhau. Der Bodenaushub wurde auf der dem Feind abgewandten Seite zu einem 3–4 m hohen Wall aufgeschüttet. Zwischen Grabensohle und Wallkrone bestand ein Höhenunterschied von 6 m, zwischen Grabensohle und hinterem Verhaurand von 5 m. Dazwischen befand sich ein Raum von über 5 m Breite. Unterbrechungen im Verlauf von Wall und Graben dienten als Ausfalltore, die mit Gattern verschlossen werden konnten. In Abständen wurden Redouten oder auch Posten im Wallverlauf angelegt. Hinter dem Wall verliefen Wege, die eine schnelle Bewegung der Besatzung ermöglichten. Ferner zweigten Wege zu den wichtigen Stationen hinter der Front ab, auf denen Entsatztruppen marschieren konnten. Eine Beschreibung der Konstruktion als schützengrabenähnlich bzw. ein Vergleich mit dem Stellungskrieg an der Westfront des Ersten Weltkrieges entbehrt aufgrund der vollkommen anderen Bauweise und Kriegführung jeglicher Grundlage.⁴⁰⁶

13. 4. 1 Formen

Die einfachste Wallform ist eine kurze, gerade Linie (Abb. 22). Vor allem in längeren Wallverläufen wurden Winkel und Redans/Fleschen gebaut. Lineare, offene Befestigungen bestehen häufig aus einer Kombination dieser Elemente. So weist z. B. die Bergalinger Wallmauer Fleschen und einen teilweise cremaillierten Verlauf auf. Letzterer findet sich auch bei den Anlagen von Neuenweg und Welschensteinach sowie in der Ringelschanze von Breitnau.

Redans hatten die gleiche Funktion wie Bastionen. In ihnen wurde in der Regel die Artillerie einer Armee platziert. So konnte die Linie mit flankierendem Feuer bestrichen werden.⁴⁰⁷ Die Geschütze standen dabei erhöht auf Banketten, so dass sie über die Brustwehr feuern konnte. Redans sind V-förmige Anlagen mit einem Winkel von 60–120°. ⁴⁰⁸ Die Länge der Flügel ist unterschiedlich und steht eventuell im Zusammenhang mit der Funktion des Redans, z. B. zum Schutz von Artilleriestellungen und technischen Einrichtungen (vgl. Schleusen der Ettlinger Linien) oder zur Aufnahme von Infanterie (vgl. Befund von Nebesa aus dem Jahre 1758 mit 40 m langen Flügeln im Winkel von 120°). Es können Redans mit gerundeter Spitze, gerader Front und Ergänzungen weiterer Befestigungssegmente (Flanken an den Flügeln) unterschieden werden. Die weitere Entwicklung führt zu drei nebeneinanderliegenden Redans gleicher Größe oder zwei lateralen mit einem kleineren zentralen.

⁴⁰⁵ WOHLB, Schwarzwaldkammlinie, S. 114; DERS., Erdwehrebau, S. 273; vgl. DERS., Literatur, S. 50.

⁴⁰⁶ Z. B. WOHLB, Erdwehrebau, S. 256 f.: Vgl. mit Schützengräben des Ersten Weltkrieges.

⁴⁰⁷ VAUBAN, Manual, S. 34.

⁴⁰⁸ Vgl. zum Folgenden MEDUNA, Fortifications, S. 76.

Diese Anordnung wird als Kronwerk bezeichnet (z. B. Bühler Linie). Hierbei handelt es sich eigentlich um einen Begriff, der in der Regel für Befestigungen verwendet wird, die aus Bastionen oder einer Kombination aus Bastionen und Redans gebildet werden. Wird das zentrale Redans weggelassen, entsteht ein Hornwerk (vgl. Rothaus). Redans mit parallelen Flanken werden als Lunetten bezeichnet. Ursprünglich war dies die Bezeichnung für Redans mit gerundeter Spitze.⁴⁰⁹

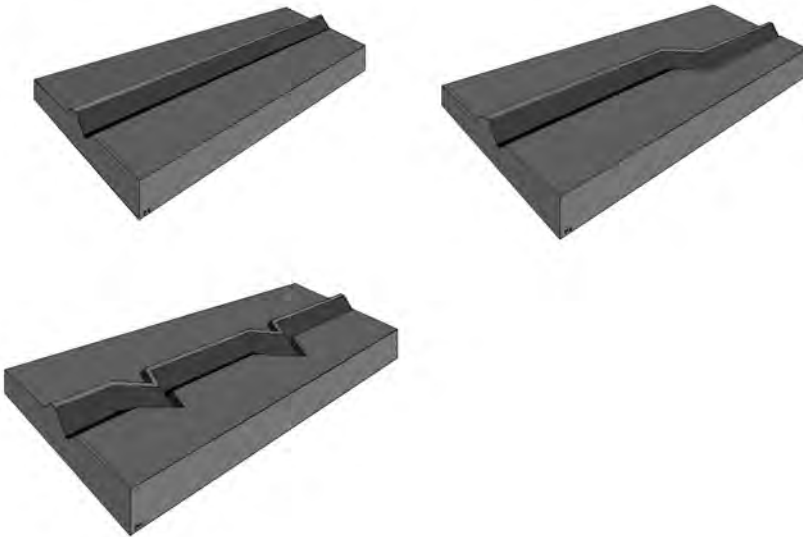


Abb. 22: Blockbilder verschiedener Wallformen. Zeichnung: Martin Straßburger

Die Anlagen von Rothaus können in der um 1700 dargestellten Form vor dem Hintergrund der verwandten Schanzen in Tirol auch als „Klause“ angesprochen werden, wobei die Bezeichnung „Klause“ nicht immer im gleichen Sinn verwendet wird.⁴¹⁰ Die Grundbedeutung (lat. *claudere* schließen) ist die einer Tal- oder Wegsperre, vor allem dort, wo ein Gebirge von beiden Seiten eng herantritt oder zwischen Fluss und Berg nur wenig Raum bleibt. Die Abgrenzung zur Schanze ist nicht immer deutlich (vgl. auch Rossschlägschanze).⁴¹¹

13. 4. 2 Wallprofile

Wälle wurden meist aus Erde aufgeworfen, vor allem südlich des Feldberges, aber auch aus Steinen gesetzt. Auf der Wallrückseite befand sich ein einfaches oder aus

⁴⁰⁹ Terminologie hier nach SCHWINCK, Befestigungskunst, S. 20 f.

⁴¹⁰ WEINGARTNER, Burgenkunde, S. 189.

⁴¹¹ Ebd., S. 199.

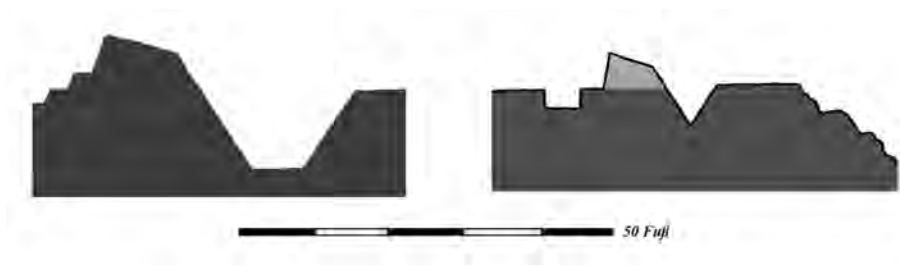


Abb. 23: Wallprofile der Bühl-Stollhofener Linien. Zeichnung: Martin Straßburger nach K. Lang, Ettlinger Linien, S. 19, Skizze 1

mehreren Stufen bestehendes Bankett für die Schützen (vgl. Abb. 23–25).⁴¹² Die Höhendifferenz zwischen Bankett und Brustwehr war unterschiedlich und abhängig von der Gesamthöhe der Brustwehr (zwischen 1,2–1,5 m). Ihre Maße wurden durch

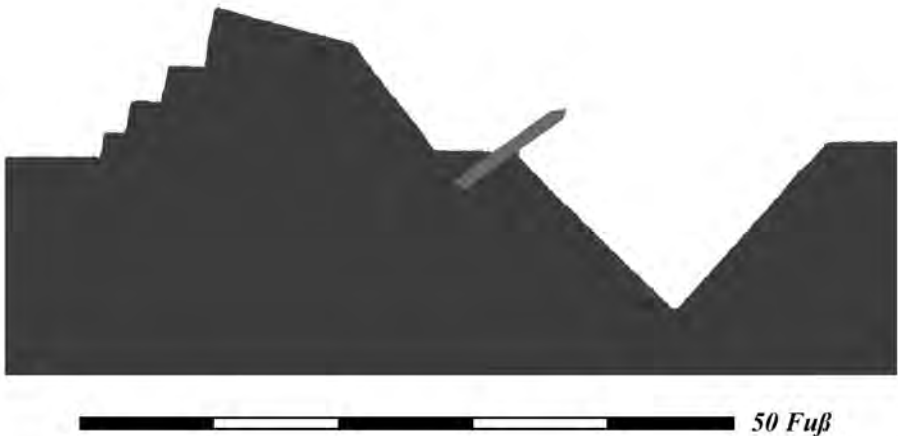


Abb. 24: Wallprofil der Ettlinger Linien. Zeichnung: Martin Straßburger nach K. Lang, Ettlinger Linien, S. 19, Skizze 1

die optimale Höhe für die Schützen festgelegt, denen sie gute Sicht und Schussweite sowie eine geeignete Stütze beim Anlegen des Gewehres bieten musste. In seltenen Fällen wurde das Bankett in seiner Funktion durch eine Berme auf der Rückseite der Brustwehr ersetzt. Dieser folgte dann ein 60 cm tiefer und 4–7 m breiter Graben, der Deckung und freie Bewegung entlang des Walles ermöglichte. Für eine Reihe

⁴¹² MEDUNA, Fortifications, S. 84.

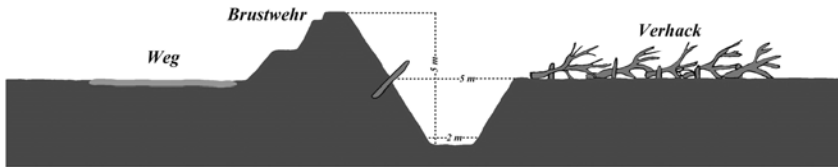


Abb. 25: Idealisiertes Profil durch einen Wall der Defensionslinien. Zeichnung: nach J. L. Wohleb, Schwarzwaldkammlinie, S. 114, ergänzt von Martin Straßburger

Schützen war das Bankett ca. 1 m breit, für zwei Reihen etwa 1,5 m. Eine 60–120 cm breite Berme vor dem Wall trennte diesen vom Graben und garantierte dessen Standsicherheit. Nur bei entsprechenden Bodeneigenschaften konnte auf die Berme verzichtet und die Wallböschung in einem steileren Winkel direkt in den Graben übergeleitet werden. Die Wallböschung hatte einen Winkel von 45–60°, die Breite am Wallfuß betrug zwischen 3 und 7 m.⁴¹³ Der Graben der Eppinger Linie war steil gebösch, etwa 5 m tief mit einer Sohlbreite von 2 m und oberen Breite von 5 m.⁴¹⁴ Die Wallhöhe maß 3–4 m. Bei einigen Wällen, wie z. B. Breitnau-Fahrenberg, Hohwart, Freiburger Linie (Rosskopf, Bromberg) und Bergalingen wurde die Erde aus dem Hang gegraben und direkt unterhalb zu einem Wall aufgeschüttet.⁴¹⁵ Bei Bergalingen wurden die im Aushub enthaltenen Granitblöcke ferner zu einer Trockenmauer aufgeschichtet. In den genannten Fällen ist dem Wall lediglich ein schwach ausgeprägter oder kein Graben vorgelagert. Der Materialentnahmegraben diente als gedeckter Weg. In allen Fällen ist das Gelände ungangbar und für Kavallerieangriffe ungeeignet.

13. 4. 3 Durchlässe

Bei Neustadt hat sich der Flurname „Gatterwald“ erhalten. Dort sicherten die sog. „Schwedenschanzen“ einen Durchlass der Straße von Neustadt auf die Baar (Abb. 26). Der alte Straßenverlauf entspricht heute ungefähr dem „Alten Schanzweg“. Die Schanzen bestehen aus einem Wall mit zwei Lunetten, zwischen denen die Straße hindurchlief. Die Sicherung des Durchlasses erfolgte möglicherweise durch Gatter bzw. Spanische Reiter. Die Anlage bei Neustadt wurde im Dreißigjährigen Krieg angelegt. Dies geht aus dem Tagebucheintrag eines Söldners zum 12. September 1638 hervor: *Hier (Neustadt im Schwarzwald) haben wir uns verschanzt. Da ist unser Regiment allein in der Schanze gelegen beim Paß.*⁴¹⁶

⁴¹³ MEDUNA, Fortifications, S. 85.

⁴¹⁴ STEIN, Festungen, S. 87.

⁴¹⁵ Vgl. dazu auch KERSCHER, Mammig, S. 193.

⁴¹⁶ PETERS, Söldnerleben, S. 161.

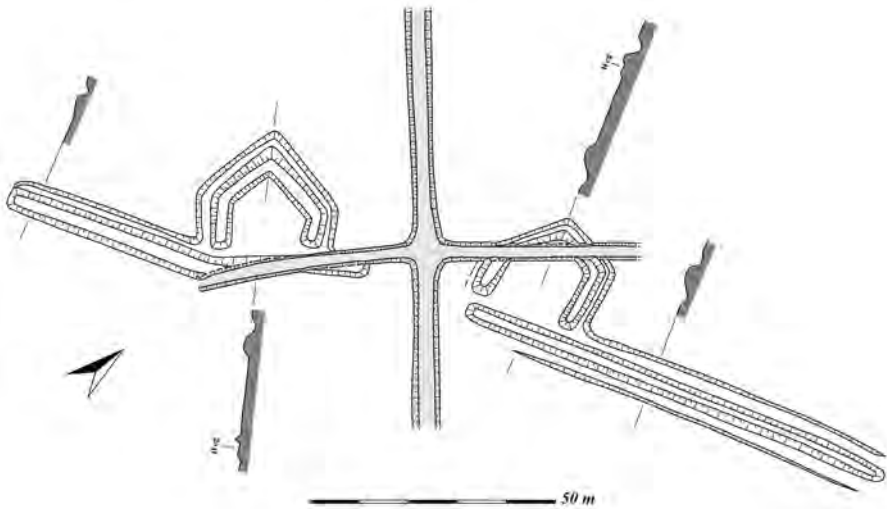


Abb. 26: Schwedenschanze bei Neustadt. Vermessung und Zeichnung: Martin Straßburger

Der Flurname Gatter tritt noch in anderen Zusammenhängen auf. Er findet sich z. B. an der Wallmauer bei Todtmoos-Schwarzenbach. Auf einem Wiesengelände vor dem Wall liegen zwei als „Letzinen“ bezeichnete Felsen, die von Steinen umgeben sind. Dieses Ensemble wird in der Regel im Zusammenhang mit den Barockschanzen gesehen. Nach einer Karte der Grafschaft Hauenstein vom Ende des 18. Jh. zu urteilen, ist es jedoch wahrscheinlicher, dass die Wallmauer den Rest einer Grenze darstellt, die St. Blasianischen Besitz umschrieb.⁴¹⁷

Gatter waren mobiler Bestandteil der Feldbefestigungen und bestanden aus den Gabeln zum Auflegen der Muskete.⁴¹⁸ Bei diesem Hilfsmittel der Musketiere handelte es sich um einen ca. 180 cm langen Spieß mit aufgeschraubtem Haken. Bei den für Gatter bzw. Spanische Reiter bestimmten Spießern war die Hälfte des Schaftes zylindrisch, in der Mitte war er auf doppeltem Durchmesser kantig abgesetzt und zur Spitze leicht konisch verlaufend. Zur Ausrüstung einer aus etwa 25 Mann bestehenden Abteilung gehörte auch ein etwa 4 m langer Balken von 10 cm Kantenlänge, in den in bestimmten Abständen in die Balkenflächen abwechselnd Löcher gebohrt worden waren. Wurde das Signal „Vergatterung“ gegeben, steckte die Abteilung ihre Spieße in den Balken. Die so entstandenen Spanischen Reiter mehrerer Abteilungen wurden nebeneinander aufgestellt oder konnten einzeln einen Durchlass sichern.

⁴¹⁷ GLAK, H/f 121.

⁴¹⁸ GABRIEL, Waffen, S. 97.

13. 4. 4 Technische Einrichtungen

Für die Bühl-Stollhofener Linien sind 16 durch Redans oder Redouten geschützte Schleusen zum Aufstauen von Sand- und Sulzbach belegt.⁴¹⁹ Auch die Ettlinger Linien hatten Schleusen verschiedener Größen. Die Hauptschleuse wurde durch ein Hornwerk geschützt. Die Schleusenkonstruktionen werden nicht näher beschrieben. Bisher ist keine dieser Schleusen archäologisch untersucht worden. Bei Bauarbeiten in der Nähe von Vimbuch wurde in den 1950er/60er Jahren eine Schleusenkonstruktion angeschnitten, aber wohl nicht dokumentiert.⁴²⁰ Der angetroffenen Holzkonstruktion nach zu urteilen, handelte es sich entweder um eine Spindelschleuse oder um ein Schütz.⁴²¹ Zum Aufstauen werden bei den Bühl-Stollhofener Linien ferner Dämme erwähnt, die in Wechselwirkung mit den Schleusen standen. Sie sollten bestimmte Geländeabschnitte vor einer Versumpfung durch die Stauwirkung der Schleusen bewahren. Bei einem Durchstich erleichterten sie jedoch auch Verteidigungsmaßnahmen oder deckten einen Rückzug.

13. 5 Annäherungshindernisse

Zweck der verschiedenen Annäherungshindernisse war es, einen Gegner für einige Zeit aufzuhalten und vor allem die Ordnung der Truppen zu brechen. Bei der linearen Gefechtstaktik des Barocks war dies ein wichtiger Punkt. Das in den historischen Quellen am häufigsten genannte Annäherungshindernis sowohl im Gebirge als auch in der Ebene ist der Verhau (Abb. 27). Bei einer Linienführung durch dichtes Waldgebiet wurde ein Hindernis aus gefälltten Bäumen angelegt, die, mit ihren Spitzen und Ästen verflochten, zur Feindseite zeigten.⁴²² Die Verhaue konnten vor Redouten bis zu hundert Schritt tief sein.⁴²³ Wo der Verhau nur der Verteidigung diente, war er so niedrig, dass vom Patrouillenweg aus darüber hinweggeschossen werden konnte, d. h. er war vermutlich 1,5–2 m hoch mit einem Abfall zur Feindseite, so dass das Schussfeld übersichtlich war. In dichteren Waldgebieten wurden hohe Baumgefälle als Sperren angelegt, hinter denen ein Patrouillenweg verlief.⁴²⁴ J. L. Wohleb nennt als weitere Begriffe „Verfäll“, wenn das Hindernis aus ganzen Bäumen, und „Verhack“, wenn es aus Geäst und zerhacktem Gestrüpp bestand.⁴²⁵ A. v. Cohausen unterscheidet Wald- und Schleppverhaue (Abb. 27).⁴²⁶ Erstere bestehen

⁴¹⁹ Badischer Militär-Almanach 3. Jg., Karlsruhe 1856, S. 119.

⁴²⁰ Foto publiziert von HARBRECHT, Bühl-Stollhofener Linie, S. 33.

⁴²¹ LEUPOLD, *Theatrum*, S. 176–179, Tab. XLIII, Fig. I u. Tab. XLVI sowie HARDING / NEWMAN, *Monkey Marsh*, S. 31–48 zu Spindelschleuse; SCHMIDT, *Wasserwirtschaft*, S. 117, Bild 1/74 zu Schütz.

⁴²² VAUBAN, *Manual*, S. 38; vgl. WINTERER, *Schanzen*, S. 31.

⁴²³ Ebd., S. 27–31 zu Verhauen.

⁴²⁴ Vgl. WOHLER, *Erdwehrbau*, S. 273; DERS., *Literatur*, S. 51; DERS., *Schwarzwaldkammlinie*, S. 114.

⁴²⁵ DERS., *Schwarzwaldkammlinie*, S. 114.

⁴²⁶ COHAUSEN, *Befestigungsweisen*, S. 17.

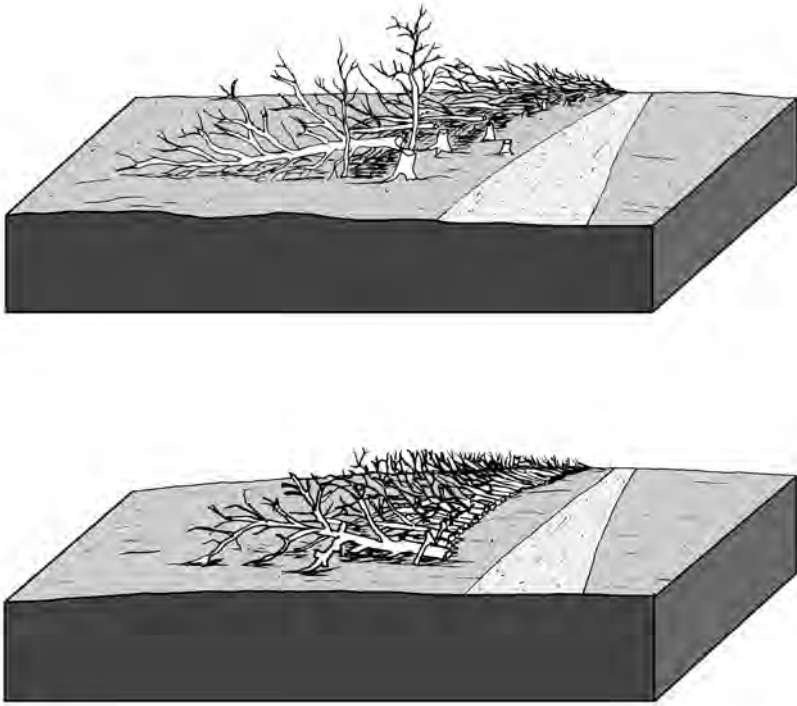


Abb. 27: Wald- und Schleppverhau. Zeichnung: Martin Straßburger

aus an Ort und Stelle gewachsenen, letztere aus herbeigeschleppten Bäumen und Strauchwerk. Von diesen ausgedehnten Hindernissen haben sich keine Spuren erhalten. Es ist jedoch anzunehmen, dass bei den Linien Verhaue ergänzt werden können, wo Wälle fehlen bzw. nie vorhanden waren.

In der Ebene wurden neben dem Verhau auch Bäche als Annäherungshindernisse genutzt. Die vor der Stollhofener Linie fließenden Bäche Sand- und Sulzbach wurden auf 4,8 m verbreitert und auf 2,6 m vertieft.⁴²⁷ Mit Hilfe der in ihnen eingebauten Schleusen und Stauvorrichtungen konnte das Vorgelände der Linien überschwemmt werden.

Ein in der Nähe der Linien häufig auftretender Flurname ist „Wolfgrube“ (z. B. Eyachtal). Es könnte sich dabei um einen möglichen Hinweis auf militärische Annäherungshindernisse (frz. *trous de loup*, *puits*) in den betreffenden Arealen handeln. Sie wurden in der Regel vor der Contreskarpe des Grabens einer Verschanzung angelegt.

⁴²⁷ Vgl. SCHNEIDER, Stollhofener Linien, S. 508.

13.6 Wege

Hinter den Wällen der Linien ermöglichten 12 m breite Wege eine schnelle Truppenbewegung.⁴²⁸ Sie wurden gleichzeitig mit den Verhaun angelegt. Die Wegtrassen hinter den Wällen waren aufgehöht oder einfach planiert. Da sie ebenso wie die Feldbefestigungen kurzfristig angelegt und vielfach wenig benutzt wurden, haben sich, wenn überhaupt, nur noch wenige, meist sehr schwache Spuren erhalten. Von diesen Wegen aus führten in Abständen gerodete und verebnete Waldschneisen bzw. 40 m breite Zugangswege zu wichtigen Punkten hinter der Linie, damit *man in Bataillons- und Escadronsfront durchmarschieren und die Stuck durchführen könne*.⁴²⁹ Etliche Unterbrechungen von Gräben und Verhau dienten als Ausfalltore.

13.7 In die Linien einbezogene ältere Grenz- und Wehranlagen

In einige der barocken Linienbefestigungen wurden ältere Anlagen einbezogen. Es handelt sich dabei um Grenzbefestigungen bzw. -markierungen in Form von Landgräben und Landhegen sowie Burgen. Im nördlichen Teil der Eppinger Linien wurde der württembergische Landgraben wiederverwendet. Die Bezeichnung Landgraben wird für Anlagen mit Wall und Graben verwendet, die ein Gebiet abgrenzen und sich dazu auf längere Strecken hinziehen.⁴³⁰ Im Württembergischen sind Landgräben oder Landhegen eine Erscheinung des Spätmittelalters, mit der kleine und größere Territorien umgeben wurden. Gräben und Wall konnten zusammen zwischen 6 und 10 m breit sein mit einem maximalen Höhenunterschied von 4 m.⁴³¹ Der Bevölkerung der angrenzenden Gemeinden oblag Erbauung und Unterhalt. Die erste Erwähnung des Württembergischen Landgrabens findet sich anlässlich von Ausbesserungsarbeiten während des Dreißigjährigen Krieges 1621/22 und 1628. Da seinen Verlauf jedoch teilweise auf 1581 datierte Grenzsteine markieren, kann davon ausgegangen werden, dass der Landgraben zu dieser Zeit bereits bestand.

Der als Landhag bezeichnete Erdwall zwischen Säckingen und Wieladingen beginnt nördlich von Bad Säckingen am linken Ufer der Wehra bei Inner-Oeflingen.⁴³² Ein 4 km langes Teilstück, die „Bergalinger Wallmauer“ an der steilen Flanke des Bergabsturzes östlich über dem Wehratal, ist als Steinwall ausgeführt.⁴³³ Im Befund selbst ist eine Mehrphasigkeit meist nur schwer nachzuweisen. Im Allgemeinen wird jedoch davon ausgegangen, dass die Wallmauer als Letzte bereits im Spätmittelalter angelegt wurde. Reste der teils aus Erdwällen und Gebück bestehenden Befestigung

⁴²⁸ WOHLER, Schwarzwaldkammlinie, S. 114 ohne Quellenangabe; STEIN, Festungen, S. 88.

⁴²⁹ WOHLER, Schwarzwaldkammlinie, S. 114.

⁴³⁰ GOESSLER, Landgräben, S. 355; ferner wasserführende Gräben von begrenzter Länge, die der Trockenlegung dienen.

⁴³¹ OEXLE, Württembergische Landgraben, S. 226; LUTZ, Landgraben, S. 19 ff.

⁴³² NAEHER / CHRIST, Vertheidigungsbauten, S. 15; Beschreibung des Landhags bei NAEHER, Burgenkunde, S. 47.

⁴³³ NAEHER, Burgenkunde, S. 32: als Ringwall bezeichnet und seiner Ansicht nach Hauptschanzwerk der Alemannen gegen die Römer.

werden in der Schweiz und Süddeutschland mitunter als Letzinen bezeichnet.⁴³⁴ In den Chroniken wird Letze als Landwehr verstanden. Die Anlagen im Alpenraum, im Mittelland und Jura sowie im südlichen Schwarzwald sind mehrheitlich im 13.–16. Jh. errichtet worden.⁴³⁵

Obwohl die Funktion der Burgen im 16./17. Jh. an Bedeutung verlor, wurden die mittelalterlichen Anlagen aufgrund ihrer geostrategischen Lage in die Linienbefestigungen einbezogen, mit Truppen besetzt und neu befestigt. In der Eppinger Linie finden sich z. B. folgende alte Burgruinen: Sternenfels, Dürrmenz, Lomersheim und Krähenneck bei Weißenstein.⁴³⁶ Die Burg Neu-Windeck bildete den östlichen Flügel der älteren Bühl-Stollhofener Linien. Auch Burg und Stadt Stollhofen wurden in die Befestigungen mit einbezogen. Die Burg Rheinberg war Bestandteil der Befestigung vom Rothaus bei Murg. In der Kinzigtalsperre war die Burg Hausach der südliche Eckpunkt. Das Hornberger Schloss war Hauptstützpunkt der Gutachtalsperre und wurde sogar als Kaserne ausgebaut. Zu nennen sind auch die Burgen in der Linie am Rheinufer. Auch sonst wurden Burgen während der Kampfhandlungen immer wieder besetzt (Kastelburg, Hochburg).

14 Chronologie der Linien

Während für die Linien in der Oberrheinebene genaue historische Daten zur Verfügung stehen, ist vor allem die Datierung der Schanzen im Schwarzwald mit Problemen verbunden, was bereits J. L. Wohleb erkannte: [...] *Diese [Gesamtanlage der Befestigungen auf dem Schwarzwald] heißt immer »die Linie«. Die Literatur läßt uns meist auch über das Alter der verschiedenen Schwarzwaldanlagen im Stich. Wenngleich es dann und wann trotz aller Mühe nur möglich sein wird, die Entstehungszeit mancher Anlagen mit Wahrscheinlichkeit, nicht aber mit Sicherheit anzugeben – die grundsätzlichen Datierungen gehen weit auseinander! Wann sind denn überhaupt die frühesten Anlagen entstanden, wann die meisten?*⁴³⁷ Häufig wird von Schanzen schlechthin gesprochen, teilweise auch von „Schwedenschanzen“ (z. B. Herzogenhorn und Neustadt). In einigen Fällen wird dabei versucht, in Sagen Zusammenhänge mit dem „Schwedenkrieg“, d. h. dem Dreißigjährigen Krieg, herzustellen (z. B. am Herzogenhorn oder im Kinzigtal). Stellenweise ist auch die Bezeichnung „Franzosenschanze“ zu finden, die jedoch nur in seltenen Fällen zutrifft. Auf der Alb werden die Schanzen auch „Römerschanzen“ genannt. Die Namen geben meist keinen Aufschluss über das Alter.

Die Linienbefestigungen bzw. wichtige Einzelanlagen waren ständigen Aus- und Umbauten unterworfen. So warf z. B. General Goor in der Nacht vom 22./23. April

⁴³⁴ NAEHER, Burgenkunde, S. 45 mit Worterklärung.

⁴³⁵ SCHNEIDER, Letzimauern, S. 107.

⁴³⁶ GOESSLER, Landgräben, S. 359.

⁴³⁷ WOHLER, Erdwehribau, S. 257.

auf der Brombacher Höhe bei Bühl an einer Stelle, wo er die Linie für besonders bedroht und schwach hielt, „hundert Schritte“ hinter der ersten eine zweite auf.⁴³⁸ Im archäologischen Befund sind diese kurzfristigen, durch die Dynamik der Kampfhandlungen bedingten Veränderungen bzw. Ergänzungen häufig nur schwer auszumachen. Die Aufstellung einer Typologie der Feldbefestigungen für eine relative Chronologie erscheint wenig ergiebig, da sich die Form der Befestigungen über einen längeren Zeitraum kaum oder nicht ändert. Da auch datierende Funde meist fehlen, muss für die Erstellung einer Chronologie weitestgehend auf Schriftquellen zurückgegriffen werden. Wo diese ebenfalls nicht vorhanden sind, ergeben sich erhebliche Probleme bei der Datierung, wie z. B. bei den in Luftbildern dokumentierten Anlagen in der Oberrheinebene. Die spärlichen Keramikfunde von den Schanzenanlagen weisen allgemein ins 17./18. Jh. und sind für eine genaue Chronologie daher nicht brauchbar. Die Bohrlochspur am Unteren Rohrhardsberg, mit welcher der Bau aufgrund der bekannten Chronologie im Bergbau auf 25 Jahre eingegrenzt werden kann, ist eine Ausnahme. Hier tritt außerdem die Erwähnung in der Relation von 1710 als Glücksfall hinzu, mit der die Datierung noch enger gefasst werden kann.⁴³⁹ So lange die Vermessungen der erhaltenen Schanzenanlagen nicht abgeschlossen sind und keine Detailuntersuchungen durchgeführt wurden, kann nur eine grobe Richtschnur anhand der historischen Quellen gegeben werden.

Der Gedanke, gefährdete Landesteile durch Erdbefestigungen zu schützen, bestand im Schwarzwald bereits im Mittelalter.⁴⁴⁰ Wichtige Straßen wurden durch Letze gesichert, z. B. der Landhag im Hotzenwald. Der Bau der Letzen war hauptsächlich eine lokale Angelegenheit, lediglich Errichtung und Sicherung des Landhags unterstanden dem gesamten Hauensteiner Land.

Während des Dreißigjährigen Krieges war die Verwahrung der Pässe im vorderösterreichischen Gebiet eine Maßnahme der Landesbehörden. Am 20. Mai 1620 billigte der Kaiser die Vorschläge des in den vorderösterreichischen Landen kommandierenden Erzherzogs Leopold und wies ihn an, er möge die Pässe befestigen und besetzen lassen. Aus einer Empfangsbestätigung auf einen Brief der Ensisheimer Regierung von 1620 an den fürstenbergischen Landvogt der Landgrafschaft Baar wegen der Verwahrung des „Falkensteiner Tales“ geht hervor, dass kein übergeordnetes Konzept für den Schanzenbau vorlag und die Verteidigung lokal organisiert wurde.⁴⁴¹ Die Befestigungen wiesen daher einen unterschiedlichen Stand auf. Der am 3. Januar 1622 in Donaueschingen zusammengekommene Landtag äußerte sich zur Frage von zwei Kinzigtalesperren.⁴⁴² Eine Verordnung des vorderösterreichischen Prälatenstandes vom 6. Dezember 1631 sah die Belegung der wichtigsten Pässe und

⁴³⁸ MÜLLER, Bühl-Stollhofen, S. 124 f.

⁴³⁹ BOESSER, Schwarzwaldlinien, S. 237.

⁴⁴⁰ DERS., Schwarzwaldkammlinie, S. 112.

⁴⁴¹ WOHLEB, Schwarzwaldkammlinie, S. 112; DERS., Erdwehrrbau, S. 260 f.; vgl. WINTERER, Schanzen, S. 3 u. 6; BARTH, Linien, S. 174; VETTER, Feldberg, S. 162.

⁴⁴² WOHLEB, Erdwehrrbau, S. 258.

Orte vor, und in Wiener Akten ist anlässlich eines Gefechtes auf dem Hohlengraben im September 1638 ausdrücklich von Schanzen die Rede.

Die nächste Phase des Schanzenbaus setzte ab 1671 (Holländischer Krieg) und dann 1688/89 (Pfälzischer Erbfolgekrieg) ein. Für die Zeit des Pfälzischen Erbfolgekrieges besteht eine relativ gute Quellenlage. Insgesamt kann schon eher von einer regionalen, aber immer noch nicht von einer übergeordneten Koordination gesprochen werden. Die Entwicklung der Liniensysteme verlief sprunghaft.⁴⁴³ Zu den Festungen, Waldstädten und größeren Orten auf dem Schwarzwald und im Kinzigtal kamen befestigte Passübergänge und hauptsächlich ab 1676 neue Schanzen sowie Blockhäuser auf wichtigen Punkten des Schwarzwaldes.⁴⁴⁴ Nach H. Fräulin wurde ab 1676 das Befestigungssystem auf dem Schwarzwald geplant und gebaut, das vom Rothaus bei Säckingen am Rhein bis in die Gegend von Pforzheim reichte.⁴⁴⁵ 1688 verlangte der Hauptmann von Rheinfelden, ... *dass gleich wie im letzten Krieg die hohe Wachten auf dem Blauen und Adelsberg wiederum ausgesetzt werden, damit die hohe Wachten auf dem Oberrn Wald zeitlich avertiert würden.*⁴⁴⁶ Die Arbeiten leitete Generalwachtmeister Graf Carl Egon von Fürstenberg.

Ein systematischer Bau von Befestigungsanlagen ist erst ab 1693/94 und dann 1701/02 festzustellen. Im Januar 1693 übertrug der Kaiser Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden den Oberbefehl über die Truppen am Oberrhein. Aufgrund der mangelhaften militärischen Situation am Oberrhein blieb dem Markgrafen gegen die Franzosen nach J. L. Wohleb nur noch die großangelegte Verteidigung in Form der Linie.⁴⁴⁷ In den nächsten zwei Jahrzehnten bauten der Markgraf und seine Nachfolger an verschiedenen Linien am Rhein, im Schwarzwald, in den Vorbergen und längs des Schwarzwaldkammes. Unter dem Befehl des „Türkenlouis“ wurden ab 1693 Anlagen auf dem Schwarzwaldkamm vom Rothaus bei Bad Säckingen bis zum Dobel errichtet.⁴⁴⁸ Die sog. „Hintere Verteidigungslinie“ ließ er neu erbauen. Die bereits vorhandenen Schanzen der Vorderen Linie wurden renoviert und verstärkt.⁴⁴⁹ Für einige Bearbeiter erscheint es unklar, ob die von O. Kleemann beschriebene Linie auf Befehl des Markgrafen Ludwig von Baden 1701 begonnen und unter Benutzung älterer Anlagen von 1688 im Laufe mehrerer Jahre ausgeführt wurde oder vielleicht lediglich die im Jahr 1688 angelegte ist.⁴⁵⁰ E. Boesser vermutet, dass die Kleemannsche Linie in der Hauptsache nach dem Pfälzischen Erbfolgekrieg errichtet wurde, da die Bühl-Stollhofener Linie für den Markgrafen die wichtigste Befestigung war. O. Kleemann selbst stellt fest, dass nach dem, was in den Quellen über die Linien im Spanischen Erbfolgekrieg be-

⁴⁴³ WINTERER, Schanzen, S. 16.

⁴⁴⁴ Ebd., S. 16: GLAK, Breisgau Generalia Kriegssachen, 1670–1694.

⁴⁴⁵ FRÄULIN, Schanzen, S. 80.

⁴⁴⁶ SENTI, Gerner, S. 62.

⁴⁴⁷ WOHLER, Schwarzwaldkammlinie, S. 114.

⁴⁴⁸ BARTH, Linien, S. 174.

⁴⁴⁹ FRÄULIN, Schanzen, S. 82.

⁴⁵⁰ BOESSER, Schwarzwaldlinien, S. 225.

richtet wird, zu entnehmen ist, die 1688 u. f. erbauten Werke wieder benutzt worden sind und *ziemlich ausgedehnt gewesen sein müssen*.⁴⁵¹

Der Ausbruch des Spanischen Erbfolgekrieges beschleunigte den Bau der Linien. Bereits zu Beginn dieses Krieges war die Anlage von Linienbefestigungen beschlossen, die den ganzen Schwarzwald *vom Eyachthal bei dem Tobel bis an den Feldberg bei Freiburg* decken sollte.⁴⁵² Diese Randlinie stellt die wesentlichste Veränderung gegenüber früheren Anlagen dar. Als Seitenlinien wurden z. B. ab 1703 diejenigen vom Karlstein über Huberfelsen, Prechtaler Schanze, Höchst, Büchereck und bei Haslach und Steinach angelegt. Im Herbst 1707 ließ der Befehlshaber am Oberrhein, Kurfürst von Hannover Georg Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg, als Ersatz für die von den Franzosen zerstörte Stollhofener Linie die Ettlinger Linie errichten. Sie schloss mit einem Verhau an die Kammlinie an und wurde durch Einzelwerke bis hinab nach Philippsburg an den Rhein fortgesetzt.

Die letzten großen Instandsetzungsarbeiten an den Schanzen wurden vom Polnischen Erbfolgekrieg (1733–1738) ausgelöst. Die Schanzen um Zell wurden bis zum Ende dieses Krieges 1733 instandgehalten.⁴⁵³ An Stelle der 1734 eroberten und eingeebneten Ettlinger Linien entstanden in kleinerem Umfang 1735 neue Werke im Rahmen eines von Prinz Eugen angelegten Verteidigungssystems.⁴⁵⁴ Erzherzog Karl Alexander von Württemberg gab 1734 und 1735 mehrere Erlasse zum Schanzwesen im Schwarzwald, in Heilbronn, Lauffen und Vaihingen heraus.

Die letzte, gut belegte Phase des Schanzen- und Linienbaus fällt in die Zeit der Koalitionskriege (1796–1815). 1796 ließ der Herzog von Württemberg auf dem Kniebis eine neue, große Schanze anlegen, und wenig später riet der württembergische General von Theobald zur Sicherung der Höhen und Pässe vor allem durch Erdwehren.⁴⁵⁵ Mit seinen Vorschlägen wollte er den Angriffsplänen des napoleonischen Generalstabsoffiziers Guillemot die Waage halten. Ingenieur Rösch erhielt neben der Befestigung des Kniebis auch Aufträge in anderen Teilen des Schwarzwaldes.⁴⁵⁶ Zur Besetzung des ganzen Schwarzwaldes rechnete er 8–10.000 Mann Kreistruppen und 100–800 Kanonen. Die Linien als Gesamtsystem waren zu dieser Zeit militärisch jedoch bedeutungslos. Der Anteil von Befunden weiterer militärischer Projekte des 19. Jh. ist noch unklar. Die Polygonschanze bei St. Märgen könnte beispielsweise einer jüngeren Phase angehören.

⁴⁵¹ KLEEMANN, Linien, S. 43, vgl. auch S. 45.

⁴⁵² BOESSER, Befestigungsanlagen, Sp. 150.

⁴⁵³ FRÄULIN, Schanzen, S. 85.

⁴⁵⁴ BOESSER, Schwarzwaldlinien, S. 225.

⁴⁵⁵ Ebd., S. 225.

⁴⁵⁶ Ebd., S. 154.

<i>Phase</i>	<i>Zeit</i>	<i>Bautätigkeit</i>	<i>Befehlshaber</i>	<i>Ingenieure</i>
I	14. Jh.	Landhag im Hotzenwald, Württemberger Landgraben, Kniebis (1316), Burgen	Territorialherren	–
II	1592	Württembergisches Lager auf dem Kniebis	Territorialherren	–
III	1618–1648	Befestigung der Pässe (z. B. Kniebis, Hohlegraben, zwei Sperren im Kinzigtal)	–	–
IV	1671–1714			
a	1671–1693	Kniebis 1674/75, neue Schanzordnung 1682, Ausbau vorhandener Anlagen (z. B. Hohlegraben), Bau der Vorderen Linie, Eppinger Linie	Graf Carl Egon v. Fürstenberg	Elias Gumpp (1671), Georg Ludwig Stebenhaber
b	ab 1693	organisierter Schanzenbau (Stollhofener Linien, Eppinger Linie, Hintere Linie, Instandsetzung und Verstärkung der Vorderen Linie)	Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden	J. S. Sebastiani (Eppinger Linie), M. A. Rohrer (Stollhofener Linie)
c	1703–1714	Anlage der Freiburger Linie, Kinziglinie oder Instandsetzung alter Anlagen aus Phasen I–II b (z. B. Stollhofener Linien), Bau der Ettlinger Linie (Ersatz für die Stollhofener Linie), Alblinien	Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden Prinz Eugen v. Savoyen	Teichmann (Kniebis) A. Elster (Stollhofener Linien, Freiburger Linie 1705, Ettlinger Linie) M. A. Rohrer (Ettlinger Linie) J. B. Gumpp, Monsieur Villier (Alblinie)
V	1714–1744	1734–1735 Anlage der Linie von Neuenbürg im Enztal bis Hornberg im Gutachtal, Hotzenwald, Neubefestigung der Ettlinger Linien	Prinz Eugen v. Savoyen Herzog Karl Alexander von Württemberg	
VI	1794–1815	Neubefestigung des Kniebispasses, Instandsetzung der Hausacher Schanzen, Projektierungen für Linienbau, Hohlegraben ist in napoleonischen Kriegen Bestandteil einer kleineren Auseinandersetzung		Ingenieur Major Rösch

15 Die Linien am Oberrhein im Vergleich

Seit O. Kleemann ziehen die Bearbeiter der Linien in Tradition der Burgenforschung in den Einleitungen zu ihren Aufsätzen über die Linienbefestigungen des Barocks am Oberrhein häufig Vergleiche zu älteren Befestigungen.⁴⁵⁷ Es finden sich Verweise auf die Grenzwälle der Skythen bei Herodot, die Verhaue, auf die Alexander der Große beim Vormarsch in das Land der Marder stieß, auf die Grenzwehren der Germanen, die von Caesar beschriebenen Verhaue der Nervier, den Limes und den Hadrianswall. Daneben werden der Limes Saxoniae, Offa's Dyke, Wan's Dyke, das Danewerk, die chinesische Mauer und die Verschanzungen der Russen gegen Tartaren und Mongolen aus der Zeit um 1250 (Zaseka-System) als ältere Parallelen genannt. Die aufgeführten Vergleiche sind jedoch nicht unbedingt zutreffend, was u. a. auf den Forschungsstand zurückzuführen ist. So war der Limes lediglich eine Demarkationslinie, die rund 30 Jahre nur aus einem Weg mit einer Kette von Wachtürmen und mehr oder weniger weit auseinander liegenden Kastellen bestand.⁴⁵⁸ Erst unter Hadrian (117–138) wurde eine durchgehende Holzpalisade errichtet. Im Vergleich mit der zur selben Zeit in Britannien aus Stein bzw. Rasensoden errichteten ca. 3 m breiten und schätzungsweise 5 m hohen Hadriansmauer, der meist noch ein breiter Graben vorgelagert war, wird der Unterschied der Aufgabe beider Grenzanlagen deutlich: In Britannien galt es, an einer strategisch günstigen Schmalstelle der Insel unter Nutzung aller Geländevorteile das römische Reichsgebiet vor gefährlichen Feinden zu schützen. Die mit über 80 Mann pro Kilometer starke Grenztruppe war fast doppelt so groß wie am Obergermanisch-Raetischen Limes. Unter Antonius wurde weiter im Norden eine neue Grenzsperranlage angelegt mit rund 300 Mann Besatzung pro Kilometer. Limes, Hadrians- und Antoniuswall sind als Vergleich zu den Linienbefestigungen am Oberrhein nicht geeignet, da sie eine andere Funktion erfüllten und eine vollkommen andere Wehrarchitektur aufweisen. Möglich ist jedoch ein Vergleich mit der römischen Sicherung der Pässe in den Nordostalpen.⁴⁵⁹

Zu den Linienbefestigungen sind auch mittelalterliche Landwehren zu rechnen. Es handelt sich bei diesen Anlagen um Systeme von Grenz- und Besitzbefestigungen bzw. auch -markierungen, die im Spätmittelalter von Landesherren und Städten zum Schutz ihrer Territorien errichtet wurden. Sie dienten mehr wirtschaftlichen Zwecken als dem Schutz bei kriegerischen Auseinandersetzungen. Der Handelsverkehr sollte zu den Zollstellen geleitet und das Landvolk vor marodierenden Banden und Viehdieben geschützt werden. Die Anlagen bestanden meist aus mehreren Wällen und vorgelagerten Gräben. Die ursprüngliche Wallhöhe betrug 2–3 m bei einer Wallbreite von 6–9 m. Die Gräben hatten eine Tiefe von 1–1,5 m und waren bis zu 4 m breit. Auf den Wallkronen standen dichte Hainbuchen- oder Weißdornhecken als zusätzliches Hindernis. Durchlässe wurden durch Schlagbäume und Warttürme gesichert.

⁴⁵⁷ Z. B. KLEEMANN, Grenzbefestigungen; DERS., Linien; in der Folge WINTERER, Schanzen.

⁴⁵⁸ SCHNURBEIN, Limesforschung, S. 71 f.

⁴⁵⁹ Beschreibung von ŠAŠEL / PETRU, Claustra Alpium.

Die neuzeitlichen Linienbefestigungen des 17. und 18. Jh. sind sehr variantenreich und daher untereinander als Gesamtanlagen nur schwer zu vergleichen. Selbst die einzelnen Abschnitte der Schwarzwaldkammlinien weisen große Unterschiede auf, so dass es nicht möglich ist, anhand eines Abschnittes auf die restlichen Befestigungen dieser Art an der Wende vom 17. zum 18. Jh. zu schließen.⁴⁶⁰ Für einen direkten Vergleich eignen sich die Landesdefensionslinien im Kurfürstentum Bayern zur Zeit des Spanischen Erbfolgekrieges. Bayern war im Spanischen Erbfolgekrieg aufgrund der Bündnispolitik mit Frankreich von feindlichen Territorien umgeben und musste sich gegen die Alliierten Österreich, England, Sachsen u. a. behaupten. Zudem war ungewiss, ob ein Zusammenschluss mit den verbündeten Franzosen gelang. Die bayrische Armee war allein zu schwach, um sich gegen die Alliierten in einer direkten Entscheidung behaupten zu können. Militärisch ergab sich somit eine ähnliche Situation wie für die Vorderen Reichskreise. Kurfürst Maximilian Emanuel ordnete daher den Bau von Defensionslinien an und ergriff damit die gleichen Maßnahmen wie Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden.

Auch die chronologische Entwicklung weist Parallelen zu den Linien am Oberrhein auf.⁴⁶¹ Bereits 1605 brachte Herzog Maximilian von Bayern einen Antrag vor den Landtag, eine gemeine Landwehr oder doch etliche Schanzen zu machen. Im Februar 1611 beauftragte Herzog Maximilian Generalleutnant Graf Tilly, im Einvernehmen mit anderen Kriegserfahrenen ein Gutachten zu erstellen, ob es ratsam sei, wenigstens an der böhmischen und österreichischen Grenze an eine Landwehr zu denken, um sich mit wenigem Volk gegen unfriedliche Tätigkeiten behaupten zu können. Das Gutachten selbst ist nicht bekannt, und ein möglicher Schanzenbau ist nicht überliefert. Obrist Walser verfasste im September 1702 eine Beschreibung der Landesgrenze von Furth bis Passau, der zu entnehmen ist, dass er bei Klein-Aigen an der Straße von Eschlkam nach Taus, bei Warzenried und Rittsteig die Reste alter Schanzen, Linien und Wachthäuser vorfand, die für die neue Grenzbefestigung wieder benutzt werden konnten. Auch in dem Bericht über die Visitation der Grenzlinien der Oberpfalz von Oberkriegs-Commissarius von Risenfeld wird eine Schanze aus „schwedischer Zeit“ erwähnt. Die Grenzverteidigungsregeln Herzog Maximilians erstreckten sich demnach wohl nur auf jene Gebiete, die als Einfallstore in das bayrische Gebiet zu betrachten waren (vgl. Kinzigtal, Hohlengraben, Höllental). Im Spanischen Erbfolgekrieg änderte sich ebenso wie am Oberrhein die Konzeption. Die geplanten ausgedehnten Linienbefestigungen kamen jedoch zum Großteil nicht zur Ausführung, da die Arbeitskräfte nicht ausreichten. In der Beschreibung der „Landes-Defensions-Linien“ des Oberkriegs-Commissarius von Risenfeld findet sich folgende Einteilung: Linien von der Donau oberhalb Ingolstadt über die Altmühl bis zur Oberpfalz, Linien längs der oberpfälzischen Grenze bis Furth im Bayrischen Wald, Linien längs der böhmischen Grenze von Furth bis Passau, Linien vom Neuburger Wald bei Passau zwischen Donau und Inn, Linien im Inn-Viertel, Befestigungen im

⁴⁶⁰ So STEIN, Festungen, S. 88.

⁴⁶¹ Vgl. KLEEMANN, Grenzbefestigungen, S. 275 ff.

bayrischen Gebirge und am Lech. Die Bewertung der Linien der Bayrischen Landesdefension durch O. Kleemann fällt so aus, wie bei den Linien am Oberrhein: Sie waren ausgedehnt, so dass eine entsprechende Besetzung nicht möglich war. Insgesamt handelte es sich um eine unangemessene Maßnahme.⁴⁶²

Eine wissenschaftliche Diskussion über den Gebrauch von zusammenhängenden Linierverschanzungen begann erst in der Zeit nach Friedrich dem Großen und fiel zu Beginn des 19. Jh. durchaus noch positiv aus.⁴⁶³ Die in den napoleonischen Kriegen errichtete Linie des französischen Generals Rogniat stellt einen Übergang zur Verschanzung mit einzelnen Werken dar. Sie hatte einzelne Lunetten mit rückwärtigen, auf die Zwischenräume gerichteten geraden Brustwehren. Die Linien von Torres Vedras, die Wellington von Oktober 1809 bis September 1810 auf 45 km Länge herstellen ließ, bestanden aus befestigten Ortschaften, Erdwerken an wichtigen Stellen, Überschwemmungen und anderen Einrichtungen. Sie besaßen vorbereitete Ausfallstellen, Verbindungen untereinander und nach rückwärts. Insgesamt trugen sie den neuen grundlegenden Forderungen nach Beweglichkeit und Offensive Rechnung. Solange Wellington die Linien besetzt hielt, konnten die Franzosen nichts ausrichten und zogen sich zurück. Linien ähnlicher Art wurden auch noch später angewendet, z. B. 1864 an der Schlei. Der russische General A. H. de Jomini, einer der ersten Kriegstheoretiker, und C. v. Clausewitz sprechen sich scharf gegen die festen Linien aus, wie bereits schon vorher Friedrich der Große, Erzherzog Carl und Gerhard v. Scharnhorst. Ende des 19. Jh. wurden die Linien schließlich als überholt angesehen, wie auch aus den Beurteilungen O. Kleemanns ersichtlich ist.

16 Schlussbetrachtung

Ziel des Aufsatzes war eine systematische Darstellung der Geschichte und Archäologie der Linienbefestigungen des 17. und 18. Jh. im Schwarzwald und in der Rheinebene. Erschwert wurde die Arbeit durch die Fülle an historischen Quellen und archäologischen Befunden, die bisher nicht vollständig erfasst wurden. Hinzu kommen seit 1893 zahlreiche, verstreut publizierte Artikel zu den Linien in der Heimatliteratur. Der vorliegende Beitrag kann somit kein Inventarwerk sein. Ferner konnten wichtige Aspekte nicht berücksichtigt werden, wie z. B. eine ausführliche Quellenkritik, das Verhältnis der ländlichen Bevölkerung zum Militär und eine eingehendere Analyse der Verteidigung der Linien. Andere Denkmalgattungen, die im Zusammenhang mit den Linien stehen, wurden in dem vorliegenden Beitrag ebenfalls nicht behandelt, wie z. B. das Epitaph des kaiserlichen Ingenieurs Elias Gumpf in Bräunlingen oder das des Leutnants Johann Mark Loefski von Zabratz aus Oberschlesien von 1692 an der Kirche Neuenweg.

⁴⁶² KLEEMANN, Grenzbefestigungen, S. 276.

⁴⁶³ Vgl. KLEEMANN, Linien, S. 89 ff.

Die historischen Quellen zeigen, dass Verteidigungsanlagen zeitlich sehr vielschichtig sind und teilweise mit verschiedenen Kriegseignissen in Verbindung gebracht werden können. Das Erscheinungsbild kann ferner von der Dynamik der Kampfhandlungen beeinflusst worden sein, wie das Beispiel der Bühler Linien verdeutlicht. Im archäologischen Oberflächenbefund ist diese Mehrphasigkeit nur schwer zu erkennen und wenn, nicht immer zeitlich einzuordnen. Die archäologische Bearbeitung der Anlagen der Linienbefestigungen steht noch am Anfang. Es handelt sich um Prospektionen, Vermessungen der Schanzen und Verbindungswälle sowie die Auswertung von Luftbildern. Bedingt durch die Bauart und den kurzen Nutzungszeitraum erbringen die Befunde der Linien wenig Funde und Stratigrafie, so dass Grabungen in den meisten Fällen im Vergleich zu den Geländeaufnahmen wenig neue Ergebnisse beitragen dürften. Lediglich zu Blockhäusern, Schleusenanlagen und wehrtechnischen Einrichtungen sind neue Informationen zu erwarten.

Die Art der jeweiligen kriegerischen Auseinandersetzungen und die Fähigkeit der Heere sowie ihrer Befehlshaber geben den Befunden der Konflikte eine besondere Bedeutung. In den älteren Publikationen wurde die Rolle der Vorderen Reichskreise in Planung und Bau der Linienbefestigungen aus der historischen Betrachtung ausgeklammert. Eine Bewertung des Nutzens der Befestigungsanlagen erfolgte ausschließlich aus militärischer Sicht, muss aber, wie sich zeigte, vor allem vor dem Hintergrund der Politik und Kriegsziele der Vorderen Reichskreise erfolgen. Ergänzt und abgerundet wird das Gesamtbild durch die archäologischen Daten. Die Dokumentation der Befestigungsanlagen im Gelände führte hier u. a. zu einer Neubewertung der schriftlichen und kartografischen Quellen. Das Ergebnis ist ein wesentlich komplexeres Bild. Wichtig ist ein kombiniertes Vorgehen, da jede Quelle für sich ein verzerrtes Bild der Ereignisse wiedergibt.

Literatur

- Albrecht, A. H.: Des Markgrafen Leibmedicus. Erzählungen aus den Tagen des Türkenlouis. 'S Gotte-Stübli, 2, Schopfheim 1882.
- Allmayer-Beck, J. Ch.: Die kaiserliche Armee im Türkenkrieg von Montecuccoli bis Karl von Lothringen, in: Die Türken vor Wien. Europa und die Entscheidung an der Donau 1683, hg. vom Historischen Museum der Stadt Wien unter Leitung von R. Waissenberger, Salzburg/Wien 1982, S. 83–94.
- Barack, M.: Zoraide. Novellen-Pastete, München 1873–1875.
- Baer, F. J.: Chronik über Straßenbau und Straßenverkehr in dem Großherzogtum Baden, Berlin 1878.
- Barth, A.: Linien und Schanzen: In Gutach wurden mittelalterliche Bodendenkmäler freigelegt, in: Der Schwarzwald 4 (1986), S. 174.

- Beckmann, L.: Von Kriegen, Märkten und wechselnden Herrschern, in: Furtwangen 1179–1873. Beiträge zur Geschichte einer Stadt im Schwarzwald, Bd. 1, hg. von L. Beckmann / W. Dold / H. Kahlert, Vöhrenbach 2004, S. 222–271.
- Bell, M. / Fowler, P. J. / Hillson, S. W. (Hg.): The Experimental Earthwork Project, 1960–1992, York 1996.
- Benoist d'Anthenay, J.: Le premier administrateur de l'Alsace française, Jacque de la Grange. Intendant d'Alsace de 1673 à 1698, Straßburg 1929.
- Bérenger, J.: Ludwig XIV. und Frankreichs Streben nach der Vormachtstellung in Europa, in: Die Türken vor Wien. Europa und die Entscheidung an der Donau 1683, hg. vom Historischen Museum der Stadt Wien unter Leitung von R. Waiszenberger, Salzburg/Wien 1982, S. 37–45.
- Bittel, K. / Schiek, S. / Müller, D.: Die keltischen Viereckschanzen. Atlas archäologischer Geländedenkmäler Baden-Württemberg 1/1, Stuttgart 1990.
- Boesser, E.: Befestigungsanlagen auf dem Schwarzwald. 2. Die Schanzen auf dem Kniebis, in: Monatsblätter des Badischen Schwarzwaldvereins, 5. Jg., Nr. 8 (1902), Sp. 145–156.
- Ders.: Zur Geschichte der Kniebisschanzen, in: Alemannia. Zeitschrift der Gesellschaft für Geschichtskunde zu Freiburg, Bd. 3, H. 3 (1903), S. 193–222.
- Ders.: Zur Geschichte der Schwarzwaldlinien, in: Alemannia. Zeitschrift für alemannische und fränkische Geschichte (= Zeitschrift der Gesellschaft für Geschichtskunde zu Freiburg), N. F., Bd. 5 (1904), S. 223–240, 292–298.
- Bräuning, A. / Dornheim, S. / Huth, C.: Eine keltische Viereckschanze am südlichen Oberrhein bei Mengen, Gem. Schallstadt-Wolfenweiler, Kreis Breisgau-Hochschwarzwald, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2004 (2005), S. 113–117.
- Clausewitz, C. von: Vom Kriege, Bonn ¹⁹1980.
- Cohausen, A. von: Die Befestigungsweisen der Vorzeit und des Mittelalters, Wiesbaden 1898.
- Deecke, W.: Der Landhag auf dem Säckinger Hotzenwald, in: Mein Heimatland (1920), S. 21–27.
- Delbrück, H.: Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte, Bd. 4, Berlin 1920 (Reprint Berlin 1962).
- Denecke, D.: Methodische Untersuchungen zur historisch-geographischen Wegforschung im Raum zwischen Solling und Harz: Ein Beitrag zur Rekonstruktion der mittelalterlichen Kulturlandschaft, Göttingen 1969 (= Göttinger Geographische Abhandlungen, H. 54).
- Disch, F.: Chronik der Stadt Wolfach, Karlsruhe 1920.
- Ders.: Chronik der Stadt Zell am Harmersbach, Lahr 1937.
- Döbele, L.: Geschichte von Murg am Hochrhein, Murg 1959.
- Ders.: Der Hotzenwald: Natur und Kultur einer Landschaft, Freiburg 1968 (= Wanderbücher des Schwarzwaldvereins, Bd. 2).

- Dolleczek, A.: Geschichte der Österreichischen Artillerie, Wien 1887 (Reprint Graz 1973).
- Dornheim, S.: Mengen – eine keltische Viereckschanze am Oberrhein, Gem. Schallstadt-Wolfenweiler, Kreis Breisgau-Hochschwarzwald, in: Kelten an Hoch- und Oberrhein, hg. vom Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Freiburg, Stuttgart 2005 (= Führer zu archäologischen Denkmälern in Baden-Württemberg, Bd. 24), S. 90–93.
- Dotzauer, W.: Die deutschen Reichskreise in der Verfassung des Alten Reiches und ihr Eigenleben (1500–1806), Darmstadt 1989 [zit. I].
- Ders.: Die deutschen Reichskreise (1383–1806). Geschichte und Aktenedition, Stuttgart 1998 [zit. II].
- Drexel, F.: Templum, in: Germania 15 (1931), S. 1–6.
- Duffner, A. (Bearb.): Heimatbuch der Gemeinde Bühlertal, Bühlertal 1954.
- Durdík, T.: Čtyrhelníkotivé valy Kokdrov u Rakovníka (A square-walled enclosure or Viereckschanze at Kokrdov by Rakovnik), in: Archeologické Rhozhledy 28 (1976), S. 544–547, 599–600.
- Eckert, H.: Der Feldherr und Reichsfürst, in: Der Türkenlouis 1655–1707. Ausstellung zum 300. Geburtstag des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden (25. Juni bis 28. August 1955), hg. vom Badisches Landesmuseum Karlsruhe, Karlsruhe 1955, S. 39–97.
- Eichberg, H.: Geometrie als barocke Verhaltensnorm, in: Zeitschrift für Historische Forschung 4 (1977), S. 17–50.
- Eimer, M.: Zu Kniebis auf dem Walde, Karlsruhe 1925.
- Ders.: Auf dem Kniebis, in: Mein Heimatland, H. 3/4 (1933), S. 111–112.
- Engelberg, M. von: Weder Handwerker noch Ingenieur, in: Macht des Wissens: Die Entstehung der modernen Wissensgesellschaft, hg. von R. V. Dülmen / S. Rauschenbach, Wien 2004, S. 241–271.
- Engelien, B.: Warum heiratete man einen Soldaten? Soldatenfrauen in der ländlichen Gesellschaft Brandenburg-Preußens im 18. Jahrhundert, in: Landbevölkerung, Obrigkeiten und Krieg in Südwestdeutschland (1688–1713). Militär und ländliche Gesellschaft in der frühen Neuzeit, hg. von St. Kroll / K. Krüger, Hamburg 2000, S. 251–273.
- Feldkamp, M. F.: Leo Just und die Erforschung der Reichskirchengeschichte. Ein Gelehrtenleben in Rom und Bonn, in: 50 Jahre Historisches Seminar und Lehrstuhl für Allgemeine und Neuere Geschichte der Universität Mainz, hg. von P. C. Hartmann, Mainz 1996, S. 19–25.
- Fenske, H.: Nachbarn – Feinde – Freunde. Zu den Schwierigkeiten der deutsch-französischen Beziehungen seit dem 17. Jahrhundert, in: Jahrbuch für Westdeutsche Landesgeschichte 17 (1991), S. 263–298.
- Flake, O.: Türkenlouis. Gemälde seiner Zeit, Berlin 1937.
- Flemming, J. F. von: Der vollkommene teutsche Soldat, Leipzig 1726 (Reprint Graz 1967).

- Fräulin, H.: Schanzen in der Umgebung von Zell im Wiesental, in: Das Markgräflerland, H. 1 (1995), S. 78–86.
- Freydorf, A. von: Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden. Zwei Szenen aus einem größeren vaterländischen Festspiel (zusammengestellt und bearbeitet von O. Spat), Karlsruhe 1909.
- Fritz, G.: Südwestdeutschland und das Franzosenjahr 1693. Vortrag auf der Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins für Württembergisch Franken in Schwäbisch Hall am 8. Mai 1993, in: Württembergisch Franken 79 (1995), S. 117–147.
- Gabriel, E.: Die Waffen der Verteidiger und Befreier von Wien im Jahre 1683, in: Die Türken vor Wien. Europa und die Entscheidung an der Donau 1683, hg. vom Historischen Museum der Stadt Wien unter Leitung von R. Waissenberger, Salzburg/Wien 1982, S. 95–101.
- Gedenkmünze zu Ehren Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden, in: Bulletin des Presse- und Informationsamtes der Bundesregierung Nr. 201, 25.10.1955, S. 1684.
- Goessler, P.: Von den württembergischen Landgräben, Mainz 1930 (= Schumacher-Festschrift: zum 70. Geburtstag Karl Schumachers 14. Okt. 1930), S. 355–365.
- Gutkas, K.: Die Feldzüge des Prinzen Eugen in Italien und am Rhein, in: Prinz Eugen und das barocke Österreich, hg. vom Kuratorium zur Veranstaltung der Ausstellung „Prinz Eugen und das barocke Österreich“ (Ausstellung der Republik Österreich und des Landes Niederösterreich vom 22. April bis 26. Oktober 1986), Wien 1986, S. 185–190.
- Habermehl, P.: Neustadt im Spanischen Erbfolgekrieg, in: Neustadt an der Weinstraße. Beiträge zur Geschichte einer pfälzischen Stadt, hg. von K.-P. Westrich, Neustadt 1975, S. 315–340.
- Haering, H.: Württemberg und das Reich in der Geschichte, in: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 7 (1943), S. 294–322.
- Hahlweg, W.: Konflikt – Politik – Strategie – Sicherheitsproblem: Genesis, Funktion und Schicksal des niederländischen Barriersystems im 17. und 18. Jahrhundert, in: Um Recht und Freiheit, hg. von H. Kipp / F. Mayer / A. Steinkamm, Berlin 1977 (= Festschrift für Friedrich August Freiherr von der Heydte zur Vollendung des 70. Lebensjahrs dargebracht von Freunden, Schülern und Kollegen), S. 1323–1339.
- Hahn, R.: Mit einem napoleonischen Generalstabsoffizier durch unsern Schwarzwald, in: Die Ortenau 43 (1963), S. 25–45.
- Haltaus, Ch. G.: „Glossarium germanicum medii aevi“, Leipzig 1758, Bd. 1.
- Hansjakob, H.: Schneeballen. Erste Reihe, Stuttgart 1911.
- Ders.: Schneeballen. Zweite Reihe, Stuttgart 1911.
- Harbrecht, J.: Die Bühl-Stollhofener Linie, in: Bühler Blaue Hefte Nr. 9 (1961), S. 24–40.
- Harder, H.-J.: Militärgeschichtliches Handbuch Baden-Württemberg, Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 1987.

- Harding, P. A. / Newman, R.: The excavation of a turf-sided lock at Monkey Marsh, Thatcham, in: Berks. Industrial Archaeology Review, Vol. 19 (1997), S. 31–48.
- Hartmann, P. C.: Regionen in der frühen Neuzeit. Reichskreise im deutschen Reich, Provinzen in Frankreich, Regionen unter politischer Oberhoheit. Ein Vergleich ihrer Strukturen, Funktionen und ihrer Bedeutung, Berlin 1994 (= Zeitschrift für Historische Forschung, Beiheft 17).
- Heck, K.: Hornberg in alter und neuer Zeit, in: Mein Heimatland, 16. Jg., H. 1 (1929), S. 6–11.
- Heckner, E.: Die Waffentechnik der Max-Emanuel-Zeit, in: Kurfürst Max Emanuel. Bayern und Europa um 1700, Bd. I: Zur Geschichte und Kunstgeschichte der Max-Emanuel-Zeit, hg. von H. Glaser, München 1976, S. 351–361.
- Heinemann, B.: Turner und Hohle Graben, in: Der Schwarzwald 75 (1938), S. 145.
- Heinemann, U.: Von den Erbfolgekriegen zu den Napoleonischen Kriegen, in: Unsere Heimat Buchenbach. Vom Kirchspiel zur Gemeinde, hg. von U. Huggel / U. Röding, Buchenbach 1996, S. 244–247.
- Heunisch, A. J. von: Beschreibung des Großherzogthums Baden, Stuttgart 1836 (Reprint Freiburg 1978).
- Heuser, E.: Die Belagerungen von Landau 1702, 1703, 1704 und 1713, Landau 1913.
- Hindle, B. P.: Medieval Roads, Princes Risborough 1989.
- Hitzfeld, K.: Die Burg Hausach, in: Die Ortenau 47 (1967), S. 112–122.
- Ders.: Geschichte der Abtei und der Stadt Gengenbach bis 1803, in: Gengenbach. Vergangenheit und Gegenwart, hg. von P. Schaaf, Konstanz 1960, S. 12–106.
- Ders.: Hornberg an der Schwarzwaldbahn, Hornberg 1970.
- Huber-Wintermantel, S.: Die Familie Gump – eine Spurensuche, in: Spurensuche. Die Bräunlinger und ihre Stadt, hg. von der Stadt Bräunlingen, Bräunlingen 2005 (= Schriftenreihe der Stadt Bräunlingen, Bd. 2), S. 93–124.
- Hübner, H.: Verrat und Fall der Stollhofener Linien, in: Mein Heimatland, 26. Jg. (1939), S. 64–73.
- Irlinger, W.: Die keltischen Viereckschanzen. Erkennungsmöglichkeiten verebneter Anlagen im Luftbild, in: Archäologische Prospektion: Luftbild und Geophysik, Red. von K. Hemmetz / M. Petzet (= Arbeitshefte des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege, Bd. 59), München 1996, S. 183–190.
- Jähns, M.: Geschichte der Kriegswissenschaften vornehmlich in Deutschland, Bd. 2, München 1890 (Reprint New York 1966).
- Jehle, F.: Wehr – Eine Ortsgeschichte, Wehr 1969.
- Jenisch, B.: „Grenze einst war ich den Galliern ...“ Spuren barocker Festungs- und Belagerungswerke bei Breisach am Rhein mit Beiträgen von G. Weber-Jenisch, in: Fundberichte aus Baden-Württemberg 20 (1995), S. 871–884.
- Jensen, W.: Der Schwarzwald, Leipzig 1901 (Reprint Frankfurt a. M. 1980).
- Jomini, A. H. de: Das Wesen der Kriegskunst, Ludwigsburg 1838.
- Kammerer, O.: Der Oberrhein im Mittelalter: Zur Grenze nicht tauglich, in: Alemannisches Jahrbuch 1993/94 (1995), S. 125–132.

- Kerscher, H.: Die „kurbayrischen Landesdefensionslinien“ aus den Jahren 1702/03 zwischen Donau und Altmühl, in: Das Archäologische Jahr in Bayern 1993 (1994), S. 174–177.
- Ders.: Zur Fortifikation und Kartographie des befestigten Lagers bei Mamming im Jahr 1648, in: Das Archäologische Jahr in Bayern 1994 (1995), S. 183–186.
- Ders.: Zur Topographie und Befestigung des kaiserlichen Beobachtungslagers bei Wittislingen im Jahr 1703. Das Archäologische Jahr in Bayern 1995 (1996), S. 185–187.
- Ders.: Zur Topographie und Befestigung des französischen Lagers bei Hengersberg im Jahr 1742, in: Das Archäologische Jahr in Bayern 1996 (1997), S. 190–193.
- Ders.: „Paradis ou Ingolstadt“ – Die Belagerung und die Circumvallationslinie des Jahres 1743 im Luft- und Kartenbild, in: Das Archäologische Jahr in Bayern 1997 (1998), S. 188–192.
- Ders.: Zur Geschichte des Tête de pont bei Bergham, Gemeinde Kirchdorf a. Inn, Landkreis Rottal-Inn, Niederbayern, in: Das Archäologische Jahr in Bayern 1998 (1999), S. 145–148.
- Ders.: Die „Wolfsgruben“ der Circumvallationslinie des Jahres 1743 vor der baye-rischen Landesfestung Ingolstadt, in: Das Archäologische Jahr in Bayern 2000 (2002), S. 169–171.
- Kleemann, O.: Linienverschanzungen. Unveröff. Manuskript, 5 Bde., 1884–1888.
- Ders.: Die Grenzbefestigungen im Kurfürstenthume Bayern zur Zeit des spanischen Erbfolge-Krieges, in: Oberbayrisches Archiv 42 (1885), S. 274–322.
- Ders.: Die Linien (Linienverschanzungen) in Mittel-Europa im 17. und 18. Jahr-hundert, Darmstadt/Leipzig 1894.
- Koller, L.: Studien zur Reichskreisverfassung des Heiligen Römischen Reiches in der Neuzeit. Diss. phil. Wien 1990.
- Kopp, Th.: Der Schwarzwaldwanderer stößt auf Schanzen, in: Badische Heimat 53 (1973), S. 56–72.
- Ders.: Schanzen in Mittelbaden. Die Ortenau 64 (1984), S. 497–506.
- Korth, L.: Markgraf Ludwig von Baden – der Türkenlouis, Baden-Baden 1905.
- Krapf, M.: Die Baumeister Gump, Wien/München 1979.
- Ders.: Die Baumeister Gump – Eine Künstlerdynastie des Barock in Tirol. 94. Wechselausstellung der Österreichischen Galerie (1. April–15. Juni 1980 im Oberen Belvedere in Wien), Wien 1980.
- Krapff, E.: Das Härdtfeld in vorrömischer Zeit und die „Römerschanzen“ in Würt-temberg, in: Schwäbische Kronik des Schwäbischen Merkurs, zweite Abteilung vom 18. Juli 1894.
- Kraus, J. A.: Das große Schanzwerk des Jahres 1704, in: Zollerheimat 8. Jg. (1939), Nr. 5, S. 33–39.
- Ders.: Das große Schanzwerk des Jahres 1704, in: Zollerheimat 8. Jg. (1939), Nr. 6, S. 41–47.

- Krebs, N.: Landeskunde von Deutschland Teil I: Süddeutschland, Leipzig/Berlin 1923.
- Kreuzer, R.: Zeitgeschichte von Furtwangen und Umgebung, Villingen 1880.
- Kroener, B. R.: Vom „extraordinari Kriegsvolck“ zum „miles perpetuus“. Zur Rolle der bewaffneten Macht in der europäischen Gesellschaft der Frühen Neuzeit. Ein Forschungs- und Literaturbericht, in: Militärgeschichtliche Mitteilungen 43 (1988), S. 141–188.
- Lang, K.: Die Ettliger Linien und ihre Geschichte, in: Beilage zu dem Programm des Großherzoglichen Gymnasiums zu Karlsruhe für das Schuljahr 1905/06 (1906), S. 15–50.
- Leistikow, D.: Julius Ernst Naecher (1824–1911), der Burgenforscher Südwestdeutschlands. Forschungen zu Burgen und Schlössern, Bd. 1, hg. von der Wartburg-Gesellschaft zur Erforschung von Burgen und Schlössern, München/Berlin 1994, S. 169–187.
- Leser, H. / Haas, H.-D. / Mosimann, Th. / Paesler, R.: Diercke-Wörterbuch der allgemeinen Geographie 1/2, Braunschweig/München 1984.
- Leupold, J.: Theatrum Machinarum Hydrotechnicarum. Schauplatz der Wasser-Bau-Kunst, Leipzig 1724 (Reprint Hannover 1991).
- Linnebach, K.: Feldbefestigungen dargestellt an Beispielen der Kriegsgeschichte, Berlin 1930.
- Livet, G.: L'intendances d'Alsace de la Guerre de Trente Ans à la mort de Louis XIV. 1648–1715, Straßburg 1991.
- Ludwig, R.: Verschüttetes Soldatenleben, in: Archäologie in Deutschland 6 (2003), S. 60–62.
- Lutz, D.: Der Landgraben bei Heimsheim im Enzkreis oder: Ein ganz „normaler“ Fall, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 8 (1979), S. 19–23.
- Lutz, D. / Schallmayer, E.: Neubeginn in alten Hüllen – Die Zeit des Absolutismus. 1200 Jahre Ettlingen: Archäologie einer Stadt, in: Archäologische Nachrichten aus Baden-Württemberg 4 (1988), S. 93–99.
- Mäckel, R.: Naturraum des Mittleren und Südlichen Schwarzwaldes und des Oberrheintieflandes, in: Schwarzwald und Oberrheintiefend, hg. von R. Mäckel / B. Metz, Freiburg 1992 (= Freiburger Geographische Hefte, H. 36), S. 1–23.
- Magen, F.: Reichsexekutive und regionale Selbstverwaltung im späten 18. Jahrhundert. Zur Funktion und Bedeutung der süd- und westdeutschen Reichskreise bei der Handelsregulierung im Reich aus Anlaß der Hungerkrise von 1770/1772, Berlin 1992 (= Historische Forschungen, Bd. 48).
- Ders.: Die Reichskreise in der Epoche des Dreißigjährigen Krieges. Ein Überblick, in: Zeitschrift für historische Forschung 9 (1982), S. 409–460.
- Malettke, K.: Deutsch-Französische Beziehungen in der Frühen Neuzeit. Stand der deutschen Forschung zu den Bereichen „Staat und Politik Ende 15. – Anfang 19. Jahrhundert“, Berlin 1989 (= Historische Kommission zu Berlin. Informationen. Beiheft Nr. 12).

- Martin, C. / Parker, G.: *The Spanish Armada*, o. O. 1988.
- Meduna, P.: *Morphology of Field Fortifications of the 17th–19th Centuries: A contribution to surface research*, in: *Studies in Postmedieval Archaeology*, Prague 1990, S. 75–86.
- Mercier, H.: *Un Secret d'Etat sous Louis XIV. et Louis XV. La double vie de Jérôme d'Erlach*, Paris 1934.
- Merian, M.: *Topographia Palatinatus Rheni et Vicinarum Regionum*, 1672 (Reprint Braunschweig 2005).
- Metz, F.: *Über gemeinsame Erinnerungen im reichsdeutschen und österreichischen Heer*, in: *Freiburger Universitätsreden*, H. 22 (1936), S. 19–24.
- Metz, R.: *Mineralogisch-landeskundliche Wanderungen im Nordschwarzwald*, Lahr 1977.
- Ders.: *Geologische Landeskunde des Hotzenwaldes*, Lahr 1980.
- Mischka, D.: *Technischer Bericht über eine Magnetometerprospektion auf dem Gewinn Abtsbreite, Gemarkung Mengen am 27. September 2003*, Freiburg, 3. November 2003.
- Mischka, C.: *Mengen „Abtsbreite“ Geomagnetische Prospektion vom 19.–24. Februar 2004*, unveröffentl. Bericht.
- Mischka, C. / Mischka, D.: *Geomagnetische Prospektion einer spätlatènezeitlichen Viereckschanze bei Mengen*, in: *Archäologische Nachrichten aus Baden*, H. 72/73 (2006), S. 39–45.
- Mone, F. N.: *Die obere Postierung der Reichstruppen von der Schweizergränze bis in das Renchthal im Winter 1696 auf 97*, in: *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins* 17 (1864), S. 188–196.
- Ders.: *Der Schwarzwald und Breisgau im spanischen Erbfolgekrieg von 1702 bis 1705*, in: *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins* 18 (1865), S. 129–174.
- Montecuccoli, R.: *Abhandlungen über den Krieg*, in: *Deutsches Soldatentum. Dokumente und Selbstzeugnisse aus elf Jahrhunderten deutscher Wehrgeschichte*, hg. von J. Ullrich, Stuttgart 1942, S. 37–66.
- Morat, J.: *Kriege und Heimsuchungen. Chronik von Rötenbach*, hg. von der Gemeinde Rötenbach, Rötenbach 1987, S. 29–43.
- Müller, E. von: *Die Bühl-Stollhofener Linien im Jahre 1703*, in: *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins* 60 (1906), S. 99–137.
- Müller, F.: *Fest-Spiel zur Erinnerung an den 250jährigen Geburtstag des hochseligen Markgrafen Ludwig Wilhelm am 8. April 1905 in Rastatt*, Karlsruhe 1905.
- Müller, F.: *Angeblich keltische Viereckschanzen am Oberrhein*, in: *Jahresbericht der Schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte* 69 (1986), S. 133–147.
- Musall, H.: *Grundriß der Reichsfestung Philippsburg 1745*. *Historischer Atlas Baden-Württemberg*, Beiw. z. Karte I, 10, Stuttgart 1985.
- Musall, H. / Scheuerbrandt, A.: *Siedlungszerstörungen und Festungswerke im späten 17. und frühen 18. Jahrhundert (1674–1714)*, in: *Historischer Atlas Baden-Württemberg*, Beiw. z. Karte VI, 12, Stuttgart 1985, S. 1–24.

- Naeher, J. / Christ, K.: Die ersten germanischen Vertheidigungsbauten am Oberrhein, in: Bonner Jahrbuch 74 (1882), S. 1–23, Taf. IX.
- Naeher, J.: Die Burgenkunde für das Südwestdeutsche Gebiet, München 1901.
- Neumann, H.: Festungsbaukunst und Festungsbautechnik. Deutsche Wehrbauarchitektur vom 15.–20. Jahrhundert, Koblenz 1988.
- Nielsen, S.: Managing Friction Through Training: The U.S. Army's Implicit Appreciation of Clausewitz's Thoughts.
http://www.army.mil/prof_writing/volumes/volume1/september_2003/9_03_7.html
- Nobis, M.: Zur Pioniervegetation anthropogen gestörter Binnendünen in der nördlichen Oberrheineben, in: Mitteilungen des badischen Landesvereins für Naturkunde und Naturschutz, N. F. 16, 3/4 (1997), S. 549–579.
- Nohn, E. A.: Festung und Schanze. Über den Verteidigungswert ständiger und feldmäßiger Befestigungen, in: Wehrwissenschaftliche Rundschau, Jg. 1957, S. 435–446.
- Oeschger, B.: Murg am Hochrhein: Die Geschichte der Gemeinde Murg mit den Ortsteilen Hänner, Niederhof und Oberhof, Murg 1994.
- Oexle, J.: Erdschanze bei Bad Wimpfen, in: Unterirdisches Baden-Württemberg, hg. von D. Planck / O. Braasch / J. Oexle / H. Schlichterle, Stuttgart 1994, S. 228 f.
- Oncken, H.: Die Franzosen in der Pfalz. Ein akademischer Vortrag, Berlin 1920 (= Die Wacht am Rhein, H. 1).
- Peters, J. (Hg. u. Bearb.): Ein Söldnerleben im Dreißigjährigen Krieg, Berlin 1993.
- Phleps, H.: Der Blockbau, Karlsruhe 1942.
- Phul, A. von: Die Geretteten. Drama, Mannheim 1832.
- Piper, O.: Burgenkunde. Bauwesen und Geschichte der Burgen, München 1912.
- Pistor, R.-G. / Smeets, H.: Die Fossa Eugeniiana, in: Landeskonservator Rheinland, Arbeitsheft 32, 1979.
- Planck, D.: Eine neuentdeckte keltische Viereckschanze in Fellbach-Schmidlen, Rems-Murr-Kreis. Vorbericht der Grabungen 1977–1980, in: Germania 60 (1982), S. 105–172.
- Ders.: Die Viereckschanze von Fellbach-Schmidlen, in: Der Keltenfürst von Hochdorf, Methoden und Ergebnisse der Landesarchäologie, hg. vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Stuttgart 1985, S. 341–353.
- Plassmann, M.: Krieg und Defension am Oberrhein. Die Vorderen Reichskreise und Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden (1693–1706), Mainz 1998.
- Ders.: „... so hoerete man Heulen, Weinen und Seuffzen“. Landbevölkerung, Obrigkeiten und Krieg in Südwestdeutschland (1688–1713), in: Militär und ländliche Gesellschaft in der frühen Neuzeit, hg. von St. Kroll / K. Krüger, Hamburg 2000, S. 223–249.
- Ders.: Ludwig Wilhelm von Baden am Oberrhein, in: Zwischen Sonne und Halbmond: Der Türkenlouis als Barockfürst und Feldherr, hg. von D. Hohn / Ch. Rehm, Rastatt 2005 (= Begleitband der Sonderausstellung zum 350. Geburtstag

- des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden im Wehrgeschichtlichen Museum Rastatt), S. 34–40.
- Press, V.: Die Oberrheinlande zwischen Westfälischem Frieden und Französischer Revolution, in: Barock am Oberrhein, hg. von V. Press / E. Reinhard / H. Schwarzmaier, Karlsruhe 1984 (= Oberrheinische Studien, Bd. 6), S. 3–18.
- Quarthal, F.: „Die besten, getreuesten und anhänglichsten Untertanen.“ Zur Geschichte der schwäbisch-österreichischen Landstände, in: Beiträge zur Landeskunde 1 (1979), S. 1–13.
- Raiser, J. N. von: Der Ober-Donau-Kreis des Königreiches Bayern unter den Römern, II. Abteilung, Augsburg 1830.
- Regele, O.: Zur Militärgeschichte Vorderösterreichs, in: Vorderösterreich: Eine geschichtliche Landeskunde, Bd. 1, hg. von F. Metz, Freiburg 1959, S. 117–130.
- Riethammer: Die Alblinien, in: Reutlinger Geschichtsblätter 2 (1893), S. 17–25.
- Roche, C. de la: Der deutsche Oberrhein während der Kriege seit dem westphälischen Frieden bis 1801, Stuttgart/Tübingen 1842.
- Röcker, B.: Vor 300 Jahren wurden die Eppinger Linien erbaut, in: Badische Heimat 76, H. 2 (1996), S. 325–333.
- Rödel, G. W.: Krieg und Frieden. Frankreich, die pfälzische Erbfolge und der Frieden von Rijswijk, in: Blätter für pfälzische Kirchengeschichte und religiöse Volkskunde 64 (1997), S. 41–58.
- Röder von Diersburg, Ph. von: Kriegs- und Staatsschriften des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden über den Spanischen Erbfolgekrieg, Bd. 1: 1700–1703, Bd. 2: 1704–1707, Karlsruhe 1850.
- Rombeck-Jaschinski, U.: Der Westfälische Friede zu Münster 1648–1948. Ein Gedenktag für die Gegenwart, in: Westfälische Zeitschrift 142 (1992), S. 183–208
- Roth, F.: Der Türkenlouis – Ein Kampfstück um den Oberrhein, Karlsruhe 1934.
- Roth, F.: Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden. Der Türkenlouis 1655–1707, in: Mein Heimatland, H. 5/6 (1935), S. 144–147.
- Rümelin, E.: Die Eppinger Linien, in: Württembergische Jahrbücher für Statistik und Landeskunde 31 (1930), S. 1–21.
- Rupprecht, D.: Bericht zur archäologischen Feldbegehung auf dem Gewann Abtsbreite, Gemarkung Mengen im Februar 2003, Freiburg, 27. Februar 2003, unveröffentl. Bericht.
- Salvisberg, P. Kunsthistorische Studien IV. Die Deutsche Kriegs-Architektur, Stuttgart 1887.
- Šašel, J. / Petru, P.: Clavstra Alpivm Ivliarvm I. Katalogi in Monografije (Catalogi et Monographiae). Izdaja Narodni Mvzej v Ljubjani (Cvra Mvsei Nationalis Labacensis Editi), Ljubjani 1971.
- Sauter, W.: Beiträge zur Geschichte von Fürstentum und Stadt Hechingen in der Zeit des Spanischen Erbfolgekrieges, in: Zollerheimat 5 (1936), S. 19–22.

- Schäfer, A.: Ein unbekannter Atlas der Territorien des Schwäbischen Kreises von Jacques de Michal aus dem ersten Viertel des 18. Jahrhunderts, in: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 26 (1967), S. 354–370.
- Ders. (Bearb.): Inventar der handgezeichneten Karten und Pläne zur europäischen Kriegsgeschichte des 16.–19. Jh. im Generallandesarchiv Karlsruhe, Stuttgart 1971.
- Schaub, F.: Über Verkehrslinien im schwäbisch-alemannischen Raum im 17. und 18. Jahrhundert, in: Alemannisches Jahrbuch 1953, S. 325–348.
- Schiek, S.: Zu einer Viereckschanze bei Ehningen, Lkr. Böblingen, in: Baden-Württembergische Studien zu Siedlungsfragen der Latènezeit, Marburg 1984 (= Festschrift W. Dehn zum 75. Geburtstag. Veröffentlichungen des Vorgesichtlichen Seminars Marburg, Sonderbd. 3), S. 187–198.
- Schilling, R.: Das alte malerische Schwarzwald-Haus, Freiburg 1915 (Reprint Freiburg 2003).
- Schmidt, H.: Kunst- und Kulturgeschichtliche Zeichnungen des Generalmajors Zacharias Wolff ..., in: Nordelbingen 23 (1955), S. 97–114.
- Schmidt, H.: Die Verteidigung des Oberrheins und die Sicherung Süddeutschlands im Zeitalter des Absolutismus und der Französischen Revolution, in: Historisches Jahrbuch, 104. Jg. (1984), S. 46–62.
- Schmidt, H.: Militärverwaltung in Deutschland und Frankreich im 17. und 18. Jahrhundert, in: Krieg und Frieden. Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit, hg. von B. Kroener / R. Pröve, Paderborn/München/Wien/Zürich 1996, S. 25–45.
- Schmidt, M.: Die Wasserwirtschaft des Oberharzer Bergbaus, Hildesheim ³2002 (= Schriftenreihe der Frontinus-Gesellschaft e. V., Heft 13).
- Schnabel, F.: Die Geschichte der Schwarzwaldpässe, in: Badische Heimat, 22. Jg. (1935), S. 140–143.
- Schneider, H.: Die Letzimauern im Alpenraum, in: Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters 5 (1979), S. 107 ff.
- Schneider, H.: Die Stollhofener Linien, in: Die Ortenau 64 (1984), S. 507–509.
- Schnurbein, S. von: Perspektiven der Limesforschung, in: Der römische Limes in Deutschland. Archäologie in Deutschland: Sonderband, hg. von der Römisch-Germanischen Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts und dem Verband der Landesarchäologen in der BRD, Stuttgart 1992, S. 71–88.
- Schönwälder, K.: Historiker und Politik. Geschichtswissenschaft im Nationalsozialismus, Frankfurt a. M./New York 1992 (= Historische Studien, Bd. 9).
- Schöpfli, J. D.: Historia Zaringo-Badensis, Karlsruhe 1766.
- Schott, R.: Die Reichsfestung Philippsburg um 1734 und der Stadtgrundriss der Gegenwart. Eine Rekonstruktion nach historischen Plänen, Philippsburg 1980.
- Schuegraf, J. R. (Bearb.): Das französische Lager bei Hengersberg 1742, aus dem Tagebuche des Herrn Abtes Marian Pusch von Niederaltaich gezogen. (= Verhandlungen des Historischen Vereins für Niederbayern 5) 1856.

- Schulte, A.: Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden und der Reichskrieg gegen Frankreich 1693–1697, 2 Bde., Karlsruhe 1892 (Heidelberg ²1901).
- Schulz, St.: „Clausula Germanis Gallia“. Straßburgs Übergang an Frankreich (1648–1697), Bonn 1987 (= Historische Abhandlungen der Deutschland-Gesellschaft e. V., Bd. 1).
- Schurig, R.: „Ein trauriger Beweis für die Ohnmacht und Schwäche Deutschlands ...“. Die Franzoseneinfälle 1688 und 1693 im Spiegel der württembergischen Historiographie des 18., 19. und frühen 20. Jahrhunderts, In: Der Franzoseneinfall 1693 in Südwestdeutschland. Ursachen – Folgen – Probleme, hg. von den im „Arbeitskreis 1693“ zusammengeschlossenen Städten, Gemeinden und Kreisen, Remshalden 1995 (= Beiträge des Backnanger Symposiums vom 10. und 11. September 1993), S. 151–162.
- Schuster, E.: Burgen und Schlösser Badens, Karlsruhe 1908.
- Schwarz, K.: Atlas der spätkeltischen Viereckschanzen Bayerns. Kartenband, München 1959.
- Schwinck, G.: Die Anfangsgründe der Befestigungskunst, Leipzig 1856.
- Seith, K.: Linien und Schanzen im südlichen Schwarzwald: Ein Beitrag zu den Schwarzwaldbefestigungen des 17. und 18. Jahrhunderts, in: Markgräflerland, 6. Jg., H. 1 (1935), S. 23–24.
- Senti, A.: Gemerk und Losung: Der organisierte Warnungs- und Kundschaftsdienst im Fricktal und im südlichen Schwarzwald im 16., 17. und 18. Jahrhundert, in: Vom Jura zum Schwarzwald, H. 2 (1940), S. 53–64.
- Sicken, B.: Wehrwesen des fränkischen Reichskreises. Aufbau und Struktur (1681–1714), 2 Bde., Diss. phil., Würzburg 1966.
- Ders.: Der fränkische Reichskreis. Seine Ämter und Einrichtungen im 18. Jahrhundert, Würzburg 1970.
- Sjöstrand, W.: Grunddragen av den militära undervisningens uppkomst- och utvecklingshistoria i Sverige till år 1792, Uppsala 1941.
- Stegemann, H.: Der Kampf um den Rhein, Stuttgart/Berlin/Leipzig 1924.
- Stein, G.: Bellheim und die Queichlinien, in: 1200 Bellheim. Ein Heimatbuch, hg. von K. Heinz, Neustadt/Wstr. 1974, S. 177–184.
- Ders.: Festungen und befestigte Linien des 17. und 18. Jahrhunderts am Oberrhein, In: Barock am Oberrhein, hg. von V. Press / E. Reinhard / H. Schwarzmeiser, Karlsruhe 1985 (= Oberrheinische Studien, Bd. 6), S. 55–106.
- Storm, P.-Ch.: Der Schwäbische Kreis als Feldherr. Untersuchungen zur Wehrverfassung des Schwäbischen Reichskreises in der Zeit von 1648 bis 1732, Berlin 1974 (= Schriften zur Verfassungsgeschichte, Bd. 21).
- Ders.: Militia Imperialis – militia Circularis. Reich und Kreis in der Wehrverfassung des deutschen Südwestens, in: The Old Reich. Essays on German Political Institutions 1495–1806, hg. von J. A. Vann / W. St. Rowan, Brüssel 1974 (= Studies presented to the International Commission for the History of Representative and Parliamentary Institutions, Vol. 48), S. 77–103.

- Störk, W.: Die Barockschanzen des Türkenlouis im südlichen Schwarzwald, in: Jahrbuch Stadt Schopfheim 2003, S. 68–76.
- Straßburger, M.: Elias Gump – Kaiserlicher Ingenieur und Oberschultheiß in Bräunlingen, in: Spurensuche. Die Bräunlinger und ihre Stadt, hg. von der Stadt Bräunlingen, Bräunlingen 2005 (= Schriftenreihe der Stadt Bräunlingen, Bd. 2), S. 70–92.
- Struck, W.: Luftbildarchäologie in der südlichen Oberrheinebene, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1982, S. 18–23.
- Teschauer, O.: Lkr. Karlsruhe. Die ehemalige Reichsfestung, in: Karlsruhe und der Oberrheingraben zwischen Baden-Baden und Philippsburg (= Führer zu archäologischen Denkmälern in Deutschland, Bd. 16), hg. vom Nordwestdeutschen und vom West- und Süddeutschen Verband für Altertumsforschung, Stuttgart 1988, S. 102–108.
- Ders.: Die Ettlinger Linien, in: Karlsruhe und der Oberrheingraben zwischen Baden-Baden und Philippsburg (= Führer zu archäologischen Denkmälern in Deutschland, Bd. 16), hg. vom Nordwestdeutschen und vom West- und Süddeutschen Verband für Altertumsforschung, Stuttgart 1988, S. 228–232.
- Tielke, J. G.: Unterricht für die Officiers, die sich zu Feld-Ingenieurs bilden oder doch den Feldzügen mit Nutzen beywohnen wollen ..., Dresden/Leipzig 1787.
- Tritscheller, W.: Geschichte der Familie Gump: Ein Beitrag zur Heimatgeschichte der Stadt Bräunlingen, in: Mein Heimatland, Badische Blätter für Volkskunde, Heimat- und Naturschutz, Denkmalpflege, Familienforschung und Kunst, H. 3/4 (1935), S. 112–122.
- Vann, J. A.: The Economic Politics of the Swabian Kreis, 1664–1715, in: The Old Reich. Essays on German Political Institutions 1495–1806, hg. von J. A. Vann / W. St. Rowan, Brüssel 1974 (= Studies presented to the International Commission for the History of Representative and Parliamentary Institutions, Vol. 48), S. 105–127.
- Vauban, S. le Pestre de: A manual of siegecraft and fortification (übers. von G. A. Rothrock), Michigan 1968.
- Veltzé, A. (Bearb.): Ausgewählte Schriften des Raimund Fürsten Montecuccoli, 4 Bde., Wien/Leipzig 1899.
- Vencl, S.: Nedatovany čtyrhelníkovitý útvar v Praze – Dolních Počernicích (an undated quadrangular feature at Praha 9 – Dolní Počernice), in: Archeologické Rozhledy 36 (1984), S. 445–451.
- Vetter, A.: Feldberg im Schwarzwald, Gem. Feldberg 1982.
- Vollmer, F.: Burg Ortenberg und Bühlwegkapelle – Zwei Zeugen der Ortenauer Vergangenheit, Ortenberg 1976.
- Wagner, E.: Fundstätten und Funde aus vorgeschichtlicher, römischer und alamannisch-fränkischer Zeit im Großherzogtum Baden, Teil I: Das badische Oberland, 1906, VII–X.

- Waldhauser, J.: Výzkum čtyřúhelníkových valu a laténskeho sídliště u Markvartic /o. Jičín/ v roce 1969 (Investigation of a square-walled enclosure and a La Tène-period settlement at Markvartice, district of Jičín, in 1969, in Czech), in: Sborník Československé společnosti archeologické 4, 1970–1971.
- Weber, G.: Die Eppinger Linien. Kraichgau – Heimatforschung im Landkreis Sinsheim, Folge 3, 1972, S. 179–187.
- Weber, H.: Die französische Rheinpolitik zwischen Westfälischem Frieden und dem Reversment des Alliances, in: Beiträge zur Geschichte der frühneuzeitlichen Garnisons- und Festungsstadt. Referate und Ergebnisse der Diskussion eines Kolloquiums in Saarlouis vom 24.–27.6.1980, hg. von H.-W. Hermann / F. Irsigler, Saarbrücken 1983 (= Veröffentlichungen der Kommission für Saarländische Landesgeschichte und Volksforschung, Bd. 13), S. 74–86.
- Weber, K.: Waldau. Dorf- und Höfechronik, Waldau 1977.
- Weber, M.: Die Kirchzartener Geschichte, in: Kirchzarten: Geographie – Geschichte – Gegenwart, hg. von G. Haselier, Kirchzarten 1966, S. 57–518.
- Weingartner, J.: Tiroler Burgenkunde, Innsbruck/Wien 1950.
- Wentzke, P.: Feldherr des Kaisers. Leben und Taten Herzog Karls V. von Lothringen, 1943.
- Wieland, G.: Die Keramik und die Kleinfunde aus den keltischen Viereckschanzen von Fellbach-Schmidlen (Rems-Murr-Kreis) und Ehingen (Kr. Böblingen). Magisterarbeit, München 1988.
- Ders.: Die Spätlatènezeit in Württemberg. Masch. Diss., München 1993.
- Ders.: Die spätkeltischen Viereckschanzen in Süddeutschland – Kultanlagen oder Rechteckhöfe? In: Heiligtümer und Opferkulte der Kelten, hg. von A. Haffner, Stuttgart 1995 (= Sonderheft der Zeitschrift Archäologie in Deutschland), S. 85–99.
- Ders. (Hg.): Keltische Viereckschanzen. Einem Rätsel auf der Spur, Stuttgart 1999.
- Winterer, W.: Die Entstehung und Verwertung der Schanzen und Linien auf dem südlichen Schwarzwald unter besonderer Berücksichtigung des Hohlen Grabens, in: Zeitschrift der Gesellschaft für die Beförderung der Geschichts-, Altertums- und Volkskunde von Freiburg, dem Breisgau und den angrenzenden Landschaften 31 (1916), S. 3–48.
- Wohleb, J. L.: Schwarzwaldbefestigungen des 17. und 18. Jahrhunderts. 1. Die Schwarzwaldkammlinie, in: Der Schwarzwald 36 (1933), S. 112–115.
- Ders.: Schwarzwaldbefestigungen des 17. und 18. Jahrhunderts. 2. Die Schwarzwaldlinie gegen den Breisgau, in: Der Schwarzwald 36 (1933), S. 177–180.
- Ders.: Die oberrheinischen Wehranlagen zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts nach einem französischen Spionagebericht, in: Alemannische Heimat, 5. Jg., Nr. 3 (1938), S. 1–3.
- Ders.: Aus der Kriegsgeschichte des Hochrheinlandes, in: Alemannische Heimat, 5. Jg., Nr. 10 (1938), S. 1–4.

- Ders.: Der Stand der vorderösterreichischen Wehranlagen zu Anfang des 18. Jahrhunderts, in: Alemannische Heimat, 5. Jg., Nr. 13 (1938), S. 1–4.
- Ders.: Die Anfänge des Erdwehrbaus auf dem Schwarzwald, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 53 (1940), S. 256–274.
- Ders.: Der vorderösterreichische Breisgau und seine Wehranlagen bis zu Beginn des Krieges 1701/14, in: Schau-ins-Land 67 (1941), S. 117–142.
- Ders.: Neuere Literatur zur Oberrheinischen Wehr- und Kriegsgeschichte, in: Blätter für deutsche Landesgeschichte, 87. Jg. (1942), S. 32–58.
- Ders.: Die Sicherung der Heerstraßen des Südschwarzwaldes im siebzehnten Jahrhundert, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 56 (1943), S. 398–450.
- Ders.: Der Wehrbau im Schwarzwald und in der Ortenau im 17. und 18. Jahrhundert, in: Offenburger Tageblatt (StAF K1/31 a, Nr. 35).
- Wohlfeil, R.: Überlegungen zum Begriff Militärgeschichte, in: Militär und ländliche Gesellschaft. Herrschaft und soziale Systeme in der frühen Neuzeit, Bd. 1, hg. von St. Kroll / K. Krüger, Hamburg 2000, S. 15–22.
- Wolff, J. H.: Badisch Blut. Historisches Versspiel in einem Akt, Karlsruhe 1902.
- Wolff, Z.: Practische Kriegsbaukunst nach vieljähriger Selbsterfahrung und daraus abgeleiteten Grundsätzen ..., Kiel 1722–1730.
- Wunder, B.: Frankreich, Württemberg und der Schwäbische Kreis während der Auseinandersetzungen über die Reunionen (1679–1697), Stuttgart 1971 (= Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden Württemberg, Bd. 64).
- Ders.: Der Chausseebau in Württemberg während des 18. Jh. Infrastrukturpolitik zwischen Regierung, Landschaft und Schwäbischem Reichskreis, in: Aus südwestdeutscher Geschichte, hg. von W. Schmierer et al., Stuttgart 1994 (= Festschrift für Hans-Martin Maurer. Dem Archivar und Historiker zum 65. Geburtstag), S. 526–538.
- Ders.: Der Kaiser, die Reichskreise und der Chausseebau im 18. Jahrhundert, in: Zeitschrift für Neuere Rechtsgeschichte 18 (1996), S. 1–22.
- Wurzach-Tannenber, W. R. von: Katalog meiner Sammlung von Medaillen, Plaketten und Jetons, Bd. 2, Zürich/Leipzig/Wien 1943.
- Zedler, J. H.: Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste welche bishero durch menschlichen Verstand und Witz erfunden und verbessert worden, Halle/Leipzig 1732–1750, Bd. 13/14.
- Zürn, H.: Die vor- und frühgeschichtlichen Geländedenkmale und die mittelalterlichen Burgstellen der Kreise Göppingen und Ulm. Veröff. Staatl. Amt. A 6, Stuttgart 1961.
- Ders.: Die keltische Viereckschanze bei Tomerdingen, Kr. Ulm (Württemberg), in: Proceedings of the Prehistoric Society 37 (1971), S. 218.
- Ders. / Fischer, F.: Die keltische Viereckschanze von Tomerdingen, Stuttgart 1991 (= Materialhefte Vor- u. Frühgeschichte 14).

Architektur, Kunst und Kunsthandwerk des 17. und 18. Jahrhunderts im vorderösterreichischen Herrschaftsgebiet am Hochrhein

Patrick Bircher

1 Grundlagen

1.1 Einleitende Bemerkungen

Die primär topographisch orientierte Bezeichnung des Rheins und seiner angrenzenden Landschaftsräume blieb im Abschnitt zwischen Basel und dem Bodensee bis in die jüngere Vergangenheit schwankend. So wurde dieser Bereich in verschiedenen Publikationen unter dem Begriff „Oberrhein“ subsumiert.¹ Abgesehen von der Frage, ob sich mit dieser primär geographisch orientierten Gliederung auch aus historischer Sicht ein sinnvolles Betrachtungsfeld abgrenzen lässt, scheint deshalb im Hinblick auf die vorliegende Arbeit eine grundlegende begriffliche Klärung sinnvoll. Nachfolgend wird der Untersuchungsbereich mit dem mittlerweile im wissenschaftlichen und politischen Sprachgebrauch dies- und jenseits des Stromes gebräuchlichen Terminus „Hochrhein“ umschrieben. Der Beitrag bezieht sich auf den Abschnitt zwischen Kaiseraugst und Waldshut-Tiengen sowie die im Norden und Süden anschließenden Gebiete, deckt sich also weitgehend mit dem vorderösterreichischen Hoheitsbereich im südlichsten Breisgau, den die zuständigen Verwaltungsorgane im 18. Jahrhundert als „Oberes Rheinviertel“ bezeichneten.²

In zeitlicher Hinsicht bezieht sich der Beitrag auf die Phase zwischen dem Dreißigjährigen Krieg und den Umbruchprozessen, die im Anschluss an die Französische Revolution auch die politischen Verhältnisse am Hochrhein grundlegend veränderten.

¹ Vgl. beispielsweise NORBERT LIEB / FRANZ DIETH, Die Vorarlberger Barockbaumeister, München/Zürich 1960, S. 8; VOLKER PRESS, Die Oberrheinlande zwischen Westfälischem Frieden und Französischer Revolution, in: DERS. / EUGEN REINHARD / HANSMARTIN SCHWARZMAIER (Hg.), Barock am Oberrhein (Oberrheinische Studien, Bd. 6), Karlsruhe 1985, S. 3. Im Hinblick auf die österreichischen Vorlande, die sich von den Gebieten westlich des Arlberg bis auf die Höhe Straßburgs erstreckten, schließt die Darstellung auch den Raum zwischen Basel und dem Bodensee ein.

² Zu diesem begrifflichen Verständnis vgl. beispielsweise die von der Fricktalisch-Badischen Vereinigung für Heimatkunde herausgegebene Darstellung Nachbarn am Hochrhein. Eine Landeskunde der Region zwischen Jura und Schwarzwald. Fricktal – Rheintal – Hotzenwald, 2 Bde., Möhlin 2002.

Diese Periode lässt sich aus kunsthistorischer Perspektive unter dem Begriff des „Barock“ fassen. Bezogen auf Architektur und Kunsthandwerk lässt sich damit eine von politischen, wirtschaftlichen und sozialen Rahmenbedingungen beeinflusste Entwicklungslinie aufzeigen, die durch ein Repertoire charakteristischer Ausdrucksformen und deren variationsreiche Anwendung in Sakral- und Profanbau gekennzeichnet ist.³

1.2 Habsburgisch-österreichische Präsenz am Hochrhein

Über dem Eingang zum Gerichtssaal in Laufenburg weist noch heute die Wappentafel des Kaisers Matthias (reg. 1612–1619) auf die frühere politische Zugehörigkeit der Stadt hin. Das kunstvoll geschnitzte, farbig gefasste Relief entstand um 1614 in der Werkstatt des ortsansässigen Brüderpaares Heinrich und Melchior Fischer. Als Supraporte in ein qualitätvolles Rokokointerieur eingefügt, zeigt das Hoheitszeichen den in Schwarz und Gold gehaltenen Doppeladler mit einem zwischen die weit ausgebreiteten Schwingen eingefügten Medaillon, in dem zwei Renaissanceputten das vom goldenen Vlies eingerahmte Allianzwappen des Kaisers, den österreichischen Bindenschild und das Emblem der Stadt Laufenburg halten (Abb. 1).



Abb. 1: Laufenburg/CH, Gerichtssaal. Um 1614 in der Werkstatt der Gebrüder Heinrich und Melchior Fischer entstandene Wappentafel des Kaisers Matthias (reg. 1612–1619). Foto: Erich Treier, Oberhof/CH

Die dichte heraldische Komposition hebt die Tatsache ins Licht, dass die zu beiden Seiten des Rheins angelegte befestigte Siedlung bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts zum römisch-deutschen Reich und zu den habsburgischen Territorien in den Vorlanden gehörte. Nicht nur in Laufenburg, Rheinfelden, Säckingen und Waldshut, den ehemals kaiserlich-königlich vorderösterreichischen Waldstädten am Hochrhein, sondern auch im unmittelbar angrenzenden Gebiet zwischen Jura und Schwarzwald sind die Hinweise auf die früheren Herrschaftsverhältnisse noch unübersehbar

³ Einen knappen kunstgeschichtlichen Überblick über dieses Untersuchungsgebiet und den hier in Frage stehenden Zeitraum vermittelt PATRICK BIRCHER, *Kunst und Kultur zwischen Jura und Schwarzwald*, in: *Nachbarn am Hochrhein* (wie Anm. 2), Bd. 2, S. 205–246, hier bes.: S. 223–236; sowie DERS., *Barocke Kunst zwischen Rhein und Jura*, in: *Aare – Jura – Rhein. Landschaftsführer*, hg. von dreiklang.ch, Agentur für Natur und Kultur, Wölflinswil 2003, S. 419–430.

präsent. Grenzsteine und Wirtshausschilder, ein Fresko mit Doppeladler und Bindenschild an der westlichen Innenwand der Pfarrkirche Herznach oder die in rot-weiß-rot gehaltene Wetterfahne auf dem Kirchturm von Mettau lassen die reiche Vergangenheit dieser Landschaft unvermittelt in der Gegenwart aufleuchten.

1.3 Der Profanbau im Spannungsfeld der Kriege und Krisen in der frühen Neuzeit

Die Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges (1618–1648) warfen auch das Obere Rheinviertel, das die vier vorderösterreichischen Waldstädte und die Herrschaften Rheinfelden, Laufenburg und Hauenstein umfasste, in wirtschaftlicher Hinsicht weit zurück. Wie im vollständig geplünderten Zisterzienserinnenkloster Olsberg dauerte es oft Jahrzehnte bis die immensen materiellen Schäden behoben werden konnten. Die Wiederherstellung der Konventskirche und die Ausstattung im zeitgemäßen barocken Stil erforderten den unermüdlichen Einsatz dreier Generationen.

Im Westfälischen Frieden mussten die Vertreter des Kaisers 1648 zu Gunsten der französischen Unterhändler ihren Verzicht auf die Reichsgebiete im Elsass erklären. Damit rückte der vorderösterreichische Grenzraum zwischen Jura und Schwarzwald in die unmittelbare Nähe des westlichen Nachbarlandes.⁴ Insbesondere Rheinfelden, Säckingen, Laufenburg und Waldshut wurden im späten 17. und während des 18. Jahrhunderts mehrfach zu Angriffszielen französischer Truppen. Während die Städte der benachbarten Eidgenossenschaft in diesem Zeitraum eine kontinuierliche wirtschaftliche Entwicklung erlebten, die sich auch in der profanen Repräsentationsarchitektur niederschlug, konnten sich Handel und Gewerbe in den grenznahen Garnisonsstützpunkten nur in engem Rahmen entfalten. Schlichtheit und Uniformität prägen deshalb bis heute die Straßenzüge der früheren vorderösterreichischen Waldstädte.

Malereien und Stuckdekor an Außenfassaden oder in Wohnräumen blieben in den Siedlungen des südlichsten Breisgaus wenigen Akzentbauten vorbehalten. Neben den Rathäusern von Rheinfelden und Waldshut fanden barocke Schmuck- und Ausstattungselemente vereinzelt an Verwaltungsbauten sowie an Bürgerhäusern und Gasthöfen Verwendung. Die „Alte Post“ in Waldshut tritt in der meist kleinteiligen Fassadenabfolge der Kaiserstrasse als breit gelagerter Baukörper in Erscheinung. Eine markante Tordurchfahrt im Erdgeschoss und ein großzügig angelegter zentraler Treppenaufgang mit reich geschnitztem Geländer weisen auf die frühere Bedeutung des Gebäudes als wichtige Pferdepoststation zwischen Oberrhein und Arlberg hin.⁵

Neben der Landesherrschaft investierten vor allem Klöster und Stifte in umfangreichere Bauvorhaben. Kirchen und Pfarrhäuser, aber auch Verwaltungs- und Ökonomiebauten wurden veränderten Erfordernissen angepasst oder neu errichtet. Dazu

⁴ Die politischen, institutionellen und territorialen Verhältnisse an Ober- und Hochrhein von der Mitte des 17. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts beleuchtet PRESS, *Die Oberrheinlande* (wie Anm. 1), S. 3–18.

⁵ JOSEPH RUCH, *Geschichte der Stadt Waldshut*, Waldshut 1966, S. 359.

gehört etwa das um 1720 fertiggestellte Schaffnereigebäude der Deutschordenskommende Beuggen in Frick. Der gleichmäßig proportionierte, dreigeschossige Rechteckbau ruht unter einem hoch aufragenden Walmdach und beherrscht den historisch gewachsenen nördlichen Ortsteil. In seiner vornehmen Gesamterscheinung erinnert das Gebäude, das zu den bedeutendsten architektonischen Schöpfungen des Dixhuitème im Oberen Fricktal gehört, an kleinere Schlossanlagen des 18. Jahrhunderts. Es hebt sich wie der im selben Zeitraum umgestaltete frühere Gasthof „Zum Goldenen Adler“ in Rheinfelden,⁶ das mit spätbarocken Grisaille-Malereien dekorierte Haus „Zum Schiff“ in Laufenburg,⁷ oder das mit qualitätvollen Stuckaturen ausgestattete Gasthaus „Zum Schwert“ in Hornussen⁸ deutlich von einer weithin bescheidenen profanen Bau- und Wohnkultur ab.

Demgegenüber findet sich in den Randgebieten Vorderösterreichs eine glanzvolle barocke Sakralkunst. Vor dem düsteren Hintergrund kriegsbedingter Zerstörungen und verhaltener wirtschaftlicher Prosperität überrascht nicht nur die geographische Dichte, sondern auch die hohe künstlerische Qualität der Bauwerke und ihrer reichhaltigen Ausstattungen. Zwischen später Renaissance und frühem Klassizismus, einem Zeitraum, der im südlichsten Breisgau vom frühen 17. bis zum ausgehenden 18. Jahrhundert reicht, schufen ansässige und ortsfremde Künstler zeitlos gültige Werke, die dank der Restaurationsbemühungen der letzten Jahrzehnte wieder zu ihrer ursprünglichen Aussagekraft zurückgefunden haben.

1.4 Bauleute, Kunsthandwerker und ihre Auftraggeber

Die mit den Ereignissen des Dreißigjährigen Krieges verbundenen Krisenphänomene wirkten unmittelbar auf die Architektur und das Kunsthandwerk zurück. Wenn in dieser Phase überhaupt Neu- oder Erweiterungsbauten in Angriff genommen wurden, blieben sie noch weitgehend den tradierten Elementen der Gotik verhaftet. Durch die katholische Reform begünstigt, neigte dann aber die Formensprache in Bau- und Ausstattungskunst während der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts endgültig dem Barock zu.

Seit dem Spätmittelalter vergab das Bürgertum eine wachsende Zahl von Bau- und Ausstattungsaufträgen. Neben den Landesfürsten verfügten auch einzelne Adelsfamilien über hinreichende materielle Mittel, um Architektur und Kunsthandwerk in größerem Umfange zu fördern und neu aufbrechenden stilistischen Strömungen Raum zu geben. Die Vertreter der lokalen Nobilität standen meist im Dienst

⁶ JÜRGEN A. BOSSARDT, Der ehemalige Gasthof „Zum goldenen Adler“, in: RhNJB 1997, S. 67–75.

⁷ HANS MAURER, Laufenburg. Eine Stadt – zwei Nationen: Schweiz und Bundesrepublik Deutschland, SKF, Bern 1985, S. 23–24.

⁸ ROMANA ANSELMETTI, Hornussen aus kunstgeschichtlicher Sicht, in: Hornussen. Geschichte eines Fricktaler Dorfes, Hornussen 1991, S. 151–160, hier: S. 156.

der Stifte und Klöster oder der habsburgischen Landesherren und konnten sich teilweise noch auf einen beträchtlichen Bestand an Gütern und Rechten stützen. So geboten Mitglieder der verschiedenen Zweige der Familie von Schönau sowohl auf der linken, als auch auf der rechten Seite des Rheins über mehrere Niedergerrichtsherrschaften sowie einigen Streubesitz. Ihre Anwesen in Schwörstadt, Rheinfeld, Wehr, Oeschgen und Säckingen, wo sie über Generationen das Amt eines Großmeiers des Stiftes inne hatten, ließen die Freiherren zumindest teilweise dem Zeitgeschmack anpassen. Im ausgehenden 17. Jahrhundert nahm Rudolf von Schönau am repräsentativen spätgotischen Landsitz in Oeschgen verschiedene bauliche Veränderungen und Ergänzungen vor. In diesem Zusammenhang entstand zwischen 1687 und 1699 eine reich bemalte Felderdecke mit zentral eingefügtem, mehrteiligem Wappenmedaillon und rahmenden Pflanzenornamenten. Das außergewöhnliche Zeugnis einer gehobenen Wohnkultur im ländlichen Raum konnte im Rahmen der Sanierungs- und Wiederherstellungsarbeiten von 1973/74 vom Historischen Museum Basel zurückerworben und am ursprünglichen Bestimmungsort wieder eingebaut werden (Abb. 2).



Abb. 2: Oeschgen/CH, Schlösschen.
Die Felderdecke aus dem späten 17. Jahrhundert bringt das genealogisch verankerte Standesbewusstsein und das Repräsentationsbedürfnis des lokalen Adels zum Ausdruck. Foto: Beat Zimmermann, Rheinfelden/CH

Im Bauwesen, das durch die kriegerischen Ereignisse des 17. Jahrhunderts weit hin stagnierte, bestand um 1700 ein Nachholbedarf, den die einheimischen Fachkräfte kaum abdecken konnten. Sie waren auf kleinere Ausbesserungsarbeiten und Umbauten ausgerichtet, verfügten aber nicht über die nötige Kompetenz und Erfahrung, um Großprojekte realisieren zu können. Die führenden Meister, die im ausgehenden 17. und beginnenden 18. Jahrhundert im süddeutschen Raum eine breite Tätigkeit entfalteten, waren deshalb vor allem Vorarlberger und Bregenzer Bauleute. Ihre Aufträge erhielten sie in erster Linie von Klöstern und Stiften, deren Investitionstätigkeit der Entfaltung von Architektur und Kunsthandwerk eine tragfähige materielle Grundlage bot.

Getragen von den materiellen Ressourcen geistlicher Institutionen entfaltete sich seit dem späteren 17. Jahrhundert ein fruchtbares Zusammenwirken verschiedener Fachkräfte, die in den folgenden Jahrzehnten die Sakraltopographie am Hochrhein mit neuen Ausdrucksmöglichkeiten umgestalteten. Im dichten Beziehungsgeflecht von Architekten, Bauleuten, Freskant, Stuckateuren, Fassmalern und Kunstschmieden fand sich eine wachsende Zahl von Vertretern aus lokalen Werkstätten, deren Auftragsvolumen nun allmählich anstieg.

Die Grenzen zwischen den einzelnen Fachbereichen blieben jedoch durchlässig. Ein Meister, der sich in der Ausstattungskunst etabliert hatte, konnte bei einem Um- oder Neubauprojekt auch in planender und leitender Stellung auftreten. Er übernahm dann häufig einen Gesamtauftrag, der alle Arbeiten von der Phase der ersten Entwürfe bis hin zum vollendeten Bauwerk umfasste.⁹ Wer sich an einem Ort bewährt hatte, verfügte über entsprechende Referenzen und wurde insbesondere unter den geistlichen Institutionen weiterempfohlen. Die namentlich fassbaren Fachkräfte waren deshalb oft gleichzeitig an mehreren Projekten beschäftigt. Sie stützten sich auf breit zusammengesetzte Handwerkergruppen, deren personelle Konstellation je nach Umfang und Ort der anfallenden Arbeiten wechselte. Neben einer eingespielten Kerntruppe, die über eine hohe Fachkompetenz verfügte und unter der Leitung eines Meisters oft auch ein spezifisches stilistisches Vokabular ausprägte und pflegte, wurden vor Ort jeweils weitere einheimische Mitarbeiter beigezogen.

Die lebendigen kulturellen und wirtschaftlichen Wechselbeziehungen, die im vorderösterreichischen Gebiet zwischen Jura und Schwarzwald bestanden, lassen sich an der Ausstrahlung der während des Mittelalters gegründeten geistlichen Institutionen besonders klar ablesen. Die Benediktinerabtei St. Blasien, die Deutschordenskommende Beuggen, das Chorherrenstift St. Martin in Rheinfelden und das Zisterzienserinnenkloster Olsberg blieben im Gebiet zwischen Jura und Schwarzwald auch in der frühen Neuzeit die bedeutendsten Mäzene von Architektur und Ausstattungskunst.

In den Herrschaften Rheinfelden, Laufenburg und Hauenstein gingen entscheidende kulturelle Impulse vom adeligen Damenstift Säckinggen aus. Nachdem bereits in merowingischer Zeit am Grab des heiligen Fridolin ein Doppelkloster gegründet worden war, entwickelte sich während des Mittelalters vor allem die weibliche Kommunität zu einem Brennpunkt des geistlich-spirituellen Lebens. Als Reichskloster mit ausgedehnten Besitzungen, die vom Kernbereich am Hochrhein bis an den oberen Zürichsee und in das Tal von Glarus reichten, kam dem Stift Säckinggen in diesem Zeitraum für die kaiserliche Politik im Raume Südwestdeutschlands eine

⁹ In Anlehnung an die zeitgenössische Berufsbezeichnung „architectus“, die in deutschen Texten oft als „Baumeister“ wiedergegeben wurde, erscheinen beide Begriffe nachfolgend in gleicher Bedeutung. Sie beziehen sich neben der planenden und leitenden Tätigkeit im Rahmen von Bauprojekten auch auf die Organisation aller Arbeiten, die in diesem Zusammenhang anfielen. Vgl. dazu LIEB / DIETH, Die Vorarlberger Barockbaumeister (wie Anm. 1), S. 17.

eminente Bedeutung zu. Angehörige regionaler und burgundischer Hochadelsgeschlechter bildeten den Konvent, dessen Äbtissin 1307 in den Reichsfürstenstand erhoben wurde. Zu jenem Zeitpunkt hatte das Stift allerdings seine herausragende politische und wirtschaftliche Stellung im überregionalen Kontext bereits eingebüßt. Der privilegierte Status der Vorsteherin bildete deshalb vor allem eine Reminiszenz an frühere Herrschaftsverhältnisse, blieb aber für die weitere politische Entwicklung am Hochrhein ohne Belang.¹⁰

Der säckingische Klosterverband, der sich seit dem Spätmittelalter im Wesentlichen auf den geographischen Nahbereich des Stiftes zwischen Jura und Schwarzwald konzentrierte, stieg nie zu einem eigenständigen geistlichen Fürstentum auf, sondern blieb Teil des habsburgischen Hoheitsgebietes. Das Dynastengeschlecht, das seine Herrschaft am Hochrhein durch die Kastvogtei über das Kloster Säckinggen ausbauen und festigen konnte, verstärkte seit dem Spätmittelalter über die Restrukturierung der Verwaltungsgliederung und den Ausbau der zuständigen Organe auch im südlichen Breisgau seinen Einfluss auf die nachgeordneten Herrschaftsträger. Im Rahmen der sich zunehmend verdichtenden Strukturen des frühneuzeitlichen Territorialstaates blieb für die politischen und rechtlichen Entscheidungskompetenzen lokaler geistlicher und weltlicher Körperschaften nur noch wenig Raum. Auf wirtschaftlicher Ebene kam den mit beträchtlichem Grundbesitz ausgestatteten Ordenshäusern und Stiften aber weiterhin erhebliches Gewicht zu. Insbesondere der Säckinger Konvent behielt im südlichen Breisgau eine Sonderstellung, die neben den ausgedehnten Besitzungen und dem kirchenrechtlich abgestützten Einfluss in den zugeordneten Kollaturpfarreien auch auf der Bedeutung des hl. Fridolin beruhte. Seine Verehrung als Patron des Stiftes und des angegliederten Herrschaftsverbandes hatte sich über Generationen gefestigt und fand während der Barockzeit in glanzvollen liturgischen Feiern einen sinnenfälligen Ausdruck.¹¹ Das Grab des Glaubensboten bildete das Ziel zahlreicher Wallfahrten und seine kostbar gefassten Reliquien wurden in einer seit dem 14. Jahrhundert schriftlich fassbaren Prozession am Fest des Heiligen feierlich durch die Strassen der Stadt getragen.¹² Diese in der Volksfrömmigkeit verankerte liturgische Handlung, die noch heute die Menschen von dies- und jenseits des Rheins in Säckinggen zusammenführt, ist neben dem Münster und dem angrenzenden fragmentarisch erhaltenen Gebäudekomplex des Stiftsbezirks ein sichtbares Zeichen für die Bedeutung, die das adelige Damenstift als geistlich-spiritueller und wirtschaftliches Zentrum in der Region am Hochrhein auch während der frühen Neuzeit behielt.

¹⁰ FRIDOLIN JEHLE / ADELHEID ENDERLE-JEHLE, Die Geschichte des Stiftes Säckinggen (Beiträge zur Aargaugeschichte, Bd. 4), Aarau 1993, S. 198–199.

¹¹ Vgl. dazu beispielsweise ADOLF REINLE, Die Säckinger Fridolinsprozession und ihre lebenden Bilder von 1730 bis 1783, in: ZAK 47 (1990), Heft 4, S. 305–326.

¹² Zur Ersterwähnung der Prozession im Jahre 1347 vgl. GLAK, Copialbuch 1141, Urkunde vom 17. April 1347. Fridolin Jehle vermutet allerdings, dass die mit dem Gedenktag des Heiligen verbundene Prozession bedeutend früher einsetzte, vgl. dazu JEHLE / ENDERLE-JEHLE, Die Geschichte des Stiftes Säckinggen (wie Anm. 10), S. 125.

1. 5 Die Bedeutung des adeligen Damenstiftes Säckingen für die sakrale Bau- und Ausstattungskunst des Barock am Hochrhein

1. 5. 1 Die erste barocke Umgestaltung des Fridolinsmünsters

Die 1360 geweihte gotische Stiftskirche auf der Rheininsel wurde beim Stadtbrand von 1678 stark zerstört. Das Mauerwerk der dreischiffigen Basilika blieb jedoch bis zur Höhe des Dachansatzes erhalten. Mit der Wiederherstellung, die sich über mehrere zeitlich gestaffelte Etappen erstreckte, setzte am Hochrhein eine erste größere Phase barocker Bau- und Ausstattungskunst ein.

Die Leitung der Arbeiten wurde Michael Widemann aus Elchingen bei Ulm übertragen, der auch die oktogonalen Seitenkapellen zu beiden Seiten des Langhauses entwarf.¹³ Gleichzeitig war der Baumeister mit der Neuerrichtung der Konventsgebäude in der Benediktinerabtei Neresheim beschäftigt, wo er zuvor schon die Klosterkirche stuckiert hatte. Bei der Bauleitung in Säckingen stützte sich der Elchinger Architekt auf Lorenz Bauer und Wilhelm Willy aus Schwaben, mit denen er bereits früher zusammengearbeitet hatte. Daneben wurden Handwerker aus der Region wie die Maurermeister Fritz Frisch aus Zuzgen und Jakob Frey aus Wölflinswil oder der Zimmermann Heinrich Döbeli aus Oeschgen für die Umsetzung der Pläne herangezogen.¹⁴

Für die Ausstattungsarbeiten stand Widemann eine Gruppe aus Wessobrunn zur Seite. Ein Vergleich mit Stuckdekorationen, die im selben Zeitraum in Süddeutschland entstanden sind, weist die Arbeiten in den Säckinger Oktogonalkapellen in den Umkreis der Familie Schmuzer. Die saftigen Akanthusranken mit kräftig durchgebildetem Laubwerk deuten auf einen Meister der zweiten Generation hin, an deren Spitze Johann Schmuzer stand.¹⁵ Nach den erhaltenen Ausstattungsteilen zu schließen, schuf er in Säckingen ein Spätwerk. Es unterscheidet sich deutlich von den Arbeiten, die seine Söhne kurz danach in Rheinau (1708–1710), Irsee (1702–1708) oder Obermarchthal (Sakristei 1701) ausführten.¹⁶ Thomas Bader und Franz Schnell, die im November 1701 *im Namen aller Gesöllen* auftraten,¹⁷ sind als Künstlerper-

¹³ Zu Leben und Werk des Baumeisters und Architekten vgl. ANTON AUBELE / LUDWIG OHNGEMACH, Die Familie Widemann – eine bisher wenig erforschte Baumeisterdynastie der Barockzeit aus Unterelchingen und Ehingen, in: Geschichte im Landkreis Neu-Ulm, (Jahrbuch des Landkreises Neu-Ulm, Bd. 6), Neu-Ulm 2000, S. 61–90, hier bes.: S. 63 ff.

¹⁴ FRIDOLIN JEHLE, Der Anteil der Landschaft am Säckinger Münsterbau, in: VJzSchw. 35 (1960), S. 31–35, hier: S. 34. Jakob Frey hatte 1691/92 bereits das Langhaus der Pfarrkirche Herznach neu aufgeführt.

¹⁵ HUGO SCHNELL / UTA SCHEDLER, Lexikon der Wessobrunner. Künstler und Handwerker, München/Zürich 1988, S. 242–243.

¹⁶ ANDREAS MOREL F. A., Stukkaturen des Hochbarocks und des Rokokos im Fridolinsmünster zu Säckingen, in: ZAK 32 (1975), Heft 1, S. 42–55, hier: S. 45.

¹⁷ Die beiden Kunsthandwerker quittierten im November 1701 die Beträge, die das Stift den Stuckateuren ausbezahlte. Vgl. dazu GLAK, Fasc. 280c (Beilage zur Kirchenbaurechnung 1701–1703): [...] *dass mir endsbenannten wegen in diesem 1701-ten Jahr mit denen unter*

sönlichkeiten nicht näher fassbar. Sie zählten aber offenbar zum inneren Kreis einer Gruppe, die an verschiedenen Projekten Michael Wiedemanns beschäftigt war und kurz zuvor unter dessen Leitung in der Zisterzienserabtei Salem am Bodensee gearbeitet hatte.¹⁸ Neben ihrer Herkunft aus Wessobrunn verband einige Fachkräfte, die in unterschiedlichen Quellendokumenten namentlich aufscheinen,¹⁹ eine über Jahre währende Gefolgschaft mit der Stuckatorendynastie Schmuzer. Zu diesem Kreis zählten insbesondere Simon Stihler, der 24 Jahre lang als Palier Johann Schmuzers arbeitete, aber auch Simon, Matthias und Georg Bader oder Franz Schnell, der in der zeitgenössischen Beurteilung als *celebris gypsarius* galt und in Weingarten im Trupp von Franz Schmuzer in leitender Stellung tätig war.²⁰

Neben den Bauleuten aus Schwaben, den Stuckateuren aus Wessobrunn und den einheimischen Handwerkern war Francesco Antonio Giorgioli der einzige „wälsche“ Künstler, der maßgebend an der ersten barocken Umgestaltung des Säckinger Münsters mitwirkte. Die Verhandlungen des Stiftes mit dem aus Meride im heutigen Kanton Tessin stammenden Maler dürften 1698 eingesetzt haben.²¹ Anfang Juni des folgenden Jahres übertrug ihm der Konvent den Auftrag, in die neu angelegten

meiner Inspektion gebahnten Stuckhadoren gemachter Arbeit sowohl in der Kirchen oratorio, als Gängen mit 1425 fl. 24 xr samt 40 fl. Discretion oder Raiskösten, also in allem 1466 fl. 24 xr zu Handen geliefert und bezahlt worden seye, thue hirmit bester massen quidiren. Ich Thomas Bader, Ballier beckhen wie obsteht; ich Franz Schnell bekhene wie obsteht im Namen aller Gesöllen.

¹⁸ Im Rahmen der Arbeiten in Salem wurde Wiedemann 1698 zunächst von 17 und ein Jahr später von 23 Stuckateuren unterstützt, von denen elf namentlich erwähnt sind. Vgl. dazu ULRICH KNAPP, Salem. Die Gebäude der ehemaligen Zisterzienserabtei und ihre Ausstattung, 2 Teile (Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg 11), Stuttgart 2004, S. 342.

¹⁹ Aufgrund weiterer Quellen lassen sich auch Remigius Kramer, Christoph Schütz, Lorenz Gigl, Hans Georg Müller, Moritz Buechner sowie Johannes, Caspar, Augustin und Georg Stihler (Stiller) als Stuckateure nachweisen. MAS, Bauamtsrechnungen, Jahrzeitamtsrechnungen, Abteirechnung, Schaffneirechnungen, Ehebücher; GLAK (Fragmente Münsterbau 1670–1754), Fasc. 279, 280, 280 a–c (mit Beilagen). Während Christoph Schütz und Remigius Kramer enge Mitarbeiter Thomas Baders waren, standen die übrigen zum Teil über Jahrzehnte im Dienste des Stiftes. Vgl. dazu MOREL, Stukkaturen (wie Anm. 16), S. 45.

²⁰ GEORG HAGWER, Die Bauthätigkeit und Kunstpflege im Kloster Wessobrunn und die Wessobrunner Stuccatoren, in: Oberbayerisches Archiv für vaterländische Geschichte 48 (1893/94), S. 195–521, hier: S. 505.

²¹ Im Frühjahr 1699 entsandte die Äbtissin Johann Pfeiffer nach Baden, beziehungsweise Muri. Obschon über die Mission keine näheren Aufzeichnungen vorliegen, dürfte es sich um Vorverhandlungen mit Giorgioli gehandelt haben, der in jenem Zeitraum an diesen beiden Orten im Aargau tätig war. Kurz danach nahm jedenfalls des *Fresco Mahlers Knecht* vom Stift eine kleinere Summe Geld für eine nicht näher bestimmte Arbeit entgegen und am 5. Juni 1699 schlossen die Parteien den Vertrag über die Freskierung des Langhauses. Vgl. dazu GLAK, 97/280, Nr. 27, sowie ELISABETH KELLER-SCHWEIZER, Die Decken- und Altarbilder Francesco Antonio Giorgiolis im Münster zu Säckingen, in: ZAK 32 (1975), Heft 1, S. 56–65, hier: S. 56.

Stuckrahmen im Langhaus 28 große und 38 kleinere Fresken mit Szenen aus dem Leben des heiligen Fridolin einzufügen. Dafür sollte er mit 410 Schweizer Talern und sein Sohn, der an anderer Stelle „Peterlin“ genannt wird,²² mit 4 Talern Trinkgeld entschädigt werden. Das Stift erklärte sich zudem bereit, die notwendigen Farben einzukaufen und den Meister an der fürstlichen Tafel, dessen Sohn aber am Nebentisch zu verköstigen.²³

Die Bildinhalte legten der Kustos des Kapuzinerklosters, der Kanonikus und Dekan Franz Balthasar Frey sowie der Amtmann des Stiftes, Ludwig Beltz, wohl nach vorgängiger Absprache mit der Äbtissin fest. Diese in lateinischer und italienischer Sprache abgefassten Vorgaben bildeten Teil des Kontraktes und wurden Giorgioli als Referenzgrundlage zugestellt, nach der er die *Histori, als (auch) Symbola zuemalen einrichten solle*.²⁴ Der Freskant führte die Arbeiten offenbar zur Zufriedenheit der Äbtissin und der Stiftsdamen aus. In zwei Zusatzverträgen vertrauten sie ihm auch die analoge Gestaltung der beiden Nebenkappen, des Chorbereichs und des Oratoriums an.²⁵

Im Oktober 1701 war das wohl repräsentativste Werk des „Antonio Francisco Giorgioli, kunstreichen Mahleren aus Italien“ wie er in der Schlussabrechnung genannt wird, vollendet.²⁶ Obschon er vorwiegend als Freskant arbeitete, konnte Giorgioli in der Folge auch die Altarblätter liefern, die zur Vollendung der Ausstattung noch fehlten. Archivalische Hinweise und die Tatsache, dass die Künstler diese Gemälde meist als Werkstattarbeiten während der kalten Jahreszeit ausführten, legen die Vermutung nahe, dass die Darstellungen für die Säckinger Altäre im Winter 1721/22 in Giorgiolis Atelier in Meride oder Lugano entstanden sind.²⁷ Aber auch danach brach der Kontakt zwischen dem Künstler und dem adeligen Damenstift am Hochrhein nicht ab. Wie sich aus knappen Ausgabennotizen schließen lässt, führte Giorgioli bis im Jahr vor seinem Tod noch kleinere Arbeiten für das Säckinger Fridolinsmünster aus.²⁸

²² GLAK, 97/280 b, Kirchenbaurechnung vom 14. August bis Ende 1700.

²³ MAS, Rechnungsbeilage zum Kirchbau 1699/1700, im Band: Beilagen zur Abtei- und Schaffneirechnung 1694–1699, Nr. 43: *Verding mit H. Francisco Giorgioli Frescomahlern über das gemöhl in des Frstl. Stifts Seggingen Stifti Kirchen St. Fridolins [...]*. Der Akkord ist in einer transkribierten Fassung abgedruckt bei KELLER-SCHWEIZER, Die Decken- und Altarbilder (wie Anm. 21), S. 63 (Quellentexte im Anhang, Nr. 1).

²⁴ MAS, Beilage zur Abtei- und Schaffneirechnung 1694–1699, Rechnungsbeilage zum Kirchenbau 1699/1700, Nr. 43.

²⁵ Der am 27. Juli 1700 aufgesetzte Zusatzvertrag wurde ergänzend an den Akkord vom 5. Juni 1699 angeschlossen. Vgl. dazu MAS, Rechnungsbeilage zum Kirchbau 1699/1700, in: Beilage zur Abtei- und Schaffneirechnung 1694–1699, Nr. 43 (a tergo), abgedruckt bei KELLER-SCHWEIZER, Die Decken- und Altarbilder (wie Anm. 21), S. 64 (Quellen, Nr. 2).

²⁶ GLAK, Akten 97/277, Kirchenbaulichkeiten, Abrechnungen mit F. A. Giorgioli vom 21. Oktober 1701.

²⁷ KELLER-SCHWEIZER, Die Decken- und Altarbilder (wie Anm. 21), S. 61.

²⁸ MAS, Stiftische Jahrzeitamrechnung 1723/24.

Die Hauptaufträge im adeligen Damenstift am Hochrhein fielen in die Blütezeit von Giorgiolis künstlerischem Wirken. Die Freskierungen der Klosterkirchen von Pfäfers (ab 1693) und Muri (ab 1696) dürften ihm bereits ein gewisses Ansehen verschafft haben und ließen ihn offenbar auch für das Säckinger Projekt geeignet erscheinen. Über welchen Weg der Kontakt zu Fürstäbtissin Maria Regina von Ostein (reg. 1693–1718) zu Stande kam, lässt sich aufgrund der erhaltenen Quellen nicht ermitteln. An seine früheren Arbeitsorte war der Freskant durch die Vermittlung von Giovanni Betini aus Lugano gelangt, der die Aufträge für barocke Umgestaltungen als Generalunternehmer übernahm und dann je nach Arbeitsfeld die entsprechenden Kunsthandwerker anwarb. Gegenüber dem Säckinger Konvent trat Giorgioli erstmals als völlig eigenständiger Maler auf.²⁹

Die Arbeiten im Fridolinsmünster stehen am Beginn einer Reihe bedeutender Werke, die der Meister aus Meride in der Region am Hochrhein hinterließ. So finden die Gewölbe der beiden erhaltenen Oktagonalkapellen im zierlichen Barock-Pavillon des Säckinger Schlossparks gleichsam ein verkleinertes, weltliches Pendant. Während in den Seitenkapellen das Leben der Apostel und das Eingreifen der Engel in das menschliche Leben die Leitthemen bilden, erscheinen in der Kuppel des Teehauses am Rhein Szenen aus der antiken Mythologie.

Nach dem Wiederaufbau der Türme zwischen 1724 und 1726 wurde die Außenhülle des Fridolinsmünsters unter der Leitung von Giovanni Gaspare Bagnato neu gestaltet. Neben der Nischenarchitektur im Chorbereich schuf der Architekt um 1740 auch die rahmenden Elemente des Hauptportals und verlieh der Doppelturmfassade damit einen kräftigen plastischen Akzent³⁰ (Abb. 3).

1. 5. 2 Die spätbarocke Ausstattung

Durch die Unachtsamkeit eines Orgelbauers entstand am 1. Dezember 1751 auf der Westempore des Fridolinsmünsters ein Brand, der sich in kürzester Zeit gegen Osten ausbreitete und die Gewölbe des Langhauses zerstörte. Der Konvent war jedoch bestrebt, die Schäden möglichst rasch wieder zu beheben und schloss bereits zweieinhalb Monate später, am 15. Februar 1752, mit Johann Michael Feichtmayr „einem der hervorragendsten Stukkatoren und Altarbauer des süddeutschen Rokoko“ einen Vertrag über die Neugestaltung des Langhauses.³¹

²⁹ Die Akkorde, die ihn gegenüber dem Stift als Vertragspartei nennen, unterzeichnete der Freskant stets allein mit „Francesco Antonio Giorgioli Pitore“. Vgl. dazu KELLER-SCHWEIZER, Die Decken- und Altarbilder (wie Anm. 21), S. 63–65, (Quellentexte im Anhang).

³⁰ FRIDOLIN JEHL, Die Baugeschichte des Säckinger Münsters nach dem Befund des schriftlichen Quellenmaterials, in: ZAK 32 (1975), Heft 1, S. 9 und S. 13–14 (Anhang II, Vertrag zwischen dem Stift und dem Architekten).

³¹ Zu Leben und Werk Johann Michael Feichtmayrs zusammenfassend: NORBERT LIEB, Art. Feichtmayr, in: Neue Deutsche Biographie, Bd. 5, Berlin 1961, S. 52–54.



Abb. 3: Bad Säckingen, Fridolinsmünster. Westfassade mit dem von Johann Kaspar Bagnato um 1740 neu gestalteten Hauptportal. Die kräftig akzentuierte Rahmenarchitektur schließt als Supraporte eine reich gefasste Kartusche mit dem Wappen der Auftraggeberin, Fürstbäbtissin Maria Josepha Regina von Liebenfels (reg. 1734–1753), ein. Foto: Patrick Bircher

Der bestens ausgewiesene und erfahrene Kunsthandwerker verpflichtete sich, im Hinblick auf die geplante Arbeit einen *Riss* vorzulegen, *deme von- oder zue-zuthun das fürstl. Stüfft sich reserviert*.³² Bei Vertragsabschluss waren also weder die formale Gestaltung noch die Bildinhalte verbindlich festgelegt. Der Konvent behielt sich vor, an den Entwürfen Feichtmayrs Änderungen vorzunehmen und dem Gestaltungskonzept abschließend die Zustimmung zu erteilen. Nachdem der Stuckateur während der Sommermonate 1752 und 1753 in Mittel- und Seitenschiffen *seine Kunst, Erfahrung und sonderen Fleiss sathsambst dargethan* und seine Arbeit *zue all vollkommener und gnediger Zuefriedenheit* ausgefallen war,³³ bestand zwischen Langhaus und Chor ein stilistischer Unterschied. Während der Laienbereich *auf die beste Art und neuiste Fasson* *verfertigt* in den Formen des Rokoko gehalten war, zeigte der anschließende Kleriker- und Altarbereich die gut fünfzig Jahre früher entstandene, vom Brand verschonte Ausstattung des Hochbarock. Gemessen an den Arbeiten in den beiden Seitenkapellen dürfte dabei kein Qualitätsunterschied bestanden haben. Allerdings galt der Stuck der älteren Wessobrunner Schule und die verhältnismäßig kleinteilige Gliederung des Gewölbes in zahlreiche Bildfelder

offenbar als nicht mehr zeitgemäß. Noch bevor Feichtmayr im Spätherbst 1753 ins Winterquartier abreiste, verpflichtete ihn der Konvent in einem zweiten Kontrakt zur Neustuckierung des Chorraumes. Im April des folgenden Jahres begann sein Trupp

³² Der am 15. Februar 1752 datierte Akkord zwischen dem Stift und Johann Michael Feichtmayr ist im Wortlaut abgedruckt bei JEHLÉ, Die Baugeschichte des Säckinger Münsters (wie Anm. 30), S. 14 (Anhang III).

³³ Einleitung zum zweiten Vertrag vom 28. Oktober 1753. Der Text findet sich vollständig transkribiert bei JEHLÉ, Die Baugeschichte des Säckinger Münsters (wie Anm. 30), S. 15 (Anhang IV).

denn auch vertragsgemäß, *das alte Gips und den Bestrich, wo nöthig, vollkommen ab[zu]schlagen*.³⁴ Wie vom Stift gefordert, entsprach die neue Ausstattung dem Dekorationssystem im Mittelschiff. Angesichts des vergleichsweise hohen materiellen Aufwandes, der mit einer Umgestaltung dieser Art stets verbunden war, erstaunt das offensichtlich rein ästhetisch motivierte Vorgehen des Säckinger Konventes. Neben den 1500 rheinischen Gulden, die Johann Michael Feichtmayr als Entschädigung für sich und seine Mitarbeiter bezog, trug das Stift auch die Kosten für den Ankauf und den Transport des notwendigen Materials auf die Baustelle sowie den Aufbau des Gerüsts. Während der Arbeiten mussten zudem zwei Handlanger angestellt und dem Meister mit seinen zwei Palieren Verpflegung und Unterkunft zur Verfügung gestellt werden.³⁵ Im Gegenzug verpflichtete sich der Augsburger Stuckateur, *sambtliche Arbeith längstens bis Martini 1754 herzustellen und zue vollenden*. Damit das Werk termingerecht abgeschlossen würde und *die Gerüster künftiges Jahr vollkommen aus dem Chor und [der] Kirchen gebracht werden möchten*, ließ das Stift im Akkord festhalten, dass *Speiss, Trankh und Ligerstatt* nur für ein Jahr zur Verfügung stünden.³⁶

Die Bestimmungen der Werkverträge und verschiedene Rechnungseinträge werfen ein Licht auf die Mitarbeiter und Hilfskräfte, die im Umfeld Feichtmayrs beschäftigt waren. Einige wirkten unter seiner Leitung auf verschiedenen Baustellen und gehörten über Jahre zum personellen Kernbestand seines Trupps. Andere wurden für ein spezifisches Projekt angeworben und gingen nach dessen Abschluss wieder eigene Wege.

Seit dem späteren 17. Jahrhundert hatte sich in den vorderösterreichischen Waldstädten eine größere Zahl von Kunsthandwerkern niedergelassen. Neben einheimischen Familien fanden auch Fachkräfte aus geographisch entfernteren Gebieten am Hochrhein ihr Auskommen. Dazu zählten insbesondere Stuckateure, die aus Wessobrunn oder aus Vorarlberg stammten und zunächst im unmittelbaren Umfeld von Stiften und Klöstern tätig waren. Als umfangreichstes Bauprojekt, das nach dem Dreißigjährigen Krieg in Angriff genommen wurde, war die erste Barockisierungsphase des Säckinger Münsters mit einem in der Region unvergleichlich hohen Auftragsvolumen verbunden. Mit dem Zuzug zahlreicher Fachkräfte setzte in unterschiedlichen Fachbereichen eine kontinuierliche lokale Werkstatttradition ein, die bis ins frühe 19. Jahrhundert fort dauerte. Auch in Phasen, in denen keine größeren Projekte wie Um- oder Neubauten zu vergeben waren, fielen im Umfeld der Stifte und Klöster immer wieder Unterhalts- und Ergänzungsarbeiten an. Vor allem der Säckinger Konvent beschäftigte stets eine größere Zahl von Fachkräften, die teils fest angestellt waren, teils für bestimmte Aufgaben von außen herbeigerufen wurden. Dabei fielen nicht nur im Stiftsbezirk, sondern auch an den Kirchen sowie den

³⁴ FRIDOLIN JEHLE, Die Baugeschichte des Säckinger Münsters (wie Anm. 30), S. 15 (Anhang IV), Vertrag vom 28. Oktober 1753, Paragraph 1.

³⁵ Ebd., Paragraph 6.

³⁶ Ebd., Schlussbestimmungen.

Pfarr- und Verwaltungsgebäuden, die zum Herrschaftsbereich der Fürststäbtissin gehörten, unterschiedliche Arbeiten an. Über die Angestellten hinaus, die von der Schaffnerei regulär besoldet wurden, erhielten zahlreiche Fachkräfte sporadische Aufträge. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts waren im unmittelbaren Umfeld des Stiftes offenbar mehrere Stuckateure verfügbar. Der Rat verfolgte deshalb gegenüber Vertretern dieser Berufsgruppe eine restriktivere Einbürgerungspraxis, die wohl primär durch lokale Wirtschafts- und Standesinteressen motiviert war.³⁷

Im Zusammenhang mit der zweiten Barockisierungsetappe am Fridolinsmünster hatte Johann Michael Feichtmayr deshalb zweifellos die Möglichkeit, auf einen Kreis ortsansässiger Fachleute zurückgreifen zu können. Zu ihnen dürften auch Mitglieder der Familie Stihler gehört haben. Aus dem Raume Wessobrunn stammend, hatten verschiedene Vertreter zunächst über Jahre in treuester Gefolgschaft zur Stuckatordynastie Schmuzer gestanden. Am Hochrhein fasste das Geschlecht mit den Brüdern Johannes und Caspar Stihler Fuß. Sie ließen sich spätestens 1708 in Säckingen nieder, wurden eingebürgert und nach ihrer Heirat mit Töchtern aus dem einheimischen Bürgertum auch mit politischen Ämtern betraut. Aus dem Umfeld Wessobrunns und dem Mitarbeiterkreis der Familie Schmuzer blieben auch weitere Stuckateure aus dem Geschlecht der Bader, Gigl, Schnell oder Müller nach Abschluss der ersten Barockisierungsetappe zumindest für begrenzte Zeit am Hochrhein und führten für das Stift weitere Aufträge aus.³⁸ Sie begründeten damit im Bereich der Stuckplastik eine lokale Handwerkstradition, die über die Region ausstrahlte.

Johann Michael Hennevogel, der aus Wessobrunn stammte und sich in Säckingen niedergelassen hatte, arbeitete nach 1751 zunächst als Palier unter der Leitung Johann Michael Feichtmayrs an der Stuckierung von Langhaus und Chor des Fridolinsmünsters. Er erreichte unter dem Augsburgener Meister eine hohe Kunstfertigkeit und gestaltete wenige Jahre danach den Stuckdekor in den Pfarrkirchen von Laufenburg und Minseln.³⁹

³⁷ Am 3. Dezember 1753 lehnte der Säckinger Rat das Gesuch von Augustin Stihler, *Stuckhador von Wessenbrunn aus Bayern* um Aufnahme ins Bürgerrecht mit der Begründung ab, dass *auch ohne dem schon vile Stuckhador allhier sich befinden*. Vgl. dazu StAS, Ratsprotokolle 1753, Eintrag sub dato.

³⁸ Neben den Stiftsgebüchlichkeiten, etwa an den Häusern verschiedener Kanoniker oder am Sitz des Oberamtmannes, führten sie auch Aufträge in den umliegenden Dörfern aus. Lorenz Gigl war 1715/16 während drei Tagen im Pfarrhaus von Niedermumpf beschäftigt, (MAS, Schaffneirechnung 1715/16, pag. 83). Caspar Stihler erhielt zwischen 1721 und 1722 mehrfach größere Zahlungen für Arbeiten im Pfarrhof von Schupfart, (MAS, Schaffneirechnung 1720/21, pag. 83, und 1721/22, pag. 83 f. und 169). Johannes Müller wurde 1753 für Stuckarbeiten im Chor der Kapelle von Obersäckingen entschädigt, (MAS, Bauamtsrechnung 1752/53, pag. 36).

³⁹ Johann Michael Hennevogel erscheint in den Rechnungen des Stiftes mehrfach. Vgl. dazu MAS, Bauamtsrechnungen 1752–1755, pag. 78. Er stammte aus Wessobrunn, erwarb 1748 das Säckinger Bürgerrecht und heiratete dort am 1. März 1749 Maria Dorothea Stihler, die Tochter von Johannes Stihler, der seine Ausbildung als Stuckateur im Umfeld der

Durch die Vermittlung Johann Michael Feichtmayrs dürfte auch der vielseitig tätige „Historien- und Freskomaler“ Franz Joseph Spiegler an den Hochrhein berufen worden sein. Die beiden hatten sich spätestens 1747 im Rahmen der Ausstattung der neu errichteten Abteikirche von Zwiefalten kennen gelernt, wo Spiegler die Fresken des Mittelschiffs und des Chores sowie das Hochaltarblatt ausführte. Zum Dank für dieses gelungene Werk errichteten Stuckateur und Maler gemeinsam mit dem planenden und leitenden Architekten Johann Michael Fischer im nahe bei Zwiefalten gelegenen Gossenzugen eine kleine Kapelle. Die enge persönliche Verbundenheit zwischen den beiden Künstlerpersönlichkeiten bildete die Grundlage für die weitere fruchtbare Zusammenarbeit in Säckingen.

1691 in Wangen im Allgäu geboren, erhielt Spiegler seine Grundausbildung zu Beginn des 18. Jahrhunderts in München, wo ihm einerseits die umfangreichen Kunstsammlungen der Wittelsbacher, andererseits die in der Residenzstadt arbeitenden Künstler, darunter vor allem Johann Georg Bergmüller, der spätere Augsburger Akademiedirektor, entscheidende Anregungen vermittelt haben dürften. Nach kleineren Aufträgen als Tafelbild- und Fassmaler berief ihn Abt Rupert Ness 1723 ins Reichskloster Ottobeuren. Der ebenfalls aus Wangen stammende Prälat übertrug dem Künstler nicht nur verschiedene Aufträge, sondern ließ ihn bei den mit der Ausstattung des „schwäbischen Escorial“ beschäftigten deutschen und italienischen Meistern auch die Freskokunst erlernen. Spiegler fand deshalb unter anderem Gelegenheit, mit Jacobo Amigioni, Karl Jakob Stauder und dem vielseitig begabten Johann Baptist Zimmermann zusammenzuarbeiten. Zwei Jahre später verließ Spiegler Ottobeuren, nachdem er dort den Theatersaal freskiert und vier große Tafelbilder geschaffen hatte. Mit diesen Werken konnte sich der Künstler über eine breite Fachkenntnis und die Fähigkeit ausweisen, auch größere Aufträge eigenständig zu realisieren. In der Folge führte er vor allem für Benediktinerkonvente in Süddeutschland und der Deutschschweiz zahlreiche Arbeiten aus. Dazu zählten neben Zwiefalten, wo er sein monumentalstes Werk schuf, die Abteien St. Blasien, St. Peter im Schwarzwald, Engelberg, Ochsenhausen und Muri.

Einen bedeutenden Förderer und Fürsprecher fand Spiegler im langjährigen Konstanzer Weihbischof Franz Johann Anton von Syrgenstein (1683–1739), der ihn für die Ausführung des großen Deckengemäldes im Damenstift Lindau empfahl. Nach den Arbeiten in Zwiefalten zog Spiegler mit seiner Familie und dem Gesellen Johann Conrad Wenger nach Konstanz um. Von hier aus nahm er sein zweites großes Alterswerk, die Freskierung des Säckinger Fridolinsmünsters, in Angriff. Den

Wessobrunner Familie Schmuzer erhalten hatte, um 1708 in Säckingen ansässig wurde und als Meister der Sebastians- beziehungsweise der Fridolinsäule am Choreingang des Münsters gilt. Vgl. dazu MOREL, Stukkaturen (wie Anm. 16), S. 54, Anm. 17 und S. 55, Anm. 36.

Abschluss dieses Werkes dürften Signatur und Datum auf dem Gemälde unter der Orgelempore bezeichnen: *Fr. Jos. Spiegler/jnv. et pinxit 1754/Constanz*.⁴⁰

Zu den führenden Mitarbeitern des Meisters zählte in dieser Phase Anton Morath aus Grafenhausen. Er führte nachweislich das Fresko auf der Innenseite des Chorbogens aus,⁴¹ schuf ungefähr zur selben Zeit den Gemäldezyklus in der Pfarrkirche Laufenburg und arbeitete dann über die Region am Hochrhein hinaus an verschiedenen Projekten, unter anderem auch in der Ortenau.⁴²

Unter dem Einfluss der barocken Um- und Neubauten in Säckingen und Arlesheim ließen die Rheinfelder Kanoniker den Chor der Stiftskirche St. Martin neu ausstuckieren. Diese Maßnahme gab auch den städtischen Behörden Anlass, das baulich vernachlässigte und dunkle Langhaus zeitgemäß zu erneuern. Der aus Vorarlberg stammende Stuckateur Johann Martin Fröwis und der ortsansässige Freskant Franz Fidel Bröchin schufen zwischen 1769 und 1772 einen lichterfüllten Sakralraum, den sie durch ein neues Ausstattungsprogramm zu einer einheitlichen Gesamtwirkung führten.

1.6 Barocker Kirchenbau als Sonderleistung

Nach den Arbeiten in der Stifts- und Pfarrkirche St. Martin in Rheinfelden erhielt Franz Fidel Bröchin den Auftrag, die Mettauer St. Remigiuskirche mit einem Freskenzyklus auszustatten. Die Entstehungsgeschichte dieses Sakralbaus erhellt exemplarisch die Koinzidenz unterschiedlicher Voraussetzungen, die ein solches Vorhaben überhaupt erst ermöglichten. Um- oder Neubauten von Kirchenanlagen zählten insbesondere im ländlichen Raum über Generationen zu den bedeutendsten Aufträgen, die an Architekten, Bau- und Kunsthandwerker vergeben wurden.

Johann Schnopp aus dem vorarlbergischen Schnifis hatte die Pläne für den Neubau der Pfarrkirche in Mettau erarbeitet. Er verwirklichte das Projekt mit der Unterstützung von Maurermeister Fridolin Obrist aus Galten bei Gansingen. In den Pilastern, die im Wechsel mit hohen Rundbogenfenstern die Raumabfolge rhythmisch begleiten, klingt noch schwach das Schema einer vorarlbergischen Wandpfeilerkirche nach.⁴³ Über ausladenden Kämpfergesimsen spannt sich ein weites Spiegelgewölbe, das von tief einschneidenden StICKKAPPEN durchformt wird. Franz Fidel Bröchin und der aus Vorarlberg stammende, in Laufenburg eingebürgerte Stuckateur Lucius Gambs fügten

⁴⁰ Zusammenfassende Angaben zu Leben und Werk Franz Joseph Spieglers finden sich bei NANETTE KOLB / RAIMUND KOLB, Franz Joseph Spiegler. Historien- und Freskenmaler. Kostbarkeiten barocker Malerei 1691–1757, Passau 1991, S. 6–9.

⁴¹ MAS, Stiftische Bauamtsrechnung 1752–1754.

⁴² PETER FELDER, Stadtkirche Laufenburg, SKF, Basel 1980, S. 5 und 9–10.

⁴³ Zu den Charakteristika und den unterschiedlichen typologischen Ausprägungen des „Vorarlberger Münsterschemas“ vgl. LIEB / DIETH, Die Vorarlberger Barockbaumeister (wie Anm. 1), S. 28–45.

in diese Raumschale ein Dekorationssystem ein, das zu den besten Schöpfungen des Rokoko in den Landkirchen des Hochrheinraumes zählen kann.⁴⁴

Die außergewöhnlich reiche Ausstattung der Mettauer Remigiuskirche verdankt sich dem Zusammenwirken mehrerer Faktoren. Seit dem Mittelalter gehörte die Talpfarrei zu den einträglichsten Pfründen des Säckinger Konventes. Nicht zuletzt deshalb erfreute sie sich bei den Geistlichen, die in den Kirchensprengeln des Stiftes tätig waren, großer Beliebtheit. Im Hinblick auf eine gesicherte Altersvorsorge bemühten sich die Kleriker in der zweiten Lebenshälfte oft, eine möglichst gut dotierte Pfarrei zu erhalten. Zumindest Teile ihres Vermögens übereigneten die Seelsorger dann durch letztwillige Verfügung der Kirche, an der sie zuletzt gewirkt hatten.

Neben bedeutenden Beträgen, die er nach dem zweiten Brand für den Wiederaufbau und die Ausstattung des Säckinger Münsters gestiftet hatte, hinterließ der 1757 verstorbene Pfarrer Franz Josef Gerber auch der Talpfarrei Mettau ein namhaftes Legat. Die Summe diente einerseits der Renovation der Wendelinskapelle in Wil und bildete andererseits das finanzielle Fundament für den Neubau der Pfarrkirche St. Remigius. Die Motive, die den Geistlichen zu diesem Schritt bewogen, dürften durchaus unterschiedlich gelagert sein. Es liegt nahe, dass sich Franz Josef Gerber der Pfarrei besonders verbunden fühlte, die er während 35 Jahren seines seelsorgerlichen Wirkens betreute. Daneben bleibt aber auch der zeitgeschichtliche Hintergrund zu berücksichtigen, vor dem der Geistliche stand. So scheint es durchaus denkbar, dass die Erlasse Kaiserin Maria Theresias, die neben dem Adel auch den Klerus zu steuerlichen Leistungen heranzog, den Schritt des Mettauer Pfarrers mitbeeinflussten, blieben doch Zuwendungen an die Kirche weiterhin von staatlichen Abgaben befreit. Die materielle Grundlage, die Franz Josef Gerber gelegt hatte, dürfte dem Säckinger Konvent, der die Kosten für den Unterhalt und im Bedarfsfall auch für die Errichtung von Chor und Sakristei zu tragen hatte, die Zustimmung zum geplanten Neubau erleichtert haben.

Da die Sommerresidenz der Fürstäbtissin im benachbarten Etzgen zur Pfarrei Mettau gehörte, kam der Remigiuskirche innerhalb des säckingischen Güter- und Rechtsverbandes ein Sonderstatus zu. Im Rahmen des Neubaus ließen die Stiftsdamen über der Sakristei ein Oratorium anlegen, das sich auf der Südseite gegen den Chor öffnet und mit einer vorkragenden Brüstung schließt.⁴⁵ Wenn sie im gotischen Herrenhaus in Etzgen weilten, pflegten die Konventualinnen vom logenartigen Einbau aus den Gottesdiensten beizuwohnen. In Rücksicht auf diese Praxis wurde die Kanzel schräg gegenüber an der südlichen Wand des Kirchenschiffes errichtet. Damit standen die gelegentlichen Besucherinnen während der Predigt in Sichtkontakt mit dem Priester, der das Wort Gottes verkündete und auslegte.

Die erste Etappe zum integralen Neubau der Mettauer Kirche wurde allerdings bereits 1665 eingeleitet. Die Mitglieder der neu gegründeten Rosenkranzbrüder-

⁴⁴ HEINZ FRICKER / THOMAS FREIVOGEL, Pfarrkirche St. Remigius Mettau AG, SKF, Bern 1984, S. 10–22.

⁴⁵ Ebd., S. 11, 14 und 19.

schaft wandten sich mit der Bitte an die Säckinger Fürstäbtissin, an Stelle des schlichten, mit Schindeln gedeckten Dachreiters über dem Chor im Westen der Kirche einen Frontturm errichten zu dürfen. Dieses Projekt, dessen Kosten die Pfarrgenossen trugen, gelangte fünf Jahre später zur Ausführung.

Die Errichtung der Mettauer Pfarrkirche zeigt, dass der Sakralbau insbesondere im ländlichen Raum eine Höchstleistung darstellte, die das Zusammenwirken unterschiedlicher Kräfte voraussetzte. Vor allem wenn die Arbeiten nicht nur funktionalen Aspekten genügen, sondern auch die auf Seiten der Auftraggeber bestehenden Erwartungen an ein qualitativvolles Ausstattungsprogramm erfüllen sollten, zählten neben spezifischen örtlichen Bedingungen und den hinreichenden finanziellen Ressourcen auch besondere personelle Konstellationen zu den Voraussetzungen für einen erfolgreichen Abschluss. Zunächst mussten sich die verschiedenen am Bau beteiligten Parteien auf den Architekten und die Kunsthandwerker einigen, die das Projekt erarbeiten und ausführen sollten. Da die Unterhalts- und im Bedarfsfall die Baupflicht zwischen Kollator und Pfarreiangehörigen aufgeteilt war, konnte sich dieser Prozess wie im Falle der Pfarrkirche von Frick über Jahre hinziehen. Während Chor und Sakristei in den Zuständigkeitsbereich des Kollators fielen, mussten die Pfarreiangehörigen für das übrige Gebäude aufkommen. Sie alimentierten mit ihren Beiträgen einen Fonds, die sogenannte „Kirchenfabrik“, aus deren Mitteln die Kosten für Arbeiten am Langhaus der Kirche bestritten wurden.

Waren die Kontrakte unterzeichnet, lag es an den Architekten und Kunsthandwerkern, den von den Auftraggebern vorgezeichneten Rahmen nach den Regeln ihres Faches zu füllen. Eine wachsende Zahl begabter und versierter einheimischer Fachkräfte, die mit und neben bedeutenden Meistern von internationalem Rang wirkten, schuf auch in sakralen Kleinbauten wie der Nikolauskapelle im Sulzer Ortsteil Leidikon oder der Wendelinskapelle in Wil Ausstattungen von dichter Aussagekraft und hoher Qualität.

Das harmonische Zusammenklingen unterschiedlicher kunsthandwerklicher Techniken und Gestaltungsebenen hat im Oratorium der Stiftsdamen an der Südseite des Säckinger Münsters einen vollendeten Ausdruck gefunden. Zehn Jahre nach Abschluss der Stuckarbeiten im Chor erteilte der Konvent Johann Michael Feichtmayr im Oktober 1765 den Auftrag, *nach dem allbereiths zum vierten Theil an der deckhen, bey denen fenstere[n], und wänden des oratorii angebrachter zeichnung und Riss die Stoccadourarbeith durch erfahrene seine gesellen bestens- und auf das fleissigste herstellen zu lassen.*⁴⁶ Die reiche Ornamentik der virtuos gestalteten Decke setzt sich in den Füllungen der Türen und des Chorgestühls organisch fort. Alle Ausstattungselemente sind subtil auf den von den beiden Längsseiten her erhellten Raum abgestimmt und variieren in teilweise feinen Nuancen das Strukturprinzip der Axialsymmetrie. Die Unterschiede, die bereits in der Ar-

⁴⁶ GLAK Urk.-Abteilung 16, Vertrag vom 20. Oktober 1765, Nr. 233 Kirchenbaulichkeit; publ. bei JEHL, Die Baugeschichte des Säckinger Münsters (wie Anm. 30), S. 15 (Anhang V).

chitektur der Raumhülle angelegt sind, werden einerseits einem einheitlichen Dekorationssystem dienstbar gemacht und prägen andererseits die formale Gestaltung der Ausstattung mit. Diese konzeptionellen Voraussetzungen verbinden sich mit dem fein abgestimmten Zusammenklang von Farbe und Form und der hohen Qualität der kunsthandwerklichen Arbeiten zu einem Interieur, das zu den bedeutendsten Schöpfungen des Rokoko am Hochrhein zählt.⁴⁷

2 Teilbereiche vielschichtiger Gesamtkonzepte

2.1 Architektur

2.1.1 Zwischen Tradition und Innovation

Auch im Zeichen der barocken Bau- und Ausstattungskunst blieben die Konzepte und Raumlösungen, die in der Sakralarchitektur am Hochrhein zum Tragen kamen, vorwiegend tradierten Mustern verpflichtet. Der regional verbreitete Grundtypus, bei dem Turm, Schiff und Chor von West nach Ost axial aufgereiht sind, gab im ländlichen Raum weiterhin einen verbindlichen Gestaltungsrahmen vor. Topographische Gegebenheiten sowie lokale Traditionen und Interessen legten die Prämissen für einen Neubau fest. In zahlreichen Fällen mussten Elemente der Vorgängeranlage, etwa der Turm, integral oder zumindest in wesentlichen Teilen in die Planung einbezogen werden. Wie im Falle der Pfarrkirche von Frick konnte auch ein bestehender Grundriss, der sich über mehrere Bauphasen ausgebildet hatte, für den Neubau maßgebend bleiben.

Einer besonderen Herausforderung sah sich der Vorarlberger Baumeister Peter Thumb bei der Konzeption der Pfarrkirche von Tiengen gegenüber. Durch die Vorgabe, den gotischen Turm im Osten mit der barocken Anlage zu verbinden, ließen sich der niedrige Chorraum und das bedeutend höhere Langhaus nicht mehr harmonisch verbinden. Thumb schloss deshalb die weite Wandpfeilerkirche mit einem kurzen, nischenartigen Vorjoch ab, in das er den Hochaltar einfügte.⁴⁸

Im Gegensatz zu den Landpfarreien, wo während des späten 17. und im Laufe des 18. Jahrhunderts eine größere Zahl grundlegend neuer Sakralräume entstand, blieb bei einigen Stadt-, Kloster- und Stiftskirchen im südlichsten Breisgau die mittelalterliche Grundsubstanz weitgehend erhalten. Unter Wahrung der bestehenden Gebäudehülle wurden diese Bauten neuen Gestaltungskonzepten dienstbar gemacht.

⁴⁷ JEHLE / ENDERLE-JEHLE, Die Geschichte des Stiftes Säckingen (wie Anm. 10), hier bes.: S. 265–287; DAGMAR ZIMDARS, Der Betsaal im Bad Säckinger Fridolinsmünster, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg. Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes 2 (1999), S. 90–93.

⁴⁸ OSKAR HOLLER / URSULA PECHLOFF, Maria Himmelfahrt. Tiengen/Hochrhein (Peda Kunstführer), Passau 1993, S. 6.

Die Entfernung der gotischen Lettneranlagen öffnete die Weite der Raumabfolge. Spiegelgewölbe in Haupt- und Seitenschiffen zeichneten den Rahmen für breit angelegte Ausstattungsprogramme vor, deren Formenreichtum und Kolorit erst durch die erweiterten Fensteröffnungen ihre volle Wirkung entfalten konnten.

Die Stifts- und Stadtkirchen von Säkingen, Rheinfelden und Laufenburg weichen in ihren Grundrissen voneinander ab, sind aber demselben Typus der oberrheinischen Bettelordenskirche mit dreischiffigem Langhaus und langgestrecktem Chorraum verpflichtet. In Laufenburg blieb die Struktur des sorgfältig in Hausteinen gefügten gotischen Altarhauses weitgehend unverändert erhalten. Im Gegensatz zu Rheinfelden und Säkingen zeigen die schmalen dreilanzettigen Spitzbogenfenster noch die ursprüngliche Maßwerkfolge, die zwischen Rayonnant-Formen und Flamboyant-Motiven variiert. Noch bedeutend zurückhaltender fielen die Anpassungen an die barocke Architektur- und Formensprache in der Konventskirche des Zisterzienserinnenklosters Olsberg aus. Äbtissin Bernharda von Freiburg (reg. 1707–1732) zog zwar eine tiefgreifende Umgestaltung der Anlage in Erwägung, begnügte sich dann aber mit einer Veränderung des westlichen Bereiches. Sie ließ die ausgesprochen langgestreckte Saalkirche um etwa ein Viertel der Gesamtlänge verkürzen und eine neue Schaufrent mit *schönem, annectiertem und wohlten gearbeitethem glockenthurn gantz von dem fundament aus* errichten.⁴⁹ In diesem Zusammenhang wurde dann der Dachreiter über dem Chor abgetragen und im Innern eine neue Empore für das Stundengebet der Nonnen eingezogen. Als planender, möglicherweise gar als leitender Architekt der neu gestalteten Westfassade mit dem eingestellten Glockenturm könnte der renommierte Vorarlberger Baumeister Franz Beer von Bezau in Frage kommen.⁵⁰

Weiterreichende Pläne, den Chorbereich dem veränderten Stilempfinden anzupassen, und entsprechend repräsentativer zu gestalten, gelangten allerdings nicht zur Ausführung. Auch die barocke Ausstattung, die sich auf die Kanzel und die kulisenartig in den Raum eingestellte Altargruppe konzentrierte, ließ den mittelalterlichen Baukörper weitgehend unberührt.

2. 1. 2 Johann Pfeiffers außergewöhnliche Chorlösung in Herznach

Im ausgehenden 17. Jahrhundert war das *gottshaus Sti. Nicolai* in Herznach *zimblich ruiniert* und in *baufölligen standt gerathen*. Statt der anfänglich geplanten umfassenden Erneuerung der Anlage, wurde zunächst nur das Langhaus neu errichtet. Allerdings zeigte sich bereits in dieser Phase, dass auch der *alte ungestalte Chor* ersetzt werden musste. Pfarrer Herschi, der zusammen mit den örtlichen Verantwortlichen, gegenüber dem für diesen Teil der Anlage bau- und unterhaltungspflichtigen Kollator schon seit längerer Zeit auf diese Lösung gedrängt hatte, erreichte im Frühjahr 1718 schließlich eine entsprechende Zusage. Propst, Kustos und Kapitel des

⁴⁹ Desgleichen bei PETER HOEGGER, *Ehemaliges Kloster Olsberg*, SKF, Bern 1984, S. 8.

⁵⁰ Ebd., S. 8.

Chorherrenstiftes St. Martin erklärten sich nach längeren Verhandlungen bereit, für den geplanten Neubau 1500 Pfund *in landtläuffiger währung* bereit zu stellen.⁵¹ Damit setzten die Arbeiten zu einem der ambitioniertesten Sakralbauprojekte ein, die während des 18. Jahrhunderts in den Landpfarreien des südlichsten Breisgau realisiert wurden. Entscheidende Triebkraft des Unternehmens, das bis zu seiner Vollen- dung das Dreifache der vom Kollator bewilligten Summe verschlang, war offenbar Ortspfarrer Herschi. Dem baufreudigen Prälaten gelang es, für Bau und Ausstattung des neuen Chores ausgewiesene Fachkräfte und renommierte Künstler zu gewinnen, die dem über ovalem Grundriss errichteten Raumgefüge zu besonderem Glanz ver- halfen.



Abb. 4: Herznach/CH, Pfarrkirche St. Nikolaus. Innenansicht des Chorraumes, der 1718/19 nach Plänen und unter der Leitung von Johann Pfeiffer errichtet wurde. Foto: F. Jaeck, Küttigen/CH

In der Kunstlandschaft zwischen Jura und Schwarzwald nimmt die Choranlage der Pfarrkirche Herznach denn auch eine Sonderstellung ein. Aus dem spannungslo- sen Verlauf des 1691/92 von Jakob Frey errichteten Kirchenschiffes lösen sich die konvex vorspringenden Nebenfassaden des Altarhauses, die abwechslungsweise

⁵¹ StAAG 7555, Kontrakt über den Neubau des Chores der Pfarrkirche St. Nikolaus zu Herznach vom 21. April 1718.

toskanische Hausteinpilaster sowie übereinander gelagerte Stich- und Rundbogenfenster gliedern. Ihren Höhepunkt erreicht die rhythmisch angelegte Chorarchitektur in der vorgewölbten Ostpartie, wo volutenförmige Schaugiebel das gerundete Dach in ebenso origineller wie gewagter Weise durchbrechen.

Erstaunlich früh wurde hier die Idee eines zweischaligen, eliptischen Raumgefüges verwirklicht. Als Verbindung von Längs- und Zentralbau entsprach die Anlage einem Ideal barocker Architekturkonzeption. Trotzdem kennt der Herznacher Altarraum im regionalen Vergleich keine Parallelen. Johann Pfeiffer, der Schöpfer des Chorgestühls und des Hochaltars im Säckinger Fridolinsmünster, trat 1718/19 beim Neubau des Herznacher Chores als leitender Baumeister auf. Offenbar hatte der aus dem bayerischen Bernbeuern bei Schongau stammende Architekt auch die Pläne für die Anlage geliefert.⁵²

Ohne dass sich unmittelbare Anknüpfungspunkte nennen ließen, bleibt deshalb zu vermuten, dass Pfeiffer den schöpferischen Grundimpuls zu seinem Projekt aus der Bautradition seiner Heimat empfing. Jedenfalls entstanden Sakralbauten, deren architektonisches Gesamtkonzept einen Vergleich zur Herznacher Chorlösung erlaubt, in erheblicher geographischer Distanz im bayerischen und innerösterreichischen Raum. So wurde das Prinzip eines zweischaligen Ovalraumes ungefähr zeitgleich in der Klosterkirche Weltenburg (1716–1721) an der Donau oder in der Karl-Borromäus-Kirche in Wien (1714–1737) als Grundriss- und Gliederungsschema des gesamten Baukörpers verwendet. In der Schweiz und im unmittelbar benachbarten süddeutschen Gebiet blieb die Herznacher Choranlage in ihrer Entstehungszeit jedoch originär.⁵³

2. 1. 3 Johann Kaspar Bagnato im Dienst des Stiftes Säckingen und verschiedener Landpfarreien

Nach der Umgestaltung der Westfassade und des Strebensystems am Chor des Fridolinsmünsters übertrug die Säckinger Fürstäbtissin Maria Josepha von Liebenfels (1734–1753) auch außerhalb des Stiftsbezirkes einige Bauprojekte an Johann Kaspar Bagnato.⁵⁴ Der Baumeister des deutschen Ritterordens zählte zu den fruchtbarsten Architekten seiner Zeit und entfaltete im süddeutschen Raum eine breite Tätigkeit. Zu den zahlreichen Projekten, die er im Gebiet der Ballei Elsass-Burgund ausführte, gehörten auch die Erweiterungs- und Umbauarbeiten in der Kommende Beuggen. 1738 übernahm er die Planung und Leitung beim Neubau des Pfarrhauses in Großlaufenburg. Die schwierigen Geländeverhältnisse am steil gegen den Rhein abfal-

⁵² Die von LIEB / DIETH, Die Vorarlberger Barockbaumeister (wie Anm. 1), im allg. Textteil, S. 48, und in den Meister-Verzeichnissen, S. 102–103, vorgenommene Zuschreibung der Herznacher Choranlage an Kaspar I. Moosbrugger beruhte offenbar lediglich auf Vermutungen und hat sich im Licht der jüngeren Forschung als unzutreffend erwiesen.

⁵³ PETER FELDER, Pfarrkirche St. Nikolaus Herznach AG, SKF, Bern 2. Aufl. 1985.

⁵⁴ JEHLE / ENDERLE-JEHLE, Die Geschichte des Stiftes Säckingen (wie Anm. 10), S. 279–280.

lenden Burghügel machten umfangreiche Fundamentarbeiten und mehrere Meter hohe Substruktionen notwendig. Trotzdem zeigte der Bau kurz nach seiner Fertigstellung verschiedene Rissbildungen. Die daraus erwachsenden Zusatzkosten wurden jedoch nicht dem planenden und ausführenden Architekten überbunden, den offensichtlich keine direkte Verantwortung traf.

Im Mai 1737 schloss Bagnato mit dem Stift einen Vertrag über den Kirchenbau in Zuzgen ab. Ortspfarrer Roller trat als tatkräftiger Förderer des Projektes auf. Bereits im folgenden Jahr hatten die Handwerker, die aus Säckingen, Laufenburg, Rheinfeldern und Zeiningen stammten, den ungegliederten Saal mit dem eingezogenen polygonalen Chor weitgehend vollendet. Die Ausstattung des Innenraums konnte hingegen erst 1775 mit der Errichtung der beiden Seitenaltäre vervollständigt werden.

Im Anschluss an erste Abklärungen, die Dekan Ringler aus Laufenburg getroffen hatte, setzte sich bei den betroffenen Parteien die Überzeugung durch, dass in einer gemeinsamen Anstrengung von Generalvikariat, Stift Säckingen und Gemeinde die baufällige Kirche von Wegenstetten durch einen Neubau ersetzt werden sollte. Nach verschiedenen Interventionen des Ortspfarrers wurde im März 1741 der Vertrag mit Bagnato unterzeichnet. Wie üblich verpflichtete sich der Architekt in der Vereinbarung gegen eine Pauschalsumme zur Übernahme aller Maurer- und Zimmermannsarbeiten. Der Bau wurde weitgehend von einheimischen Handwerkern ausgeführt, die zumindest teilweise mit den wenige Jahre zuvor in Zuzgen beschäftigten Fachkräften identisch waren.⁵⁵ Die Originalität des Wegenstetter Projektes liegt in der Choranlage, die als schwach gedehntes Queroval an das Langhaus anschließt. Den Übergang zwischen beiden Raumeinheiten vermittelt die konkav gerundete östliche Schiffswand, der zwei um 1760 entstandene Rokokoaltäre vorgestellt sind. Die elegante Formulierung der Chorüberleitung gehört zu einem Grundbestand von Kompositionselementen, die Bagnato 1731 beim Bau der Kapelle der Deutschordenskommende auf der Insel Mainau erstmals in einem architektonischen Konzept vereinigte. Mit dieser ersten Anlage schuf der Baumeister einen Typus, den er in den Projekten der folgenden Jahre durch gezielte Modifikationen den lokalen Verhältnissen anpasste.⁵⁶

⁵⁵ Zur Baugeschichte zusammenfassend HERMANN BROMMER, *Wegenstetten – Hellikon. Kirche und Kapellen*, Lindenberg im Allgäu 2001, S. 2 ff.; daneben: ANTON SENTI, *Johann Caspar Bagnato, der Baumeister der Michaelskirche in Wegenstetten*, in: *VJzSchw* 23 (1948), S. 73–86.

⁵⁶ HANS MARTIN GUBLER, *Johann Caspar Bagnato 1696–1757 und das Bauwesen des Deutschen Ordens in der Ballei Elsass-Burgund im 18. Jahrhundert. Ein Barockarchitekt im Spannungsfeld von Auftraggeber, Bauorganisation und künstlerischem Anspruch*, Sigmaringen 1985, hier bes.: S. 119, 225, 270–271, 344–345 und 374.

2. 1. 4 Peter Thumbs Kirchenbau in Tiengen

Trotz verschiedener Entwürfe, die Johann Kaspar Bagnato während einer über vier Jahre dauernden Vorbereitungsphase vorlegte, kamen seine Vorschläge beim Neubau der Pfarrkirche Maria Himmelfahrt in Tiengen nicht zur Ausführung. Unter Verwendung eines gotischen Frontturmes verwirklichte hier Peter Thumb gegen Ende seines Schaffens einen der ausgereiftesten Barockräume am Hochrhein. Der weite Saal beruht auf den Gliederungsprinzipien der vorarlbergischen Wandpfeilerkirchen. Thumb setzte das bewährte Schema den spezifischen Gegebenheiten folgend, in proportional ausgewogener Form um. Das weit ausgreifende Langhaus, das



Abb. 5: Waldshut-Tiengen, Stadtteil Tiengen, Pfarrkirche Maria Himmelfahrt. Der Freskant Eustachius Gabriel setzte mit der Rahmenarchitektur des zentralen Deckengemäldes die tragenden Elemente des Raumes fort, um in den jenseitigen, imaginären Bereich überzuleiten. Foto: Patrick Bircher

übergangslos in den Altarbezirk mündet, wird durch drei Joche mit querovalen Hängekuppeln gegliedert. Die zu beiden Seiten ausschwingenden Wandkapellen verstärken den Eindruck der Großzügigkeit und akzentuieren die plastische Durchbildung der Raumschale. Die architektonische Konzeption verbindet sich mit einer qualitätsvollen Dekorationskunst. Der erfahrene Wessobrunner Stuckateur Johann Georg Gigl und der junge Freskant Eustachius Gabriel ergänzten sich hier in kongenialer Weise. Im dominierenden Hauptgemälde, das die Himmelfahrt Mariä darstellt, wird

die reale Wandgestaltung in einer hoch aufragenden Scheinarchitektur weitergeführt. In meisterhafter Perspektive öffnet sich der irdische Raum und gibt den Blick frei in die jenseitige, himmlische Sphäre. Eingrenzende Fassadenteile und Raumelemente, die Francesco Antonio Giorgioli im zentralen Fresko des Herznacher Chores noch als seitliche Begrenzung anklingen ließ, führte Eustachius Gabriel hier ins Monumentale und erhob sie zu einem bestimmenden Gliederungsprinzip. Damit steigerte er den Eindruck lichter Weite, die Peter Thumb mit seinem Konzept vorgab. In der Pfarrkirche von Tiengen vereinigt sich deshalb die souveräne Architektursprache mit einer in hoher Kunstfertigkeit inszenierten Malerei und Plastik zu einer Summe barocken Raumgefühls.⁵⁷

2.2 Fresko und Stuckarbeiten

2.2.1 Das Wirken der älteren Wessobrunner Schule, der Gebrüder Neurone und Francesco Antonio Giorgiolis in Säcking, Frick und Herznach

Die Verbindung von architektonischem Rahmen und verschiedenen Ausstattungselementen zu einem harmonischen und ausgewogenen Gesamtkonzept beruhte wesentlich auf der engen Kooperation zwischen Freskant und Stuckateuren. Im hellen, lichtdurchfluteten Raum boten sich ideale Voraussetzungen, um feine Nuancen von Form und Farbe in wechselnden Helligkeitsstufen zu variieren und die Ornamente und Gemälde je nach Tageszeit neu sprechen zu lassen. Übergreifende Stuckkompositionen sollten eine eigene Dynamik entfalten und gleichzeitig gliedernde Akzente in der Raumabfolge setzen. Sie boten die Möglichkeit, geschlossene Wandflächen zu öffnen, fließende Übergänge zu schaffen oder statisch besonders kühne Leistungen des Architekten zu betonen. Damit kam dem Stuckateur im Rahmen der Ausstattungsarbeiten eine koordinierende Funktion zu. Indem Grenzbereiche teils geschickt überspielt, teils gezielt akzentuiert wurden, entstand zwischen Raumschale und Dekor ein variationsreiches Wechselspiel, das unterschiedliche Komponenten einbezog. Der Stuckateur wies den einzelnen Motiven und Arbeiten ihren festen Platz zu und ließ sie wie die Instrumente eines Orchesters zu einem homogenen Klangkörper verschmelzen.

Zu den anspruchsvollsten Aufgaben, vor die sich Stuckateure und Freskanten gestellt sahen, zählte die barocke Umgestaltung romanischer oder gotischer Kirchenräume. Während Grundriss und Proportionen gegeben waren, konnte durch Erweiterung der Fensterflächen die Lichtregie verändert werden. Daneben zielten die Arbeiten darauf ab, Stützenfolgen und Arkaden dem neuen Gestaltungskonzept anzupassen sowie Gewölbezonen und geschlossene Wandflächen durch Stuckrahmen und Gemäldeflächen zu gliedern. Diese Neuinterpretation eines vorgegebenen architektonischen Rahmens lässt sich am Säckinger Fridolinsmünster über mehrere Etap-

⁵⁷ HANS MARTIN GUBLER, Peter Thumb. Ein Voralberger Barockbaumeister, Sigmaringen 1972, S. 110–114; HOLLER / PECHLOFF, Maria Himmelfahrt (wie Anm. 48), S. 6–15.

pen nachvollziehen. Beinahe zwanzig Jahre nachdem am 7. Juli 1678 ein Brand die Flachdecke des Langhauses, das Chorgewölbe und große Teile der Ausstattung zerstört hatte, kam eine erste Gruppe von Stuckateuren an den Hochrhein, um die im Rohbau wiederhergestellte Stiftskirche zeitgemäß auszugestalten.

In den Ausgabenposten der Schaffneirechnungen sind zwar seit 1685 mehrfach kleinere Beträge für *Stuckhatorer, so wegen Kirchengewelb hierherkommen* verzeichnet.⁵⁸ Die namentlich nicht genannten Fachkräfte wurden offenbar für erste Gestaltungsvorschläge und Kostenschätzungen aus Bayern und dem nahen St. Blasien herbeigerufen. Die Arbeiten kamen jedoch erst ein Jahrzehnt später in Gang als erfahrene Kunsthandwerker aus Wessobrunn den Innenraum des Fridolinsmünsters neu gestalteten. Die 1702 vollendete Stuckdekoration ist weder im Langhaus, noch im Chor und dem seitlich angebauten Oratorium erhalten geblieben. Allein die beiden oktogonalen Seitenkapellen, die sich nördlich und südlich des Choreinganges anschließen, haben noch die Ausstattung der ersten Barockisierungsphase bewahrt. Die Dekorationskonzepte zeigen das Bestreben der Stuckateure, die Teilbereiche und architektonischen Gliederungselemente der Raumschale durch ein übergreifendes Dekorationssystem aufeinander zu beziehen und ineinander überzuführen. Dabei lässt sich in der Vertikalen eine Steigerung des Formenreichtums erkennen. Im Hauptgeschoss noch sparsam verwendet, wird der ornamentale Schmuck auf der Ebene der Galerie und der Oberlichtfenster zunehmend reicher und findet dann in der Kuppelschale seine dichteste Ausprägung. Mit alternierenden Motivgruppen besetzt, entfalten die Stuckrahmen ein Eigenleben, das aber ihrer strukturierenden und gliedernden Aufgabe untergeordnet bleibt und seinerseits zur Rhythmisierung des in die Höhe strebenden Raumgefüges beiträgt. Die stark hinterschnittenen Motive fügen sich wie Schnitzwerk um die glatten, mehrfach profilierten trapezförmigen Rahmen. Von Puttenköpfen mit breit ausgelegten Flügeln und Muschelmotiven an Spitze und Basis der Einfassungen entrollt sich bewegtes, fleischiges Akanthuslaub, das dann in ein variationsreiches Früchtestillleben übergeht. Die plastisch-bewegten und scharf geschnittenen Ornamentrahmen umgreifen insgesamt 16 von Francesco Antonio Giorgioli ausgemalte Bildfelder. Das verhältnismäßig kleinteilige, auf das architektonische Grundkonzept abgestimmte Programm lebt von einer klar instrumentierten Lichtregie, die in unterschiedlichen und je nach Tageszeit wechselnden Helligkeitsstufen Stuck und Fresko in ihrer Wirkung steigert. Die acht Fenster im Tambour lassen das Laternengewölbe in einen spannungsreichen Dialog zur gedämpft erhellten Hauptkuppel treten.

Das ikonographische Programm nimmt unmittelbar auf die Altarpatroszinen der Seitenkapellen Bezug. Während im südlichen Nebenraum die Berufung, das Wirken und das Martyrium der Apostelfürsten Petrus und Paulus geschildert wird, sind in den Bildfeldern im gegenüberliegenden Oktogon Ereignisse aus dem alten Testament dargestellt, in denen Engel auf wunderbare Weise in das menschliche Leben einge-

⁵⁸ MAS, Stiftische Schaffneirechnungen 1685/86, pag. 111; 1688/89, pag. 69.



Abb. 6: Bad Säckingen, Fridolinmünster. In den Oktogonalkapellen, die sich nördlich und südlich an das Langhaus anschließen, ist die Ausstattung der ersten barocken Umgestaltung erhalten geblieben. Die um 1700 entstandenen Stuckrahmen der älteren Wessobrunner Schule fassen die Freskenzyklen Francesco Antonio Giorgiolis ein, der mit der Ausmalung des gesamten Sakralraumes einen seiner umfangreichsten Aufträge realisierte. Foto: Patrick Bircher

griffen haben. Nach den Prinzipien der Tafelmalerei aufgebaut, erinnern die Fresken auf Distanz an Leinwandbilder, die in reich verzierte Rahmen eingelassen sind.

In den verhältnismäßig engen und hohen Zentralräumen ergeben sich für die Darstellungen, die Giorgioli in den Tambouren malte, derart steile Betrachtungswinkel, dass die Gemälde nur von der umlaufenden Galerie aus eindeutig identifizierbar blieben. Neben der Einordnung in einen vorgegebenen Rahmen zeigt sich darin auch ein Prinzip barocker Raumgestaltung, die das einzelne Werk in einen größeren Gesamtzusammenhang einfügte und dem leitenden Konzept dienstbar machte. Dabei blieb in der Entstehungszeit des Zyklus um 1700 die Dekorationskunst noch klar den architektonischen Vorgaben untergeordnet. Die Darstellungen, die sich von dem ursprünglich 145 Bildfelder umfassenden Ausstattungsprogramm noch erhalten haben, lassen den Schluss zu, dass es sich dabei um einen der repräsentativsten Auf-

träge und eines der bedeutendsten Werke im Oeuvre Giorgiolis gehandelt haben dürfte. Der Freskenzyklus im Fridolinsmünster bildete zweifellos einen Angelpunkt seiner beruflichen Tätigkeit, die ihn von Pfäfers über Muri, Säckingen, Sankt Blasien und Rheinau nach Sankt Trudpert führte. In der Region am Hochrhein erfreute sich der Künstler offenbar gerade aufgrund der Säckinger Ausstattung bis zu seinem Tod im Jahre 1725 bleibender Hochschätzung. Neben der Freskierung der Pfarrkirchen von Frick und Herznach, die nicht der Fürstäbtissin unterstanden, führte Giorgioli in den folgenden Jahren auch im Auftrag der Stiftsdamen weitere Arbeiten aus. Dazu zählten verschiedene Ölbilder und Antependien, vor allem aber sechs Gemälde für die Altäre des Fridolinsmünsters.⁵⁹ Bereits im Zusammenhang mit der Freskierung hatte der Künstler ein entsprechendes Blatt für die Taufkapelle gefertigt. Obschon er sich bereits während seiner Ausbildung in Rom erfolgreich als Tafelmaler betätigt hatte, lag der Schwerpunkt seines Schaffens eindeutig auf dem Gebiet der Arbeiten *al fresco*. Entsprechend wenige Altarblätter aus seinem Atelier sind erhalten geblieben.⁶⁰ Komposition und farbliche Differenzierung der Darstellungen weisen Giorgioli aber auch in diesem Bereich als Meister seines Faches aus. Stärker als in der Freskokunst lehnt er sich hier an Gestaltungsideale an, wie sie in der entfernten Nachfolge Raffaels gepflegt wurden.

Im Oktober 1718 weilte Giorgioli in Säckingen, wo er in unbekanntem Umfang an der Gestaltung eines nicht mehr erhaltenen Heiligen Grabes beteiligt war und aus diesem Grund auch an der fürstlichen Tafel des Stiftes verköstigt wurde.⁶¹ Seine Tätigkeit blieb aber in jenem Zeitraum nicht auf die Rheininsel beschränkt, sondern erstreckte sich auf die unmittelbar benachbarte Landschaft Fricktal.

Bei der Ausstattung der 1716 errichteten Pfarrkirche St. Peter und Paul in Frick fand Giorgioli mit einer Gruppe von Stuckateuren aus dem Umfeld der Gebrüder Neurone zu einer ausgesprochen fruchtbaren Zusammenarbeit. Während sich in den Kartuschen im kuppelartig überfangenen Chorraum Darstellungen der Evangelisten und Szenen aus dem Leben der Kirchenpatrone Petrus und Paulus ablösen, entfaltete sich im Gewölbe des Langhauses ursprünglich ein marianischer Zyklus, von dem sich noch die in grüner Camaieu-Malerei ausgeführten Szenen erhalten haben. Nachdem das zentrale Fresko mit der Himmelfahrt Mariä um 1784 Schaden genommen hatte, wurde es von unbekannter Hand durch die Himmelfahrt Christi er-

⁵⁹ GLAK, Akten 97/277, Kirchenbaulichkeiten, „Aufsatz über die dem Herrn Francesco Giorgioli zuemahlen zueverdingende Altar-Bläther in dem fürstlichen St. Fridolinj müenster zue Sekhingen.“ Der Text ist in einer transkribierten Fassung abgedruckt bei KELLER-SCHWEIZER, Die Decken- und Altarbilder (wie Anm. 21), S. 64–65 (Quellen im Anhang, Nr. 4).

⁶⁰ Zu den wenigen in situ sichtbaren Werken dieses Genres zählen neben den Säckinger Arbeiten diejenigen auf dem Plazidusaltar in der Klosterkirche Disentis und in der Kapelle S. Carlo in Sabione bei Rossa (beide im schweizerischen Kanton Graubünden). Vgl. dazu die Hinweise bei KELLER-SCHWEIZER, Die Decken- und Altarbilder (wie Anm. 21), S. 61 und S. 63, Anm. 28.

⁶¹ MAS, Stiftische Jahrzeitamtrechnung 1718/19, S. 134.

setzt.⁶² In die Randpartien der Flachtonne, die das Kirchschiff überwölbt, setzte Giorgioli Porträt Darstellungen der vier lateinischen Kirchenlehrer. Als Eckpfeiler des dogmatischen Lehrgebäudes scheinen sie auch den realen Raum gleichsam zu stützen. Über dem Chorbogen schilderte der Freskant in einer breit angelegten, figurenreichen Szene die Anbetung Christi durch die Heiligen Drei Könige. Sie bildet die thematische Verbindung zwischen den beiden Bilderfolgen in Langhaus und Chor und lenkt den Blick bereits beim Eintritt in den Kirchenraum auf ein zentrales heilsgeschichtliches Ereignis. Die Epiphaniedarstellung kann als Präludium zum Altarhaus gesehen werden, wo die Ausstattungs- und Dekorationskunst ihre höchste Dichte erreicht. In der thematischen Sequenz folgt auf die Menschwerdung das den Tabernakel überhöhende Kreuz, das im Gegenlicht des zentralen Ostfensters erscheint und in dieser Anordnung bereits auf die Auferstehung hinweist.

In der architektonisch originellen Choranlage von Herznach setzte Giorgioli Szenen aus der legendenhaften Vita des Kirchenpatrons Nikolaus von Myra ins Bild. Dabei bezog er neben dem zentralen Chorgewölbe auch das Vorjoch und die beiden Seitenratorien in den Freskenzyklus ein. Durch die Aufteilung der Deckenspiegel in mehrere Teilbereiche entstand eine Bilderfolge, die sich den Betrachtenden wie die einzelnen Auftritte einer barocken Oper darbieten. Architektonische Aufbauten und Vorhangdraperien lenken den Blick auf das Geschehen, das sich auf klar begrenzten, von Putten und Engelsgestalten begleiteten, bühnenartigen Ausschnitten abspielt. Die figurenreich inszenierten Darstellungen entfalten ein starkes Eigenleben und kulminieren im zentral angeordneten Rundmedaillon des Hauptgewölbes. Auf einer breit gelagerten Wolkenbank sitzend, den Blick gegen das von oben einströmende Licht gewendet, wird der Heilige, von zahlreichen Putten begleitet, in den Himmel aufgenommen.

2. 2. 2 Die großflächigen Gemäldezyklen des Spätbarock

Seit den dreißiger Jahren des 18. Jahrhunderts wurden die Gewölbezonen zunehmend als einheitliche Bildfelder ausgestaltet. Die kleinteiligen, in Stuckrahmen gefassten Sequenzen traten zu Gunsten von breit angelegten, raumgreifenden Monumentalgemälden zurück. Dieser Wandel in der Dekorationskunst vollzog sich parallel und in Ergänzung zu veränderten architektonischen Lösungen. Vor allem im Deckenbereich nahm die tektonische Artikulation ab. Durch Gurtbögen gegliederte Rundtonnen wichen flachen Spiegelgewölben, die nicht mehr mit hohen Kuppelaufbauten unterbrochen, sondern lediglich durch leichte Überhöhungen plastisch gestaltet wurden. Die architektonisch spannungslos gehaltene Decke entfaltete sich wie eine Leinwand, die zudem oft die Haupträume miteinander verband. Damit kam der Ausstattungs Kunst eine gesteigerte Bedeutung zu. Stuckateure und Freskanten konnten sich in ihren Werken freier artikulieren und nahmen die Raumschale für eigenständigere Konzepte in Dienst. Nicht mehr die konstruktiven architektonischen Ele-

⁶² PETER FELDER, St. Peter und Paul Frick, SKF, Basel 1978, S. 10.

mente, die bei Neubauten auf eine funktionale Ebene reduziert wurden, sondern die Ausstattung, insbesondere die Gemälde vollendeten den Raum indem sie ihn nach oben hin öffneten und von der realen Architektur in den virtuellen Bereich überleiteten. Es zählte nun zu den zentralen Aufgaben des Freskantens, dem Bau mit einem stringenten formal und inhaltlich fein abgestimmten Programm konkrete Gestalt zu verleihen.

Die Vorbereitungen für einen neuen Gemäldezyklus nahmen die Kunsthandwerker meist während der Wintermonate in Angriff, wenn die Kälte sie daran hinderte mit der nötigen Effizienz auf den Gerüsten zu arbeiten. Mit dem Abschluss eines Kontraktes erhielt der Freskant meist auch eine schriftlich fixierte, mehr oder weniger ausführliche Darlegung der Inhalte, die ins Bild gesetzt werden sollten. Dabei blieb insbesondere für erfahrene Fachleute wie etwa Franz Josef Spiegler ein Spielraum, um eigene konzeptionelle Vorstellungen einzubringen und die Vorgaben neu zu interpretieren. Antonio Palomino, einer der bedeutendsten Freskantens und Kunsttheoretiker des Barock in Spanien hielt in seinem Traktat über die Malerei fest, dass es oft völlig unmöglich sei, eine „Idee“, die ein gelehrter Kopf zu Papier gebracht habe, in einem Gemälde umzusetzen. Der ausführende Künstler müsse deshalb über eine hinreichende Bildung verfügen, um bereits vorliegende Entwürfe zu ändern oder gar neue Konzepte zu entwerfen. Deshalb sei nicht nur eine profunde Kenntnis der Bibel und der alten Geschichtsschreiber, sondern auch der einschlägigen Werke der Emblematik und Symbolik unabdingbar.⁶³

Die Ausarbeitung eines Bildprogrammes, eines *conceptus pingendi* bildete nach zeitgenössischer Auffassung eine Sonderform der Rhetorik. Im Rahmen der katholischen Reform erfreute sich die bildende Kunst hoher Wertschätzung, war sie doch in besonderer Weise geeignet, theologische Inhalte zu verdeutlichen und den Gläubigen anschaulich vor Augen zu führen. In seinem grundlegenden, 1654 erstmals erschienen Werk „Cannochiale Aristotelico“ verglich Emanuele Tesauro die Konzeption eines Freskos mit dem Aufbau einer Predigt. Die Darstellung zentraler Heilsgemeinnisse und theologischer Lehrinhalte erschien ihm als „stummes Gedicht“, als „schweigende Rede“ und „gemaltes Gebet“.⁶⁴ Die Gemäldezyklen standen denn auch im Dienst der Verkündigung. Insbesondere bei Kirchweihen bezogen sie die Festprediger als illustrative Ergänzung und Erweiterung ihrer Ausführungen gezielt in die Homilie ein. Damit ergab sich ein unmittelbarer Bezug zwischen den dargestellten Ereignissen und der liturgischen Feier. Dies- und Jenseits, pilgernde und triumphierende Kirche begegneten sich und wurden in ihrer gegenseitigen Verwiesenheit in Wort und Bild fassbar. Dabei standen die Deckenbilder in funktionalem

⁶³ ANTONIO PALOMINO DE CASTRO Y VELASCO, *El Museo Pictórico y escala optica. Teórica de la Pintura en que se describe su Origen, Esencia, especies y qualidades [...] y se prueban con demonstraciones*, T. 1–3, Madrid 1795–1797. Ab 1715 in zahlreichen Auflagen erschienen, vgl. hier die Ausführungen in Band 3 der zwischen 1795 und 1797 in Madrid erschienenen Ausgabe.

⁶⁴ Zit. bei: HERMANN BAUER, *Barocke Deckenmalerei in Süddeutschland*, München/Berlin 2000, S. 9.

Zusammenhang mit dem umfassenderen Ausstattungs- und Architekturkonzept, das ihnen ihre besondere Bedeutung und Aussagekraft zuwies.

Den Hauptzyklus im Langhaus der Pfarrkirche Mettau, der dem Patron, dem heiligen Remigius, gewidmet ist, begleiten kleine Kartuschen, deren emblematischer Inhalt sowohl auf die zentrale Bildfolge als auch auf christliche Tugenden Bezug nimmt. Die vorbildhaften Eigenschaften des Heiligen wurden auf diese Weise auf einer leicht tiefer gesetzten Ebene über den Gewölbeansätzen in ein allgemeiner gehaltenes Vokabular übersetzt, das den Bezug zu den Gläubigen im Kirchenschiff schaffen konnte.

In den Deckenspiegeln zeigte sich die himmlische Liturgie, die der irdische Gottesdienst abbilden und auf die er hinführen sollte. Damit stand den Gläubigen die Zeit der Gnade und der vollständigen Befreiung von der Mühsal des irdischen Lebens in Jesus Christus in zweifacher Hinsicht sichtbar vor Augen. Als lichte Zielpunkte verwiesen die Gemälde innerhalb des Raumgefüges formal und inhaltlich zunächst auf die verheißene Erlösung und damit in einem weiteren Sinn auch auf die Sakramente, die als Wegmarken auf dem Lebensweg den Einzelnen die Tür zum ewigen Leben öffneten.

Bilder dienten im 17. und 18. Jahrhundert nicht mehr nur der Belehrung von Analphabeten, sondern bildeten vielmehr ein Instrument der Erkenntnis. Diese Sichtweise stand in Beziehung zur Vorstellung vom Kosmos als Sammlung von Zeichen, die über sich hinaus auf etwas Höheres verwiesen. Wenn der Freskant Teile der irdischen und jenseitigen Wirklichkeit abbildete, legte er diese Beziehung in Ausschnitten frei und eröffnete den Betrachtenden den Blick in eine andere Sphäre, die nicht einfach vorgetäuscht werden sollte, sondern in metaphorischer Sprache ein Mittel des Aufstieges zu Geistigem sein wollte.

Waren die Bildinhalte geklärt und die Vorstudien bereinigt, stellten sich bei der Übertragung des in Öl auf Leinwand gemalten Ausführungsentwurfes an die Decke grundlegende technische Herausforderungen. Andrea Pozzo stellte das Problem einer perspektivischen Untersicht, der Darstellung in „di-sotto-in-su“, an den Beginn seines vielbenutzten Traktates.⁶⁵ Da der Malgrund häufig nicht eine plane Fläche bildete, sondern als Flachtonne, Spitzkappengewölbe oder zumindest in leichter konkaver Krümmung über den Raum gespannt war, schlug Pozzo vor, die Vorzeichnung mit Hilfe einer Rastereinteilung auf die Decke zu übertragen. Dabei arbeitete der Freskant unter schwierigen Bedingungen. In seinen 1781 in Erfurt erstmals gedruckten „Anweisungen aller Arten von Prospekten nach den Regeln der Kunst und Perspektiv von selbst zeichnen zu lernen nebst Anleitung zum Plafond- und Freskomalen“ erteilte Georg Heinrich Werner dem Kunsthandwerker den Rat, das Ge-

⁶⁵ ANDREA POZZO, *Perspectiva Pictorum et Architectorum*, 2 Bde., Rom 1693. Vgl. dazu auch HANNO-WALTER KRUF, *Geschichte der Architekturtheorie. Von der Antike bis zur Gegenwart*, München 1985, S. 551. Pozzos grundlegender Traktat wurde während des 18. Jahrhunderts in zahlreiche europäische Sprachen und sogar ins Chinesische übersetzt. Zu Leben und Werk des Künstlers vgl. BERNHARD KERBER, *Andrea Pozzo*, Berlin/New York 1971.

rüst vor dem Beginn der Arbeiten gut zu untersuchen, „damit er sich demselben nicht mit Gefahr seines Lebens anvertraue“.⁶⁶ In der Tat wurden diese Hilfskonstruktionen oft rasch und ohne die nötige Sorgfalt errichtet, was immer wieder zu Unfällen führte. Franz Michael Zimmermann und Johann Baptist Enderle, die sich in Nymphenburg beziehungsweise Graben beim Sturz vom Gerüst schwere Verletzungen zuzogen, blieben keineswegs Einzelfälle. Sie zählen als bekanntere Vertreter ihres Faches zu einer Reihe von Kunsthandwerkern, Bauleuten, Gesellen und Hilfskräften, die nach Arbeitsunfällen teilweise längere Zeit ihre Erwerbstätigkeit nicht mehr aufnehmen konnten und damit auch in eine materielle Notlage gerieten. Michael Widemann, der planende und leitende Architekt der ersten Barockisierungsphase am Säckinger Münster scheint an den Folgen eines Bauunfalles gar verstorben zu sein.⁶⁷ Für den Freskanten waren die Gerüstaufbauten zudem mit dem Nachteil verbunden, dass die Sicht aus der späteren Betrachterperspektive verdeckt war und damit entsprechende Kontrollen des bereits Gemalten entfallen mussten. Die perspektivisch richtige Übertragung der bereinigten Entwürfe an die Decke setzte deshalb ein breites und über Jahre gefestigtes Fachwissen voraus.

Je nach Erfahrung und Fähigkeit ritzen die Freskanten ihre Vorlage freihändig in den frischen Feinputz ein. Um Einzelpartien möglichst detailgenau zu skizzieren, bedienten sie sich gelegentlich auch vorgeschchnittener Kartonvorlagen. Daneben bestand die Möglichkeit, auf dem Unterputz eine Vorzeichnung zu erstellen, die dann durch die darüber aufgetragene Schicht durchschimmerte und farblich ausgestaltet werden konnte. Nach dem Abtrocknen von Farbe und frischem Verputz, auf den sie aufgetragen wurde, erfolgten meist noch kleinere Korrekturen und Ergänzungen in Secco-Malerei. Der Vorteil der Freskotechnik lag zunächst in der festen Verbindung zwischen Trägerschicht und Auftrag, dessen leuchtendes Kolorit dadurch über Jahre erhalten blieb. Daneben kam diese Arbeitsweise auch der Intention entgegen, die Farbschichten möglichst transparent zu halten und den weißen Untergrund durchschimmern zu lassen, um damit den lichten, imaginären und letztlich nicht klar definierbaren Bereich des Jenseits, der sich organisch aus dem realen Raum heraus entfaltet, darzustellen. Der Freskant verlieh seinen Figuren und Gegenständen vor dem Hintergrund der Helligkeit Körper und Form und schuf dadurch ein luzides Abbild des himmlischen Firmamentes. Die Technik verlangte allerdings eine lange Übung. Wer al-fresco malte, musste schnell und zügig arbeiten. Er stand wie der Stuckateur im Wettlauf mit dem rasch härtenden Material. Was vom „intonaco“, der obersten

⁶⁶ Zit. bei HANS TINTELNOT, *Die barocke Freskomalerei in Deutschland*, München 1951, S. 124. Wie die 1768 publizierten „Gedanken eines Erfahrenen auf dem Weg der Wissenschaft à la Fresque zu malen [...]“, die lange fälschlich Martin Knoller zugeschrieben worden waren, sind Georg Heinrich Werners Anweisungen erst erschienen als die Freskokunst in weiten Teilen Süddeutschlands bereits in die Spätphase eingetreten war. Zu beiden Werken vgl. TINTELNOT, *Die barocke Freskomalerei*, S. 307 ff.

⁶⁷ Nach Widemanns Tod führten die ebenfalls aus Unterrelchingen stammenden Bernhart Reuz (Raiz) und Georg Eitele (Eutele) die Arbeiten in Salem als Einzelauftragnehmer zu Ende. Vgl. dazu KNAPP, Salem (wie Anm. 18), S. 343.

und feinsten Putzschicht nicht am Tag des frischen Auftrages verarbeitet wurde, musste wieder abgekratzt werden.⁶⁸

2. 2. 3 Johann Michael Feichtmayr und Franz Joseph Spiegler in Säckingen

Nach dem Brand vom Dezember 1751 stand Johann Michael Feichtmayr vor der Aufgabe, den Innenraum des Fridolinsmünsters dem veränderten Stilempfinden anzupassen und den verhältnismäßig schmalen und hohen, von gotischer Architektursprache bestimmten Baukörper einem neuen Ausstattungskonzept dienstbar zu machen. Im Unterschied zu den Wessobrunner Stuckateuren, die offenbar 50 Jahre zuvor ihr von kleineren Feldern und Rahmen geprägtes Stuckdekor in das gotische Chorgewölbe einpasst hatten, zielte der Augsburger Meister darauf ab, die Raumschale einem breiter angelegten, auf großflächige Wirkung ausgerichteten Programm zu erschließen.⁶⁹ Es ist deshalb für die zweite barocke Umgestaltungsphase des Säckinger Münsters bezeichnend, dass die rhythmisierenden Elemente zwar beibehalten, aber in einen veränderten funktionalen Zusammenhang gestellt und in ihrer Wirkung neu interpretiert wurden. Um die Zone zwischen Lichtobergaden und Arkaden zu gliedern und die hohen Wandflächen mit der Decke in Beziehung zu setzen, bediente sich Feichtmayr einer klaren Vertikalgliederung. Gerade in der Strukturierung und plastischen Durchformung des Raumes zeigte der Augsburger Stuckateur seine Meisterschaft. Er erkannte Möglichkeiten und Bedürfnisse, die sich im Verlauf der Arbeiten ergaben und bezog sie geschickt in sein Gesamtkonzept ein. Die leichten und schwungvollen, wie feines Spitzengewebe aufgelegten, in filigranen Verästelungen ausklingenden Stuckornamente konzentrierte Feichtmayr an den Rand- und Übergangszonen. Zu diesem Zweck eignete sich die Rocaille als Grundmotiv in hervorragender Weise. In ständiger Metamorphose, fand sie in Säckingen vor allem am Gewölbeansatz in dichten und variationsreichen Modifikationen und Motivkombinationen Verwendung.

⁶⁸ Im Rahmen von Restaurierungen konnten die Grenzen dieser Arbeitseinheiten, der „gior-nate“, aufgezeigt und damit der Fortgang des Werkes nachvollzogen werden. So ließen sich beispielsweise im Hauptfresko, das Johann Baptist Zimmermann in der Wieskirche schuf, 34 Tagwerke nachweisen. Vgl. dazu HERMANN BAUER, Barocke Deckenmalerei in Süddeutschland, München/Berlin 2000, S. 12.

⁶⁹ Der zweite Akkord vom 28. Oktober 1753 sah vor, dass Johann Michael Feichtmayr den bestehenden Gips und Bestrich im Chor wenn nötig abschlagen und mit einem neuen bewerfen sollte. Vgl. dazu JEHLE, Die Baugeschichte des Säckinger Münsters (wie Anm. 30), S. 15 (Anhang IV, Paragraph I). Auf diese Maßnahme wurde aber offensichtlich verzichtet und die heute sichtbare Decke an das gotische Gewölbe angehängt. Aufgrund von Sprengschäden, die beim Bau des Rheinkraftwerkes Säckingen auftraten, wurden 1966 am Münster umfassende Untersuchungen durchgeführt. Dabei zeigte sich, dass der stark profilierte Stuck und die Fresken aus der ersten Barockisierungsphase am Chorgewölbe erhalten geblieben sind. Vgl. dazu KELLER-SCHWEIZER, Die Decken- und Altarbilder (wie Anm. 21), S. 60 und S. 63, Anm. 17. Wie etwa in der Abteikirche von Muri im Kanton Aargau scheint das Dekorationsprogramm demnach in die Felder der gotischen Konstruktion eingefügt worden zu sein.

Im Gegensatz zu den flachen und schwach profilierten Pilastern, die im Langhaus den Arkadenpfeilern entwachsen und dann in klar akzentuierte, ausladende Kapitelle münden, zeichnen sich die Rahmen der Bildfelder durch ein starkes Eigenleben aus. Die Profile setzen sich aus zahlreichen Einzelsegmenten zusammen. Deren Enden sind teils volutenartig eingerollt, teils mit kleinteiligen Ornamenten besetzt. Einzelne Kompositionselemente entfalten sich frei, lösen sich aus ihrem unmittelbar funktionalen Zusammenhang und legen sich als langgezogene, fast vollplastische Zweige und feingliedrige Ranken um die ausschwingenden Rahmen.

Feichtmayrs Werk schafft vielschichtige Beziehungen zwischen Architektur und Ausstattung und verbindet die Elemente des Dekorationssystems miteinander. Stuck und Malerei überlagern sich in den Randzonen und lassen realen und virtuellen Raum ineinander übergehen. Die gegenseitige Zuordnung blieb nicht auf eine differenziert abgestimmte Polychromie begrenzt, sondern bildet einen konstitutiven Teil der figuralen und ornamentalen Gesamtkomposition. Fein verästelte, filigrane Stuckapplikationen greifen über den Bildrand hinweg und verklammern die weit gespannten Freskoflächen mit dem luftig gehaltenen Dekor. Die vollplastisch ausgeformten Putten, die über dem Gebälk auf Wolken schweben, erscheinen als Teil des figurenreichen Gemäldezyklus. Ihre polychrome Fassung bildet eine visuelle Verbindung zwischen den auf Wände und Flachgewölbe gesetzten Fresken, die ebenfalls auf dieses Wechselspiel Bezug nehmen. So hat Franz Joseph Spiegler an der Basis des zentralen Gemäldes im Chorgewölbe eine Figurengruppe durch Grisailletöne von der übrigen Komposition abgehoben und wie eine ins Bild ragende Stuckplastik erscheinen lassen. An der Darstellung der Gerichtsszene, die von der Chorbogenwand auf die Decke übergreift halten zwei Putti die Enden eines festonbehangenen Vorhanges, der in faltenreicher Drapierung von den Rändern der Bildebene in dreidimensionalen Stuck übergeht. Wie links und rechts des Choreinganges oder im Bereich des Hochaltares band der Stuckateur auch einzelne Altäre und Figuren durch schwebende Putten in die Dekoration ein.

Feichtmayrs Gestaltungskonzept leitet von den Wandflächen über zum Stichkappengewölbe, verbindet die flachen Wandpilaster und die Hohlkehlen über den Fenstern mit den vielfach gebrochenen Rahmen der Deckenspiegel. Auf subtile Weise gelang es dem Stuckateur ein beziehungsreiches Geflecht zwischen Architektur und Ausstattung zu schaffen, das aufgrund der unterschiedlichen Voraussetzungen trotz vergleichbarem Arrangement in Langhaus und Chor eine andere Wirkung entfaltet. Bewegte, in ständig wechselnden Formen gehaltene Kartuschen, die durch verschiedene Rocailleornamente untereinander und zum Raum in Beziehung stehen, setzen eigene Impulse, die auf die monumentalen Gemälde überzugreifen scheinen.

Im Gegensatz zu den kleinteiligen, kassettenartig strukturierten Zyklen Giorgiolis präsentieren sich Spieglers Deckengemälde als breit angelegte Schaubühnen. In raffinierter Perspektive aufgebaut, öffnen die Gewölbefresken den Blick auf imaginäre Räume und himmlische Sphären. Die Lichtführung akzentuiert die Aussagekraft und Bedeutung der Bildinhalte. Die Helligkeit nimmt im Langhaus von unten

nach oben zu und erreicht im Chorbereich ihre höchste Intensität. Dieser Abstufung entspricht das ikonographische Programm des Sakralraumes.⁷⁰ Die 29 größeren und kleineren Gemälde gliedern sich in drei scheinbar unabhängige Zyklen. Während sich im Chorbereich vor allem Szenen aus dem Leben Mariens finden, zeigen die Deckenfresken in Mittel- und Seitenschiffen das Wirken und die Verherrlichung des heiligen Fridolin. Einen dritten Themenkreis bilden die Darstellungen der zwölf Apostel über den Arkaden des Langhauses sowie die Fresken über dem Westeingang, der Orgelempore und dem Hochaltar.

Die Bilderfolge im Chor entspricht einerseits den Forderungen der katholischen Reform, andererseits volksreligiöser Praxis, die Maria im Heilsplan Gottes eine zentrale Stellung als Gottesgebärerin und Gnadenvermittlerin zuweisen. Der Zyklus beginnt mit den vier Wandfresken über den Oratorien des Chores, die von der Ankündigung, Geburt und Verkündigung Mariä bis zur Darstellung Jesu im Tempel reichen und im zentralen Deckengemälde in der Aufnahme der Jungfrau und Gottesmutter in den Himmel kulminiert. Mit dem Eingehen in die himmlische Herrlichkeit hat Maria den Zielpunkt christlicher Existenz bereits erreicht. Den Weg zur Erlösung in Christus zeichnet die Kirche vor. Sie hält in den Sakramenten, insbesondere in der heiligen Eucharistie, einen Gnadenschatz bereit, der die Gläubigen während ihres irdischen Lebens stärkt und sie auf das Zukünftige hin öffnet und vorbereitet. Symbol der Kirche ist Maria, ihre Stützen sind die Apostel, die an den Wänden des Langhauses dargestellt sind. Inhaltlich dürften diese Fresken an Gemälde anschließen, die Francesco Antonio Giorgioli im Rahmen der ersten Barockisierungsphase in demselben Bereich geschaffen hatte.⁷¹

In thematischem Zusammenhang zum Apostelzyklus steht auch das Fresko mit den vier Evangelisten und den lateinischen Kirchenvätern unter der Orgelempore. Sie gelten als Eckpfeiler und Garanten der Glaubensüberlieferung und der kirchlichen Lehre, die durch die Verkündigung und das Zeugnis einzelner weitergetragen wird. Der dritte Themenkreis, die Fridolinslegende, führt diesen Gedanken fort. Am Hochrhein gehörte der iro-fränkische Wandermissionar im Frühmittelalter zu den ersten, welche die Botschaft Christi unter der Bevölkerung verbreiteten. In den sechs Deckenfresken der Seitenschiffe werden in loser Folge und ohne ersichtliche Chronologie Szenen aus der Vita des Heiligen geschildert. Von seiner Wirkmächtigkeit kündigt das Gemälde über dem Chorbogen, in dem Fridolin den aus dem Grabe erweckten Urso als Zeugen gegen dessen Bruder Landolf vor das Landgericht in Rankweil führt. Die an zentraler Stelle eingefügte Darstellung, die den in die Kirche Eintretenden unmittelbar in die Augen fällt, nimmt sich wie eine eindringliche Warnung aus, den Besitzstand des Stiftes niemals anzutasten. Dabei kommt dem Fresko in zweifacher Weise eine vermittelnde Funktion zu. Es leitet einerseits nahtlos von der Wand- in die Deckenzone über und steht andererseits am Übergang zwischen dem Laien- und dem Klerikerbereich.

⁷⁰ BRUNO BUSHART, Die Fresken Franz Joseph Spieglers im Fridolinsmünster zu Säckingen, in: ZAK 32 (1975), Heft 1, S. 66–77.

⁷¹ Vgl. dazu KELLER-SCHWEIZER, Die Decken- und Altarbilder (wie Anm. 21), S. 57.

Innerhalb des Fridolinszyklus führt die Gerichtsszene von den Bildern irdischer Existenz hinauf zum zentralen Gemälde im Gewölbe des Langhauses, das die Verherrlichung des Glaubensboten zeigt. Mit Hilarius und Andreas, den anderen Hauptpatronen des Stiftes, und der Gottesmutter Maria legt der verklarte Heilige vor der göttlichen Trinität für alle Stände der Kirche Fürbitte ein. Dazu gehören insbesondere der Säckinger Konvent und die Bevölkerung am Hochrhein. Sie werden zu Zeuginnen und Zeugen der dramatisch inszenierten Apotheose des Heiligen, der auf einer Wolkenbank stehend, zwischen Dies- und Jenseits vermittelt. Visionäre Schau des Himmlischen und irdische Realität des 18. Jahrhunderts sind in dieser Darstellung vereinigt. Einen großen Teil der formalen Konzepte, die Franz Joseph Spiegler in Säckingen einbrachte, übernahm er aus seinen früheren Werken. Für die Darstellung der Gerichtsszene über dem Chorbogen griff er beispielsweise auf sein 1741 geschaffenes Fridolinsbild in Merdingen zurück und die Anbetung des Lammes zitiert fast detailgenau das Chorfresko gleichen Themas von 1747 in Altheim. Die sitzenden Kirchenväter auf dem Fresko unter der Orgelempore hat Spiegler in gleicher Weise bereits 1749 in der Vierungskuppel von Zwiefalten gemalt.⁷² Im Gegensatz zur dortigen Abteikirche standen dem Künstler in Säckingen keine raumbherrschenden Flächen zur Verfügung. Die Darstellungen, die Spiegler im Auftrag des adeligen Damenstiftes ausführte, erscheinen denn auch unverbindlicher und entbehren jener unmittelbaren Wirkung, die etwa dem monumentalen Zwiefaltener Langhausfresko eignet. Obschon unter der Leitung desselben Meisters entstanden, sprechen dort auch die Stuckaturen eine andere Sprache. Der Dynamik und Leidenschaftlichkeit der Malerei antwortet in Säckingen nicht mehr ein Dekor, das von einer bis in kleinste Details ausstrahlenden Impulsivität und Gestaltungskraft bestimmt ist, sondern ein zierliches, leichtes und elegantes Rahmenwerk. Feichtmayrs Stuckaturen sind einer jüngeren Stufe des Rokoko verpflichtet als Spieglers Malereien. Sie sind zwar Teil des Gesamtwerkes, entfalten aber im Ausstattungskonzept eine eigene Gesetzlichkeit und Aussage. Gegenüber Zwiefalten war Spiegler in Säckingen offenbar stärker auf die Mitarbeit von Gehilfen angewiesen. Sie stützten sich bei ihrer Arbeit auf die mehr oder weniger detaillierten Ölskizzen des Meisters. Unterschiedliche Gründe trugen dazu bei, dass er sich im Fridolinsmünster teilweise auf weniger qualifizierte Kräfte stützen musste. Spiegler legte wohl vor allem in den zentralen Deckenfresken in Langhaus und Chor selbst Hand an, überließ die Ausführung der übrigen Werke aber weitgehend seinen Mitarbeitern. Dennoch nimmt die Gemäldefolge im Gesamtwerk des Künstlers eine herausragende Stellung ein, die bereits zeitgenössische Beobachter entsprechend zu würdigen wussten.⁷³

⁷² Weitere Vergleichsbeispiele bei BUSHART, Die Fresken (wie Anm. 70), S. 70.

⁷³ So hielt J. R. Füssli in seinem 1764 in Zürich erschienenen Allgemeinen Künstlerlexikon zu Leben und Werk des Künstlers nur knapp fest: „Spiegler, ein Fresko-Mahler. Die Kirche zu Seckingen wurde von ihm gemahlt. Er arbeitete auch und starb zu Constanz.“ Zit. bei BUSHART, Die Fresken (wie Anm. 70), S. 75.

2. 2. 4. Die Ausstrahlung des Säckinger Dekorationsprogramms auf die Kirchengestaltungen in Laufenburg, Rheinfeldern und Mettau

Die Arbeiten Spieglers beeinflussten denn auch einen Kreis regional tätiger Freskantenn. Sie wirkten teilweise noch als Gehilfen im Umfeld des Meisters bei der Ausstattung des Fridolinsmünsters mit und brachten dann das dort erworbene Fachwissen in weitere Projekte ein. Noch während er als Palier Spieglers in Säckingen tätig war, übernahm Anton Morath zusammen mit dem Stuckateur Johann Michael Hennevogel die Ausstattung der Stadtkirche Laufenburg. Wie beim Fridolinsmünster galt es hier, eine dem Typus der oberrheinischen Bettelordenskirchen folgende, dreischiffige Basilika mit einem integralen Gestaltungskonzept zu einer neuen Aussage zu führen.

Erste Versuche, die Raumschale einem veränderten ästhetischen Empfinden anzupassen, setzten bereits zu Beginn des 17. Jahrhunderts ein. 1604 wurden Langhaus und Chor vollständig „illuminiert“ und mit „Malwerk“ ausgestattet. Eine planmäßige Erneuerung setzte jedoch erst im Zusammenhang mit der allmählichen Konsolidierung der wirtschaftlichen Grundlagen nach dem Westfälischen Frieden ein. Im Anschluss an die Erneuerung von Hoch- und Secunda-Altar wurde 1670/72 gemäß den liturgischen Forderungen des Konzils von Trient die Lettnerwand abgetragen. Noch fehlte jedoch ein Gesamtkonzept, das die Teilräume und deren Ausstattungselemente zu einem organischen Ganzen verband. Dieser Schritt erfolgte zeitgleich mit der zweiten barocken Erneuerungsphase der Säckinger Stifts- und Pfarrkirche, die den Arbeiten in Laufenburg als unmittelbares Vorbild diente. Johann Michael Hennevogel und Anton Morath gestalteten die Deckenzone und den Lichtobergaden um und schufen damit die Voraussetzungen für ein ausgewogenes Dekorationsprogramm von raumprägender Kraft. Der zartfarbige,



Abb. 7: Bad Säckingen, Fridolinsmünster. Langhaus und Chor gegen Osten. Der schmale hochstrebende Baukörper vermittelt noch gotisches Raumgefühl. Durch ein breit angelegtes spätbarockes Dekorationsprogramm, das sich fein abgestufter Farbpalette und einer virtuos abgestuften Formensprache bedient, wurde der vorgegebene architektonische Rahmen neu interpretiert und dem barocken Ideal eines sakralen Festsaales dienstbar gemacht. Foto: Patrick Bircher

in flüssigem Duktus gehaltene Freskenzyklus zeigt in formaler Hinsicht enge Parallelen zu den Arbeiten, die unter Franz Joseph Spieglers Leitung in Säckingen entstanden. Den mehrfach gebrochenen Rahmen der Deckenspiegel folgend, lenken Felsformationen und versatzstückartig eingefügte Architekturelemente den Blick auf die zentralen Bildinhalte. Diese, in leichter Verkürzung dargestellten Elemente dienen gleichzeitig als bühnenartige Aufbauten, auf denen sich die einzelnen Szenen abspielen. Nach einem klaren ikonographischen Programm geordnet, finden sich im Hauptgewölbe drei Stationen aus dem Leben Johannes des Täufers. Die drei axial aufgereihten Gemälde begleiten die seitlich auf die Zwickel des StICKKAPPENGEWÖLBES gesetzten, in karmिनroter Camaieumalerei gehaltenen und in Stuckkartuschen gefassten halbfigurigen Porträts der Apostel und Evangelisten. An den Decken der Seitenschiffe erscheinen mit der Enthauptung der heiligen Secunda und dem heiligen Franz Xaver als taufendem Missionar zwei Darstellungen, die einerseits auf die Gemälde im Mittelschiff alludieren, andererseits in thematischer Beziehung zu den äußeren Seitenaltären stehen. Während der Märtyrerin das Retabel im nördlichen Seitenschiff geweiht ist, finden sich auf der Südseite neben der zentralen Immakulata die Jesuitenheiligen Ignatius von Loyola und Franz Xaver.

Wie in Säckingen wird in Laufenburg das Bestreben deutlich, den Freskenzyklus zumindest punktuell in Beziehung zur übrigen, bereits bestehenden Raumausstattung zu setzen. Anklänge an Spieglers Arbeiten finden sich nicht nur in der formalen Gestaltung der einzelnen Gemälde, sondern auch im inhaltlichen Aufbau des Gesamtprogramms. Insbesondere das Zusammenführen von Szenen aus dem Leben des Kirchenpatrons in den zentralen Deckenspiegeln mit Aposteldarstellungen lässt im Hauptschiff eine Nähe zum Säckinger Zyklus erkennen. Obschon sie in Laufenburg wesentlich kleiner und farblich zurückhaltender dargestellt sind, setzen die Apostelporträts auch hier in der Längsachse des Raumes klare Akzente. Die Kartuschen betonen nicht nur die rhythmische Abfolge der StICKKAPPEN, sondern verdeutlichen aufgrund ihrer Position im architektonischen Gefüge auch die tragende Bedeutung des innersten Jüngerkreises Jesu im Rahmen der Heilsgeschichte.

In farbllichem Kontrast zum warmen Kolorit der Deckengemälde stehen die blaugrauen, mit rosaroten und ockergelben Füllungen belebten Stuckaturen Johann Michael Hennevogels. Sie akzentuieren die architektonischen Gliederungselemente und breiten sich bald im geschmeidigen Bandelstil des Régence, bald als stark bewegtes Muschelwerk an den Kapitellen, den Arkadenscheiteln und in der Gewölbezone aus (Abb. 8).

Obschon das Dekorationsprogramm in Laufenburg nicht die Virtuosität der Arbeiten Spieglers und Feichtmayrs in Säckingen erreicht, zeichnen sich Gemälde und Stuckornamente durch eine hohe Kunstfertigkeit aus. Das subtil auf die architektonischen Rahmenbedingungen abgestimmte plastische Formenrepertoire und die klar aufgebaute Gemäldefolge vereinigen sich zu einer variationsreichen, raumprägenden

Komposition, die mit den übrigen Ausstattungselementen in einem lebendigen Dialog steht.

Wie wenige Jahre zuvor bei der barocken Umgestaltung der Stadtkirche Laufenburg wurde nach 1769 auch in der Rheinfelder Stifts- und Pfarrkirche St. Martin ein umfassendes künstlerisches Konzept realisiert, das die vorgegebenen architektonischen Rahmenbedingungen auf eine neue Aussage hin öffnete. Dabei trat der aus Vorarlberg stammende Stuckateur Johann Martin Fröwis offenbar auch als planender und ausführender Architekt auf.⁷⁴ Seine feingliedrigen Arbeiten akzentuieren die Raumgliederung und umspielen die in warmem Kolorit gehaltenen Gemälde des einheimischen Freskantzen Franz Fidel Bröchin. Er kannte offenbar die Werke, die unter der Leitung Franz Joseph Spieglers in Säkingen entstanden waren. Ob er seine frühe Ausbildung im Umfeld dieses Meisters erhielt, allenfalls noch an der Ausstattung des Münsters mitgewirkt hatte, lässt sich nicht mit Sicherheit nachweisen.⁷⁵ Bildaufbau und Anordnung der Wand- und Deckenspiegel weisen jedenfalls auf den unmittelbaren Einfluss des Säkingener Vorbildes hin. In zügiger Pinselschrift ausgeführt, leiten Treppen- und Mauer-Versatzstücke in die Sphären des Jenseits über. Wie im Fridolinsmünster wird der Übergang zwischen Langhausdecke und Chorbogenwand durch ein übergreifendes Fresko dekorativ überspielt. In Rheinfelden nehmen die Deckengemälde in den drei Kirchenschiffen jedoch nicht auf das Leben des Kirchenpatrons Bezug, sondern thematisieren heilsgeschichtlich bedeutende Ereignisse aus dem Leben Marias, der Christus nachgeordneten Gnadenvmittlerin.



Abb. 8: Laufenburg/CH, Stadtkirche St. Johann. Mittelschiff und Altarhaus gegen Osten. Die Gliederung in Kleriker- und Laienbereich durch den im Anschluss an das Konzil von Trient entfernten gotischen Lettner ist zwar noch nachvollziehbar. Die Stuckdekoration Johann Michael Hennevogels und die Fresken Anton Moraths tragen jedoch entscheidend zu einer einheitlichen Gesamtwirkung des Raumgefüges bei. Foto: Patrick Bircher

⁷⁴ JÜRGEN A. BOSSARDT, Die christkatholische Stadtkirche St. Martin, in: ALBIN MÜLLER / JÜRGEN A. BOSSARDT / CHRISTIAN KLEMM, Rheinfelden, SKF, Basel 1980, S. 10–18, hier: S. 12–13.

⁷⁵ FRICKER / FREIVOGEL, Pfarrkirche St. Remigius (wie Anm. 44), S. 15.



Abb. 9: Mettau/CH, Pfarrkirche St. Remigius. Innenansicht gegen Osten. Zwischen 1774 und 1782 nach einem einheitlichen Konzept ausgestattet, bildet der Raum zugleich einen Höhe- und Endpunkt spätbarocker Dekorkunst am Hochrhein. Die Geschlossenheit und Dichte der Gestaltung verdankt sich dem fruchtbaren Zusammenwirken erfahrener Fachkräfte wie dem Freskant Franz Fidel Bröchin und dem Stuckateur Lucius Gambis, die ihre Fähigkeiten bereits an anderen Kirchenbauten der Region unter Beweis gestellt hatten. Foto: Patrick Bircher

Auch bei der Innenraumgestaltung der Pfarrkirche Mettau dürfte die zweite Barockisierungsphase des Säckinger Münsters als Vorbild gedient haben. Die drei Deckenspiegel im Langhaus greifen Szenen aus der Vita des Kirchenpatrons Remigius auf. In chronologisch gegliederter Abfolge erscheinen von Westen nach Osten zunächst die Mutter des Heiligen, die mit ihrer Milch einem Blinden das Augenlicht schenkt, die Taufe des Frankenkönigs Chlodwig in Reims und schließlich die Verherrlichung des Bischofs und Glaubenszeugen. Diese großformatig ausgefalteten Ereignisse werden durch drei kleinere Szenen an der Brüstung der Empore ergänzt. In der Art von Tafelbildern gehalten, legen sie Zeugnis ab von der Wirkmächtigkeit, die den Heiligen auch über seinen Tod hinweg auszeichnet.

Der Disposition und Gestaltung der Gemälde liegt ein ikonographisch durchdachtes Programm zu Grunde. Wie im Säckinger Zyklus sind Heils- und Zeitgeschichte eng miteinander verschränkt. Die Taufe König Chlodwigs am Weihnachtstag 496, die in der hagiographischen Vermittlung im Leben des heiligen Remigius einen zentralen Stellenwert gewann, nimmt auch an der Decke des Langhauses den dominierenden Platz ein. In der retrospektiven Interpretation trat der fränkische Herrscher mit der Taufe in die Gemeinschaft mit der Kirche und

im Willen Gottes gründende königliche Würde fanden im Ereignis von 496 ein legitimierendes Fundament.

Vor einer Architekturkulisse des 18. Jahrhunderts repräsentieren die entsprechend gekleideten Personen barockes Gesellschafts- und Staatsverständnis. Sie legen ein sprechendes Zeugnis ab für die inhaltliche Mehrschichtigkeit barocker Darstellungen, in denen sich verschiedene, übereinander gelagerte Aussageebenen ergänzen und gegenseitig durchdringen. Die sozio-politische Konnotation blieb jedoch eng mit der Textur des lokalen religiös-kirchlichen Bezugsrahmens verwoben. Für die Bewohner der Talpfarre war der Reimser Bischof, der in unterschiedlichen Anliegen angerufen wurde, zunächst ein herausragender Fürbitter vor Gott. Diese örtliche Verankerung fasst die Darstellung der Apotheose des Heiligen explizit ins Bild, erscheint doch unter den Zeugen des Geschehens auch der damalige Talvogt Leber. In seiner Doppelfunktion als Vertreter der Bevölkerung und lokaler Repräsentant der österreichischen Behörden steht er stellvertretend für die ihm zugeordneten Siedlungen im Personenkreis um den Kirchenpatron. Diese Verknüpfung mit dem lokalen Kontext wurde während des 18. Jahrhunderts im Raume Süddeutschlands zu einem verbreiteten Kompositionsprinzip. Gerade in Pfarr- und Wallfahrtskirchen treten am unteren Rand breit angelegter Gemälde stellvertretend für die Gläubigen häufig identifizierbare Einzelpersonlichkeiten und Gruppen in ortsüblicher Tracht auf.⁷⁶

Auch die letzte der drei Szenen ist, obschon auf das menschlicher Erkenntnis entzogene Jenseits gerichtet, in Zeit und Raum verankert. Diesen Gegenwartsbezug verdeutlicht das unmittelbar an den Stuckrahmen anschließende Chronostikon über dem Chorbogen, das in der Dedikationsinschrift das Weihejahr der Kirche festhält. Vergangenheit und Gegenwart bilden eine Einheit und lassen eine Scheidung in die Bereiche des Sakralen und des Profanen nicht zu. Dieser Bezugsrahmen wird in der weiteren Abfolge des Zyklus im Altarhaus deutlich. Nach dem bewährten hermeneutischen Schema der Typologie sind hier alt- und neutestamentliche Motive dargestellt, die in unmittelbarem Bezug zur Eucharistie gesetzt werden können. Auf der Rückseite des Triumphbogens präfiguriert das Paschamahl der Israeliten vor dem Auszug aus Ägypten das letzte Abendmahl Jesu und seiner Jünger im zentralen Deckengemälde, das zu beiden Seiten wiederum von alttestamentlichen Ereignissen begleitet wird. Dem unblutigen Opfer des Priesterkönigs Melchisedech steht die Bereitschaft Abrahams gegenüber, seinen Sohn Isaak Gott darzubringen. Wechselseitig auf die formale und inhaltliche Mitte des Deckengewölbes orientiert, verweist die Gemäldefolge im Chorraum auf die beiden darunter errichteten Altäre. Hier wird Christus in der Gestalt von Brot und Wein immer wieder neu real präsent. Diese grundlegende sakramententheologische Aussage hatte das Konzil von Trient in Abgrenzung zu den Bekenntnissen der Reformation klar betont. Während der Woche wurde die Messe auf dem westlichen Heiligkreuzaltar gelesen, wo bis zur Liturgiereform eine Pietà und ein Kreuz den unmittelbaren Bezug zwischen dem Opfer Christi und der Konsekrationshandlung des Priesters verdeutlichten. Am Hochaltar,

⁷⁶ Vgl. dazu BAUER, Barocke Deckenmalerei (wie Anm. 64), S. 29.

der in das polygonale Chorhaupt eingestellt ist, fand das zentrale liturgische Geschehen an Sonn- und Feiertagen statt. Als Ausdruck eucharistischer Frömmigkeit haben sich in Mettau am Hochaltar und an den beiden Seitenaltären noch Dreh-tabernakel erhalten. Sie dienten neben der Aufbewahrung auch der Exposition des Allerheiligsten, das wiederum in frei interpretierter Anlehnung an alttestamentliche Vorbilder und Symbole im Hauptaltar den zentralen Orientierungspunkt des Raumgefüges bildet.

2.3 Die Bildhauerarbeiten

2.3.1 Handwerkliche Fertigkeit und individuelle Schöpfungskraft

Bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts waren Kunst und Handwerk untrennbar miteinander verbunden. Dabei blieb die Gliederung der Tätigkeitsbereiche nach Aufgaben und Werkmethoden erhalten, die sich während des Mittelalters ausdifferenziert hatte. Obschon zahlreiche Kunsthandwerker ihre Fähigkeiten in unterschiedlichen Aufgabenfeldern unter Beweis stellten, wurde bei der Auftragsvergabe und Realisierung der architektonisch-dekorativen Gesamtkonzepte eine fachspezifische Aufteilung gewahrt. Dabei trat in der Regel ein Hauptunternehmer auf, der die verschiedenen Arbeiten an Unterakkordanten weitergab.⁷⁷ Die Zuweisung an das jeweilige Metier wurde bei Vertragsabschluss detailliert geregelt.

Da er selbst keine Schreinerarbeiten ausführte, war der in Rheinfeldens ansässige Bildhauer Johann Isaak Freitag stets auf die Zusammenarbeit mit entsprechenden Fachkräften angewiesen. Bei seinem ersten umfangreichen Auftrag, der den Figurenschmuck an den Seitenaltären und der Kanzel im Säckinger Münster umfasste, wirkte er deshalb mit Johann Pfeiffer und Joseph Morff zusammen, die ihm die Bildhauerarbeit übertragen hatten. In diesen Vertragsverhältnissen war es üblich, dass dem Leiter der Arbeiten gegenüber dem Unterakkordanten eine deutlich höhere Entschädigung zustand. So erhielt Schreinermeister Morff, der die Kanzel errichtet hatte, von der Stiftsverwaltung 350, Bildhauer Freitag für den zugehörigen Skulpturenschmuck aber lediglich 66 Reichsgulden und 40 Kreuzer.⁷⁸ Bei der Entlohnung blieb der künstlerische Wert einer Plastik dem materiellen Aufwand der Herstellung auch deutlich nachgeordnet. Ein Bildhauer galt nach zeitgenössischer Auffassung zunächst als Handwerker, der das Schnitzmesser mehr oder weniger geschickt zu führen wusste. Seine Fähigkeit, originäre Neuschöpfungen hervorzubringen und eigenständige Arbeiten zu schaffen, wurde jedoch kaum honoriert. Freitag selbst verwendete diese Argumentationslinie, als er sich gegenüber dem Stift für die Vergabe der Statuen am Hochaltar empfahl. Neben seiner Eigenschaft als einheimischer

⁷⁷ ADOLF SCHAHL, Künstler-Unternehmer des 18. Jahrhunderts in Oberschwaben, in: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte 6 (1942), S. 392–413.

⁷⁸ REGULA ZWEIFEL, Die Plastiken von Johann Isaak Freitag im Säckinger Münster, in: ZAK 32 (1975), Heft 1, S. 78.

Künstler berief sich der Rheinfelder Bildhauer auch auf die von ihm bereits gelieferten Werke, die den Auftraggebern bekannt seien.⁷⁹

Die Konstellation zwischen den an einem Projekt beteiligten Handwerkern blieb variabel und wandelte sich je nach Auftragslage. So trat Johann Isaak Freitag um 1732 bei der Errichtung von Hochaltar und Kanzel in der Pfarrkirche Herznach als Unternehmer auf, der die Schreinerarbeiten an Joseph Morff weiterverdingte. Aufgrund der arbeitstechnischen Voraussetzungen ergaben sich zwischen einzelnen Berufssparten enge Beziehungen. So lagen die Aufgabenfelder des Bildhauers und des Stuckateurs nahe beieinander. Dies führte einerseits zu Konkurrenzverhältnissen zwischen den beiden kunsthandwerklichen Tätigkeiten, ermöglichte aber andererseits auch deren fruchtbare Verbindung in der Hand eines Meisters. Nicht nur unter den Vertretern des höfisch-internationalen Stils, sondern auch bei den an einen regionalen Wirkungskreis gebundenen Fachkräften fanden sich Persönlichkeiten, die ihre Begabung in verschiedenen Arbeitsfeldern zum Tragen bringen konnten. Der aus Bayern stammende und in Säckingen eingebürgerte Johann Pfeiffer übernahm beispielsweise 1718/19 die Planung und Ausführung der Choranlage in Herznach und zeichnete dann drei Jahre später für den Entwurf sowie die anschließende Realisierung von Hochaltar und Chorgestühl im Fridolinsmünster verantwortlich.⁸⁰

2.3.2 Die Gebrüder Heinrich und Melchior Fischer, Wegbereiter einer veränderten Formensprache

In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts blieb die Bildhauerei auch am Hochrhein weithin lokalen Traditionen verhaftet. Es fehlte an finanzkräftigen Auftraggebern, an größeren Aufgaben und weiterführenden Impulsen. Die kriegsbedingten wirtschaftlichen Verhältnisse, aber auch die Zunftverfassung in den Städten setzten einer freien Entfaltung des Kunsthandwerks enge Grenzen. Neue innovative Lösungen stießen zunächst meist auf Skepsis oder gar auf offene Ablehnung der etablierten Fachkräfte. So erscheint die Freitreppe im Hof des Rheinfelder Rathauses, die Johann Ammann zwischen 1612 und 1614 errichtete, als Rückgriff auf ein bekanntes Formenrepertoire. Der repräsentative Zugang, den eine von Fischblasenmaßwerk durchbrochene Balustrade begleitet, führt allerdings zu zwei zeitgleich entstandenen Portalen aus der Hand desselben Meisters. In Aufbau und Gestaltung am Vokabular

⁷⁹ Vgl. dazu das Schreiben Johann Isaak Freitags an den Chorherrn Patrik Petrus von Stuart, der im Auftrag des Säckinger Konventes mit den Handwerkern verhandelte. GLAK Akten 97/277, fol. 43–44: *Nun kan ich zwar nit verhindern dass derselbe [d. h. ein „frömder Bildhauer“, red.] nit solte angenommen werden, jedoch will ich hoffen das fürstliche Stift werde mich als einen man im Landt der ich meiner arbeith wegen bekant bin, nicht auf die seithen setzen, sonderen mich noch ferners in Gnaden lassen recommendiert sein, als der ich in dessen nebst schönster Empfehlung verharre [...]* Der Brief ist zitiert bei ZWEIFEL, Die Plastiken (wie Anm. 78), S. 84 (Quellentext Nr. 3 im Anhang).

⁸⁰ FELDER, Pfarrkirche St. Nikolaus Herznach (wie Anm. 53), S. 2; JEHLE / ENDERLE-JEHLE, Die Geschichte des Stiftes Säckingen (wie Anm. 10), S. 273–274.

der späten Renaissance orientiert, klingt in den kunstvoll gearbeiteten Gewänden bereits der frühe Barock an.

In den Arbeiten der Gebrüder Heinrich und Melchior Fischer gewann das sich allmählich verändernde Vokabular kunsthandwerklicher Tätigkeit noch vor Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges Gestalt. Die lebensgroße Kreuzigungsgruppe in der Friedhofkapelle in Frick steht am Übergang zwischen nordischer Spätrenaissance und anbrechendem Frühbarock. Gegenüber Werken der vorangehenden Stilstufe erscheinen die Figuren in Ponderation, Gebärde und Kleidung individueller, bewegter und von stärkerem Gestaltungswillen geprägt. Sowohl in der einzelnen Plastik, als auch im gesamten Ensemble kündigt sich ein gezielter Einbezug des räumlichen Umfeldes an.⁸¹

Die Gebrüder Fischer, die in ihrer Laufenburger Werkstatt Einflüsse der zeitgenössischen Bildhauerkunst im Raume Süddeutschlands, insbesondere Augsburgs, aufgriffen, zählten während des frühen 17. Jahrhunderts am Hochrhein zu den führenden Meistern ihres Fachs und erlangten eine über den engeren Wirkungskreis im südlichsten Breisgau ausstrahlende Bedeutung. Ihre Tätigkeit umfasste neben Figurenschmuck auch Kunstschreinerei und Altarbau, für deren hohe Kunstfertigkeit der Hochaltar der Stadtkirche Rheinfelden (um 1607) und das Chorgestühl der Stiftskirche Beromünster (um 1610) Zeugnis ablegen. Wie die Gebrüder Spring in Freiburg im Uechtland leiteten Heinrich und Melchior Fischer im bildhauerischen Schaffen am Hochrhein einen entscheidenden Entwicklungsschritt ein, der für die Folgezeit wegleitend blieb (Abb. 10).

Während der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts entwickelte sich auch in den Werkstätten, die sich in den vorderösterreichischen Waldstädten etablierten, ein wachsendes Gefühl für räumliche Zusammenhänge. Licht- und Farbwirkungen, Torsion, Rhythmik und kontrastierende Effekte wurden gezielter in die Gestaltung einbezogen. Dabei standen den Bildhauern an Kunstfertigkeit ebenbürtige, namentlich aber nur selten fassbare Maler zur Seite, die den Figuren mit unterschiedlichen Fassungen zu luzider Strahlkraft verhalfen und sie auf integrale Gestaltungskonzepte abstimmten.

Wie in der Spätgotik blieb die Altarplastik die wichtigste Aufgabe der Bildhauerwerkstätten. Mit ihrer enormen Vielfalt an künstlerischen Aussagemöglichkeiten bildete die Retabelarchitektur einen äußerst fruchtbaren Grund für die Entfaltung der Skulptur. Dabei verbanden sich bewährte Berufstraditionen und fortschrittliche Formtendenzen zu neuen Lösungen.

Nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges verlagerten einzelne Kunsthandwerker ihren Lebensmittelpunkt an den Hochrhein. So ließ sich etwa Hans Heinrich Scharpf nach einer über zwei Jahrzehnte währenden Tätigkeit im Kanton Solothurn um 1651 in Rheinfelden nieder, von wo er möglicherweise auch stammte.⁸²

⁸¹ PETER FELDER, *Barockplastik der Schweiz* (Beiträge zur Kunstgeschichte der Schweiz 6), Basel/Stuttgart/Bern 1988, S. 10–11 und S. 230.

⁸² Kurze biographische Angaben bei FELDER, *Barockplastik* (wie Anm. 81), S. 287.



Abb. 10: Frick/CH, Kreuzigungsgruppe im Beinhaus. Das lebensgroße Ensemble entstand um 1610/20 in der Werkstatt der Gebrüder Fischer in Laufenburg. Die Disposition der Einzelwerke und der ins Monumentale gesteigerte Kreuzifixus folgen noch einem in der Gotik verwurzelten Repertoire. Hingegen zeigt sich in den Assistenzfiguren am Fuß des Kreuzes ein auf erhöhte Plastizität und bewegungsreichere Inszenierung zielender Darstellungswille. Foto: Kantonale Denkmalpflege Aargau (Nefflen)

Noch in seiner ersten Schaffensphase hatte der Bildhauer in der Gnadenkapelle des Benediktinerklosters Mariastein einen Altaraufbau geschaffen, der in Komposition und plastischer Durchformung bereits auf den anbrechenden Hochbarock hinweist.

In der Nachfolge seines Vaters, dem er stilistisch eng verpflichtet blieb, führte Johann Viktor Scharpf die Werkstatt in Rheinfelden weiter und übernahm kleinere Aufträge wie die Schnitzarbeiten an der neu errichteten Kanzel der Stifts- und Stadtkirche St. Martin oder den 1699 entstandenen Prunkrahmen für das Bildnis Kaiser Leopolds I. im Rathaussaal. Daneben wurden ihm auch integrale Altarprojekte, namentlich in der Pfarrkirche Therwil und wohl auch in der Klosterkirche Olsberg übertragen.⁸³

Die lokale Auftragslage blieb aber zunächst begrenzt, so dass sich die Bildhauer über das nähere Umfeld ihres Wohnortes hinaus um Verdienstmöglichkeiten bemühen oder die Region gar verlassen mussten. Letzteren Weg beschritt der Laufener Bartholomäus Ruof, der im Wallis eine neue Wirkungsstätte fand und zusammen mit seinem Schüler Hans Heinrich Knecht das Chorgestühl der Valerikirche in Sitten vollendete.⁸⁴

2. 3. 3 Johann Isaak Freitag, ein herausragender Meister des Hochbarock

Seit dem ausgehenden 17. Jahrhundert standen die einheimischen Bildhauer in wachsender Konkurrenz zu Malern und Stuckplastikern. Die reinen Figurenretabel traten gegenüber den mit zentralen Gemälden ausgestatteten Altären zurück. Gleichzeitig wurden verschiedene Aufträge an Stuckateure aus dem Gebiet Norditaliens und des heutigen Tessins vergeben, die sich, wie etwa die Gebrüder Giacomo und Pietro Neurone, über ein breites Fachwissen und eine hohe Kunstfertigkeit ausweisen konnten.

Aber auch innerhalb des eigenen Berufsstandes zeichneten sich wachsende soziale Rangunterschiede ab. Namentlich für umfangreiche und prätentiose Aufträge wurden die in der handwerklichen Praxis verwurzelten Meister zunehmend von akademisch geschulten Bildhauern verdrängt. Dennoch konnten sich einzelne Vertreter lokaler Provenienz auch in diesem veränderten Umfeld behaupten. Zu ihnen zählte der aus Rheinfelden stammende Johann Isaak Freitag. Von seinen Lehr- und Wanderjahren in seine Heimatstadt zurückgekehrt, heiratete er im Februar 1707 Maria Katharina Scharpf, die Tochter seines Lehrmeisters und übernahm dann dessen Liegenschaft und Werkstatt an der Marktgasse 30. Damit erfüllte der Bildhauer die wesentlichen Voraussetzungen zur Aufnahme in die Zunft „zum Gilgenberg“, schrieben doch die Ordnungen der Handwerkseinigungen unter anderem vor, dass ein Meister *ehelich mit eigenem Rauch sitzen*, also verheiratet sein und eine eigene

⁸³ FELDER, Barockplastik (wie Anm. 81), S. 28 und S. 288.

⁸⁴ Ebd., S. 31–32.

Wohnung besitzen müsse.⁸⁵ Diese gesicherte Ausgangslage eröffnete Freitag den Weg zu verschiedenen öffentlichen Ämtern und zu einem raschen beruflichen Aufstieg. Er nahm im großen, später im kleinen Rat der Stadt Rheinfelden Einsitz, wurde 1732 zum Schultheißen gewählt und etablierte sich innerhalb weniger Jahre als renommierter Bildhauer.⁸⁶

Im Gegensatz zur Mehrzahl einheimischer Meister, die während des 18. Jahrhunderts im südlichen Breisgau wirkten, entwickelte er eine eigenständige, temperamentvolle und ausdrucksstarke Formensprache. Sein reiches Oeuvre umfasst neben Einzelplastiken und Skulpturengruppen auch Altar- und Kanzelbauten, die in gleicher Weise ein sprechendes Zeugnis seiner herausragenden Begabung und Fachkompetenz ablegen.

Werke wie die 1709 entstandene Sebastiansstatue in Frick lassen vermuten, dass Freitag, der auf seinen Lehr- und Wanderjahren wohl bis nach Wien gelangte, unter anderem durch die Arbeiten Thomas Schwanthalers und Meinrad Guggenbichlers entscheidende inspirative Impulse erhielt.⁸⁷ In Ausdruck und Gestik von einem einheitlichen konzeptionellen Gestus durchdrungen, zeichnen sich die Plastiken des Rheinfelder Bildhauers durch einen bis in die Details der Gewandgestaltung und der Mimik ausstrahlenden, einheitlichen Formwillen aus. Seine Figuren bilden nicht dekorative Versatzstücke eines größeren Ausstattungskorpus, sondern erscheinen als eigenständige Persönlichkeitsbilder. Die Madonna im Fricktaler Museum in Rheinfelden oder der Heilige Johannes am Hochaltar der Klosterkirche Olsberg sind ausgereifte, von originärer Schöpfungskraft durchdrungene und mit hoher handwerklicher Fertigkeit geschaffene Werke. Obschon sich im Vergleich der einzelnen Arbeiten ein typologisches Grundrepertoire erkennen lässt, zeigt jede Gestalt individuelle Züge (Abb. 11).

Nach Arbeiten für das Benediktinerinnenkloster Berau im Schwarzwald erhielt Freitag mit den Statuen für Kanzel und Seitenaltäre im Säckinger Münster seinen zweiten größeren Auftrag, der ihn zwischen 1719 und 1723/24 in Anspruch nahm. Während dieser Zeit wurden ihm in dichter Folge weitere Arbeiten übertragen. Die Tätigkeit für das adelige Damenstift, an der er höchst interessiert war, scheint ihm deshalb definitiv den Zugang zur sakralen Ausstattungskunst eröffnet zu haben. Seine schöpferischen Fähigkeiten zeigen sich vor allem in der Großplastik. Einen sprechenden Beweis seines Könnens legte er mit dem die Kanzel tragenden Samson im Säckinger Münster ab. Die kräftige Gestalt, die den ausladenden Korb emporzustemmen scheint, lehnte sich an das vor allem im Profanbau beliebte Atlantenmotiv an und wurde in typologischer Deutungsperspektive als alttestamentliche Verkörperung Jesu Christi gesehen. Deutlicher als bei den übrigen, wesentlich kleineren

⁸⁵ PETER VOLK, *Rokokoplastik in Altbayern, Bayerisch-Schwaben und im Allgäu*, München 1981, S. 14.

⁸⁶ Biographische Angaben bei ZWEIFEL, *Die Plastiken* (wie Anm. 78), S. 78.

⁸⁷ Ebd., S. 83, Anm. 5.



Abb. 11: Olsberg/CH, Pfarr- und ehemalige Klosterkirche. Hl. Johannes der Täufer von Johann Isaak Freitag. Die um 1720/30 entstandene Figur zählt zu den ausgereiftesten Werken des Meisters, der nach Lehr- und Wanderjahren in seiner Heimatstadt Rheinfelden arbeitete. Individuelle Schöpfungskraft und hohe handwerkliche Fertigkeit kennzeichnen das Oeuvre Freitags, das in der barocken Bildhauerkunst am Hochrhein eine herausragende Stellung einnimmt. Foto: Peter Felder, Küttigen/CH

Statuen an Korb und Schalldeckel hat Freitag in der lebensgroßen Trägerfigur der Säckinger Kanzel das Bild einer eigenständigen Persönlichkeit geformt.⁸⁸

Im Einklang mit den außergewöhnlichen architektonischen Rahmenbedingungen realisierte er im Chorraum der Pfarrkirche Herznach einen Hochaltar, der sich durch eine hohe bildhauerische und fassungstechnische Qualität auszeichnet.⁸⁹ Das dreiachsig konzipierte, klar gegliederte Retabel mündet im Aufsatz in eine stürmisch bewegte, mit Putten besetzte Gloriole. Sie umstrahlt eine grazil gearbeitete Marienfigur mit Kind, aus dessen Hand die vor den Mittelpfeilern der Seitenoratorien stehenden Heiligen Dominikus und Katharina von Siena den Rosenkranz empfangen. Dieses Thema, das im Anschluss an das Konzil von Trient in unterschiedlicher Weise umgesetzt wurde, erscheint hier in einer äußerst innovativen Darstellung. Durch den kühnen Ausgriff in den Raum wird das Altarhaus zu einem in unterschiedliche Ebenen gegliederten Inszenierungsrahmen. Mit empfangender Gebärde der himmlischen Erscheinung am Hochaltar zugewandt, beleben die Heiligengestalten das beziehungsreiche architektonische Gefüge. Als Vermittler und Fürsprecher in einer Mittelposition situiert, verweisen sie mit emphatischem Gestus von den

Licht durchfluteten Oratorien auf den optischen und liturgischen Kulminationspunkt im Chorraum. In der Verbindung von Raum und Plastik, der engen Verschränkung von Architektur und wirkungsvoller Inszenierung hat Freitag zu einer äußerst innovativen Formulierung gefunden. Seine Figuren fügen sich harmonisch in den vorgezeichneten Rahmen ein, ohne dabei etwas von ihrer Ausdruckskraft einzubüssen. Die virtuos modellierten Heiligengestalten, die sich durch eine beredete Körper-

⁸⁸ ZWEIFEL, Die Plastiken (wie Anm. 78), S. 80–81.

⁸⁹ FELDER, Pfarrkirche St. Nikolaus Herznach AG (wie Anm. 53), S. 9.



Abb. 12: Rheinfelden/CH, Stadt- und ehemalige Stiftskirche St. Martin. Sebastiansaltar im nördlichen Seitenschiff. Als Alterswerk Johann Isaak Freitags bildet das um 1734 entstandene, figurenreiche Retabel gleichsam eine Summe seines reichen kunsthandwerklichen Schaffens. Foto: Kantonale Denkmalpflege Aargau (Knecht)

sprache und spontane Lebendigkeit auszeichnen, setzen an entscheidenden Punkten der Raumschale gewichtige plastische Akzente.

Neben der handwerklichen Kompetenz zeigt das Herznacher Ensemble auch, dass Freitag sowohl im einzelnen Werk, als auch in den raumprägenden Altar- und Kanzelanlagen farblich-dekorative Ausdrucksmöglichkeiten gezielt einzusetzen und mit der bestehenden Ausstattung zu einem überzeugenden Gesamtklang zusammenzuführen wusste. Diese Fähigkeit stellte er auch bei seinem letzten großen Auftrag, dem Sebastiansaltar in der Rheinfelder Martinskirche unter Beweis, dessen Figurenprogramm noch einmal weitgehend die Hand des Meisters erkennen lässt (Abb. 12).⁹⁰

2. 3. 4 Spätbarocke Dekorationskunst und Bauplastik

In Arbeitstechniken und Materialwahl orientierten sich die lokal verwurzelten Bildhauer häufig an den meist über Generationen gewachsenen Werkstatttraditionen. Das geschmeidige und leicht zu bearbeitende Lindenhholz blieb der gebräuchlichste Ausgangsstoff. Franz Ludwig Wind, der in Kaiserstuhl eine Bildhauerwerkstatt unterhielt, lieferte in der Pfarrkirche Mettau einen Beweis seines phantasievoll bewegten Dekorationsstils. Variationsreiche, schwungvolle Rocailleformen verbinden sich mit florealen Motiven und Régencemustern zu bewegten, filigranen Zierelementen, die sich an Altären, Kanzel, Beichtstühlen und Chor-

⁹⁰ FELDER, Barockplastik (wie Anm. 81), S. 42–44 und S. 232.

gestühl finden. Demgegenüber wirken die polierweiß gefassten, flankierenden Holzskulpturen, die Wind für die Mettauer Altargruppe schuf, eher verhalten.⁹¹ Den dekorativen Werken Franz Ludwig Winds vergleichbar sind die Arbeiten des Rheinfelder Bilderschnitzers Peter Schacherer, der für die Gestaltung des Chorgestühls in der Domstiftskirche Arlesheim verantwortlich zeichnete.

Gegenüber der großen Zahl von Holzskulpturen und kunstvollen Schnitzarbeiten, die meist Teil umfassender Dekorationsprogramme bildeten, blieben die in Stein gehauenen Plastiken die Ausnahme. Die Aufträge in diesem Bereich beschränkten sich auch auf wenige, auf Fernwirkung angelegte Statuen, die in den Gestaltungskonzepten der Außenfassaden bauplastische Akzente setzten. Für die neu gestaltete Westfront des Säckinger Münsters schuf der aus Bayern stammende und in Säckingen eingebürgerte Bildhauer Michael Speer eine Immaculatadarstellung.⁹² Die in flüssig-grazilem Duktus gehaltene Figur erhebt sich über dem Uhrengiebel der Mittelachse und führt in leichter Torsion den Schwung weiter, den Johann Kaspar Bagnato im Portalvorbau und den seitlich ausgreifenden Volutengiebeln vorgezeichnet hatte. Im Gestus bedeutend verhaltener fügt sich der, aus derselben Werkstatt stammende heilige Fridolin mit dem toten Urso in die darunter liegende Nische ein.⁹³ Demgegenüber tritt die plastisch stärker durchformte Figur des Heiligen Bernhard von Clairvaux am Turm der ehemaligen Klosterkirche Olsberg als individuell gestaltete Persönlichkeit in Erscheinung. Die geschmeidige Kontrapostfigur erinnert an verwandte Arbeiten in Holz. Die fein gearbeiteten Gesichtszüge zeichnen den *honigfließenden Lehrer* und Mystiker als Leitfigur einer monastischen Existenz, die in Kontemplation und geistig-seelischem Wachstum ihre wesentliche Berufung verwirklicht.

Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts prägte der höfisch-internationale Barockstil zunehmend auch die Plastik im ländlichen und kleinstädtischen Raum mit. Eine wesentliche Vermittlerrolle kam dabei den in führenden Zentren hergestellten Werken der Gold- und Silberschmiedekunst zu. Wie die beiden Leuchterengel im Kirchenschatz der ehemaligen Stiftskirche St. Martin in Rheinfelden, die der Münchner Goldschmied Joseph Friedrich Canzler nach Modellen Ignaz Günthers in Silber getriebenen hatte, gingen diese Arbeiten häufig auf Vorlagen bedeutender Künstler zurück.⁹⁴

⁹¹ FELDER, Barockplastik (wie Anm. 81), S. 62; FRICKER / FREIVOGEL, Pfarrkirche St. Remigius (wie Anm. 44), S. 16–19.

⁹² JEHLE / ENDERLE-JEHLE, Die Geschichte des Stiftes Säckingen (wie Anm. 10), S. 273.

⁹³ Dabei bleibt zu berücksichtigen, dass die untere Partie der Figur offenbar aufgrund fortgeschrittener Verwitterung im 19. Jahrhundert notdürftig überarbeitet wurde. Vgl. dazu ADOLF REINLE, Die Gestalt des Säckinger Münsters im Wechsel der Epochen, in: ZAK 32 (1975), Heft 1, S. 17–41, hier: S. 38. Dieser Befund verweist auf die Tatsache, dass die meist in Sandstein gearbeitete Bauplastik, insbesondere wenn sie ihren Platz an den auf Repräsentativität ausgerichteten, aber exponierten Westfassaden fand, kaum mehr im Original in situ erhalten sind, sondern meist durch Kopien ersetzt werden mussten.

⁹⁴ Zur Entwicklung der Rokokoplastik und den wichtigsten Vertretern dieses Genres in Süddeutschland vgl. VOLK, Rokokoplastik (wie Anm. 85), S. 31–46. Zu Ignaz Günther (1725–1775) bes.: S. 37–38; Die beiden Arbeiten im Rheinfelder Kirchenschatz behandelt

2. 3. 5 An der Schwelle zum Klassizismus

Nach 1770 brachen sich die an der antiken Architektur orientierten ästhetischen Prinzipien in Kunst und Architektur immer deutlicher Bahn. Innerhalb weniger Jahre starb eine Reihe führender Barockbildhauer. Letzte Impulse des Rokoko blieben aber insbesondere im ländlichen Raum noch längere Zeit wirksam. Drei ortsansässige Handwerker, der Bildhauer Michael Acklin und die Tischlermeister Joseph und Franz Kümmerli, ergänzten die Ausstattung der zwischen 1769 und 1772 umgestalteten Rheinfelder Martinskirche mit einem kunstvoll geschnitzten Chorgestühl. In keinem anderen Sakralbau des Fricktals haben ausschließlich einheimische und ortsansässige Meister eine derart reiche und qualitätsvolle künstlerische Ausstattung geschaffen. Besondere Akzente erhält das vielfältige Ensemble durch die Folge bedeutender Schnitzaltäre aus dem 17. und 18. Jahrhundert, deren ausgezeichnete Skulpturen eine lückenlose regionale Werkstatttradition belegen.⁹⁵

Am Übergang vom Spätbarock zum Frühklassizismus stehen die Arbeiten des aus Riedlingen an der Donau stammenden Johann Friedrich Vollmar, der zunächst in Waldshut und später in Säckingen eine Werkstatt unterhielt. Er arbeitete als Architekt, Stuckateur, Freskant und Bildhauer in Südbaden und in der angrenzenden Schweiz, wo er zu den bedeutendsten Meistern des Frühklassizismus gehörte.⁹⁶ Während Vollmar in der Bau- und Dekorationskunst eine nüchterne, von kühler Zurückhaltung geprägte Formensprache pflegte, die sich an französischen Vorbildern orientierte, lehnte er sich in seinem bildhauerischen Schaffen enger an die barocke Tradition an. Die Altäre und Kanzeln in den Pfarrkirchen von Waldshut, Minseln und Schupfart greifen in Konzeption und strafflinigem Aufbau Elemente eines in der Antike vorgeprägten ästhetischen Kanons auf. Demgegenüber sind etwa die vollplastischen Darstellungen der Erzengel Michael und Raffael am Hochaltar der Pfarrkirche Kaisten noch in den geschmeidigen künstlerischen Formulierungen des Louis XVI gehalten. Den polierweiß gefassten Bildwerken fehlt allerdings der kraftvolle Ausdruck, die beredte Körpersprache und die spontane Lebendigkeit hoch- und spätbarocker Altarplastik. Die Impulse der vorangehenden Stilepoche erscheinen in den Figuren Vollmars nicht mehr als leitende Formprinzipien, sondern vielmehr als Reminiszenzen und Zitate, die sich an den akademisch fundierten ästhetischen Forderungen nach klarer Abgrenzung und Gliederung brechen. In Vollmars bildhauerischem Werk zeichnet sich eine künstlerische Entwicklungstendenz ab, die im ausge-

PETER FELDER, Zwei silberne Leuchterengel nach Entwürfen von Ignaz Günther, in: *Unsere Kunstdenkmäler XIX* (1968), S. 121 ff.

⁹⁵ JÜRIG A. BOSSARDT, Die Stadtkirche St. Martin zu Rheinfelden, in: *RhNJB* 1978, S. 5–114, hier: S. 14–16; DERS., Die Außen- und Innenrestaurierung, in: *RhNJB* 1993, S. 21–35; PETER FELDER / HANS WEBER, *Der Aargau im Spiegel seiner Kulturdenkmäler*, Aarau/Stuttgart 1987, S. 127.

⁹⁶ WINFRIED ABFALG, Johann Friedrich Vollmar (1751–1818). Ein Henkerssohn wird Künstler. Zum 250. Geburtstag des Bildhauers, Stuckateurs, Malers, Architekten, Altar- und Kanzelbauers, Lindenberg im Allgäu 2002.

henden 18. Jahrhundert zunehmend breiter Platz griff. Die beschwingte Leichtigkeit, Prägnanz und auf individuelle Ausstrahlung abzielende, barocke Artikulationsfähigkeit klangen aus und wichen einer auf formalisierte Grundlagen reduzierten Ausstattungskunst.

Breit angelegte bauplastische Aufträge und übergreifende Dekorationskonzepte wurden seltener. Die Skulptur löste sich zunehmend aus der engen Beziehung zur Architektur und entfaltete schließlich in der Denkmalsplastik, die zu einem wesentlichen künstlerischen Aufgabenbereich wurde, ein Eigenleben. Dieser Entwicklungslinie lief die Verlagerung von sakraler zu profaner Kunst parallel. Die mit unterschiedlichen Ausdrucksmöglichkeiten inszenierten Darstellungen, die Zeit- und Heilsgeschichte, Dies- und Jenseits in beziehungsreiche Zusammenhänge setzten, wurden nun durch Werke abgelöst, die mythologische, allegorische und historische Inhalte in veränderten Formulierungen ins Bild fassten.

2. 4 Die Werke der Gold- und Silberschmiede

Zu den Objekten, die je nach Festtag oder kirchenjahreszeitlicher Prägung einen integrierenden Bestandteil der Kirchen- und insbesondere der Altarausstattungen bildeten, zählen auch die zahlreichen Werke der Gold- und Silberschmiedekunst. Sie standen im Bereich der eigenständigen Plastik in enger Beziehung zur Bildhauerei, setzten doch die in Edelmetall getriebenen oder gegossenen Figuren ein in Holz geschnitztes Modell voraus.⁹⁷ Während kleinere Arbeiten wie Messkelche oder Kleinplastiken auch von lokalen Fachkräften am Hochrhein ausgeführt wurden, gingen umfangreichere Aufträge, etwa technisch anspruchsvolle Ostensorien oder Reliquiare an Fachkräfte im Raume Süddeutschlands, insbesondere nach Augsburg. Der größte Teil der Edelmetallarbeiten, die in den Sakristeien der Pfarr- und Stiftskirchen verwahrt werden, erwuchs unmittelbar dem liturgischen Gebrauch. Messgeräte, die, abgestuft nach der Bedeutung der Feier, häufig Verwendung fanden, nehmen in den über Generationen gewachsenen Sammlungen notwendigerweise breiten Raum ein.

Aufgrund ihres hohen Materialwertes wurden auch kleinere Kirchenschätze mehrfach dezimiert. Nach den Verlusten während des Dreißigjährigen Krieges waren es dann vor allem die politische Umbruchphase an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert und die anschließende Säkularisation geistlicher Institutionen, die zu einer einschneidenden Reduktion reicher Bestände führten. Wie im 1806 aufgelösten adeligen Damenstift Säckingingen wurden damit vor allem auch die Arbeiten barocker Zeitstellung ihrem angestammten Umfeld entzogen. Verhältnismäßig geschlossen blieben die Kirchenschätze der Pfarrkirchen erhalten. Neben Messgeräten aus dem Nachlass einzelner Priester haben sich verschiedene Objekte erhalten, die von Vertretern des Adels und des Klerus gestiftet wurden. Dazu zählen etwa zwei hochbarocke Kelche, welche die Herren von Schönau für die Pfarrkirche in Oeschgen herstellen ließen.

⁹⁷ MANE HERING-MITGAU, Barocke Silberplastik in Südwestdeutschland, Weißenhorn 1973, S. 30–34.

Während des 18. Jahrhunderts kauften die Pfarreien und geistlichen Institutionen zwischen Jura und Schwarzwald in größerer Zahl bedeutende Werke der Gold- und Silberschmiedekunst an. Darunter nahmen die Monstranzen eine Sonderstellung ein. Sie zählten zu den herausragendsten Werken der Schatzbestände und wurden unter Verwendung eines gängigen Formenrepertoires meist für die spezifischen Bedürfnisse einer Pfarrei hergestellt.⁹⁸ Die Ausführung dieser Preziosen stellte hohe Anforderungen an das handwerkliche Können. In der Spätphase barocken Kunstschaffens waren es vor allem Augsburger und Münchner Werkstätten, die sich auf diesen Bereich spezialisiert hatten und weite Teile Süddeutschlands und der angrenzenden Schweiz belieferten.⁹⁹

Der umfangreichste Bestand an qualitativ vollen Gold- und Silberschmiedearbeiten befindet sich in der ehemaligen Stiftskirche St. Martin in Rheinfelden.¹⁰⁰ Durch die späte, erst 1870 erfolgte Auflösung der Chorherrengemeinschaft haben sich hier neben Messgeräten auch Reliquiare und Silberplastiken von hoher Qualität erhalten.

Die bedeutendste Arbeit unter den beweglichen Ausstattungsobjekten, die in den Kirchenschätzen am Hochrhein verwahrt werden, ist der silberne Fridolinsschrein. Die letzte Fürstäbtissin, Maria Anna von Hornstein-Göppingen (reg. 1755–1806), ließ das Werk 1764 für rund 8000 Gulden in Augsburg herstellen. Der ausgesprochen hohe Preis gibt einen deutlichen Hinweis auf den komplizierten und langwierigen Entstehungsprozess des Schreins, der sich über fast sechs Jahre hinzog. Die Arbeit, die heute als Hauptwerk der Augsburger Gold- und Silberschmiedekunst des 18. Jahrhunderts gilt, bildete gleichsam den krönenden Abschluss der zweiten Barockisierungsphase im Säckinger Münster (Abb. 13).¹⁰¹

⁹⁸ Die Maße der Werke bestimmten sich nach den Dimensionen der Expositionsni-
schen, die der eucharistischen Anbetung dienten. Zudem wurde die allgemeine Symbolsprache durch
ortsspezifische Elemente, etwa die Darstellungen der Kirchenpatrone, angereichert. Neben
ein breiter verfügbares Repertoire, das von der Struktur des Aufbaus bis zu seriell
verwendeten Dekorationselementen reichte, traten deshalb auf Wunsch der Auftraggeber
auch singuläre Motive. Bei den mehrschichtigen Strahlenmonstranzen bot die durchbro-
chene und aus unterschiedlichen Silbertreiarbeiten zusammengesetzte Schaufront die
Möglichkeit, verschiedene Symbolebenen miteinander zu verbinden.

⁹⁹ VOLK, Rokokoplastik (wie Anm. 85), S. 8; HERING-MITGAU, Barocke Silberplastik (wie
Anm. 97), S. 14–16.

¹⁰⁰ ULRICH BARTH / GEORG GERMANN, Der Stiftungsschatz von St. Martin in Rheinfelden, in: Fest-
schrift Karl Schib zum 70. Geburtstag am 7.9.1968 (Schaffhauser Beiträge zur vaterländi-
schen Geschichte, 45), hg. vom Historischen Verein des Kantons Schaffhausen, Thayngen
1968, S. 38–77.

¹⁰¹ ADOLF REINLE, Der Schatz des Münsters zu Säckingen, in: WALTER BERSCHIN (Hg.), Frü-
he Kultur in Säckingen. Zehn Studien zu Literatur, Kunst, Geschichte, Sigmaringen 1991,
S. 109–122 und S. 135–151, Abb. S. 129–134; Statt der ursprünglich vorgesehenen 5000
kostete der Schrein schließlich 8894 Gulden. Die Fürstäbtissin erklärte sich nach Eintref-
fen des Werkes in Säckingen jedoch bereit, den Fehlbetrag aus eigenen Mitteln zu bestrei-
ten. Vgl. dazu JEHLE / ENDERLE-JEHLE, Die Geschichte des Stiftes Säckingen (wie Anm.
10), S. 285–286.



Abb. 13: Bad Säckingen, Fridolinsmünster. Zwei Tage vor dem Patronatsfest, am 4. März 1764, gelangte der in Augsburg hergestellte Silberschrein in das adelige Damenstift auf der Rheininsel. Das mit hohen Ausgaben verbundene Werk, das künftig die Reliquien des iro-fränkischen Missionars bergen sollte, zählt zu den bedeutendsten in Edelmetall geschaffenen Arbeiten süddeutscher Provenienz. Foto: Patrick Bircher

2. 5 Altarbaukunst als Summe kunsthandwerklicher Fertigkeit

2. 5. 1 Einzelwerke und Altargruppen des Früh- und Hochbarock

Gefördert durch die Beschlüsse des Konzils von Trient kam den Bildretabeln innerhalb der Ausstattung von Sakralräumen eine zentrale Bedeutung zu. Als Brennpunkte des liturgischen Geschehens, die in vielschichtigen theologisch-allegorischen Deutungsperspektiven verankert waren, wurden die Altäre an ausgezeichneten Stellen der Raumabfolge errichtet und bildeten einen integrierenden Bestandteil barocker Gestaltungskonzepte. Dabei fanden sich Schreiner, Bildhauer, Fassmaler und Vergolder zu Gemeinschaftswerken zusammen, die ihnen Raum für kunsthandwerkliche Innovationen und kühne, experimentelle Vorstöße eröffneten.

1607 errichtet, steht der zweigeschossige Hochaltar der Gebrüder Heinrich und Melchior Fischer in der Rheinfelder Martinskirche am Beginn einer Reihe von Werken, die sich in ihrer Grundstruktur an der in der Renaissance wurzelnden frühbarocken Portalarchitektur orientieren. Die um 1646 gestifteten Altäre in den Seitenkapellen der Pfarrkirche St. Peter und Paul in Frick sind ebenfalls noch der Fläche verhaftet und zeigen nur wenige vollplastische Akzente. An der etwa 25 Jahre später entstandenen Seitenaltargruppe der Stadtkirche St. Johann in Laufenburg fanden dann rankenverzierte, gewundene Säulen Verwendung, die kräftig profilierte Gebälkzonen abstützen. Diese architektonischen Elemente strukturieren auch den 1673 entstandenen Hochaltar der Klosterkirche Olsberg.¹⁰² Die breit gelagerte Schaufrent ist ein frühes Beispiel für das Bestreben, mit einer Altaranlage das Chorghaupt in seiner räumlichen Dimension möglichst vollständig zu erschließen. Diese Tendenz verdichtete sich während des 18. Jahrhunderts zu einem leitenden Konzept und wurde schließlich zu einem wesentlichen Charakteristikum barocker Sakralkunst. Mit der Erweiterung der Aufbauten, die dann zunehmend auch in den Raum ausgriffen, gewannen die Anlagen nicht nur an Plastizität und dominierender Wirkung, sondern wurden auch enger mit dem architektonischen Rahmen in Beziehung gesetzt.¹⁰³ Trotz differenzierterer Gliederung, der Verdoppelung der Säulen und dem Einbezug zunehmend freier agierender Statuen, blieben die Altäre aber zunächst noch weitgehend der Fläche verhaftet und standen allenfalls in punktueller Korrespondenz zur Raumabfolge.

1658 schuf der Luzerner Barockbildhauer Hans Ulrich Räder für die Laufener Stadtkirche einen neuen figurenreichen Hochaltar und wenige Jahre später ein Retabel im nördlichen Seitenschiff, auf dem künftig die Gebeine der Katakombenheiligen Secunda verwahrt wurden. Die Beseitigung des gotischen Lettners bot den Anlass, die Übergangszone zwischen Laien- und Klerikerbereich neu zu gestalten. Zu beiden Seiten des Chorgitters, das der einheimische Schlossermeister Sebastian

¹⁰² HOEGGER, Ehemaliges Kloster Olsberg (wie Anm. 49), S. 15.

¹⁰³ Diese Entwicklung zeigt GUIDO REUTER, Barocke Hochaltäre in Süddeutschland 1660–1770, Petersberg 2002, anhand verschiedener Beispiele aus dem Raume Süddeutschlands auf, hier bes.: S. 25–27, sowie S. 246, Anm. 56.



Abb. 14: Laufenburg/CH, Stadtkirche St. Johann. Immakulata-Altar im südlichen Seitenschiff. Das um 1702 entstandene, reich ausgestattete Retabel zählt zu den Glanzstücken hochbarocken Altarbaus im ehemals vorderösterreichischen Gebiet am Hochrhein. Foto: Patrick Bircher

Hirt 1672 in die freie Öffnung einsetzte, entstanden mit dem Katharinen- und dem Sebastiansaltar zwei neue, die Raumabfolge prägende Akzente. Sie verbinden sich mit dem Secunda- und dem Immakulata-Altar an den Stirnseiten der beiden Seitenschiffe zu einer dichten Folge hochbarocker Werke, die sich einer Ikonostase vergleichbar in den Kirchenraum einfügen.¹⁰⁴ Die Disposition der auf blockhaften Mensen ruhenden Retabel, zeichnet sich durch eine einheitliche klare Tektonik aus. Die verhältnismäßig hohen Predellazonen dienen als Postamente für die polychrom gefassten Figuren und tordierten Säulen, die Haupt- und Oberzone rahmen. Mit den Antependien und den in Gold gefassten Zierelementen setzen sie auf den schwarz gehaltenen Aufbauten prägnante Akzente. Diese Gestaltungsmotive erscheinen am Immakulata-Altar in verdichteter Form. 1702 im südlichen Seitenschiff errichtet, erinnert das Werk an reich ausgestattete Schnitzaltäre alpenländischer Provenienz. Wie in das ovalförmige Sichtfenster eines Ostensoriums wurde die Statue der Immakulata in die Mittelachse eingefügt, begleitet von den seitlichen Assistenzfiguren der Jesuitenheiligen Ignatius und Franz Xaver. (Abb. 14).¹⁰⁵

Unmittelbar in das gottesdienstliche Geschehen eingebunden, konnten die raumbestimmenden Anlagen dem Zyklus des Kirchenjahres angepasst werden. Für die Mensa am Hochaltar der Stadt- und ehemaligen Stiftskirche St. Martin in Rheinfelden stehen noch auswechselbare Antependien zur Verfügung. Sie stimmen in Farbe und Dekor mit den Paramenten überein, die je nach Festtag oder zeitlicher Prägung getragen wurden. Zu den variierenden Elementen der Altarausstattungen zählten neben unterschiedlichen Leuchtern auch austauschbare Bildwerke und Reliquiare, die an ausgezeichneten Punkten der Gesamtkomposition eingefügt und nach einem bestimmten Zeitraum wieder entfernt wurden. Neben kleineren Elementen wie den Figuren und Symbolen auf den Tabernakelaufbauten ließen sich oft auch weitere Bereiche durch visuelle Veränderungen auf spezifische liturgische Bedürfnisse abstimmen. Dazu zählte etwa das Verhüllen von Bildern und Statuen während der Fastenzeit. Textilien, die Szenen aus der Passion Christi zeigten und den Altargemälden vorgehängt wurden, haben sich kaum, oder, wie etwa in Mettau, nur noch in Fragmenten erhalten.¹⁰⁶ Ein vollständiges, für die Mittelzone des Hochaltares bestimmtes „Hungertuch“ befindet sich noch in der Martinskirche Rheinfelden, wo es seit einer umfassenden Restaurierung jedes Jahr wieder an seinem angestammten Platz Verwendung findet.

2. 5. 2 Raumbezogene Inszenierungen des Spätbarock

In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts folgte die Mehrzahl der Aufbauten noch tradierten Schemata. Retabel mit klar gegeneinander abgesetzten Geschossen, in

¹⁰⁴ FELDER, Stadtkirche Laufenburg (wie Anm. 42), S. 11.

¹⁰⁵ Ebd., S. 11–12.

¹⁰⁶ Von den „Hungertüchern“ Johann Friedrich Vollmars für die Altäre der Pfarrkirche St. Remigius ist in Mettau noch ein Ausschnitt der Dornenkrönung vorhanden. Vgl. dazu FRICKER / FREIVOGEL, Pfarrkirche St. Remigius (wie Anm. 44), S. 21.

deren Zentrum, von Pilastern, Säulen und Statuen flankiert, zunächst vor allem plastische Darstellungen, dann immer häufiger Gemälde eingefügt wurden, blieben zunächst die Regel.¹⁰⁷ Erst allmählich griff das Prinzip mehrfacher, kulissenartiger Schichtung und dreidimensionaler Staffelung Platz. Der gesamte Aufbau wurde nun als einheitlicher, bühnenartiger Inszenierungsraum aufgefasst. Die Gliederungsebenen begannen miteinander zu verschmelzen und traten zu Gunsten übergreifender Gesamtentwürfe zurück, die sich auch den umgebenden Raum vermehrt dienstbar machten. Entscheidende Anregungen gingen dabei von den Werken italienischer Künstler aus, die seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts zunehmend mit sakralen Bauaufgaben betraut worden waren.¹⁰⁸

An den Altären, die in Konzeption und Aufbau architekturtheoretischen Prinzipien folgten, setzte der Figureschmuck klare Akzente. In den Dekorationselementen und Schmuckmotiven brach sich eine zunehmend breitere Innovationsfreude mit zahlreichen lokalspezifischen Differenzierungen Bahn. Die feinen Nuancen und Abstufungen von Farbe und Form, das Spiel mit Licht und Schatten sowie die zunehmend subtilere Abstimmung der Altäre auf das Raumgefüge sollten eine suggestive Wirkung auf die Betrachtenden ausüben, die unmittelbar in das Bildgeschehen einbezogen wurden. Bekannte Bildthemen, wie etwa die Darstellung der Pietà, erschienen in effektvollen Reinterpretationen. Farblich reich differenzierte Figuren mit scharf pointierten Physiognomien wurden zunehmend freier in den Raum gesetzt.

Nun gewann auch der Marmor als dominierender Werkstoff rasch an Bedeutung. Dabei wurden jedoch höchstens in Ausnahmefällen und auch dann oft nur in der Sockelzone Steinblöcke verarbeitet. Um die Altäre, die in eine zunehmend engere Beziehung zur Raumschale und zur übrigen Ausstattung traten, farblich möglichst fein auf ihre Umgebung abstimmen und in ihrer symbolischen Konnotation klarer akzentuieren zu können, wurde der mit hohem Arbeitsaufwand verbundene Stuckmarmor dem natürlichen Material oft vorgezogen (Abb. 15).

Im majestätischen Hochaltar der Pfarrkirche von Frick haben Gestaltungskraft und Einfallsreichtum des Spätbarock einen vollendeten Ausdruck gefunden. Das vielfach geschwungene Tabernakelgehäuse begleiten vier korinthische Säulen mit konzentrisch emporstrebenden Aufsatzvoluten, die eine mächtige Spangenkronen

¹⁰⁷ In Anlehnung an die gotischen Schnitzaltäre blieb die Mittelachse frühbarocker Retabel zunächst Einzelplastiken oder Figurengruppen vorbehalten. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts traten die Werke der Bildhauer an dieser Stelle zunehmend zu Gunsten von großformatigen Gemälden zurück, die in der Folgezeit im Raume Süddeutschlands zum verbindlichen Kanon der Altargestaltung gehörten. Vgl. dazu RAINER LAUN, Studien zur Altarbaukunst in Süddeutschland. 1560–1650, Diss. München 1982, S. 155, 157 und 186; GUIDO REUTER, Barocke Hochaltäre (wie Anm. 103), S. 20.

¹⁰⁸ Wesentlichen Einfluss auf die räumliche Gestaltung der Altararchitektur ging von den Werken aus, die Gianlorenzo Bernini im zweiten und dritten Viertel des 17. Jahrhunderts in Rom schuf. Diesen von vielschichtigen und von verschiedenen Quellen gespeisten Vermittlungsprozess zeichnet REUTER, Barocke Hochaltäre (wie Anm. 103), S. 32–35, in knappen Zügen nach.

tragen. Der schwungvoll inszenierte Baldachin birgt zwischen den schräg gestellten Säulenpaaren die lebensgroßen Statuen der Kirchenpatrone Petrus und Paulus. Wie ein kostbar gearbeiteter Schrein fügt sich der zwischen 1740 und 1750 errichtete Aufbau in den lichterfüllten Chorraum ein, der ihn umschließt und seine architektonisch prägnante Aussage unterstreicht.¹⁰⁹ Der Gedanke des Baldachinaltares wurde auch in der Zeinger Pfarrkirche St. Agatha in einer originellen Lösung umgesetzt. Als kompaktes, von vier Säulen flankiertes Bildretabel konzipiert, schließt der Hochaltar in der Oberzone mit einer elegant geschwungenen Spangenhaut.

Diese Aufbauten wurzeln in den insbesondere in der römischen Sakralarchitektur der Spätantike und des Frühmittelalters verwendeten Altarziborien, die in der Renaissance neu belebt und vor allem im Spätbarock auch nördlich der Alpen rezipiert wurden. Der in einer Spangenkronen schließende, in den Raum ausgreifende Säulenbau bildet dabei eine Sonderform, die im Spätbarock verschiedene Ausprägungen erfahren hat. Zu den herausragendsten Werken dieser Art auf dem Gebiet der heutigen Schweiz und im unmittelbar angrenzenden süddeutschen Raum zählt der Hochaltar der ehemaligen Klosterkirche Rheinau. Fügen sich doch in diesem freistehenden Säulenbau, der zwischen 1720 und 1723 nach Entwürfen und unter der Leitung des Allgäuer Malers Judas Thaddäus Sichelbein errichtet wurde, Architektur und Plastik zu einer ausgewogenen Gesamtkomposition.¹¹⁰

Der unmittelbare Anknüpfungspunkt für das bedeutend einfacher gestaltete und zurückhaltender instrumentierte Werk in Frick dürfte allerdings geographisch näher liegen. Insbesondere das Retabel zeigt in Struktur und Motivwahl auffallende Parallelen zum Tabernakelaufbau am Hochaltar des Säckinger Münsters. Neun Jahre nach



Abb. 15: Frick/CH, Pfarrkirche St. Peter und Paul. Tonnengewölbtes Langhaus und polygonal schließender Chor gegen Osten. Das Raumerlebnis, das vom warmen Kolorit der Fresken und den qualitätsvollen Régence-Stuckaturen bestimmt wird, kulminiert im Hochaltar. Der zwischen 1740 und 1750 errichtete Säulenbau legt Zeugnis für die Innovationskraft spätbarocker Inszenierungskunst ab. Foto: Patrick Bircher

¹⁰⁹ FELDER, St. Peter und Paul Frick (wie Anm. 62), S. 11.

¹¹⁰ FELDER, Barockplastik (wie Anm. 81), S. 42.

dem Kirchenbau in Frick, wo er als planender und leitender Architekt tätig war, vollendete Johann Pfeiffer 1725 dieses zentrale Werk im Chor der Stiftskirche.¹¹¹

Die Präsenz des Allerheiligsten verdeutlichen zwei Cheruben, die in seitliche, von korinthischen Säulen eingefasste und mit Muschelmotiven zusätzlich artikulierte Nischen eingestellt sind. Gegenüber Säckingen, wo zu beiden Seiten der Expositions-nische noch schmale Ädikulen eingeschoben wurden, erscheint die horizontale Abfolge in Frick leicht gestrafft, wird hier aber durch einen kunstvoll drapierten, festonbehangenen Vorhang eingefasst. Auch der Abschluss des Aufbaus mit einer auf geschwungenen Aufsatzvoluten ruhenden Spangenkronen scheint im Fridolinsmünster bereits vorgeprägt. Während dieses Element hier über dem Tabernakel zur Haupt- und Oberzone überleitet und in das Gesamtwerk eingebunden bleibt, wird es in Frick zu einem in der Größe gesteigerten, dominierenden Akzent, der die lichte Konstruktion überfängt und den umgebenden Raum entscheidend prägt. Entferntere Bezüge ließen sich etwa zwischen den in die Tiefe gestaffelten Säulen sehen, die sich in Säckingen unmittelbar an das Chorpolygon anschließen, in Frick hingegen auf einer tieferen Ebene und in reduzierter Zahl frei in den Raum gestellt sind. Aber auch die Figuren der Apostelfürsten Petrus und Paulus, im Fridolinsmünster in hoch liegende Nischen eingefügt, in Frick als lebensgroße Plastiken, von der Altararchitektur weitgehend losgelöst, über offenen Durchgängen neben das Retabel gestellt, scheinen einen schwachen Anklang an den Hochaltar im adeligen Damenstift zu bilden. Insgesamt betrachtet, wurden verschiedene Komponenten des Säckinger Aufbaus teils als detailgetreue Zitate, teils in freier Allusion zu einem neuen, den veränderten Rahmenbedingungen angepassten Konzept vereinigt. Damit entstand ein Werk mit grundlegend veränderter Wirkung und Aussage. Dem in die Höhe strebenden, als geschlossene Schauwand mit Zentralgemälde konzipierten Aufbau in Säckingen steht die offene, ins Gegenlicht gesetzte und ausschließlich durch plastische Akzente belebte Konstruktion in Frick gegenüber.

Der Zeininger Hochaltar zeigt in formaler Hinsicht eine besondere Nähe zu jenem in der Domstiftskirche Arlesheim. Diese Beziehung lässt sich nicht nur aufgrund der geographischen Nähe vermuten, sondern findet in den herrschaftspolitischen und kirchenrechtlichen Verhältnissen einen zusätzlichen Rückhalt. Seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts hatte das Basler Hochstift, das in Zeiningen die Patronatsrechte ausübte, seinen Sitz in Arlesheim. Neben großzügig angelegten Wohnhäusern ließen die Domherren gleichsam vor den Toren der alten Bischofsstadt zwischen 1679 und 1681 auch eine neue Stiftskirche errichten, die sich durch eine äußerst qualitätsvolle Ausstattung auszeichnet.

Obschon sie oft in zeitlicher Distanz zur übrigen Ausstattung entstanden, wurden die Altäre mit großem Einfühlungsvermögen als Akzent- und Höhepunkte in den vorgegebenen Rahmen eingefügt. In enger stilistischer Nähe zu dem um 1763 von Johann Georg Gigl in der Kartause Ittingen geschaffenen Hochaltar, für den er das Figurenwerk und die Schnitzappliken schuf, realisierte der Schwarzwälder Bildhauer

¹¹¹ JEHLÉ / JEHLÉ-ENDERLE, Die Geschichte des Stiftes Säckingen (wie Anm. 10), S. 272.

Matthias Faller zwölf Jahre später im Chor der Laufenburger Stadtkirche einen vergleichbaren Aufbau.¹¹² In der Nachfolge Johann Christian Wenzingers verband Faller klare architektonische Gliederungsprinzipien mit virtuoser Lebendigkeit, die sich dem wachsenden Einfluss des Klassizismus noch weitgehend verschloss. Der festliche Hochaltar der Stadtkirche St. Johann in Laufenburg steht in einem formenreichen Dialog mit dem umschließenden Chorpolygon. Das dreiteilige Säulenretabel und die klar gegliederte Raumschale begegnen sich als Zeugnisse später Stilentwicklung. Die variationsreiche Sprache des Rokoko, die sich kühn geschwungener Stege und Voluten bedient, gewinnt im Gegenlicht der hohen Fensterflächen eine besondere Aussagekraft und setzt in der vielstimmigen Ausstattungskomposition einen voll klingenden Schlussakkord.

3 Ausklang

Der 1772 vollendete Hochaltar der Stadtkirche Laufenburg, die im selben Jahr abgeschlossene barocke Umgestaltung der Martinskirche in Rheinfelden und die vier Jahre später geweihte Pfarrkirche Mettau stehen im Zenit spätbarocker Bau- und Ausstattungskunst am Hochrhein. Die dichten Gestaltungskonzepte des Rokoko, die Form und Farbe in immer neuen Variationen ins Licht setzten, die veränderte Kompositionsmöglichkeiten suchten, um sie dann in gedrängten, flüssigen Formulierungen zum Ausdruck zu bringen, neigten sich im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts auch im Gebiet zwischen Jura und Schwarzwald dem Ende zu. Bereits 1768 hatte Pierre Michel D'Ixnard die Pläne für den Neubau der Abteikirche St. Blasien vorgelegt. Von der französischen Architektur beeinflusst, brachen sich in dieser wichtigen klassizistischen Anlage veränderte ästhetische Prinzipien und ein auf antike Vorbilder rekurrierender Formenkanon Bahn.

Nicht nur im Sakralbau, auf den sich bis ins späte 18. Jahrhundert wesentliche Anstrengungen in Architektur und Kunsthandwerk konzentriert hatten, sondern auch im Profanbereich fand innerhalb kurzer Zeit eine Neuorientierung statt. 1771 hatte Lucius Gambis die filigrane, von schwungvoller Leichtigkeit durchströmte Stuckdecke im Laufenburger Gerichtssaal gestaltet. Drei Jahre nach deren Vollendung ergänzten die Hafnermeister Durst aus Lenzkirch die Ausstattung mit einem Kuppelofen, der in seinem kubisch-klaren, stringenten Aufbau und dem sparsam verwendeten Dekor klassizistischem Gestaltungswillen verpflichtet ist. Dieser stilistische Wandel, der die Spätzeit der habsburgischen Herrschaft am Hochrhein begleitete, zeichnete den tief greifenden politischen Umbruch der folgenden Jahre gleichsam vor. Neue gedankliche Grundlagen sowie territoriale und institutionelle Veränderungen bildeten die Koordinaten einer grundlegenden Neuorientierung, die in der klassizistischen Formensprache einen konkreten Ausdruck fand. Dabei kam

¹¹² JEHLÉ / JEHLÉ-ENDERLE, Die Geschichte des Stiftes Säckingen (wie Anm. 10), S. 57; FELDER, Stadtkirche Laufenburg (wie Anm. 42), S. 10.

ein stilistisches Vokabular zum Tragen, mit dem sich bis in die Frühzeit der Industrialisierung ein neues politisches und soziales Selbstverständnis artikuliert.

Abkürzungen:

GLAK	Generallandesarchiv, Karlsruhe
MAS	Münsterarchiv, Bad-Säckingen
RhNJB	Rheinfelder Neujahrsblätter, Rheinfelden 1945 ff.
SKF	Schweizerische Kunstführer, hg. von der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte, Basel und Bern 1953 ff.
StAAG	Staatsarchiv des Kantons Aargau, Aarau
StAS	Stadtarchiv Bad-Säckingen
VJzSchw	Vom Jura zum Schwarzwald, Jg. 1–9 (Aarau 1884–1892), N. F., 1 ff. (Rheinfelden 1926–1939/Frick 1944–1998/Möhlin 1999 ff.)
ZAK	Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte, Basel 1939 ff.

Die Kulturlandschaft des Südschwarzwaldes in der Wahrnehmung durch Urlaubsgäste¹

Cornelia Korff

1 Einführung

Agrarisch geprägte Kulturlandschaften mit reichem Formenschatz historischer Relikte und persistenter Elemente gelten als endogenes Potenzial für die touristische Entwicklung ländlicher Räume.² Die in peripheren Gebieten häufig noch erhaltene kleinstrukturierte Vielfalt schafft abwechslungsreiche Landschaftsbilder mit hoher ästhetischer Erlebniswirksamkeit.³ Freizeitdidaktisches Potenzial für einen landschaftsbezogenen, nachhaltigen Tourismus birgt die regionale Kulturlandschaftsentwicklung, die anhand von Spuren in der Landschaft zu entschlüsseln ist.⁴ Im touristischen Marketing ländlicher Regionen wird die regionale Eigenart eines Raumes eingesetzt, die sich im Landschaftsbild aus charakteristischen Gefügemustern bestimmter Kulturlandschaftselemente ergibt, aber auch in Traditionen und Gebräuchen zum Ausdruck kommt.

¹ Überarbeitete Fassung eines am 08.02.2006 im Alemannischen Institut gehaltenen Vortrags. Der Beitrag geht auf ausgewählte Ergebnisse eines Forschungsprojektes ein. Vgl. dazu CORNELIA KORFF, *Mit den Augen des Urlaubsgastes. Studien zur Natur- und Kulturlandschaftswahrnehmung am Beispiel regionalkundlicher Themenwege* (Forum IFL, H. 4), Leipzig 2005.

² Vgl. NORBERT HAARDT / ALBRECHT STEINECKE, *Umweltschonender Tourismus – eine Entwicklungsalternative für den ländlichen Raum in Europa?* in: *Umweltschonender Tourismus. Eine Entwicklungsperspektive für den ländlichen Raum*, hg. von PETER MOLL, Bonn 1995, S. 17–32: S. 21 ff; Deutsche Vernetzungsstelle Leader⁺, LEADER⁺ in Deutschland. *Ausgewählte Projekte*, Bonn 2006.

³ JUAN MANUEL WAGNER, *Zur emotionalen Wirksamkeit der Kulturlandschaft*, in: *Kulturlandschaftspflege. Beiträge der Geographie zur räumlichen Planung*, hg. von WINFRIED SCHENK / KLAUS FEHN / DIETRICH DENECKE, Stuttgart 1997, S. 59–66.

⁴ Vgl. dazu: PATRICK LEHNES / RAINER GLAWION, *Landschaftsinterpretation. Ein Ansatz zur Aufbereitung regionalgeographischer Erkenntnisse für den Tourismus*, in: *Aktuelle Beiträge zur angewandten Physischen Geographie der Tropen, Subtropen und der Regio TriRhena. Festschrift zum 60. Geburtstag von Prof. Dr. Rüdiger Mäckel*, hg. von GABY ZOLLINGER (Freiburger Geographische Hefte, H. 60), Freiburg 2000, S. 313–326; HEIDI MEGERLE, *Naturerlebnispfade – neue Medien der Umweltbildung und des landschaftsbezogenen Tourismus? Bestandsanalyse, Evaluation und Entwicklung von Qualitätsstandards* (Schriften des Geographischen Instituts der Universität Tübingen, H. 124), Tübingen 2003.

Im Großen Wiesental, abseits der touristischen Konzentration des Hochschwarzwalds, verfolgt man das Leitbild eines natur- und landschaftsbezogenen nachhaltigen Tourismus. Einen Schwerpunkt bilden regionskundliche Themen-Erlebnispfade und geführte Wanderungen, die den Gästen die Entstehung der heutigen Kulturlandschaft sowie auch mit Hilfe beobachtbarer Relikte und Persistenzen historische Landschaftszustände und die Prozesse des Landschaftswandels näher bringen sollen.

Doch dürfen Landschaften nicht ausschließlich als objektive Gegebenheiten aufgefasst werden, sie müssen vielmehr als mentale Konstrukte verstanden werden.⁵ Sie erscheinen als Erinnerungsbilder oder Images in der Vorstellung oder sind Konstrukte wahrnehmender Betrachter, die bestimmte Landschaftselemente beobachten und ihnen Emotionen, ästhetische, symbolische, begrifflich-funktionale oder auf persönliche Absichten bezogene Bedeutungen zuordnen. In diesem Sinne ist auch Kulturlandschaft ein Konstrukt, d. h. ein Raumstrukturmuster mit einem historisch-geographischen Bedeutungsgehalt, das alle Landschaftsstrukturen, die durch anthropogene Überformung und Gestaltung hervorgegangen sind, umfasst. Landschaft kann daher nur unter einer historisch-genetischen Sichtweise und mit regionalen Kenntnissen als Kulturlandschaft wahrgenommen und interpretiert werden. Will man Urlaubsgästen die Landschaft als geographisch verstandene Kulturlandschaft erschließen und die Interpretation der Landschaftselemente ermöglichen, sollte der Frage nachgegangen werden, wie Menschen Raumstrukturen wahrnehmen und welche Konstrukte sie sich mental aus physisch vorfindbaren Elementen erschaffen. Urlaubsgäste mit ihren vielfältigen Interessen, Motiven und Freizeitgestaltungen werden Landschaft unter verschiedensten Aspekten (Erholung, Ästhetik, Freizeitwert), aber nicht primär als Kulturlandschaft wahrnehmen. Mit der Untersuchung der Frage, ob und wie Urlaubsgäste in den Raumstrukturen eine Kulturlandschaft in ihrer gewachsenen regionalen Ausprägung wahrnehmen, soll versucht werden, Wahrnehmungsansätze in die Kulturlandschaftsforschung zu integrieren.

2 Theoretischer Rahmen

2.1 Kulturlandschaft als historisch-geographisches Konstrukt

Durch Überformung und Gestaltung eines Naturraums schafft und verändert der Mensch Kulturlandschaft. Wirtschaftsabläufe, Siedlungsweisen, politisch-administrative und geistig-kulturelle Tätigkeiten sowie Bevölkerungs- und Gesellschaftsstrukturen hinterlassen teils dauerhafte, teils schnell vergängliche materielle Spuren wie Geländeformen, Gebäude oder Bodennutzungsmuster in der Landschaft.⁶ Neben

⁵ JÜRGEN HASSE, Wahrnehmung und Bewertung der Marschenlandschaft in der Konkurrenz unterschiedlicher Interessen, in: Kulturlandschaft Nordseemarschen, hg. von LUDWIG FISCHER, Westerhever 1997, S. 175–188: S. 176.

⁶ PETER BURGGRAAFF, Der Begriff „Kulturlandschaft“ und die Aufgaben der Kulturlandschaftspflege aus der Sicht der Angewandten Historischen Geographie, in: Natur und

Landschaftselementen mit einem funktionellen Zusammenhang („funktionale Ensembles“)⁷ entstehen auch unbeabsichtigte Formen oder Strukturen wie bspw. Geländestufen, Wälle oder agrarmorphologische Kleinformen als Zufallsprodukte. Diese tragen zur Formenvielfalt des Landschaftsbildes ebenso wie die gewollten Elemente bei und stehen mit ihnen in einem genetischen Zusammenhang. Funktionale Ensembles sowie die mit ihnen vergesellschafteten funktionslosen Elemente bilden räumliche Gefüge- und Beziehungsmuster, deren gehäuftes Auftreten innerhalb klar abgrenzbarer Räume die regionale Eigenart einer Kulturlandschaft bestimmt.⁸

Durch seine fortgesetzten Tätigkeiten, aber auch infolge kurzzeitiger Eingriffe formt der Mensch die ehemalige Natur- und geschaffene Kulturlandschaft weiter um und passt sie im Rahmen seiner technischen Möglichkeiten seinen Bedürfnissen und Zielen an.⁹ Kulturlandschaften sind daher dynamisch, weil Änderungen von Wirtschaftsabläufen oder anderen internen und externen Faktoren zu Anpassungen und Umstrukturierungen führen und mit zeitlicher Verzögerung einen Landschaftswandel nach sich ziehen.¹⁰ Vielfach haben Landschaftselemente Umbewertungen und Funktionswandel erfahren. Andere haben als Persistenzen oder Relikte den Landschaftswandel überdauert oder entgingen trotz Funktionsverlust der Zerstörung.¹¹ Kulturlandschaften spiegeln daher immer die rezenten ökonomischen, gesellschaftli-

Landschaftskunde 32 (1996), S. 10–12; DIETRICH DENECKE, Quellen, Methoden, Fragestellungen und Betrachtungsansätze der anwendungsorientierten geographischen Kulturlandschaftsforschung, in: Kulturlandschaftspflege. Beiträge der Geographie zur räumlichen Planung, hg. von WINFRIED SCHENK / KLAUS FEHN / DIETRICH DENECKE, Stuttgart 1997, S. 35–49; S. 36 ff; BERNHARD MOHR / JÖRG STADELBAUER, Die Erhaltung der Hof-siedlungslandschaft im Hohen Schwarzwald unter den Bedingungen der Strukturveränderungen des 19. und 20. Jahrhunderts, in: Alemannisches Jahrbuch 1999/2000 (2001), S. 105–138; S. 108; WINFRIED SCHENK, „Landschaft“ und „Kulturlandschaft“ – „getönte“ Leitbegriffe für aktuelle Konzepte geographischer Forschung und räumlicher Planung, in: Petermanns Geographische Mitteilungen 146, 6 (2002), S. 6–13; S. 9 f.

⁷ DENECKE, Quellen, Methoden, Fragestellungen (wie Anm. 6), S. 38.

⁸ DENECKE, Quellen, Methoden, Fragestellungen (wie Anm. 6), S. 38 ff.; MOHR / STADELBAUER, Die Erhaltung der Hof-siedlungslandschaft (wie Anm. 6), S. 107 ff.

⁹ Vgl. HANS-JÜRGEN NITZ, Brüche in der Kulturlandschaft, in: Siedlungsforschung. Archäologie, Geschichte, Geographie 13 (1995), S. 9–30; WERNER KONOLD, Von der Dynamik einer Kulturlandschaft. Das Allgäu als Beispiel, in: Naturlandschaft – Kulturlandschaft. Die Veränderung der Landschaften nach der Nutzbarmachung durch den Menschen, hg. von WERNER KONOLD, Landsberg 1996, S. 121–136.

¹⁰ DENECKE, Quellen, Methoden, Fragestellungen (wie Anm. 6), S. 40 f; exemplarisch für das Hofgütergebiet des Hohen Schwarzwaldes: MOHR / STADELBAUER, Die Erhaltung der Hof-siedlungslandschaft (wie Anm. 6), S. 113 ff.

¹¹ DENECKE, Quellen, Methoden, Fragestellungen (wie Anm. 6), S. 40 f; VERA DENZER, Relikte und persistente Elemente einer ländlich geprägten Kulturlandschaft mit Vorschlägen zur Erhaltung und methodisch-didaktischen Aufbereitung am Beispiel von Waldhufensiedlungen im Südwestspessart. Ein Beitrag zur Angewandten Historischen Geographie (Mainzer Geographische Studien, H. 43), Mainz 1996; MOHR / STADELBAUER, Die Erhaltung der Hof-siedlungslandschaft (wie Anm. 6).

chen und politischen Rahmenbedingungen wider, lassen jedoch noch häufig im zeitlichen und räumlichen Nebeneinander Relikte oder persistente Elemente vergangener Wirtschaftsformen erkennen. Die regionsspezifische Eigenart lässt sich auch im Kulturlandschaftswandel verfolgen und ist in der Gleichartigkeit der Rahmenbedingungen, des Anpassungsdrucks und der Wandlungsprozesse begründet, die innerhalb eines bestimmten Raumes auf die dort entwickelten Raummuster einwirken.¹² Innerhalb der letzten 200 Jahre sind zwei Phasen durch hohe Dynamik der Umgestaltung geprägt. Neben der Epoche der Industrialisierung sind insbesondere die Jahrzehnte ab 1950 durch einen umfassenden Struktur- und Gesellschaftswandel gekennzeichnet. In strukturschwachen Regionen haben sich Kulturlandschaften mit geringer Dynamik des Landschaftswandels erhalten, deren Erscheinungsbild nur wenig durch moderne Prozesse überformt und von gut erhaltenen Relikten oder persistenten Landschaftselementen geprägt ist.

2.2 Individuelle und soziokulturelle Konstruktion von Landschaft

Wie jegliche Wahrnehmung, so ist auch die Landschaftswahrnehmung ein aktiver Aneignungsprozess, bei dem Sinneseindrücke durch kognitive Informationsverarbeitung ins Bewusstsein aufgenommen und dabei zu mentalen Bildern oder Mustern, d. h. zu Konstrukten mit bestimmten Bedeutungsgehalten strukturiert werden.¹³ Neue Landschaftseindrücke oder sonstige Informationen des Umfeldes werden mit Erfahrungen, Kenntnissen und Assoziationen der Wahrnehmenden verbunden und in der Fülle einzelner Eindrücke übergeordnete Strukturen erkannt bzw. im Vorgang des mentalen Abbildens erschaffen. Die begrenzte Aufnahme- und Verarbeitungskapazität von Sinneseindrücken zwingt zur Selektion.¹⁴ Emotionen, Bedürfnisse, Kenntnisse und Erfahrungen, grundsätzliche Werthaltungen und Interessen sowie persönliche Handlungsziele in spezifischen Situationen steuern die subjektive Auswahl der Informationen, die aus der Vielzahl der Merkmale und Raumstrukturen herausgelesen werden.¹⁵ Verzerrungen der mentalen Landschaftsbilder ergeben sich

¹² DENECKE, Quellen, Methoden, Fragestellungen (wie Anm. 6), S. 41.

¹³ ROGER M. DOWNS / DAVID STEA, Kognitive Karten: Die Welt in unseren Köpfen, hg. von ROBERT GEIPEL, Übersetzung aus dem Amerikanischen von Daniela u. Erika Geipel, New York 1982, S. 23 f; WILLIAM H. ITTELSON, Einführung in die Umweltpsychologie, Stuttgart 1977, S. 146 ff; MICHAEL STADLER / FALK SEEGER / ARNE RAEITHEL, Psychologie der Wahrnehmung, München ²1975, S. 58 ff.

¹⁴ DOWNS / STEA, Kognitive Karten (wie Anm. 13), S. 111.

¹⁵ ITTELSON, Einführung (wie Anm. 13), S. 151; CAROLL E. IZARD, Die Emotionen des Menschen. Eine Einführung in die Grundlagen der Emotionspsychologie, Deutsch: B. Murakami, Weinheim ³1994, S. 168 f; SABINE TZSCHASCHEL, Geographische Forschung auf der Individualebene: Darstellung und Kritik der Mikrogeographie, Kallmünz/Regensburg 1986, S. 24; BENNO WERLEN, Sozialgeographie. Eine Einführung, Bern/Stuttgart/Wien 2000, S. 281. Trotz unterschiedlicher Ansätze der behavioristischen Wahrnehmungsgeographie und handlungstheoretischen Konzepte gehen beide Richtungen davon aus, dass sowohl gesellschaftlich-kulturelle als auch individuelle Faktoren den Wahrnehmungsprozess steuern.

nicht nur durch die Selektivität des Wahrnehmungsprozesses, sondern auch durch Akzentuierung, d. h. durch Überbetonung bestimmter Merkmale und Vernachlässigung anderer. Außerdem versieht der Betrachter die wahrgenommenen Elemente mit individuellen Bedeutungen wie Werten, Symbolisierungen oder Assoziationen.¹⁶ In die mentalen Bilder geht das eigene unmittelbare Erleben ebenso ein wie medienvermittelte Informationen und Stereotype oder Schilderungen und Assoziationen anderer Menschen.¹⁷ Weil sowohl gesellschaftliche und kulturelle Faktoren als auch die persönlichen situationsübergreifenden Veranlagungen, Motive, Interessen sowie die situationsspezifische Stimmungslage und Absicht die mentale Strukturierung der Wahrnehmungen beeinflussen, gleicht kein Abbild dem anderen.¹⁸ Die mentalen Raumstrukturen und Landschaftsbilder müssen daher keineswegs funktionalen, ökologischen, physikalischen, historisch-genetischen oder ökonomischen Ordnungsmustern entsprechen.¹⁹

Je nach Beteiligung der filternden und modifizierenden Emotionen und Kognitionen lassen sich verschiedene Dimensionen der Raum- und Landschaftswahrnehmung ausmachen. Landschaftswahrnehmung kann überwiegend auf einer „perzeptiv-begrifflichen“ Ebene²⁰ erfolgen, die es erlaubt, Objekte, Elemente und Muster begrifflich zu erfassen und zu beschreiben, ohne ihre inneren Gesetzmäßigkeiten oder Entstehungsbedingungen zu durchdringen. Auf einer begrifflich-symptomatischen Ebene²¹ werden den Elementen Interpretationen zugeschrieben, die der rein perzeptiven Wahrnehmung nicht zugänglich sind und einem spezifischen Wissenshintergrund entstammen (z. B. ökologisches, ökonomisches, historisches, geographisches oder künstlerisches Wissen). Wahrgenommene Elemente und Objekte werden zu Indikatoren für nicht unmittelbar erlebbare funktionale Zusammenhänge oder genetische Prozesse. Welche Kenntnisse angewandt und welche Informationen aus den Objekten herausgelesen werden, hängt nicht allein von den Merkmalen, sondern

¹⁶ IZARD, Die Emotionen des Menschen (wie Anm. 15), S. 221; DOWNS / STEA, Kognitive Karten (wie Anm. 13), S. 135.

¹⁷ DOWNS / STEA, Kognitive Karten (wie Anm. 13); WOLFGANG ISENBERG, Geographie ohne Geographen. Laienwissenschaftliche Erkundungen, Interpretationen und Analysen der räumlichen Umwelt in Jugendarbeit, Erwachsenenwelt und Tourismus (Osnabrücker Studien zur Geographie, Bd. 9), Osnabrück 1987; JOHN URRY, The Tourist Gaze, London ²2002, S. 3 u. 12 f.

¹⁸ IZARD, Die Emotionen des Menschen (wie Anm. 15), S. 151 u. 221; TZSCHASCHEL, Geographische Forschung (wie Anm. 15); WERLEN, Sozialgeographie (wie Anm. 15), S. 281 f.

¹⁹ DOWNS / STEA, Kognitive Karten (wie Anm. 13), S. 117 f.

²⁰ MANFRED ASSEBURG / WULF HÜHN / HANS HERMANN WÖBSE, Landschaftsbild und Flurbereinigung. Die Veränderung des Erlebniswertes ausgewählter Landschaftsräume Niedersachsens durch landwirtschaftliche Maßnahmen und Vorschläge für seine Steigerung im Rahmen von Flurbereinigungsverfahren (Beiträge zur räumlichen Planung, H. 12), Hannover 1985, S. 38; vgl. WERNER NOHL, 30 Thesen zu einer anderen „Ästhetik“ – vertieft am Beispiel städtischer Freiräume, in: Natur und Landschaft 58, 1 (1983), S. 18–22; WAGNER, Zur emotionalen Wirksamkeit (wie Anm. 3), S. 60.

²¹ NOHL, 30 Thesen (wie Anm. 20), S. 20.

vielmehr von den Intentionen und Interessen des Betrachters ab.²² Industriestandorte können beispielsweise über die historische und rezente Wirtschaftsentwicklung eines Raumes ebenso Aufschluss geben, wie über Bedingungen und Gefährdungen des regionalen Arbeitsmarktes oder über Art und Ausmaß lokaler Umweltbelastungen. Auf dieser kognitiven Ebene ist es mit Hilfe des jeweils verfügbaren Wissens möglich, aus den wahrnehmbaren Merkmalen räumlich-funktionale wie historisch-genetische Zusammenhänge der Kulturlandschaftselemente zu interpretieren und Kulturlandschaft in ihrer regionalen Ausprägung aus dem Auftreten bestimmter funktionaler Ensembles und wiederkehrender Muster gedanklich zu erschließen. Neben den beiden Ausprägungen einer kognitiv dominierten Wahrnehmung sind Landschaftselemente unmittelbar perzeptiv auf einer emotional und ästhetisch wirksamen Ebene erlebbar. Unter Umständen werden ihnen darüber hinaus auch nicht perzeptiv erfassbare symbolische Bedeutungen zugeschrieben, die dem individuellen Erlebnis- und Erfahrungsschatz der Wahrnehmenden angehören.²³ Emotionen, Assoziationen (Heimat, Fremde, Idylle, Geborgenheit, Tradition usw.), Eigenschaften, Erinnerungen und Erlebnisse werden mit den Wahrnehmungen verbunden. Gleichzeitig ist noch eine dritte Wahrnehmungsebene beteiligt, denn jede Raum- und Landschaftswahrnehmung ist in eine räumlich, zeitlich, intentional und kulturell-gesellschaftlich konkrete Situation eingebunden, die von spezifischen Handlungszielen und Interessen bestimmt wird. In dieser zweckrationalen Dimension des Wahrnehmens bestimmen die individuellen Handlungsziele und Interessen die Bedeutungen und Bewertungen, die den Elementen zugeschrieben werden.²⁴

Einflussgrößen wie Interessen, Handlungsziele, Einstellungen, Werthaltungen und Kenntnisse, die das Zusammenspiel und die Differenzierung der drei am Wahrnehmungsprozess beteiligten Dimensionen steuern, hängen eng mit persönlichen Lebensstilen zusammen. An deren Herausbildung und Habitualisierung sind sowohl individuelle als auch gesellschaftlich-kulturelle Faktoren beteiligt, die sich nach außen in bestimmten Mustern aus Präferenzen und Abneigungen, u. a. bei Freizeitbeschäftigungen und kulturellen Interessen, manifestieren.²⁵

Landschaftswahrnehmung während einer Urlaubsreise ist in den Handlungs- und Wahrnehmungskontext der Urlaubssituation eingebunden. Außer der Berufsaus-

²² DOWNS / STEA, Kognitive Karten (wie Anm. 13), S. 111 ff.

²³ NOHL, 30 Thesen (wie Anm. 20), S. 20. Zur symbolischen Erlebniswirksamkeit vgl. WILLY HELLPACH, Geopsyche. Die Menschenseele unter dem Einfluß von Wetter und Klima, Boden und Landschaft, Stuttgart 6. verb. Aufl. 1950.

²⁴ DOWNS / STEA, Kognitive Karten (wie Anm. 13), S. 100; TZSCHASCHEL, Geographische Forschung (wie Anm. 15), S. 134; WERLEN, Sozialgeographie (wie Anm. 15), S. 327.

²⁵ STEFAN HRADIL, Alte Begriffe und neue Strukturen. Die Milieu-, Subkultur- und Lebensstilforschung der 80er Jahre, in: Zwischen Bewußtsein und Sein. Die Vermittlung „objektiver“ Lebensbedingungen und „subjektiver“ Lebensweisen, hg. von STEFAN HRADIL (Schriftenreihe „Sozialstrukturanalyse“, Bd. 1), Opladen 1992, S. 15–55; GERHARD SCHULZE, Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart, Frankfurt a. Main/ New York 7. Aufl. Studienausgabe 1997, S. 177 f.

übung schließt die Urlaubsepisode alle Lebensbereiche ein. Sie ist jedoch zeitlich begrenzt und durch die für Kultur, Sport oder andere Freizeitaktivitäten verfügbare Zeit sowie durch den Ortswechsel in eine mehr oder weniger fremde Umgebung von den Alltagssituationen deutlich abgehoben. Für eine solche, mehrere Situationen (Tagesausflüge, Wanderungen, Besichtigungen oder sonstige Urlaubsaktivitäten) umfassende und aus dem Alltag ausgegliederte Episode muss von mehr als einem Handlungsziel und von einem komplexen Bündel wirksamer Motive, Interessen und Bedürfnisse ausgegangen werden, die in der Alltagswelt eventuell weniger stark ausgeprägt sind oder von Zwängen und Notwendigkeiten überlagert werden. Es ist also davon auszugehen, dass urlaubsspezifische, aber mit den grundsätzlichen Einstellungen und persönlichen Lebensstilen übereinstimmende Interessen und Bedürfnisse den Zugang zur Landschaft beeinflussen. Ferner ist davon auszugehen, dass im Urlaub das ästhetische Landschaftsbild eine stärkere Gewichtung als im Alltag erfährt, weil man alles, was an Arbeitswelt und Alltag erinnert, im Urlaub gern von sich fernhält.²⁶ Außerdem wird die Raum- und Landschaftswahrnehmung neben der emotional-ästhetischen Ebene eine von den urlaubsspezifischen Intentionen beeinflusste zweckrationale Wahrnehmung (Eignung einer Landschaft für Erholung, Sport oder sonstige Freizeitgestaltung, Besichtigungsmöglichkeiten usw.) sowie eine kognitive Ebene einschließen.

Erklärungsmodelle der Tourismuswissenschaft für die Reisemotivation weisen darauf hin, dass sich im Urlaub mit dem Verlassen jeglicher Alltagsroutinen und Zwänge ein intensiveres Erleben und Aufgeschlossenheit allem Neuen gegenüber einstellen.²⁷ Doch selbst wenn Urlauber mit dem Wunsch anreisen, eine fremde Region kennen lernen zu wollen, so haben sie unbewusst oder bewusst bereits Vorstellungen und Bilder über das Reiseziel im Kopf, die u. a. durch massenhaft verbreitete Medien wie Bildbände, Reiseführer und -magazine, Ortsprospekte, Fernsehbeiträge usw. entstehen.²⁸ Vor allem sind es die Naturvorstellungen und Sehnsüchte der städtischen Bevölkerung, welche die Landschaftswahrnehmung beeinflussen.²⁹ Trotz ihrer Bilderflut fördern die Medien eine eingeschränkte, weil durch vorgefertigte Images vorfokussierte Wahrnehmung. Allgegenwärtige und ständig reproduzierte Bilder und Klischees prägen die gedanklichen Vorstellungen vom Reiseziel und lenken den Blick des Reisenden in eine selektierende und photographische Perspektive, aus der jene Landschaftsansichten und Aussichten gesucht werden, die aus den

²⁶ URRY, *The Tourist Gaze* (wie Anm. 17), S. 5.

²⁷ JÖRN W. MUNDT, *Einführung in den Tourismus*, München/Wien 2. erg. Aufl. 2001, S. 130 ff. u. 171.

²⁸ ISENBERG, *Geographie ohne Geographen* (wie Anm. 17), S. 220; URRY, *The Tourist Gaze* (wie Anm. 17), S. 12 f. Zu Stereotypen und einseitigen Darstellungen vorindustrieller Strukturen in der Reiseführerliteratur vgl. HERBERT POPP, *Reiseführer-Literatur und geographische Landeskunde*, in: *Geographische Rundschau* 49, 3 (1997), S. 173–179; HERBERT POPP, *Die Wahrnehmung der Sahara. Stereotypen über eine Wüstenregion und ihre touristische Vermarktung*, in: *Praxis Geographie* 7/8 (2001), S. 4–9.

²⁹ HASSE, *Wahrnehmung* (wie Anm. 5), S. 183.

Medien bereits bekannt sind.³⁰ So ist die Suche nach dem vermeintlich Authentischen häufig eine Suche nach den erwarteten Klischees.

3 Methoden und Quellen

Für die Operationalisierung der wahrnehmungsrelevanten Lebensstiltypen und deren Erlebnis- und Wahrnehmungsmuster in aussagekräftige Indikatoren kommt ein soziologisches Milieumodell zur Anwendung. Dieses leitet die Lebensstilbildung sowie die Milieusegmentierung aus der Erlebnisorientierung der Menschen ab und erklärt die Konstruktion der persönlichen Lebensstile und kollektiven Stiltypen durch Verknüpfung der sozialen Lage mit dem individuellen Geschmack sowie mit soziokulturell beeinflussten Lebensauffassungen, Erlebnismustern und Präferenzen.³¹

Die Beschreibung der Gästestruktur und Typisierung nach Erlebnis- und Präferenzmustern erfolgte durch Verknüpfung soziodemographischer Indikatoren (Alter, Bildung) mit lebensstilrelevanten Indikatoren wie Präferenzen bei (Alltags-) Freizeitaktivitäten und kulturellem Geschmack. Um diese Merkmale durch Informationen über den Handlungs- und Wahrnehmungskontext Urlaub zu ergänzen, wurden zur Erfassung der Urlaubssituation die Landschaftspräferenzen, Urlaubsmotive sowie die bevorzugten Urlaubsaktivitäten einschließlich des Aktionsraums erhoben. Die Datenerfassung erfolgte mittels halbstandardisierter schriftlicher Fragebögen im Untersuchungsgebiet Südschwarzwald sowie zeitgleich dazu in zwei weiteren Untersuchungsgebieten. Während die theoretisch abgeleiteten Zusammenhänge zwischen Freizeitpräferenzen und den übrigen, den Lebensstiltyp beschreibenden Indikatoren anhand der gesamten Datenmenge aller Untersuchungsgebiete ausgewertet wurden (444 Fragebögen), erfolgte die Auswertung der urlaubsbezogenen Merkmale sowie der nicht standardisierten Schilderungen der Landschaftseindrücke regionalisiert (133 Fragebögen).

Die subjektiven Landschaftseindrücke und Bilder sind mit Hilfe von leitfadengestützten nicht-standardisierten Interviews erfasst worden, die durch qualitative Inhaltsanalyse nach Mayring³² mit der Zielsetzung ausgewertet wurden, die Elemente und genetischen Prozesse der Kulturlandschaft sowie die ästhetischen Qualitäten und zweckbezogenen Eigenschaften aufzuzeigen, die der Feriengast wahrnimmt. Kern der qualitativen Interviews war die Frage nach den Charakteristika, die aus Sicht der Gäste die regionale Eigenart des Südschwarzwalds bestimmen. Ergänzend zu dieser Frage ist jedem Gesprächspartner Bildmaterial vorgelegt worden, das sowohl Elemente und Relikte historischer Kulturlandschaftsschichten als auch re-

³⁰ URRY, *The Tourist Gaze* (wie Anm. 17).

³¹ SCHULZE, *Die Erlebnisgesellschaft* (wie Anm. 25).

³² PETER MAYRING, *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken*, Weinheim 6. durchges. Aufl. 1997.

zente Raumstrukturen umfasste. Von den Interviewpartnern war aus der Serie von 33 Fotos eine unbegrenzte Anzahl derjenigen Bilder auszuwählen, die subjektiv als Charakteristika der Landschaft bewertet wurden. Das Bildmaterial erlaubte eine Auswahl sowohl nach ästhetischen Kriterien als auch aufgrund begrifflicher Zuordnungen und funktioneller oder genetischer Interpretationen, erforderte aber keine Kenntnis und Anwendung von Fachbegriffen. Sämtliche Bilder sind aus der Perspektive von Wanderern aufgenommen und liegen somit in deren Erfahrungsbereich. Auf Luftbilder wurde verzichtet, um einen Perspektivenwechsel zu vermeiden. Neben einzelnen, teils auffälligen, teils unscheinbaren Elementen bzw. funktionellen Ensembles waren auch Landschaftsansichten in der Fotoserie enthalten. Kontrollfunktion kam regionsfremden Elementen bzw. Landschaftsansichten zu, die ohne Kennzeichnung in der Fotoserie enthalten waren. Zu drei vorab festgelegten Bildern sind die Gesprächspartner um Erklärungsversuche bzw. Deutungen über Bestimmung und Genese des Objekts gebeten worden. 36 Gespräche (von 82 im Rahmen des Gesamtprojekts) sind im Untersuchungsgebiet vor Ort an Knotenpunkten von Wanderwegen und an viel frequentierten Aussichtspunkten mit Wanderern und Spaziergängern geführt worden. Die Datenerhebung erfolgte jeweils während der Hauptsaison in den Jahren 1999/2000.

4 Nachhaltiger Tourismus im Oberen Wiesental

Das Untersuchungsgebiet umfasst mit den Gemarkungen des Gemeindeverwaltungsverbands (GVV) Schönau ein Teilgebiet des oberen Großen Wiesentals einschließlich einiger Seitentäler. In seiner touristischen Bedeutung liegt das Große Wiesental mit Ausnahme des „Todtnauer Ferienlandes“ im Schatten des traditionellen Fremdenverkehrsgebiets Hochschwarzwald, insbesondere des Feldberggebiets. Während am Feldberg (389.849 Übernachtungen im Jahr 2005), in Hinterzarten (456.311) und im Ortsteil Titisee (426.141) monostrukturell ausgebildete touristische Züge herrschen, werden im GVV Schönau 73.379 Übernachtungen im Jahr 2005 registriert. Dennoch ist der Tourismus auch im kleinbetrieblich strukturierten Wiesental ein wichtiger Wirtschaftsfaktor, der von der amtlichen Statistik nicht vollständig erfasst wird, gehen doch in diese lediglich die Ergebnisse von Betrieben mit mehr als acht Betten ein. So bleiben die Gemeinden Böllen, Schönenberg, Tunau und Wembach von der amtlichen Statistik unberücksichtigt. Den lokalen Schwerpunkt des Tourismus im Untersuchungsgebiet bildet Wieden mit annähernd 36.000 Übernachtungen und einer Fremdenverkehrsintensität von 6.140 Übernachtungen pro 100 Einwohner (2005).³³

³³ Statistisches Landesamt Baden-Württemberg (2007), Das Landesinformationssystem (LIS). <http://www.statistik.baden-wuerttemberg.de/Profil/LIS/lis.asp> (Zugriff: Januar 2007); eigene Berechnungen.

Mehr als die Hälfte der Übernachtungen entfällt auf Ferienwohnungen, Privatzimmer und Hütten. Spitzengastronomie und -hotellerie fehlen. Im Sommer und Herbst werden die meisten Übernachtungen verbucht, im Winter profitiert das Wiesental aber von den nahe gelegenen Wintersportmöglichkeiten des Feldbergs.³⁴ Allerdings spürt man dieselben Trends wie im gesamten Schwarzwald: Die Übernachtungszahlen gingen über viele Jahre zurück oder stagnierten (1990: 111.702 Übernachtungen; 2005: 73.379)³⁵ Erst in den letzten Jahren hat sich wieder eine leichte Aufwärtsentwicklung eingestellt, aber die Aufenthaltsdauer sinkt unverändert und liegt mittlerweile bei durchschnittlich 3,0 Tagen.

Die Rückgänge ab den 1980er Jahren sowie strukturelle Probleme und organisatorische Schwächen im Tourismus des Gemeindeverwaltungsverbandes Schönau riefen grundlegende Leitbilddiskussionen hervor, deren Ziel die Neukonzeption des Tourismus war. Zu Beginn der 1990er Jahre wurde vom Gemeindeverwaltungsverband ein umfassendes Konzept für einen umweltfreundlichen Tourismus in Auftrag gegeben. Ziel war, Natur und Landschaftsschutz mit touristischen Belangen wie Freizeitaktivitäten, Infrastrukturausbau, Mobilität usw. in Einklang zu bringen. In den folgenden Jahren wurden daraus ein Tourismusleitbild und Handlungsansätze zur regionalen Profilierung im umweltfreundlichen Tourismus auf der Basis des Kulturlandschaftspotenzials ausgearbeitet. Letzteres will man einerseits durch weitere Nutzung, d. h. durch Unterstützung der Landwirtschaft erhalten und andererseits für Gäste erlebbar und nachhaltig nutzbar machen. Dabei gilt es, die besonders sensiblen Bereiche zu schützen, die wie der Belchengeipfel Ziel des Naherholungstagesausflugs- wie des sekundären Ausflugsverkehrs der Urlaubsgäste sind.³⁶ Seit einigen Jahren ist die Seilbahn auf den Belchen in Betrieb, die Straße gesperrt und der Gipfel damit für private Pkw nicht mehr erreichbar.

Zwischen 1999 und 2001 ist in den Gemarkungen der am Verwaltungsverband beteiligten Kommunen ein Netz aus neun thematischen Erlebnispfaden als ein von Leader II und dem Naturpark Südschwarzwald gefördertes Projekt errichtet worden (Abb. 1). Das der thematischen und didaktischen Aufbereitung zugrunde liegende Konzept der Landschaftsinterpretation³⁷ ist eine Weiterentwicklung der im angloamerikanischen Raum entstandenen Konzepte der „Heritage Interpretation“ oder

³⁴ Mündliche Mitteilung von Herrn H. Bacher, Geschäftsführer der Belchenland Tourismus GmbH.

³⁵ Statistisches Landesamt Baden-Württemberg, Das Landesinformationssystem (wie Anm. 33).

³⁶ Mündliche Mitteilung von Herrn Graf, bis 1999 Geschäftsführer der Belchenland Tourismus GmbH; Umweltverträglicher Tourismus im Belchenland, hg. vom Umweltministerium Baden-Württemberg, o. Ort, o. Jahr; MARTINA WEGNER / SIMONE STRAUF / RUGGERO SCHLEICHER-TAPPESER, Umweltfreundlicher Tourismus – eine Chance? Zu den Entwicklungsmöglichkeiten des Fremdenverkehrs im Oberen Wiesental, in: Regio Basiliensis 37, 1 (1996), S. 39–47.

³⁷ LEHNES / GLAWION, Landschaftsinterpretation (wie Anm. 4), S. 314.

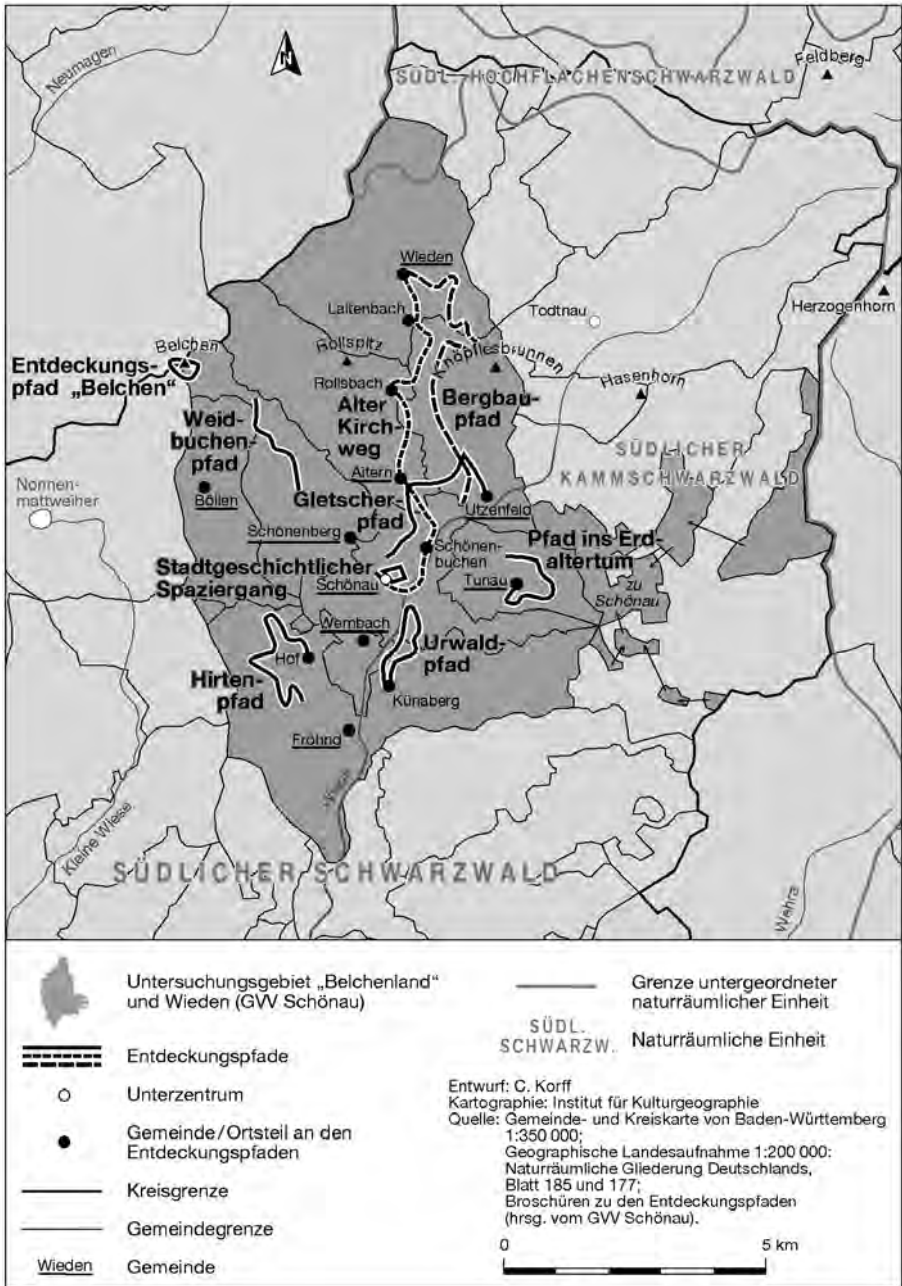


Abb.1: Das Projekt Entdeckungspfade im Untersuchungsgebiet Gemeindeverwaltungsverband Schönau („Belchenland“ und Wieden)

„Environmental Interpretation“.³⁸ Die Pfade sind als freizeitdidaktische Einladung zur Spurensuche und Hilfestellung zur Landschaftsinterpretation angelegt worden, um dem interessierten Urlaubsgast anhand der sichtbaren Relikte sowie persistenten und rezenten Kulturlandschaftselemente die historisch gewachsenen Raumstrukturen, funktionalen Wirkungsgefüge sowie die Prozesse und bedingenden Faktoren der Kulturlandschaftsgenese verständlich zu machen. Jeder Pfad ist thematisch als eigenständiges, jeweils Teilaspekte der Kulturlandschaft erläuterndes Rahmenthema konzipiert, in dessen Kontext die erkennbaren Elemente und Strukturen interpretiert werden. Die Erläuterungen sind in handlichen Broschüren gegeben, in der Landschaft selbst sind mit Ausnahme des Belchenrundwegs keine Tafeln, sondern Nummern angebracht, die auf den Begleittext verweisen. Ergänzend finden regelmäßige geführte Wanderungen auf den Themenpfaden statt.

5 Die Gäste und ihre Interessen

5.1 Verschiedene Lebensstile – ähnliche Urlaubsinteressen

Die mit der schriftlichen Befragung erfassten Gäste im Untersuchungsgebiet entsprechen in der Altersverteilung den Schwarzwaldurlaubern im Allgemeinen: Überwiegend verbringen ältere Paare, z. T. mit Bekannten oder Verwandten ihren Urlaub im Südschwarzwald. Sie zeigen die gleiche Überalterung, die bereits in älteren Tourismusstudien belegt ist und sich auch in jüngeren Untersuchungen bestätigt.³⁹ Fast zwei Drittel der Gäste sind älter als 50 Jahre.

Hinsichtlich der bevorzugten Freizeitaktivitäten und der kulturellen Interessen kristallisieren sich drei Präferenzmuster heraus, die sich in das Milieumodell von Schulze⁴⁰ einfügen lassen. Eine Bündelung von Interessen der klassischen Hochkultur lässt sich für ältere Gäste mit höherem Bildungsniveau aufzeigen und findet sich bei rund 29% der Befragten. Ein Präferenzmuster des Trivialgeschmacks, nach Schulze⁴¹ kennzeichnend für ältere Menschen mit niedrigen Schulabschlüssen, erscheint bei etwa 32%. In einer charakteristischen Mischung treten Hochkultur- und Trivialgeschmack bei 19% auf, und zwar überwiegend bei älteren Gästen mit mittlerem Bildungsniveau. Das für jüngere Menschen typische Präferenzmuster der Spannung und Aktivität ist bei ca. 20% der befragten Urlaubsgäste vertreten. Diejenigen

³⁸ SAM H. HAM, *Environmental Interpretation. A Practical Guide for People with Big Ideas and Small Budgets*, Colorado 1992; PHIL HUBBARD / KEITH LILLEY, *Selling the Past: Heritage-tourism and Place Identity in Stratford upon Avon*, in: *Geography* 85, 3 (2000), pp. 221–232.

³⁹ Vgl. BERNHARD MOHR, *Fremdenverkehr im Schwarzwald*, in: *Geographische Rundschau* 44, 5 (1992), S. 296–302: S. 299; Schwarzwald Tourismus GmbH, *Marketingkonzept*, Freiburg 2004.

⁴⁰ SCHULZE, *Die Erlebnisgesellschaft* (wie Anm. 25), S. 278 ff.

⁴¹ SCHULZE, *Die Erlebnisgesellschaft* (wie Anm. 25), S. 292 ff.

mit höherer Schulausbildung neigen dazu, diese Vorlieben mit Hochkulturinteressen zu verbinden. Ungeachtet der Stiltypspezifischen Präferenzunterschiede herrschen aber bei allen Gästen ähnliche Urlaubsmotive in auffälliger Übereinstimmung vor: Man sucht Ruhe und will abschalten, ungebunden sein und Zeit für sich und die Familie haben. Begleitet werden die Rekreationsmotive von natur- und landschaftsbezogenen bzw. regionskundlichen Interessen. Dementsprechend lassen die Gäste keine signifikanten Unterschiede hinsichtlich ihrer Urlaubsaktivitäten, insbesondere der landschaftsbezogenen Unternehmungen und Ausflüge erkennen. Stiltypspezifische Präferenz- und Geschmacksmuster lassen sich zwar nachweisen, sind aber so gemäßigt ausgeprägt, dass sie nicht zu konträren Urlaubsmotiven und -aktivitäten führen. Das mag mit der Wahl eines Reisezieles im ländlichen Raum zusammenhängen: wer im Urlaub Superlative und Herausforderungen sucht, fortgesetztes Entertainment verlangt oder im Gegenteil eine Studienreise plant und hochkulturelle Angebote wünscht, wird kein Inlandsreiseziel im ländlichen Raum suchen.⁴²

Deutliche Vorlieben haben die Urlaubsgäste bei der Auswahl eines Landschaftstyps für ihre Urlaubsreisen: Mehr als 90% der schriftlich befragten Gäste bevorzugen Mittelgebirgslandschaften und haben den Südschwarzwald somit in Übereinstimmung mit ihrer grundsätzlichen Landschaftspräferenz gewählt. Ebenfalls beliebt sind Hochgebirge und Küstenlandschaften als Ergänzung oder Kontrast (jeweils rd. 30% der Nennungen). Eine Vielzahl von Vorzügen, die sich zu drei Kategorien zusammenfassen lassen, wird den Mittelgebirgslandschaften zugeschrieben. Sie bieten Ruhe, gute Luft, ein angenehmes Klima und erscheinen den Gästen besonders geeignet für Erholung und zur Gesundheitsförderung oder Vorsorge. Darüber hinaus verfügen sie über ein vielfältiges Potenzial für Naturerlebnis und Freizeitaktivitäten, allen voran Wanderungen. Außerdem sind ästhetische Motive ausschlaggebend. Hervorgehoben werden der Abwechslungsreichtum und die Kleinräumigkeit der Mittelgebirgslandschaften sowie geeignete Aussichtspunkte, von denen aus das Landschaftsbild genossen werden kann.

Diese Vorliebe für Mittelgebirgsräume offenbart sich auch in vielen Gesprächen durch regionale Kenntnisse über weitere Mittelgebirge. Vielfach bedient man sich eines Vergleichs zwischen dem Landschaftscharakter des Schwarzwaldes und anderen Mittelgebirgen, wenn das Typische der Schwarzwälder Landschaft definiert werden soll.

5.2 Landschaftswahrnehmung im Kontext von Wanderungen und Ausflügen

Die Wanderungen und Spaziergänge der Urlaubsgäste konzentrieren sich auf den Hoch- und Südschwarzwald und ergeben ein relativ geschlossenes Wandergebiet, das im Westen bis an den Schwarzwaldrand einschließlich der Vorbergzone, im Norden bis an die naturräumliche Grenze zum mittleren Schwarzwald reicht (s. Abb. 2).

⁴² Aus diesem Grund wird im Rahmen dieses Beitrags nicht auf die stiltypspezifischen Erlebnis- und Wahrnehmungsmuster und die von ihnen beeinflussten Wechselwirkungen zwischen den Wahrnehmungsdimensionen eingegangen. Vgl. dazu KORFF, Mit den Augen des Urlaubsgastes (wie Anm. 1), S. 245 ff.



Abb. 2: Wanderungen, Spaziergänge und Radtouren außerhalb des Untersuchungsgebietes Gemeindeverwaltungsverband Schönau

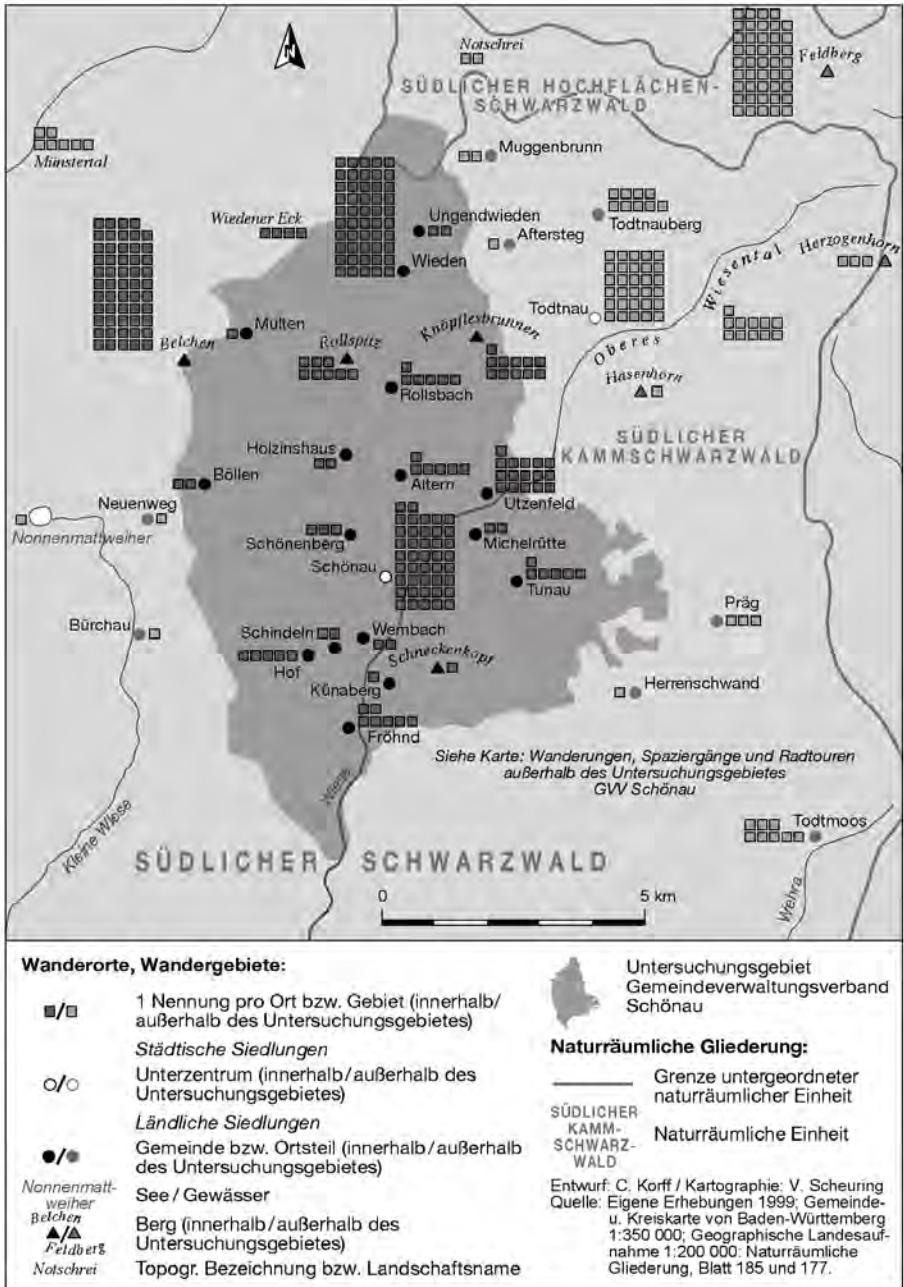


Abb. 3: Wanderungen, Spaziergänge und Radtouren innerhalb des Untersuchungsgebietes Gemeindeverwaltungsverband Schönau (Detailplan)

Ausgespart bleiben Unteres Wiesental, Dinkelberg und südöstlicher Hotzenwald. Beliebteste Ziele sind die höchsten Erhebungen Feldberg, Belchen und Schauinsland sowie das Drei-Seen-Gebiet. Zum Kerngebiet der Wanderungen und Spaziergänge wird das Große Wiesental selbst (siehe Abb. 3): Bevorzugt ist im näheren Umkreis der wichtigsten Unterkunftsorte gewandert worden. Vereinzelt war man im Zusammenhang mit Ausflugs- und Besichtigungsfahrten auch in entfernteren Gebieten, so am Hochrhein, in den Vogesen, am Kaiserstuhl, aber auch in städtischen Räumen unterwegs.

In einem breiten Spektrum der Ausflugs- und Besichtigungsziele, deren räumliche Konzentration sich weitgehend mit dem Areal der Wanderziele deckt, offenbart sich eine Vielzahl kultureller, sportlicher und landschaftsbezogener Interessen. Besichtigt wurden eine Reihe von Städten am Hoch- und Oberrhein und im Untersuchungsgebiet sowie verschiedene Kirchen (z. B. St. Blasien oder Freiburg) und Burgen. Daneben sind natur- und landschaftsbezogene Ausflüge im Hochschwarzwald, u. a. auf den Belchen und Feldberg sowie an den Titisee und Schluchsee unternommen worden. Aber auch Zeugnisse vor- und frühindustrieller Wirtschaftstätigkeit wie Bergbau (Besucherbergwerke in Münstertal und Wieden) oder Säge- und Mahlmühlen (z. B. Fröhnd oder Neukirch) wurden besichtigt. Für einzelne Tagesausflüge wurden weite Strecken bspw. an den Bodensee oder ins benachbarte Ausland zurückgelegt.

Das Landschaftsbild, das sich den Gästen unmittelbar über das eigene Erleben während ihrer Wanderungen und Ausflüge erschließt, umfasst unterschiedliche Landschaftseinheiten. Der Mittelgebirgscharakter lässt sich an den Höhenunterschieden zwischen steil eingeschnittenen Tälern und den höchsten Erhebungen bis in die subalpine Stufe erfahren, gleichzeitig sind auch die naturräumlichen Gegensätze zwischen der Vorbergzone, dem südlichen Kammschwarzwald und dem Flächencharakter des Hochflächenschwarzwalds im Wandergebiet der Urlauber erlebbar. Nördlich des Feldbergs und im Dreiseen-Gebiet herrschen ausgedehnte Waldareale vor, im Großen Wiesental und seinen Seitentälern treten neben Waldgebiete die offenen Flächen des talnahen Grünlands sowie die extensiven Jungviehhochweiden, die durch Gebüsch, Gehölzgruppen und einzelne Weidbuchen gegliedert sind. Das Wandergebiet schließt die Streusiedlung des Hofgütergebiets ebenso ein wie die Weiler und ehemaligen Bergbaustädte südlich des Feldbergs.

6 Landschaftswahrnehmung und Raumbilder

6.1 Wahrnehmung historischer und rezenter Agrarstrukturen

Seit Jahrzehnten vollzieht sich ein Strukturwandel in der Landwirtschaft, der das Gesicht der Landschaft verändert. Aufgegeben wurde u. a. das traditionelle Bodennutzungssystem der Feld-Gras-Wirtschaft zugunsten reiner Grünlandwirtschaft. Fortgefallen ist damit die Zonierung der Landwirtschaftsflächen in ortsnahe Dauer-

wiesen, Feldgrasland (sog. „Zahmes Feld“) und die darüber gelegene Allmende in Form von Talweiden und extensiven Jungviehhochweiden (sog. „Wildes Feld“).⁴³ Intensiv genutztes Dauergrünland hat die alten Wechselfelder ersetzt. Lediglich während der Heuernte ist die bis heute vorherrschende Kleinparzellierung des bäuer-



Abb. 4: Kleinparzellierte Flur und Weiler. Aitern im Wiesenal. Foto: Cornelia Korff, 1998

lichen Besitzes zu erahnen (Abb. 4). Von Verbuschung und Zuwachsen sind infolge des Rückganges des Viehbestands die Jungviehhochweiden bedroht.⁴⁴ Dennoch sind die historischen Strukturen des „Zahmen und Wilden Feldes“ noch im Landschaftsbild zu erahnen, denn zwischen dem intensiv genutzten Grünland in Tallagen und den extensiven Allmendweiden der Hochlagen schlagen sich die Unterschiede der Nutzungsintensität in der Landschaft deutlich durch Struktur- und Farbunterschiede nieder (Abb. 5).⁴⁵ Oftmals ist das „Wilde Feld“ noch heute durch eine Lesesteinmauer

⁴³ HEINZ EGGERS, Die Weidewirtschaft im südlichen Schwarzwald, in: *Berichte der Naturforschenden Gesellschaft zu Freiburg* 47, 2 (1957), S. 147–235: S. 164 ff. u. S. 184.

⁴⁴ BERNHARD MOHR, Gastvieh auf den Allmendweiden des Südschwarzwaldes, in: *Regio Basiliensis* 24, 2/3 (1983), S. 73–78; RAINER LUICK / REINHARD BÖCKER, Weiden in Süddeutschland, in: *Geographische Rundschau* 51, 5 (1999), S. 236–240: S. 238.

⁴⁵ Vgl. FOLKWIN GEIGER, Die Weidewirtschaft des oberen Wiesenals (Südschwarzwald) im Kräftefeld von Agrarpolitik, Landschaftsökologie, Tourismus und Tradition, in: *Räumliche Strukturen im Wandel. Festschrift für W.-D. Sick, Teil A: Beiträge zur Landeskunde Mitteleuropas*, hg. von BERNHARD MOHR / KONRAD SONNTAG / JÖRG STADELBAUER (Altmannisches Jahrbuch 1989/90), Bühl/Baden 1990, S. 155–173.



Abb. 5: Das Landschaftsbild bei Wieden lässt noch die frühere Aufteilung der Gemarkung in das sog. „Zahme und Wilde Feld“ erkennen. Foto: Cornelia Korff, 1998

vom Wirtschaftsgrünland der Tallagen getrennt und hebt sich von ihm durch seinen lockeren Bewuchs mit einzeln stehenden Weidbuchen und Gehölzgruppen sowie durch die Pflanzengesellschaften der artenreichen Flügelginsterheiden und subalpinen Magerrasen deutlich ab.⁴⁶ Weitgehend aus dem Großen Wiesental verschwunden ist der Ackerbau. Wo sich ehemals Wechselfelder in steilen Hanglagen befanden, wurden Ackerterrassen angelegt, die teilweise unter Grünland erhalten sind und das Kleinrelief bis heute formen.

Ackerterrassen (Abb. 6), werden von den Gästen weder hinsichtlich ihrer historischen Funktion noch als persistentes Gestaltelement der Oberflächenformen wahrgenommen. Niemand vermutet historischen oder rezenten Ackerbau im Schwarzwald. Daher werden die Terrassen nicht als Merkmale erkannt und überwiegend als unscheinbare Strukturelemente übersehen. Da sie keine inhaltliche Bedeutung erlangen, bleiben sie auch denen nicht als charakteristische Merkmale des Schwarzwalds in Erinnerung, die sie als Geländeform bemerkt haben.

⁴⁶ EGGERS, Die Weidewirtschaft (wie Anm. 43), S. 167 ff; GEORG PHILIPPI, Die Pflanzengesellschaften des Belchen-Gebietes im Schwarzwald, in: Der Belchen im Schwarzwald. Geschichtlich-naturkundliche Monographie des schönsten Schwarzwaldberges, hg. von der Landesanstalt für Umweltschutz Baden-Württemberg, Institut für Ökologie und Naturschutz (Natur- und Landschaftsschutzgebiete Baden-Württembergs, Bd. 13), Karlsruhe 1989, S. 747–890; S. 834 ff.



Abb. 6: Ehemalige Ackerterrassen unter Grünland bei Laitenbach/Wieden. Foto: Cornelia Korff, 1998

Grünlandwirtschaft mit Viehhaltung prägt die mentalen Bilder der Urlaubsgäste. Als wesentliche flächenhafte Strukturmerkmale bestimmen Wiesen und Weiden im Wechsel mit Wald die subjektiven Landschaftsbilder. Mit Begriffen wie *Alm* oder *Almwirtschaft*⁴⁷ bezeichnen Gäste die Nutzung der waldfreien Hochlagen durch Weidevieh. Besonders der strukturelle Aspekt der Allmendweiden ist augenfällig: Die mit Weidbuchen und Gehölzgruppen durchsetzten Hochweiden werden als offene und *lichte Parklandschaft* wahrgenommen (vgl. Abb. 5). Auch durch die im Hochsommer und Herbst wirksam werdende farbliche Differenzierung werden Urlaubsgäste verschiedentlich auf Unterschiede zwischen dem intensiven Wirtschaftsgrünland der Tallagen und den extensiven Jungviehhochweiden aufmerksam. Die verschiedenen Farbtöne werden meist nicht auf die ursächlichen, unterschiedliche Pflanzengesellschaften hervorbringenden Landnutzungsformen und Nutzungsintensitäten zurückgeführt. Einzelne Gäste heben allerdings gezielt hervor, dass die Hochlagen durch *steppenartige* Heidevegetation und Magerrasen charakterisiert seien. Diese Interpretation wird durch Kenntnisse über die Entstehung und Erhaltung von Heidevegetation durch Beweidung unterstützt, die andernorts gewonnen und auf die im Südschwarzwald beobachteten Strukturen übertragen werden. Dass die Hochlagen einschließlich der höchsten Kuppen anthropogen bedingt waldfrei sind, ist

⁴⁷ Wörtliche Zitate der Gäste sind im Folgenden *kursiv* herausgestellt. Entnommen aus und dokumentiert in KORFF, Mit den Augen des Urlaubsgastes (wie Anm. 1).



Abb. 7: Weidbuche am Belchen. Foto: Cornelia Korff, 1998

mehreren Gästen bewusst. Als Charakteristikum des Südschwarzwalds im Vergleich mit weitgehend bewaldeten Mittelgebirgen wie beispielsweise dem Bayerischen Wald, wird betont, dass selbst in den höchsten Lagen landwirtschaftliche Nutzung stattfindet, bzw. dass Feldberg und Belchen durch Beweidung waldfrei wurden und gehalten werden. Ein Wanderer wirft aufgrund genauer Beobachtung gar die Frage auf, warum im Gegensatz zum Feldberg am Belchen kein Weidevieh anzutreffen sei.

Zeugnisse einer historischen Bewirtschaftungsform und zugleich persistente Strukturelemente heutiger Allmendweiden sind Weidbuchen, die sich mit einer mächtig ausladenden, kugelförmigen Krone und vielen miteinander verwachsenen Stämmen in ihrer Physiognomie deutlich von hochwüchsigen Buchen in einem Waldbestand abheben (Abb. 7 u. 8). Verbiss der wachsenden jungen Buchen durch Weidevieh lässt die Bäume ihre charakteristische Gestalt annehmen. Unter Beibehaltung einer extensiven Weidewirtschaft mit einem Viehbesatz von einer Großvieheinheit pro 2–3 ha lassen sich Weidbuchen auch künftig erhalten und erneuern.⁴⁸ Alle Entwicklungsstadien des Weidbuchenwachstums sind auf den Allmendweiden des Südschwarzwalds zu beobachten. Den Urlaubsgästen sind die Entwicklungsbedingungen und Zusammenhänge zwischen der Baumphysiognomie und der extensiven

⁴⁸ ANGELIKA SCHWABE / ANSELM KRATOCHWIL, Weidbuchen im Schwarzwald und ihre Entstehung durch Verbiß des Wälderviehs. Verbreitung, Geschichte und Möglichkeiten der Verjüngung (Beihefte zu den Veröffentlichungen für Naturschutz und Landschaftspflege in Baden-Württemberg, H. 49), Karlsruhe 1987, S. 105.



Abb. 8: Durch Viehverbiss entwickeln sich viele Triebe, die später als Teilstämme miteinander verwachsen. Weidbuche am Belchen. Foto: Cornelia Korff, 1998

Weidewirtschaft meist unbekannt, doch regen die ungewöhnlichen Baumgestalten oftmals die Phantasie der Betrachtenden an und werfen die Frage nach ihrer Entstehung auf. Als Kräfte, welche die Verwachsung und knorrige Ausbildung der Teilstämme der von einigen Gästen so bezeichneten *Wetterbuchen* hervorrufen, werden meist Witterungseinflüsse der rauen Hochlagen wie Wind, Regen, Frost oder Blitzeinschlag, aber auch Steinschlag, Wildverbiss oder das hohe Alter der Bäume verantwortlich gemacht. Ein Wanderer deutet die Bildinformationen (vgl. Abb. 8) unter dem Blickwinkel des Kulturlandschaftswandels, indem er vermutet, die abgebildete Weidbuche, die jetzt von Wald umgeben sei, müsse ehemals frei gestanden haben, da sich diese Wuchsform beim Aufwachsen im Bestand nicht hätte herausbilden können. Um aus der Form der Weidbuche auf Aufforstung oder Zuwachsen ehemaliger Weideflächen zu schließen, bedarf es nicht nur der Kenntnisse über Gehölzwachstum, sondern auch solcher über Landnutzung und Landschaftswandel.

Weidbuchen fallen als Einzelbäume in der Landschaft auf oder werden als charakteristische Landschaftselemente wahrgenommen, sofern sie die symptomatische Wahrnehmungsdimension anregen oder wenn die bizarre Wuchsform das emotional-ästhetische Empfinden anspricht (s. u.). Werden nicht regionsspezifische, sondern allgemeingültige Erklärungen, wie Blitzeinschlag oder hohes Alter, für die Entstehung der Baumgestalt angenommen, oder kennt man mächtige Einzelbäume als Elemente anderer Kulturlandschaftstypen, fallen Weidbuchen dagegen nicht als regionale Charakteristika auf. Für einige Gäste sind daher Weidbuchen *Allerweltsbäume*.

Heimisch im Südschwarzwald, aber aufgrund geänderter ökonomischer Rahmenbedingungen zeitweise fast verschwunden, ist das so genannte Hinterwälderrind (Abb. 9). Unter den harten Lebensbedingungen und Anforderungen der Bergland-



Abb. 9: Hinterwälderrind auf einer mit Adlerfarn überwachsenen Fläche bei Schönenberg.
Foto: Cornelia Korff, 1998

wirtschaft hat sich dieses zähe, genügsame, kleinwüchsige, aber bezogen auf eine sehr lange Lebensdauer leistungsstarke Rind entwickelt, das sowohl Milch und Fleisch lieferte als auch für schwere Feldarbeit eingesetzt werden musste.⁴⁹ Im Zuge der Produktions- und Leistungssteigerungen wurde das Hinterwälderrind durch fleisch- oder milchbetonte Rassen ersetzt.⁵⁰ Die Hinterwälderzucht verdankt ihre Renaissance in den letzten Jahren sowohl einzelnen Gastronomen, die das naturnah erzeugte Fleisch als regionales Qualitätsprodukt vermarkteten, als auch verschiedenen, teilweise über Leader oder den Naturpark geförderten Bestrebungen, regionale Produkte direkt oder über den ansässigen Einzelhandel abzusetzen. Dennoch ist der Viehbestand mit der Aufgabe vieler Nebenerwerbslandwirtschaften zurückgegan-

⁴⁹ ALFRED BRÖCKL, Das Hinterwälderrind. Ein Rassekleinod des Südschwarzwaldes, in: Der Belchen im Schwarzwald. Geschichtlich-naturkundliche Monographie des schönsten Schwarzwaldberges, hg. von der Landesanstalt für Umweltschutz Baden-Württemberg, Institut für Ökologie und Naturschutz (Natur- und Landschaftsschutzgebiete Baden-Württembergs, Bd. 13), Karlsruhe 1989, S. 471–479.

⁵⁰ SCHWABE / KRATOCHWIL, Weidbuchen (wie Anm. 48), S. 22.

gen.⁵¹ Vielfach wird Gastvieh auf die Hochweiden aufgetrieben.⁵² Neben den Hinterwälderrindern sieht man daher verschiedene Rassen, darunter auch Schwarzbunte, auf den Allmend- oder Genossenschaftsweiden des Südschwarzwaldes.

Die Urlaubsgäste orientieren sich überwiegend an der Fellfarbe und -zeichnung. Schwarzbunte gehören nicht ins Schwarzwaldbild, überwiegend werden *braune Kühe* als typisch erachtet. Auch wenn den Urlaubsgästen das Hinterwälderrind als Rasse unbekannt ist, so sind doch einige kennzeichnende Merkmale der *Schwarzwaldkuh* oder *Belchenkuh* aufgefallen: Wahrgenommen wurde die besonders geschwungene Form der Hörner und die im Vergleich mit den bekannteren Tieflandsrindern bemerkenswerte Kleinwüchsigkeit, die noch durch eine gewisse Wendigkeit an den steilen Hängen und Lebhaftigkeit unterstrichen wird. Nicht allen Gästen ist bewusst, dass es regionale Rassen gibt, für einige Gäste zählen allein die Kuhglocken als typisch für Berggebiete. Es ist allerdings von einem Urlaubsgast auch bemerkt worden, dass die regionalen, heimischen Rinder durch fremde Rassen verdrängt wurden, die nun überall verbreitet sind.

Unter den derzeitigen agrarpolitischen und ökonomischen Rahmenbedingungen ist die Offenhaltung der Landschaft zum Problem geworden. Obwohl alle Gäste das Bild einer bis in die Hochlagen durch landwirtschaftliche Nutzung gestalteten Kulturlandschaft schildern, die aus Gründen der Landschaftspflege eingesetzten Ziegenherden vereinzelt als typisch bezeichnen, und obwohl auch in der schriftlichen Befragung von einigen hervorgehoben wird, dass die Landschaft *von Landwirten gepflegt sei*, erkennen nur Einzelne die Anzeichen der Verbuschung, des Vordringens des Adlerfarns oder die mechanischen Enthurstungen als Indikatoren für die gefährdete Offenhaltung.

6.2 Wahrnehmung von Siedlungsstrukturen und Hausformen

Geringe Bevölkerungs- und Siedlungsdichte kennzeichnen das Obere Wiesental und seine Seitentäler. Während Einzelhöfe mit arrondierter Flur die historisch überkommene Siedlungsstruktur im Hofgütergebiet des Mittleren Schwarzwaldes prägen und Siedlungsverdichtungen erst lokal mit dem Tourismus oder dem Aufkommen von Handwerk und Frühindustrialisierung eintraten, herrschen lockere Weiler im Wiesentaler Bergland vor.⁵³ Lokale Ansätze zur Verdichtung sind in der insgesamt lo-

⁵¹ Statistisches Landesamt Baden-Württemberg, Das Landesinformationssystem (wie Anm. 33).

⁵² MOHR, Gastvieh (wie Anm. 44); LUICK / BÖCKER, Weiden (wie Anm. 44).

⁵³ EKKEHARD LIEHL, Das Feldberggebiet als Siedlungsraum, in: Der Feldberg im Schwarzwald. Naturwissenschaftliche, landwirtschaftliche, forstwirtschaftliche, geschichtliche und siedlungsgeschichtliche Studien, hg. von KARL MÜLLER, Freiburg 1948, S. 525–586; HEINZ EGGERS, Die Weidewirtschaft (wie Anm. 43); KARL ALBERT HABBE, Das Flurbild des Hofsiedlungsgebietes im Mittleren Schwarzwald am Ende des 18. Jahrhunderts (Forschungen zur Deutschen Landeskunde, Bd. 118), Bad Godesberg 1960; HEINZ EGGERS, Schwarzwald und Vogesen, Braunschweig 1964; BERNHARD MOHR / JOSEF LAULE Touristisches Angebot, Infrastrukturausbau und Siedlungswachstum, in: Hinterzarten im

ckeren Besiedlung entstanden, wo es der Platz in den Talweigungen des Großen Wiesentales erlaubte. Als hochmittelalterliche Bergbaustädte und Talvogteien haben Schönau und Todtnau traditionell zentrale und Verwaltungsfunktionen,⁵⁴ die sie heute als gemeinsames Unterzentrum ausfüllen.



Abb. 10: Wiesentäler Haus in Wembach. Foto: Cornelia Korff, 1998

In ihrer baulichen Struktur sind die Schwarzwaldhäuser persistent, obwohl sie vielfach nicht mehr als landwirtschaftliche Betriebe geführt werden, sondern reine Wohnfunktion übernommen haben und obwohl die Ökonomie- wie die Wohnteile Um- oder Ausbauten und Modernisierungen erfahren haben.⁵⁵ Als regionale Abwandlungen des Typs Schwarzwaldhaus weisen die Höfe dessen Grundform und Gestaltmerkmale wie das Walmdach, die Hocheinfahrt und die funktionale Einheit des Einhauses auf. Sie tragen durch die Anpassungen an die Erfordernisse kleinbäuerlicher Nebenerwerbslandwirtschaft der Hochlagen aber auch eigene Züge. Es fehlen beispielsweise Nebengebäude und Speicher, weil diese für die kleinen Betriebe

20. Jahrhundert. Vom Bauerndorf zum heilklimatischen Kurort, hg. von HELMUTH SCHUBERT (Hinterzartener Schriften, Bd. 6), Konstanz 2002, S. 159–184.

⁵⁴ ALBRECHT SCHLAGETER, Zur Geschichte des Bergbaues im Umkreis des Belchen, in: Der Belchen im Schwarzwald. Geschichtlich-naturkundliche Monographie des schönsten Schwarzwaldberges, hg. von der Landesanstalt für Umweltschutz Baden-Württemberg, Institut für Ökologie und Naturschutz (Natur- und Landschaftsschutzgebiete Baden-Württembergs, Bd. 13), Karlsruhe 1989, S. 127–309, S. 146 ff.

⁵⁵ ULRICH SCHNITZER, Schwarzwaldhäuser von gestern für die Landwirtschaft von morgen (Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Arbeitsheft 2), Stuttgart 1989, S. 37 ff.

auf der Basis von Viehhaltung und Grünlandwirtschaft in den rauen Hochlagen nicht benötigt wurden.⁵⁶ Eine eigene Ausprägung zeigen auch die so genannten „Wiesentäler Häuser“,⁵⁷ welche durch die in den St. Blasianischen Besitzungen herrschende Realerbteilung vielfach vertikal aufgeteilt wurden und zwei oder mehrere



Abb. 11: „Arche“ in Präg mit individuellen Ausbauten und Modernisierungen. Foto: Bernhard Mohr, ca. 1980

Familien unter ihrem Dach beherbergen.⁵⁸ Jeweils zwei oder mehrere Hocheinfahrten, Hauseingänge, Stall- und Wohnbereiche und deren heutige individuelle Umgestaltung zeigen die Besitzverhältnisse in den Doppelhäusern an (vgl. Abb. 10 u. 11). Während in der Wahrnehmung der Urlaubsgäste gewerbliche Elemente wie Handwerk, Bergbau oder Stauwehre, die Oberflächenformen oder Bodennutzungen wie Wald prinzipiell für Mittelgebirgslandschaften typisch sind, wird in der Hausform ein eindeutig bestimmbarer, einzig für den Schwarzwald gültiger Charakter erlebt. Die regionale Eigenart lässt sich insbesondere in der Hauslandschaft erfahren, in den Höfen offenbart sich für die Gäste das Zusammenspiel von Mensch und Umwelt am eindrucklichsten. Wahrgenommen wird weniger das einzelne Merkmal oder Bau-

⁵⁶ HERMANN SCHILLI, *Das Schwarzwaldhaus*, Stuttgart ⁴1982, S. 127 ff.

⁵⁷ SCHNITZER, *Schwarzwaldhäuser* (wie Anm. 55), S. 22.

⁵⁸ PETER HARTLEB / FRED SCHOLZ, *Stockwerkseigentum in Baden. Ein sozial- und wirtschaftsgeographischer Beitrag zur Siedlungsgestaltung im Südschwarzwald, Murgtal und Kraichgau*, in: *Berichte zur deutschen Landeskunde* 52, 1 (1978), S. 73–103.

element als vielmehr die Gesamtgestalt, die aus Sicht der Urlauber im wesentlichen von der Form des tief heruntergezogenen, mächtigen Walmdaches mit der Hocheinfahrt bestimmt wird, das einen Hof in Holzbauweise schützt. Dabei unterscheiden die Gäste nicht zwischen den verschiedenen baulichen und funktionalen Abwandlungen des Haustyps in den Teilregionen des Schwarzwalds. Sofern die charakteristischen Gestaltelemente erkennbar sind, entsprechen die Höfe dem Bild des Schwarzwaldhauses, an dessen Baustil sämtliche Gebäude – gleich welcher Funktion und welchen Alters – gemessen werden. Daher herrscht bezüglich der Doppel- und Mehrparteienhäuser im Wiesental eine geteilte Meinung: die in Abb. 11 erkennbaren Umbauten der einzelnen Eigentümer verändern die ursprüngliche Gestalt und erschweren die Wiedererkennung der prägenden Dachform. Als typisch für den Südschwarzwald wird das Bild nur bewertet, wenn trotz der Uneinheitlichkeit die Grundform wahrgenommen wird.

6.3 Wahrnehmung gewerblich-industrieller Strukturen

Auch wenn in der Fläche land- und forstwirtschaftliche Nutzungen überwiegen, so ist doch das Große Wiesental vor allem ein altindustrialisierter Raum,⁵⁹ der trotz des Strukturwandels und Arbeitsplatzabbaus noch immer Standort des Handwerks und mittelständischer Industrien ist.⁶⁰ Die Industrialisierung wurzelt in dem vielfältigen Handwerk und Heimgewerbe (Holzschnefelei, Bürstenherstellung sowie Weberei und Spinnerei), das sich entwickelte, weil die Landwirtschaft zum Lebensunterhalt der kleinbäuerlichen Familien nicht reichte und weil nach dem Erliegen des Bergbaus im Schönauer und Todtnauer Revier neue Standbeine gefunden werden mussten.⁶¹

Als typisches Waldgewerbe nutzte die Köhlerei den Wald in den Hochlagen und hinterließ alte Meilerplätze als Spuren, die teilweise unter Waldbedeckung erhalten sind.⁶² Eine für den Tourismus als Sehenswürdigkeit rekonstruierte Klopfsäge weist auf die traditionelle Holzverarbeitung. Aus der Blütezeit des mittelalterlichen Bergbaus, der zur Bevölkerungsverdichtung und zum Siedlungsausbau erheblich beigetragen hatte, stammen etliche Relikte wie Stollenmundlöcher, Abraumhalden, Pingen und Verhaue,⁶³ die unter Waldbedeckung verborgen, und nur zum Teil durch Wege erschlossen sind.

⁵⁹ BERNHARD MOHR, Wirtschaftsgeographische Skizze des Wiesentals/Südschwarzwald unter besonderer Berücksichtigung des oberen Talabschnitts, in: Freiburger geographische Mitteilungen 2 (1973), S. 40–100.

⁶⁰ BERNHARD MOHR, Sterben auf Raten? Zur Entwicklung und Situation der Textilindustrie im Wiesental und am Hoahrhein, in: Regio Basiliensis 37, 1 (1996), S. 13–24.

⁶¹ EGGERS, Schwarzwald und Vogesen (wie Anm. 53), S. 118 ff; MOHR (wie Anm. 58), S. 52 ff.

⁶² WALTER GRUBER, Die Köhlerei im Belchengebiet, in: Der Belchen im Schwarzwald. Geschichtlich-naturkundliche Monographie des schönsten Schwarzwaldberges, hg. von der Landesanstalt für Umweltschutz Baden-Württemberg, Institut für Ökologie und Naturschutz (Natur- und Landschaftsschutzgebiete Baden-Württembergs, Bd. 13), Karlsruhe 1989, S. 541–554.

⁶³ SCHLAGETER, Zur Geschichte des Bergbaues (wie Anm. 54).

Im Todtnauer Raum wurde die Bürstenherstellung zur Schlüsselindustrie, die als Folgeindustrie den Maschinenbau nach sich zog. Als Leitindustrie im übrigen Wiesental erwies sich die Textilindustrie, die bis in die 1960er Jahre einseitig die Wirtschaftsstruktur dominierte.⁶⁴ Wenige Betriebe der Bürstenproduktion, aber auch ein Weltmarktführer des Bürstenmaschinenbaus sind heute noch im Oberen Wiesental ansässig. Aufgrund der beengten Lage innerhalb der Stadt Todtnau wurden allerdings Werke verlagert und teils außerhalb der Gemeindegrenzen im Gewerbegebiet Utzenfeld, teils kürzlich im Todtnauer Ortsteil Geschwend angesiedelt. Von der einstmals beherrschenden Textilindustrie im Oberen Wiesental ist nach einem tiefgreifenden Strukturwandel fast nichts mehr geblieben. Es haben sich aber neue Branchen (z. B. Automobilzulieferer) angesiedelt oder wie die Kunststoffverarbeitung (Spritzgusstechnik) aus der alten Industrie entwickelt, so dass das Branchenspektrum vielseitiger geworden ist.⁶⁵

Von persistenten baulichen Strukturen aus der (früh)industriellen Phase ist nicht nur das Todtnauer Stadtbild geprägt, sondern auch das restliche Obere sowie das Untere Wiesental. Im Wiesentäler Bergland wurden die Gebäude ehemaliger kleiner Bürstenfabriken, Zwirnereien oder Betriebsgebäude des neuzeitlichen Bergbaus umgenutzt. In Todtnau, Schönau und Zell haben neben den teilweise erhaltenen alten Fabrikgebäuden die ehemaligen Fabrikantenvillen und Unterkünfte der Arbeiter als Gebäude überdauert. Die verbliebenen Werksgebäude der Zell-Schönau AG in Schönau sind z. T. vom Einzelhandel bezogen (Abb. 12), darunter ein Fabrikverkauf eines Betriebs- und Verwaltungsunternehmens, das sich den traditionellen Markennamen der Zell-Schönau AG, Irisette, gesichert hat, aber im Wiesental nicht mehr produziert.⁶⁶ Erhalten und umgenutzt ist im heutigen Gewerbegebiet Utzenfeld auch das ehemalige zentrale Betriebsgebäude der Gewerkschaft Finstergrund, die Flussspatbergbau in Wieden bis in die 1970er Jahre betrieben hatte. Das mehrstöckige Gebäude beherbergt heute eine Reiter- und Pferdepension.

Trotz der baulichen und teils betrieblichen Persistenz der Alt- sowie der Folgeindustrien wird der Südschwarzwald kaum als Standort des produzierenden Gewerbes wahrgenommen. Nur zwei Gesprächspartner, von denen einer als langjähriger Stammgast, der andere als Tagesausflügler aus dem Dreiländereck über gute regionale Kenntnisse verfügt, und die auch aufgrund beruflicher Interessen einen Blick für regionale Wirtschaftsstrukturen haben, sehen die industrielle Tradition des Großen Wiesentales sowie auch Strukturwandel und Arbeitsplatzabbau infolge der Textilkrise. Ausgeprägte landeskundliche Interessen lassen eine weitere Urlauberin nach den spezifischen, in der Region ansässigen Branchen fragen und aus den Altindustrien (Uhren und Textil) die für den Schwarzwald typische Wirtschaftsgeschichte herauslesen.

⁶⁴ MOHR, Wirtschaftsgeographische Skizze (wie Anm. 59).

⁶⁵ MOHR, Sterben auf Raten? (wie Anm. 60), S. 23 f.

⁶⁶ Mündliche Mitteilung von Herrn Gramsch (1998), damaliger Geschäftsführer der bis 2000 selbständigen Naturstoffe Schönau (NaSch) GmbH, die von einigen ehemaligen Mitarbeitern der Zell-Schönau AG gegründet worden war.



Abb. 12: Ehemaliges Werkgebäude der Zell-Schönau AG in Schönau, teilweise durch Einzelhandel umgenutzt. Foto: Cornelia Korff, 1998

Meist wird aber nicht nach Industriezweigen oder Standortfaktoren differenziert. Industrie gilt als weit verbreitet bzw. an Ballungsräume gebunden, jedoch als atypisch für den ländlichen Raum. Auch weil der Vertrieb der Marke Irisette überregional erfolgt und sie zudem einen hohen Bekanntheitsgrad hat, entsteht der Eindruck, dass die Textilindustrie kein regional im Südschwarzwald verwurzelter, sondern ein beliebig anzusiedelnder Wirtschaftszweig sei. Sofern die Textilproduktion von den Gästen assoziativ oder aufgrund spezifischer Ortskenntnisse regional verortet wird, wird sie der Schwäbischen Alb bzw. dem Albvorland zugewiesen. Eine weitere Erklärung für das Fehlen der Industrie in den mentalen Bildern bieten die Urlaubsaktivitäten und die aktionsräumlichen Muster der Gäste. Gewandert wird überwiegend in den von Wald, Weide und Wiese als Flächennutzungen bestimmten industriefreien Höhenlagen des Hochschwarzwaldes und in den Seitentälern des Großen Wiesentales. Den dort noch vorhandenen Gebäuden der ehemaligen Handwerksbetriebe und kleinen Bürstenmanufakturen sieht man ihre frühere Funktion nicht auf den ersten Blick an. Die ablehnende Haltung gegenüber einem vorgelegten Bild des Werksgebäudes der Zell-Schönau AG (Abb. 12) lässt sich bei einigen Gästen auch darauf zurückführen, dass Industrieansiedlungen in Ballungsräumen zwar hingenommen werden (müssen), aber in der Urlaubsregion als störend empfunden und deshalb aus den Landschaftswahrnehmungen ausgeblendet werden.

Während Industrie in den Landschaftsvorstellungen keine Rolle spielt, gehört das *Schwarzwälder Handwerk* sehr wohl ins Bild vom Schwarzwald. In den schrift-

lich erfassten Assoziationen sind als Charakteristika Schwarzwälder Kuckucksuhren bzw. Uhren allgemein enthalten.⁶⁷ In etlichen Gesprächen wird auf weiteres traditionelles Handwerk Bezug genommen: Mühlen, Sägemühlen, Holzverarbeitung und Schmieden gehören in die Schwarzwälder Landschaft. Die handwerklich-gewerbliche Tradition ist aber, wie einige Gäste betonen, nicht nur für den Schwarzwald in seiner individuellen Landschaftsentwicklung, sondern für waldreiche Mittelgebirge allgemein, d. h. für den Landschaftstyp Mittelgebirge kennzeichnend. Lediglich einer Tagesausflüglerin aus Freiburg und einem Stammgast ist das historische Wiesentäler Bürsten- und Textilheimhandwerk bekannt.

Da die Spuren des mittelalterlichen Bergbaus vielfach nicht über Wanderwege zugänglich sind und die Broschüre zum bergbaugeschichtlichen Pfad zur Zeit der Befragungen noch nicht fertig gestellt war, verwundert es nicht, dass Stollenmundlöcher oder Halden weitgehend unbekannt sind. Teilweise ist Bergbau den Urlaubern aus anderen Mittelgebirgen, bspw. dem Harz, Erzgebirge, Thüringer Wald oder Siegerland bekannt und es finden gedankliche Übertragungen auf den Schwarzwald statt, obwohl entsprechende Relikte nicht selbst gesehen wurden. Beispielsweise erkennt ein Urlaubsgast, dem das Harzer Revier aus dem Umfeld seines Heimatortes bekannt sein dürfte, in dem auf einem Foto abgebildeten Rundhöcker eine Halde, die, sofern sie nicht als Lawinenablagerung natürlichen Ursprungs sei, eine Abraumhalde sein müsse. Teilweise weiß man von Bergbau in anderen Mittelgebirgen, hätte ihn im Schwarzwald aber nicht vermutet. Vereinzelt wird aufgrund der Museumsbergwerke in Wieden, im Münstertal und am Schauinsland auf Schwarzwälder Bergbau rückgeschlossen. Aber auch wer Kenntnis von einem Museumsbergwerk hat, schließt nicht zwangsläufig auf eine bergbauliche Tradition, sondern nimmt unter Umständen, wie sich im Verlauf eines Gespräches zeigt, diese Einrichtung ausschließlich in ihrer touristischen Funktion als Sehenswürdigkeit wahr.

6.4 Historisierende Landschaftswahrnehmung – Ausblendung der Gegenwart

Vielfach prägen Landschaftsstrukturen und Elemente, die noch frühere Wirtschaftsformen oder Siedlungsstrukturen durchscheinen lassen, die mentalen Bilder. Zwar wird keine historische Kulturlandschaft als charakteristisches Raummuster historischer funktioneller Ensembles wahrgenommen, denn die regionalen Kenntnisse der Urlaubsgäste sind nicht umfassend genug, um mit ihrer Hilfe aus den rezenten Landschaftsstrukturen historische Zustände und Entwicklungsprozesse interpretieren zu können. Aber die mentalen Bilder vom Schwarzwald sind bezüglich der Wirtschafts- und Siedlungsstrukturen traditionell. Historische Komponenten der Wirtschafts- und Siedlungsstrukturen überlagern in der Landschaftswahrnehmung vielfach die rezenten Struktu-

⁶⁷ Ob diesen Eindrücken Kenntnisse über die Entwicklung der Uhrenproduktion aus dem traditionellen Heimhandwerk zugrunde liegen oder ob sich die touristische Vermarktung eines der eingängigsten Schwarzwald-Stereotype auswirkt, ist nicht feststellbar, weil die Gäste ihren in Schlagworten ausgedrückten Assoziationen keine Erläuterungen beigelegt haben.



Abb. 13: Kloppsäge in Fröhnd. Foto: Cornelia Korff, 1998

ren: Relikte historischen Gewerbes wie bspw. mit Wasserkraft betriebene Mühlen oder Kloppsägen werden als charakteristisch beurteilt (Abb. 13). Moderne Sägewerke oder Industrien werden hingegen kaum in die Vorstellungswelt übernommen und bleiben nicht als Charakteristika in Erinnerung. Sie werden oftmals von einem historisierenden, manchmal auch verklärenden Blick ausgeblendet. Die Schattenseiten der historischen Wirtschaftsformen und Lebensbedingungen wie Übernutzungen, bäuerliche Armut, Zwang zur Abwanderung usw. sind jedoch kaum bekannt.

Großen Einfluss auf die Sichtweise haben einerseits das historisch-kulturelle Potenzial an Sehenswürdigkeiten, zu denen restaurierte Kloppsägen und Mühlen gehören, andererseits die Medien, die durch die Wahl der Inhalte und Art der Darstellung Vorstellungsbilder erzeugen oder beeinflussen. Im Gespräch mit einem älteren Paar wird bspw. deutlich,

dass u. a. verschiedene Fernsehbeiträge über historische Schwarzwälder Gewerbe (Köhlerei, Hausierhandel, Heimhandwerk, Bollenhutherstellung usw.) Wahrnehmung und Vorstellungen gelenkt haben.

6. 5 Ästhetik der Kulturlandschaft

Die befragten Urlaubsgäste und Tagesausflügler erleben den Südschwarzwald als eine gefällige, liebliche, offene und lichte Landschaft, die das Harmoniebedürfnis anspricht. In der symbolisch-stimmungshaften Wahrnehmungs- und Erlebnisdimension empfindet man die Landschaft als urwüchsig, romantisch, freundlich und gemütlich. Verschiedene strukturelle Aspekte, aber auch die erlebten Witterungen lassen den Eindruck der Harmonie entstehen: Im Gegensatz zu tatsächlich oder vermeintlich rauerem Mittelgebirgen wird der Schwarzwald während der sommerlich-frühherbstlichen Witterung als sonnenscheinreich, mild und warm erlebt. Die sanft gerundeten Oberflächenformen der Bergkuppen, Hochflächen, Hochtalmulden und weiten Täler werden wiederum im Gegensatz zum schroffen, steilen und felsigen Relief der Alpen gesehen und wirken gemäßigt und abgemildert. Wer von den Gästen jedoch den subalpinen Charakter der höchsten Lagen wahrnimmt, ist beein-

druckt und fasziniert von dem stellenweise erlebbaren und teilweise nicht vermuteten herben alpinen Gesicht der Landschaft.

Besonders erlebniswirksam auf der ästhetischen Ebene ist der Abwechslungsreichtum der kleinteiligen und vielfältig strukturierten Kulturlandschaft. Während ein hoher Bewaldungsgrad z. B. im Nordschwarzwald, aber auch in anderen Mittelgebirgen schnell Langeweile bei den Wanderern aufkommen lässt, andererseits aber auch die waldfreien Hochlagen und Gipfel als eintönig empfunden werden, übt das durch Menschen geschaffene Mosaik aus Wald und Offenland einen besonderen Reiz auf die Gäste aus. Sowohl der visuelle Nah- als auch die Mittel- und Fernbereiche sind für das Landschaftserleben entscheidend.⁶⁸ Lesesteinwälle und -haufen, Grenzsteine und Weidbuchen als Einzelbäume strukturieren den visuellen Nahbereich als Punkt- und Linienelemente. Zwar erscheinen einigen Gästen Weidbuchen als Allerweltsbäume und werden daher nicht weiter beachtet. Die Gestalten der *Kugelbäume* regen jedoch mit ihren ausladenden Kronen und malerisch verwachsenen Stämmen die Phantasie etlicher Betrachter an. Es werden Vergleiche mit verwunschenen Fabelwesen einer Märchenwelt gezogen oder ganz eigene *Baumpersönlichkeiten* in ihnen erkannt. Einzelne Weidbuchen, Busch- oder Baumreihen und lockere Gehölzgruppen durchsetzen die Weiden der Hochlagen, gliedern die Flächen im visuellen Mittelbereich in Teilräume und schaffen die geordneten, aber nicht schematischen Raummuster, die als lichte Parklandschaft wahrgenommen werden. Das Landschaftsbild ist gebündelt, aber nicht von eintönigen, einheitlich genutzten Flächen bestimmt. Die Verzahnung von Wald und Offenland beschert den Wandernern immer wieder neue Ausblicke in die Täler, die das Landschaftsbild bereichern. Fernsichten öffnen wiederum die Perspektive in die Weite.

Die ästhetische Wirkung von Harmonie ist dabei zwischen den gegensätzlichen Polen Ordnung und Chaos aufgespannt.⁶⁹ Ein Blick aus der Nähe auf die Einzelheiten des „Wilden Feldes“ zeigt ein unaufgeräumtes, einigen Gästen zu chaotisches Durcheinander von Baumstümpfen, Gestrüpp, wucherndem Adlerfarn, aufgeschossenen Gräsern, zerfallenden Weidbuchen, herumliegenden Ästen, Stämmen und Wurzeln oder unregelmäßig bewachsenen Steinhaufen (Abb. 14). Aus der Ferne stellen sich die extensiven Weiden dem Betrachter dagegen als harmonische Parklandschaft dar, weil aus dieser Perspektive die ungeordneten Einzelheiten nicht wahrzunehmen sind (Abb. 15). Artenarme Wiesen ohne strukturierende Elemente, die aus der Ferne kahl scheinenden Kuppen, aber auch regelhafte Nutzungsmuster, die bspw. während der Mahd auftreten, wenn die geordneten Parzellenstrukturen

⁶⁸ ASSEBURG / HÜHN / WÖBSE, Landschaftsbild und Flurbereinigung (wie Anm. 20), S. 37.

⁶⁹ Vgl. STEPHEN KAPLAN, Environmental preference in a knowledge-seeking, Knowledge-using organism, in: The adapted mind. Evolutionary psychology and the generation of culture, ed. by JEROME H. BARKOW / H. COSMIDES / L. TOOBY, New York 1992, pp. 581–598; KEVIN LYNCH, Das Bild der Stadt. Übersetzung von H. Korssakoff-Schröder und R. Michael (Bauwelt Fundamente, Bd. 16), Gütersloh/Berlin 2. Aufl. (1. unveränderter Nachdruck 1989) 2001.



Abb. 14: Extensiv genutzte Hochweide. Foto: Cornelia Korff, 1998

aufscheinen, wirken demgegenüber auf einzelne Gäste zu eintönig oder schematisch, um harmonisch zu sein (Abb. 4).

Pflege und Gestaltung der Landschaft durch den Menschen tragen erheblich zum positiven ästhetischen Erlebnis bei: Weiler und gut erhaltene Schwarzwaldhöfe passen sich in der Wahrnehmung durch die Urlaubsgäste als bereichernde Elemente in eine naturnahe, landwirtschaftlich gepflegte Landschaft ein. Sie lassen das Landschaftsbild idyllisch, romantisch, harmonisch, gemütlich und geschützt erscheinen. Funktionalität, Anpassungen an moderne Wirtschaftsweisen und Wohnformen oder regional austauschbare Architektur stören demgegenüber das traditionelle Bild der schönen Landschaft. Lediglich ein einziger Gast sieht hinter der romantisch-gemütlichen Fassade der Höfe den wirtschaftlichen Zwang zu Anpassungen und Sanierungen der unter heutigen Erfordernissen und Ansprüchen unwirtschaftlichen und unkomfortablen Gebäude.

Empfindliche Störungen des Landschaftsbildes rufen die Erscheinungen des Tourismus, Industrieansiedlungen oder Waldschäden hervor. Besonders an den Brennpunkten des Erholungstourismus und Tagesausflugsverkehrs werden Bildstörungen wirksam. Zersiedelung und Häufung touristischer Infrastrukturen, überfüllte Parkplätze und Straßen sowie die zeitweise Übervölkerung mit Besuchern werden als Verschandelung der Landschaft wahrgenommen. Das Landschaftserleben wird beeinträchtigt, weil diese überformten und vereinnahmten Landschaften nicht mehr als unberührte Natur erlebt werden. Gravierend wird das eigene emotionale Landschaftserleben einiger Wanderer von der Annahme gemindert, dass das Massenpub-



Abb. 15: Intensiv und extensiv genutztes Grünland in kleinräumigem Wechsel mit Wald. Foto: Cornelia Korff, 1998

likum die Landschaft nicht erwandere und dabei intensiv erlebe, sondern als Zuschauer bequem aus dem Auto heraus konsumiere. Auch hinterlässt das gedankenlose oder gleichgültige Verhalten mancher Ausflügler Spuren wie Erosionsrinnen infolge Trittbelastung oder herumliegenden Müll, die als Schäden an der Landschaft wahrgenommen werden. Der Wunsch nach Naturerlebnis lässt einige Gäste über die Industriestandorte im Wiesental hinwegsehen, während die restaurierten Relikte des traditionellen Handwerks eher geeignet sind, als romantisch oder nostalgisch wahrgenommen zu werden. Erlebt wird das Landschaftsbild in seiner naturnahen und ländlichen Erscheinungsform, um deretwillen man letztlich im Schwarzwald den Urlaub verbringt. Waldschäden, die durch Borkenkäferbefall, Sturmwurf oder durch Schadstoffbelastung entstehen, gehören zu einem Problemfeld, das, sofern es nicht ausgeblendet wird, Betroffenheit, Bedauern oder Ablehnung hervorruft. Doch auch, wenn Probleme teilweise erkannt werden, so bleiben sie doch nicht unbedingt in Erinnerung.

6.6 Wechselwirkungen der Wahrnehmungsdimensionen

Den Wahrnehmungsprozess steuern und filtern die Wahrnehmungsdimensionen nicht unabhängig voneinander. Sie sind bei den Menschen, auch durch deren Lebensstile beeinflusst, unterschiedlich stark beteiligt, stehen aber in gegenseitiger Wechselwirkung.

Verschiebungen und Verzerrungen der individuellen Landschaftsbilder gegenüber dem geographischen Konstrukt der Kulturlandschaft ergeben sich durch fehlende regionale oder historische Kenntnisse. Selektion, Verzerrungen, Symbolisierungen, aber auch Brüche in den Sehgewohnheiten treten außerdem durch die Wechselwirkungen zwischen den Wahrnehmungsdimensionen auf: Beispielsweise fördert ein ausgeprägtes ästhetisches Erleben eine selektive Wahrnehmung, die Unerwünschtes ausblendet. Ästhetisches Erleben kann wiederum eine eher kognitiv dominierte Wahrnehmung bereichern und durch Auslösen von Staunen, Faszination oder durch Anregung der Phantasie eine begrifflich-interpretative Auseinandersetzung mit den Landschaftselementen bewirken. Ästhetisches Bedürfnis und objektive Wahrnehmung sind unter Umständen widerstreitende Kräfte. In der Reflektion über seine eigene Wahrnehmung stellt bspw. ein Gast fest, dass er zwar anhand eines vorgelegten Bildes einen holzverarbeitenden Betrieb auf einer rationalen, objektiven Ebene als typisch beurteilt, dass diese Wahrnehmung aber kein positives ästhetisches Empfinden hervorruft und ihm daher dieses Element nicht dauerhaft in Erinnerung bleiben wird. Die symptomatische Wahrnehmungsebene beeinflusst aber ihrerseits die ästhetische Wahrnehmung und lässt Gäste teilweise auch Strukturen akzeptieren, die als problematisch oder hässlich gewertet, aber als regionalspezifische Elemente erkannt werden. Die kognitive Auseinandersetzung bewirkt unter Umständen auch einen Bruch mit vom ästhetischen Empfinden dominierten Sehgewohnheiten, so dass auch idyllische Landschaftsansichten oder -elemente kritisch hinterfragt und Probleme bspw. des Agrarstrukturwandels, der fehlenden Arbeitsplätze und der Abwanderung angesprochen werden.

7 Zusammenfassung

Meist differenzieren die Gäste nicht zwischen den naturräumlich und siedlungs- wie wirtschaftsstrukturell unterschiedlichen Teilregionen des Schwarzwaldes. Ihre Assoziationen und mentalen Bilder beziehen sich auf das gesamte Mittelgebirge, z. T. einschließlich seiner Randlandschaften. Das lässt sich darauf zurückführen, dass der durch Wanderungen, Radtouren, Besichtigungen und sonstige Ausflüge geschaffene Aktionsraum über innerregionale Grenzen und auch über das eigentliche Untersuchungsgebiet ausgreift. Daher werden verschiedene Raummuster wahrgenommen, ohne deren regionale Unterschiede zu bemerken. Es liegt aber auch daran, dass nicht alle Gäste den Mittel- und Nordschwarzwald kennen und daher ihre Eindrücke vom Südschwarzwald verallgemeinern. Differenzierungen zwischen dem Nord- und Südteil des Gebirges werden aber auch von denjenigen Gästen, die beide Regionen aus eigener Anschauung kennen, nur bezüglich des Waldanteils vorgenommen. Dem offeneren Südschwarzwald wird der lichte Parkcharakter zugesprochen, für den Nordschwarzwald hingegen der hohe Bewaldungsgrad herausgestellt. In den Siedlungsstrukturen werden dagegen kaum Unterschiede wahrgenommen und in den

Hausformen wird die allen Schwarzwälder Haustypen gemeinsame Grundform wahrgenommen, sofern sie nicht durch Umbauten unkenntlich ist.

Die Landschaftsbilder der Gäste spiegeln sowohl die naturräumliche als auch die kleinräumig-mosaikartige Vielfalt der anthropogen entstandenen Kulturlandschaft wider, deren Strukturen auch ästhetisch erlebniswirksam sind. In den Bildern überwiegt die landwirtschaftliche Nutzung, auch wenn die Gäste selbst den Begriff der Naturnähe wählen, denn es sind die agrarischen und waldwirtschaftlichen Flächennutzungen und funktionalen Ensembles, die in allen Schilderungen betont werden. Die Landschaft der mentalen Bilder ist durchweg eine vom Menschen gestaltete und gepflegte Landschaft, in die Weiler und Einzelhöfe eingepasst sind. Die selektive Wahrnehmung blendet vielfach das verarbeitende Gewerbe aus. Historische Komponenten überlagern in der Wahrnehmung häufig die modernen Strukturen. Landschaftswandel wird teils abgelehnt, teils ausgeblendet, teils nicht erkannt.

Wahrgenommen wird nicht Kulturlandschaft im Sinne des geographischen Konstrukts als Raum- und Gefügemuster aus historischen und rezenten funktionalen Ensembles, die einem fortwährenden Wandel unterworfen sind. Elemente oder Relikte, die besondere Kenntnisse erfordern, um sie zu erkennen, begrifflich zu erfassen und zu interpretieren, sind nicht in den Vorstellungsbildern verankert, weil sie keine Bedeutung für den Betrachter erlangen. Aber es sind die wesentlichen Elemente der Kulturlandschaft, die auch ohne begriffliche Durchdringung und Interpretation wahrgenommen werden und die mentalen Landschaftsbilder prägen. Wenigstens teilweise sind deren Genese und Funktion den Gästen bekannt, teilweise werden sie, wie bspw. die agrarischen Flächennutzungen, unter ästhetischen Aspekten oder in ihrer Erholungsfunktion erlebt.

Vom Scheßlong zum Boddschamber und retur ...

Französische Entlehnungen in den badischen Mundarten*

Tobias Streck

1 Einleitung

Seit ihrer frühen Geschichte verfügt die deutsche Sprache über vielfältige Lehnbeziehungen zu anderen Sprachen. Bereits in den ersten Jahrhunderten n. Chr., in einer Zeit also, für die noch gar nicht von einer deutschen Sprache die Rede sein kann, wirkten schon das Römische/Lateinische und das Keltische auf die germanischen Dialekte ein. Zwischen dem 8. und dem 11. Jahrhundert, in althochdeutscher Zeit, stammten die stärksten fremdsprachlichen Einflüsse weiterhin aus der mittlerweile überregionalen Hochsprache Latein und aus anderen romanischen Sprachen. Dieser Einfluss blieb auch in mittelhochdeutscher Zeit erhalten, denn Latein war weiter äußerst bedeutsam, aber auch französische, niederländische, italienische, slawische und orientalische Einflüsse auf das Mittelhochdeutsche sind in einem je unterschiedlichen Ausmaß im Wortschatz nachweisbar. Während heute die englischen Einflüsse auf die deutsche Sprache dominieren, hielten noch im Frühneuhochdeutschen und in der jüngeren Sprachgeschichte bis ins 20. Jahrhundert die lateinischen und französischen Spracheinflüsse lange an.¹

* Dieser Beitrag ist eine überarbeitete Fassung einer Seminararbeit, die ich im Jahr 2003 verfasst habe. Die Idee zu dieser Arbeit entstand während des Besuchs der beiden linguistischen Seminare *Etymologie* (Leitung: K. Kunze) und *Alemannisch* (Leitung: K. Birkner und R. Schrambke) am Deutschen Seminar I der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i. Br. Für zahlreiche wertvolle Hinweise und für ihre Hilfsbereitschaft danke ich herzlich Rudolf Post, Konrad Kunze und Renate Schrambke. Für die Ermutigung zur Publikation des Textes bin ich ebenfalls Konrad Kunze und Rudolf Post sehr dankbar. Angelika Bauer gilt ein herzliches Dankeschön für ihre Anmerkungen und Korrekturvorschläge zur Endfassung des Manuskripts, Friederike Proff für ihre Hilfe bei der Umformatierung der Literaturangaben.

¹ Da die Lehnbeziehungen des Deutschen nicht das Hauptthema dieser Arbeit sind, soll der einleitende Abschnitt hierzu genügen. Entlehnungsstufen und -formen sowie Gründe für Entlehnungen werden in den folgenden Kapiteln speziell für die französischen Einflüsse besprochen. Für detaillierte Beschreibungen der Lehnbeziehungen des Deutschen allgemein vgl. z. B. WERNER BETZ, *Lehnwörter und Lehnprägungen im Vor- und Frühdeutschen*, in: *Deutsche Wortgeschichte*, hg. von FRIEDRICH MAURER und HEINZ RUPP (Grundriss der Germanischen Philologie, Bd. 17/1), 3. neu bearb. Aufl., Berlin 1974,

Nach der Definition von Hadumod Bußmann ist eine Entlehnung (auch Interferenz oder Transferenz genannt) „Vorgang und Ergebnis der Übernahme eines sprachlichen Ausdrucks aus einer Fremdsprache in die Muttersprache [...]“.² Bußmann weist außerdem darauf hin, dass Entlehnungen auf Beeinflussungen durch Sprachkontakt beruhen, der wiederum neben politischen, historischen und kulturgeschichtlichen Gründen auch geographische Gründe haben kann. Dass besonders in grenznahen Gebieten aufgrund von intensiven Berührungen mit der Nachbarsprache zahlreiche Entlehnungen existieren, lässt sich gerade anhand von Dialekten im Grenzgebiet zweier Nationalstaaten gut aufzeigen.³ Im vorliegenden Beitrag werden französische Entlehnungen in einem Gebiet an der deutsch-französischen Grenze analysiert – in je einem Teil des Fränkischen und Alemannischen. Für diese in Baden gesprochenen Mundarten lag bislang noch keine Arbeit zu französischen Entlehnungen vor, die das ganze Gebiet umfasst.

1.1 Zum Untersuchungsgebiet

Wie bereits im Titel dieses Beitrags und in der Einleitung angedeutet, wird hier nur Baden, nicht das gesamte alemannische Sprachgebiet berücksichtigt.⁴ Diese Auswahl hat zum einen ökonomische Gründe, und zum anderen war ja bereits im vorangehenden Abschnitt von ‚grenznah‘ die Rede, was kaum für den gesamten alemannischen Sprachraum gelten kann. Mit dieser Einschränkung bleibt u. a. auch das Elsässische, das dialektgeographisch natürlich ebenfalls zum Alemannischen gehört, unberücksichtigt. Allerdings halte ich diese Ausklammerung für durchaus sinnvoll, da das Elsässische im Vergleich zu den Mundarten in Baden deutlich mehr französische Entlehnungen aufweist, weil es zum heutigen französischen Staatsgebiet gehört

S. 136–163; EMIL ÖHMANN, *Der romanische Einfluß auf das Deutsche bis zum Ausgang des Mittelalters*, in: *Deutsche Wortgeschichte*, hg. von FRIEDRICH MAURER und HEINZ RUPP (Grundriss der Germanischen Philologie, Bd. 17/1), Berlin, 3. neu bearb. Aufl. 1974, S. 323–396; PETER VON POLENZ, *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart* (Sammlung Göschen, Bd. 2237), Berlin/New York 1991, Bd. 1, S. 219–242; WERNER KÖNIG, *dtv-Atlas Deutsche Sprache*, München, 13. durchgesehene Auflage 2001, S. 53–106.

² HADUMOD BUSSMANN, *Lexikon der Sprachwissenschaft* (Kröners Taschenausgabe, Bd. 452), Stuttgart, 2. völlig neu bearb. Aufl. 1990, S. 213 f.

³ Rudolf Post hat zum Beispiel in seiner Dissertation romanische Entlehnungen in den westmitteldeutschen Mundarten, einem Sprachraum an der deutsch-französischen Sprachgrenze also, untersucht: RUDOLF POST, *Romanische Entlehnungen in den westmitteldeutschen Mundarten. Diatopische, diachrone und diastratische Untersuchungen zur sprachlichen Interferenz am Beispiel des landwirtschaftlichen Sachwortschatzes* (Mainzer Studien zur Sprach- und Volksforschung, Bd. 6), Wiesbaden 1982.

⁴ Mit der Dissertation von Monika Kirchenmeier existiert eine ausführliche und detaillierte Arbeit zu französischen Entlehnungen in den Mundarten Württembergs: MONIKA KIRCHMEIER, *Entlehnung und Lehnwortgebrauch. Untersucht am französischen Einfluß auf die württembergischen Mundarten und am württembergischen Einfluß auf die Sprache im Pays de Montbéliard*, Freiburg 1971 (Univ. Diss.).



Abb.1: Untersuchungsgebiet des Badischen Wörterbuchs. Abb. aus: Badisches Wörterbuch, hg. von ERNST OCHS, fortgesetzt von KARL FRIEDRICH MÜLLER, weitergeführt und bearbeitet von GERHARD W. BAUR / RUDOLF POST, Lehr 1925 ff., München 2000 (ab Bd. 4 = Lfg. 58/59)



Abb. 2: Gliederung des Alemannischen nach Steger / Jakob, 1983. Abdruck nach KLAUSMANN / KUNZE / SCHRAMBKE, Kleiner Dialektatlas (wie Anm. 7), S. 30

und im Verlauf seiner Geschichte mehrfach die Staatszugehörigkeit zwischen deutsch und französisch wechselte, was wiederum mit einer jeweils anderen nationalstaatlich geprägten Sprachpolitik verbundenen war.⁵

⁵ Zu den französischen Entlehnungen im Elsässischen, besonders in der Stadtmundart von Straßburg, existieren mehrere Publikationen von Danielle Crévenat-Werner, z. B. DANIELLE CRÉVENAT-WERNER, Französische Lexeme in der Straßburger Mundart in historischer Perspektive, in: Bausteine zur Sprachgeschichte. Referate der 13. Arbeitstagung zur

Das Untersuchungsgebiet meiner Arbeit umfasst demnach, wie in Abb. 1 dargestellt, den Geltungsbereich des Badischen Wörterbuchs. Nach der Terminologie von Steger und Jakob⁶ (vgl. Abb. 2) gehören zu diesem Gebiet das Südfränkische, das Oberrheinalemannische, das Südalemannische und das Bodenseealemannische im Bereich Badens.⁷

1.2 Datengrundlage

Für das in Abschnitt 1. 1 vorgestellte Untersuchungsgebiet liegt mit dem Badischen Wörterbuch⁸ bereits eine ausgezeichnete, obgleich noch nicht vollständig publizierte, Datenquelle vor. Rudolf Post hat mir freundlicherweise aus seiner Datenbank eine Liste aller in den Bänden 3 und 4 des Badischen Wörterbuchs verzeichneten Einträge,⁹ die einen Hinweis auf eine französische Herkunft enthalten, zusammengestellt. Die in dieser Liste aufgeführten Wörter habe ich systematisch im Badischen Wörterbuch recherchiert und in mein Corpus übernommen. Nicht aufgenommen wurden Wörter, die im Badischen Wörterbuch bereits als ausgestorben bezeichnet werden oder die in der Mundart lediglich in der gleichen Bedeutung wie in der Standardsprache verwendet werden.¹⁰

Darüber hinaus habe ich im Alemannischen Taschenwörterbuch sowie in Fleig (1980), König (2001), Mattheier (1995), Staedele (1951), Schmolck (1961), Telling (1987), Weik (1913) und Winkelmann (1990) gezielt nach Belegen für Entlehnun-

Alemannischen Dialektologie in Augsburg (29.9. bis 3.10.1999), hg. von EDITH FUNK / WERNER KÖNIG / MANFRED RENN (Sprache – Literatur und Geschichte, Bd. 19), Heidelberg 2000, S. 63–85.

⁶ HUGO STEGER / KARLHEINZ JAKOB, Raumgliederung der Mundarten. Vorstudien zur Sprachkontinuität im deutschen Südwesten (Arbeiten zum Historischen Atlas von Südwestdeutschland, Bd. 7), Stuttgart 1983.

⁷ Für eine genauere Beschreibung der Binnengliederung des Alemannischen und für nähere Erläuterungen zu den einzelnen Sprachräumen und lautlichen Besonderheiten vgl. bes. HUBERT KLAUSMANN / KONRAD KUNZE / RENATE SCHRAMBKE, Kleiner Dialektatlas. Alemannisch und Schwäbisch in Baden-Württemberg (Themen der Landeskunde, Bd. 6), Bühl/Baden, 3. durchges. und ergänzte Aufl. 1997; HUGO STEGER / KARLHEINZ JAKOB, Raumgliederung (wie Anm. 6); RENATE SCHRAMBKE, Die Gliederung des alemannischen Sprachraumes, in: Alemannisch dunkt üs guet Heft III/IV (2001), S. 5–15.

⁸ Badisches Wörterbuch, hg. von ERNST OCHS, fortgesetzt von KARL FRIEDRICH MÜLLER, weitergeführt und bearbeitet von GERHARD W. BAUR und RUDOLF POST, Lahr 1925 ff., München 2000 (ab Bd. 4 = Lieferung 58/59).

⁹ Bis Lieferung 64/65.

¹⁰ Mit diesen beiden Kriterien näherte ich mich an zwei Richtlinien an, die auch Erkki Mietinen für die Auswahl der Wörter für seine Untersuchung verwendet hat. Vgl. ERKKI MIETTINEN, Zum mundartlichen Fortleben mhd.-mnd. Lehnwortgutes romanischer Herkunft. Eine semantische Untersuchung (Annales Academiae Scientiarum Fennicae, Ser. B, 126), Helsinki 1962, S. 12.

gen aus dem Französischen gesucht,¹¹ diese ebenfalls im Badischen Wörterbuch recherchiert und in das Corpus aufgenommen.¹² Für die Wörterbuchbände 3 und 4 (bis Lieferung 64/65) waren die gefundenen Wörter nahezu alle auch in der oben genannten Liste enthalten. Da für die Bände 1 und 2 des Badischen Wörterbuchs keine Datenbank existiert, die man nach Parametern wie ‚franz.‘ oder ‚frz.‘ durchsuchen könnte, um eine Liste möglicher Belegwörter französischer Herkunft zu erhalten und dann gezielt zu recherchieren, ist dieser Teil des Corpus’ etwas ‚unvollständiger‘, weil er lediglich auf den in den oben genannten Publikationen gefundenen und anschließend im Badischen Wörterbuch nachgeschlagenen Belegen beruht. Da die aktuellste Veröffentlichung des Badischen Wörterbuchs (zum Zeitpunkt des Abschlusses dieses Texts) die Lieferung 64/65 darstellte,¹³ beruhen außerdem meine Belegwörter ab dem Anfangsbuchstaben *S* ausschließlich auf den eben erwähnten Publikationen. Dieser letzte Teil des Corpus konnte also nicht zusätzlich mit Hilfe des Badischen Wörterbuchs ‚validiert‘ werden.

2 Zum französischen Einfluss auf die deutsche Sprache

Im Falle der badischen Mundarten begünstigt neben den anderen in der Einleitung erwähnten Gründen von jeher besonders die geographische Nähe zu Frankreich die Sprachberührungen. Wie Erkki Miettinen es treffend beschreibt, lernten die Menschen bei ihren Nachbarn „neue Gegenstände, neue Arten von Tätigkeiten, neue

¹¹ HUBERT BAUM, Alemannisches Taschenwörterbuch für Baden, Freiburg i. Br. 1972; OSKAR FLEIG, Alemannisches Wörterbuch der Raumschaft Triberg mit Redensarten. Wie mr um Dribärg rum schwäzd, un wa mr so kurz un bindig säid, Triberg 1980; KÖNIG, dtv-Atlas Deutsche Sprache (wie Anm. 1); KLAUS J. MATTHEIER, Das Französische in Deutschland. Sprachsoziologische Überlegungen zur deutschen Sprachgeschichte im 17./18. Jh., in: Signans und Signatum. Auf dem Weg zu einer semantischen Grammatik, Festschrift für Paul Valentin zum 60. Geburtstag, hg. von EUGÈNE FAUCHER / RENÉ MÉTRICH / MARCEL VUILLAUME (Eurogermanistik, Bd. 6), Tübingen 1995, S. 467–479; ALFONS STAEBELE, Mundartliches und Volkskundliches aus der Ortenau, in: Beiträge zur Sprachwissenschaft und Volkskunde. Festschrift für Ernst Ochs zum 60. Geburtstag, hg. von KARL FRIEDRICH MÜLLER, Lahr 1951, S. 255–265; RICHARD SCHMOLCK, Aus dem Französischen abgeleitete Dialektwörter im Landkreis Lahr, in: Der Altvater. Heimatblätter der Lahrer Zeitung 19 (1961), F. 13, S. 51; RUDOLF TELLING, Französisch im deutschen Wortschatz. Lehn- und Fremdwörter aus acht Jahrhunderten, Berlin 1987; FRIEDRICH WEIK, Fremdwörter in der Mundart von Rheinbischofsheim, in: Zeitschrift für deutsche Mundarten 8 (1913), S. 244–249; OTTO WINKELMANN, Französische Elemente in der Stadtmundart Mannheims, in: Das Galloromanische in Deutschland, hg. von JOHANNES KRAMER und OTTO WINKELMANN (Pro lingua, Bd. 8), Wilhelmsfeld 1990, S. 125–139.

¹² Zudem hat mir Renate Schrambke freundlicherweise Einsicht in das Datenmaterial des Südwestdeutschen Sprachatlas gewährt, in dem ich ebenfalls einige Belegwörter fand, bzw. das eine oder andere in einer der genannten Publikationen gefundene Belegwort zusätzlich ‚validieren‘ konnte.

¹³ Inzwischen sind die Lieferungen 66/67 (2004) und 68/69 (2005) erschienen.

Begriffe kennen und übernehmen, wo sie derartiges sich zu eigen machten, dabei nur zu gern auch die betreffenden fremden Bezeichnungen.“¹⁴ Gerade die Sprache der französischen Nachbarn hatte über die Jahrhunderte hinweg einen immensen Einfluss auf die deutsche Sprache. Müller beurteilt die Bedeutung dieser Einflüsse wie folgt: „Dem Ausmaß nach sind die französischen Einflüsse nächst den lateinischen die mächtigsten, die sich bisher auf das Sprachsystem des Deutschen ausgewirkt haben.“¹⁵

2.1 Frühmittelalter

Bereits in einer Zeit bevor von ‚französisch‘ die Rede sein kann,¹⁶ bestanden (Sprach-)Berührungen mit den ‚Mitbewohnern‘, wie an einigen galloromanischen Reliktwörtern nachgewiesen werden kann. Da man Entlehnungen aus dieser Zeit auch als vorfranzösisch bzw. frühfranzösisch bezeichnet, möchte ich kurz darauf eingehen. Kleiber stellt fest: „Im Breisgau und in der Ortenau weisen Namen- und Appellativbelege auf frühen, schon im 5./6. Jahrhundert einsetzenden und längere Zeit währenden galloromanisch-alemannischen Sprachkontakt hin. Die zweite Lautverschiebung ist bis auf einige Ausnahmen (Reliktwörter aus der Winzeterminologie) durchgeführt. [...] Die Kontinuität der galloromanischen Weinbauern und Teile der römischen Weinbaukultur am Oberrhein beweisen einmal mehr, dass der edle Rebensaft die Völker Europas zu allen Zeiten verbunden hat.“¹⁷

Eine gemeinsame Weinbaukultur und eine zumindest teilweise galloromanische Kontinuität der Besiedelung des Breisgau, der Ortenau und einiger Schwarzwaldtäler hat also laut Kleiber bereits im Frühmittelalter zu Sprachkontakt geführt und Spuren im Wortschatz hinterlassen.¹⁸ Aus dieser Zeit stammen z. B. die Entlehnun-

¹⁴ MIETTINEN, Zum mundartlichen Fortleben mhd.-mnd. Lehnwortgutes (wie Anm. 10), S. 7.

¹⁵ BODO MÜLLER, Französische Einflüsse auf die deutsche Sprache, in: Mediterrane Kulturen und ihre Ausstrahlung auf das Deutsche. Fünf Beiträge zum altgriechisch-, lateinisch-, italienisch-, französisch- und arabisch-deutschen Sprachkontakt, hg. von OTTO LENDLE / PAUL GERHARD SCHMIDT u. a. (Marburger Studien zur Germanistik, Bd. 8), Marburg 1986, S. 69. Vgl. auch JOHANNES THIELE, Die Schichtung französischen Wortgutes im Deutschen. Streifzüge durch die Geschichte der deutschen Sprache, in: Das französische in den deutschsprachigen Ländern. Romanistisches Kolloquium VII, hg. von WOLFGANG DAHMEN u. a. (Tübinger Beiträge zur Linguistik, Bd. 371), Tübingen 1993, S. 4.

¹⁶ Etwa seit dem 9.–10. Jahrhundert kann von einer französischen Sprache gesprochen werden. Vgl. ÖHMANN, Der romanische Einfluß auf das Deutsche (wie Anm. 1), S. 323.

¹⁷ WOLFGANG KLEIBER, Galloromanische Reliktwörter am Oberrhein in sprach- und siedlungshistorischer Sicht. Mit 5 Karten, Kurzfassung, in: Alemannisch in der Regio. Beiträge zur 10. Arbeitstagung alemannischer Dialektologen in Freiburg/Breisgau 1990, hg. von VOLKER SCHUPP (Göppinger Arbeiten zur Germanistik, Bd. 593), Göppingen 1993, S. 159.

¹⁸ Vgl. auch MAX PFISTER, Die Moselromania und die romanischen Reliktzonen im Hochwald-Mittelrheingebiet und im Schwarzwald, in: Das Galloromanische in Deutschland,

gen *Särnde/Sände* und *Kinzig*. Das am Oberrhein auch heute noch in der Winzersprache vorhandene Wort *Särnde/Sände* für ‚Rebreisig, Rebwelle‘ führt Kleiber auf galloromanisch *sarmenta* für ‚Rebreisig‘ zurück und datiert die Integration des Wortes ins Alemannische auf einen Zeitpunkt ab dem 8. Jahrhundert, also nach dem Vollzug der Zweiten Lautverschiebung.¹⁹ Bereits vor der Zweiten Lautverschiebung dagegen muss nach Kleiber das Wort *Kinzig* für ‚Rebweg, Hohlgasse‘ aus dem gallischen **kventica* für ‚Einschnitt‘²⁰ entlehnt worden sein, da in diesem Fall die Verschiebung von *nt* zu *nz* durchgeführt wurde.²¹

2.2 Hoch- und Spätmittelalter

Während das frühmittelalterliche Deutsch noch sehr von mönchischen Schreibsprachversuchen geprägt war, und sich daher auch Latein als Klostersprache stark auf die frühe geschriebene deutsche Sprache auswirkte,²² folgte mit dem hochmittelalterlichen Deutsch eine neue, vom Adel getragene Sprachkultur, die ganz enorm von der französischen Sprache geprägt war. „Als eine neue Art von Aristokratie, die über die alten kriegerisch-politischen Standesprivilegien hinaus nach geistig begründeter Ethik und gepflegter Geselligkeit strebte, brach das höfische Rittertum der staufischen Zeit das Bildungsmonopol der Geistlichkeit“.²³ Wie auch in anderen europäischen Ländern, war für das höfische Leben in Deutschland die französische höfische Gesellschaft das große Vorbild.

Bereits im 9. Jahrhundert begann die politische und kulturelle Vormachtstellung Frankreichs mit dem Reich Karls des Großen. Im 11. und 12. Jahrhundert dann entfaltete sich die volle Blüte des französischen Rittertums und fand Nachahmung an den deutschen Höfen. Der Adel gestaltete sein tägliches Leben, seine Vergnügungen und sein geselliges Leben nach französischem Vorbild und es entstand eine ritter-

hg. von JOHANNES KRAMER und OTTO WINKELMANN (Pro lingua, Bd. 8), Wilhelmsfeld 1990, S. 23 f.

¹⁹ Vgl. KLEIBER, Galloromanische Reliktwörter am Oberrhein (wie Anm. 17), S. 157.

²⁰ Mit dem Beispiel *Kinzig* liegt bereits der Spezialfall einer Bedeutungsverengung bzw. einer „semantischen Spezialisierung“ (KLEIBER, Galloromanische Reliktwörter am Oberrhein [wie Anm. 17], S. 158) von ‚Einschnitt‘ zu ‚Rebweg, Hohlgasse‘ vor, was im Verlauf dieser Arbeit noch näher erläutert werden wird.

²¹ Vgl. KLEIBER, Galloromanische Reliktwörter am Oberrhein (wie Anm. 17), S. 157 f. Entlehnungen aus dem Galloromanischen spielen in meinem Beitrag nur eine untergeordnete Rolle, weshalb diese beiden Beispiele genügen sollen. Vgl. zum galloromanischen Einfluss auch die zusammenfassende Darstellung von Emil Öhmann: ÖHMANN, Der romanische Einfluß auf das Deutsche (wie Anm. 1), S. 326.

²² Vgl. z. B. BETZ, Lehnwörter und Lehnprägungen (wie Anm. 1), S. 146 ff.; EMIL ÖHMANN, Romanische Randwörter der mittelhochdeutschen Zeit im Kontinentalgermanischen, in: Zeitschrift für Mundartforschung, XX. Jg. (1952), S. 99 ff. und PETER VON POLENZ, Geschichte der deutschen Sprache (Sammlung Götschen, Bd. 2206), Berlin/New York erweiterte Neubearbeitung der früheren Darstellung von Prof. Dr. Hans Sperber, 9., überarbeitete Auflage 1978, S. 53.

²³ POLENZ, Geschichte der deutschen Sprache (wie Anm. 22), S. 53.

liche Weltanschauung mit ihr eigenen Idealen. Die französische Sprache galt als elegant und wurde gepflegt. Sie verbreitete sich durch die Lektüre der französischen höfischen Epik und Lyrik, sowie durch Reisen und Gedankenaustausch. Die deutsche Ritterschaft zeichnete sich darüber hinaus besonders durch ihr Kriegerertum aus, was sie in Waffentübungen, Waffenspielen, Turnieren, Feldzügen und ritterlichen Abenteuern bewies. Und auch diese gestaltete man nach französischem Vorbild, was sich deutlich in der Sprache niederschlug: „Weil die romanischen Ritter ihren germanischen Standesgenossen an Kriegskunst überlegen waren, versteht es sich, dass so viele Termini für die Ausstattung eines Kriegers zusammen mit den Sachen aus der Fremde übernommen wurden“.²⁴

Neben Begriffen, die mit den ritterlichen Turnieren eng zusammenhängen, wurden auch zahlreiche Wörter entlehnt, die ritterliche Wohnungen, Stoffe und modische Bekleidungen bezeichnen oder auf die mittelalterliche Welt allgemein verweisen. Inwieweit diese Wörter allerdings zur tatsächlichen gesprochenen Sprache der Oberschicht gehört haben, ist schwer nachzuweisen. Fest steht aber, dass sich solche französischen Lehnwörter sehr zahlreich in den nach französischen Vorbildern geschaffenen Dichtungen von z. B. Hartmann von Aue oder Wolfram von Eschenbach finden.²⁵

Mit dem Niedergang der höfischen Kultur ging der bis ins Spätmittelalter hineinreichende erste große Schub französischer Entlehnungen zu Ende. Zahlreiche entlehnte Wörter verschwanden damit auch wieder aus dem Wortschatz, aber dennoch blieben viele französische Entlehnungen erhalten, die heute nicht mehr als solche wahrgenommen werden, da sie einem Prozess der Integration in das deutsche Laut- und Formensystem unterlagen. Hierzu gehören zum Beispiel *Turnier*, von afrz. *to[u]rnei*, *Palast*, von afrz. *palas*, *Tanz*, von afrz. *dance*, *prüfen*, mhd. *prueven* von afrz. *prover* und natürlich *Abenteurer*, mhd. *aventure* von afrz. *aventure*, sowie viele mehr.²⁶ Über diese in der heutigen deutschen Standardsprache noch vorhandenen französischen Entlehnungen hinaus existieren allerdings auch in den deutschen

²⁴ MIETTINEN, Zum mundartlichen Fortleben mhd.-mnd. Lehnwortgutes (wie Anm. 10), S. 15.

²⁵ Vgl. zu diesem Abschnitt besonders MIETTINEN, Zum mundartlichen Fortleben mhd.-mnd. Lehnwortgutes (wie Anm. 10), S. 7 f. u. 15; ÖHMANN, Der romanische Einfluß auf das Deutsche (wie Anm. 1), S. 326 ff.; POLENZ, Geschichte der deutschen Sprache (wie Anm. 22), S. 53 f. und THIELE, Die Schichtung französischen Wortgutes im Deutschen (wie Anm. 15), S. 4 f. Es sei an dieser Stelle auch darauf hingewiesen, dass zur Zeit der mittelalterlichen Ritterkultur viele französische Lehnwörter über die Vermittlersprache Niederländisch in die deutsche Sprache eingedrungen sind. Diese Tatsache lässt sich mit dem hohen Ansehen der flämischen Ritterschaft begründen. Vgl. dazu z. B. ÖHMANN, Der romanische Einfluß auf das Deutsche (wie Anm. 1), S. 336 ff. und ELMAR SEEBOLD, Etymologie. Eine Einführung am Beispiel der deutschen Sprache, München 1981, S. 108.

²⁶ Beispiele aus ÖHMANN, Der romanische Einfluß auf das Deutsche (wie Anm. 1), THIELE, Die Schichtung französischen Wortgutes im Deutschen (wie Anm. 15) und BRIGITTE VOLAND, Französische Entlehnungen im Deutschen. Transferenz und Integration auf phonologischer, graphematischer, morphologischer und lexikalisch-semantischer Ebene (Linguistische Arbeiten, Bd. 163), Tübingen 1986.

Mundarten noch aus dem Mittelalter stammende Entlehnungen, die keine standard-sprachliche Entsprechung (mehr) besitzen.²⁷ Die Gründe für das mundartliche Fortleben oder das Eindringen französischer Entlehnungen in die Mundart liegen zum einen in einer ‚Verbürgerlichung‘²⁸ höfischer Wörter, die meist einhergeht mit einer pejorativen Bedeutungsveränderung. Zum anderen können Wörter des täglichen Lebens, gerade auch im grenznahen alemannischen Sprachraum, durch Sprachkontakt bereits im Mittelalter direkt aus dem Französischen in die Mundart entlehnt worden sein.²⁹ Post bezeichnet das als Grenzentlehnungen, im Gegensatz zu Fernentlehnungen, und hält fest, dass Entlehnungen dieser Art sowohl „aus der Sprache des täglichen Umgangs (Mundart-Umgangssprache) wie auch aus der das Abgabesystem überdachenden Hochsprache (Schriftsprache)“ erfolgen können.³⁰

2.3 Alamodezeit

Die französischen Entlehnungen aus der höfischen Zeit stellen lediglich eine erste Welle französischen Einflusses auf die deutsche Sprache dar. Nach dem Ende der Blütezeit des Rittertums ließ die Bedeutung der französischen Sprache in Deutschland zwar vorerst nach, stieg aber im 16. Jahrhundert wieder an, entwickelte sich zu einer zweiten, nach Volland „weit größeren Welle“³¹ und zog sich bis ins 18. und teilweise 19. Jahrhundert hinein.³² Diese gesamte sprachliche Bewegung im eben genannten Zeitraum fasst man unter dem Begriff *Alamodestil* zusammen.³³

²⁷ Öhmann erwähnt diese Tatsache am Rande, ÖHMANN, Der romanische Einfluß auf das Deutsche (wie Anm. 1); Miettinen widmete solchen Phänomenen eine ganze Untersuchung, MIETTINEN, Zum mundartlichen Fortleben mhd.-mnd. Lehnwortgutes (wie Anm. 10).

²⁸ ÖHMANN, Der romanische Einfluß auf das Deutsche (wie Anm. 1), S. 350.

²⁹ Siehe hierzu auch 2. und 2. 1. Ich gehe davon aus, dass französische Entlehnungen auf beiden Wegen in die badischen Mundarten gelangen konnten. In der Forschung besteht m. E. keine rechte Klarheit darüber. Post weist deutlich auf beide genannten Wege hin und belegt sie (vgl. POST, Romanische Entlehnungen in den westmitteldeutschen Mundarten [wie Anm. 3], S. 315 ff.). Mattheier dagegen bestreitet, dass französische Wörter durch direkten Sprachkontakt an der Sprachgrenze in die Mundart entlehnt wurden. Andererseits weist er aber darauf hin, dass dialektal überformte französische Wörter in den westlichen (also grenznahen) deutschen Dialekten häufiger zu finden sind als in den östlichen (vgl. MATTHEIER, Das Französische in Deutschland [wie Anm. 11], S. 470).

³⁰ Vgl. POST, Romanische Entlehnungen in den westmitteldeutschen Mundarten (wie Anm. 3), S. 13.

³¹ VOLLAND, Französische Entlehnungen im Deutschen (wie Anm. 26), S. 12.

³² Während Volland die zweite große Welle französischer Entlehnungen hauptsächlich in die Zeit zwischen dem 17. und dem 19. Jahrhundert einordnet (vgl. VOLLAND, Französische Entlehnungen im Deutschen [wie Anm. 26], S. 12), datieren König und Polenz diese auf die Zeit zwischen dem 16. und dem 18. Jahrhundert (vgl. KÖNIG, dtv-Atlas Deutsche Sprache [wie Anm. 1]), S. 105 und POLENZ, Geschichte der deutschen Sprache [wie Anm. 22], S. 105 ff.).

³³ Vgl. zum gesamten Abschnitt 2. 3 UTA HELFRICH, Sprachliche Galanterie?! Französisch-deutsche Sprachmischung als Kennzeichen der „Alamodesprache“ im 17. Jahrhundert, in: Das Galloromanische in Deutschland, hg. von JOHANNES KRAMER und OTTO WINKEL-

Bereits seit Karl V. zwischen 1519 und 1556 seine Korrespondenz mit den deutschen Höfen hauptsächlich französisch führte, erlebte die französische Sprache eine neue Blütezeit in deutschen Adelskreisen. Wieder wurden französische Sitten, Wohnkultur, Küche und Mode kopiert. Für die oberen Gesellschaftsschichten kann sogar im 17. und 18. Jahrhundert von einer französisch-deutschen Zweisprachigkeit ausgegangen werden.³⁴ Der Grund hierfür ist die mit der Zeit immer stärker werdende politische und kulturelle Vormachtstellung Frankreichs.³⁵ Dass das *Alamodewesen* in Deutschland breiten Fuß fassen konnte und sich die französischen Einflüsse auf die deutsche Sprache in allen Gesellschaftsschichten bemerkbar machten, hatte zudem mit den Hugenottenkriegen und den daraus resultierenden zahlreichen französischen Einwanderern niederer Stände³⁶ sowie dem Dreißigjährigen Krieg mit seinen vielen fremden Soldaten auf deutschem Boden zu tun.

Die Übermacht der französischen Sprache rief allerdings in Deutschland auch eine Bewegung der Sprachreinigung und des Sprachpurismus hervor, die sich gegen die Überhandnahme des Fremdwortgebrauchs wandte.³⁷ Trotzdem sind der deutschen Standardsprache bis heute eine enorme Anzahl französischer Entlehnungen aus der *Alamodezeit* erhalten geblieben. Sie gehören vor allem in die Bereiche des Militärwesens, der Mode, der Esskultur, des gesellschaftlichen Lebens, der Wohnkultur, der bildenden Kunst, der Musik sowie der Berufsbezeichnungen und unterlagen zum Teil über die Jahre einem Bedeutungswandel. Entlehnungen, die aus dieser Zeit stammen, sind zum Beispiel *adressieren*, *amüsieren*, *bombardieren*, *quittieren*, *Bagatelle*, *Lektüre*, *Toilette*, *Promenade*, *seriös*, *penetrant*, *delikat* und viele mehr.³⁸ Doch über diese heute fest zur deutschen Standardsprache gehörenden Wörter hinaus existieren auch in den Dialekten noch heute zahlreiche französische Entleh-

MANN (Pro lingua, Bd. 8), Wilhelmsfeld 1990, S. 85 f.; KÖNIG, dtv-Atlas Deutsche Sprache (wie Anm. 1), S. 105, POLENZ, Geschichte der deutschen Sprache (wie Anm. 22), S. 105 ff.; POLENZ, Deutsche Sprachgeschichte (wie Anm. 1), S. 232 ff.; THIELE, Die Schichtung französischen Wortgutes im Deutschen (wie Anm. 15), S. 6 ff. und VOLLAND, Französische Entlehnungen im Deutschen (wie Anm. 26), S. 12 f.

³⁴ Vgl. POLENZ, Geschichte der deutschen Sprache (wie Anm. 22), S. 107; VOLLAND, Französische Entlehnungen im Deutschen (wie Anm. 26), S. 12.

³⁵ Hierzu sei nur auf z. B. die politische und kulturelle Wirkung des absolutistischen Frankreichs unter Ludwig XIV, die enorme Förderung der französischen Sprache am Hof des Preußen-Königs Friedrich II. und auch auf die aus der Französischen Revolution resultierenden neuen Begriffe für eine neue Staats- und Regierungsform hingewiesen.

³⁶ Ausführlicher zu den französischen Flüchtlingen in Deutschland: FRANZ EPPERT, Die französischen Flüchtlinge. Ein kleiner Beitrag zur Wortgeschichte, in: Muttersprache 77. Jg. (1967), S. 96–98.

³⁷ Vgl. dazu z. B. HELFRICH, Sprachliche Galanterie?! (wie Anm. 33); KÖNIG, dtv-Atlas Deutsche Sprache (wie Anm. 1), S. 106; PETER von POLENZ, Fremdwort und Lehnwort sprachwissenschaftlich betrachtet, in: Muttersprache 77. Jg. (1967), S. 65 f.; POLENZ, Geschichte der deutschen Sprache (wie Anm. 22), S. 108 ff. und THIELE, Die Schichtung französischen Wortgutes im Deutschen (wie Anm. 15), S. 7.

³⁸ Die Beispiele stammen aus HELFRICH, Sprachliche Galanterie?! (wie Anm. 33).

nungen:³⁹ „In den Mundarten haben sich z. T. bis heute viele frz. Lehnwörter erhalten, die in der Standardsprache längst untergegangen sind.“⁴⁰

2. 4 19. und 20. Jahrhundert

Im 19. und 20. Jahrhundert ging der französische Einfluss auf die deutsche Sprache immer weiter zurück. Obwohl heute die Einflüsse aus der englischen Sprache dominieren, versiegte allerdings das Französische als Quelle von Entlehnungen nie vollständig. Mit der industriellen Revolution „kam eine Reihe von neuen Wörtern auf, mit deren Hilfe die neuen Erscheinungen in der gesellschaftlichen Entwicklung, speziell in der Wissenschaft, bezeichnet werden konnten: *Fabrik, Industrie* u.v.a.“⁴¹ Nicht zuletzt wird die Bedeutung unserer Nachbarsprache auch an der Tatsache deutlich, dass Französisch bis 1936 die erste moderne Fremdsprache an den Gymnasien in Deutschland war.⁴² Als französische Entlehnungen jüngerer Zeit können zum Beispiel gelten: *Dessous, Maniküre, Aperitif, Kroketten, Mikrofiche, Installateur, Pissoir, Reportage, Depot, Limousine, Masseur, Tampon* und andere.⁴³

3 Gründe und Formen der Entlehnung

3. 1 Gründe der Entlehnung

An dieser Stelle muss festgehalten werden, dass bei Entlehnungsvorgängen immer Prestige eine Rolle spielt. Entlehnt wird grundsätzlich aus einer prestigereichen Sprache.⁴⁴ Wie in den Abschnitten 2. 1 bis 2. 4 verdeutlicht, war Frankreich zum Zeitpunkt des Auftretens der großen Entlehnungswellen aus dem Französischen ins Deutsche kulturelles, wirtschaftliches, militärisches bzw. politisches Vorbild. Aus diesem Grund besaß auch die französische Sprache ein enormes Prestige und wurde zur Gebersprache für die zahlreichen Entlehnungen. Festzuhalten bleibt weiterhin, wie bereits in Abschnitt 2 angedeutet, dass mit einer neuen Sache, Technik oder auch Vorstellung die entsprechende Bezeichnung entlehnt wird. Die Wortentlehnung folgt also grundsätzlich der Sachentlehnung.⁴⁵

³⁹ Vgl. auch den letzten Abschnitt von Kapitel 2. 2.

⁴⁰ POLENZ, Geschichte der deutschen Sprache (wie Anm. 22), S. 107.

⁴¹ THIELE, Die Schichtung französischen Wortgutes im Deutschen (wie Anm. 15), S. 7 f.

⁴² Erst 1936 wurde es vom Englischen abgelöst. Vgl. KÖNIG, dtv-Atlas Deutsche Sprache (wie Anm. 1), S. 105.

⁴³ Bei den Beispielen handelt es sich um eine Auswahl aus der Liste von Thiele. Vgl. THIELE, Die Schichtung französischen Wortgutes im Deutschen (wie Anm. 15), S. 8.

⁴⁴ Vgl. z. B. BUSSMANN, Lexikon der Sprachwissenschaft (wie Anm. 2), S. 214 und SEEBOLD, Etymologie (wie Anm. 25), S. 195 f.

⁴⁵ Vgl. Abschnitt 2, MIETTINEN, Zum mundartlichen Fortleben mhd.-mnd. Lehnwortgutes (wie Anm. 10), S. 7; SEEBOLD, Etymologie (wie Anm. 25), S. 194.

3.2 Formen der Entlehnung

Nachdem bisher lediglich ganz allgemein von Entlehnungen oder Lehnwörtern die Rede war, wird im Folgenden eine genauere Terminologie für den Bereich des Lehnbaus vorgestellt. Ich beziehe mich dabei auf Elmar Seebold.⁴⁶

Grundsätzlich können Entlehnungen in allen Teilen einer Sprache auftreten.⁴⁷ In diesem Beitrag werden allerdings ausschließlich lexikalische Entlehnungen im Sinne von Seebold besprochen.⁴⁸

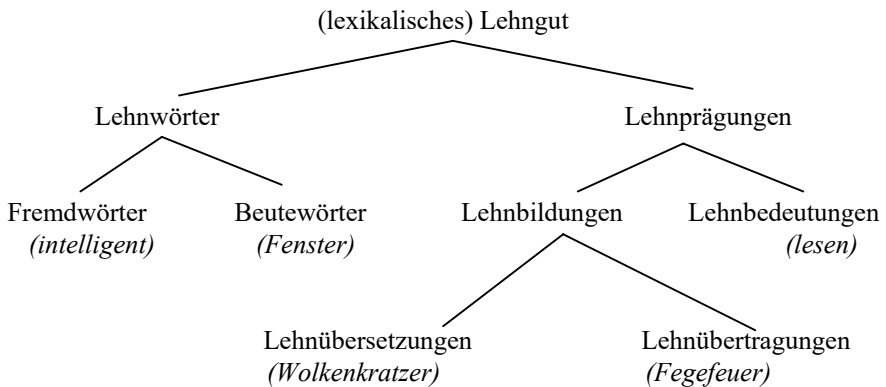


Abb. 3: Formen lexikalischer Entlehnung

Wie in Abbildung 3 dargestellt, unterteilt Seebold das lexikalische Lehnwort in zwei Hauptgruppen: Lehnwörter und Lehnprägungen. Zu den Lehnwörtern zählen nach dieser Darstellung die Fremdwörter und die Beutewörter. Während in der Literatur sonst meist eine Trennung zwischen Fremdwörtern und Lehnwörtern vorgenommen wird, gliedert Seebold also die Fremdwörter bei den Lehnwörtern ein, womit er eine große Problematik umgeht: Eine scharfe Trennung zwischen Fremdwort und Lehnwort ist nämlich nicht immer möglich, und die verschiedenen Ansätze zur Fremd-

⁴⁶ Vgl. SEEBOLD, *Etymologie* (wie Anm. 25), S. 197 ff.

⁴⁷ Vgl.ebd., S. 197. Die Formulierung „in allen Teilen einer Sprache“ macht eine gewisse Einschränkung notwendig: Gemäß dem Thema der vorliegenden Arbeit werden nur so genannte äußere Entlehnungen, also in diesem Fall aus der Fremdsprache Französisch, behandelt. Innere Entlehnungen, wie Seebold Entlehnungsvorgänge innerhalb einer Sprache (z. B. Übernahmen von Wörtern von einer Region in eine andere) bezeichnet (vgl. SEEBOLD, *Etymologie* [wie Anm. 25], S. 206 f.), bleiben unberücksichtigt.

⁴⁸ Siehe Abbildung 3. Laut dieser Darstellung gehören zu den lexikalischen Entlehnungen auch solche, die Bussmann in ihrer Übersicht als semantische Entlehnungen einordnet (vgl. BUSSMANN, *Lexikon der Sprachwissenschaft* [wie Anm. 2], S. 215).

wortbestimmung weichen teilweise beträchtlich voneinander ab.⁴⁹ Seebold definiert ein Fremdwort als ein Element des Wortschatzes, das aus einer anderen Sprache in seiner fremden Lautgestalt, eventuell mit geringen Anpassungen, in die eigene Sprache übernommen wurde, zum Beispiel *Abonnement*.⁵⁰ Demgegenüber stellt er die Beutewörter, welche er als Entlehnungen, die „entweder von vorneherein zu der deutschen Sprachstruktur passten oder ihr nachträglich angepasst worden sind“⁵¹, bezeichnet.⁵²

Die Gruppe der Lehnprägungen unterteilt Seebold (Abb. 3) weiter in Lehnbildungen und Lehnbedeutungen. Letztere definiert er als Fälle, in denen „ein bereits bestehendes Wort von einem gleichbedeutenden Wort der fremden Sprache eine zusätzliche Bedeutung übernimmt“⁵³. Ein Beispiel für eine Lehnbedeutung lässt sich am Wort *lesen* aufzeigen. Während *lesen* nämlich ursprünglich nur ‚auflesen, sammeln‘ bedeutete, gewann es seine zweite Bedeutung ‚Schrift lesen‘ erst später aus dem lateinischen *legere* ‚Schrift lesen‘, was wohl als ‚Buchstaben auflesen‘ interpretiert und deshalb mit dem bereits bestehenden Wort für ‚auflesen‘ wiedergegeben wurde.⁵⁴ Unter einer Lehnbildung möchte Seebold dagegen die Neubildung eines Wortes unter dem Einfluss eines fremdsprachlichen Vorbilds verstanden wissen.⁵⁵ Er untergliedert Lehnbildungen, wie in Abbildung 3 zu sehen, allerdings noch in Lehnübersetzungen und Lehnübertragungen. Während unter ersteren schlicht Übersetzungen von Wörtern Stück für Stück zu verstehen sind, entspricht bei einer Lehnübertragung nur ein Teil des neuen Wortes der Bedeutung seines fremdsprachlichen Vorbilds.⁵⁶

In der im nächsten Kapitel folgenden Corpusanalyse wird der Bereich der Lehnwörter im Vordergrund stehen. Lehnprägungen und alle dazu zählenden Untergruppen von Entlehnungen spielen eine weitaus geringere Rolle.

4 Corpusanalyse

Da es sich häufig als recht schwierig erweist, Entlehnungen einem exakten Zeitraum zuzuordnen, in dem sie wahrscheinlich ins Deutsche übernommen wurden, stelle ich mein Corpus der französischen Entlehnungen nach Sachgruppen sortiert vor. Diese Vorgehensweise ist nicht neu, sondern kann durchaus als anerkannt gelten, denn

⁴⁹ Vgl. VOLLAND, Französische Entlehnungen im Deutschen (wie Anm. 26), S. 8; ausführlich POLENZ, Fremdwort und Lehnwort (wie Anm. 37).

⁵⁰ Vgl. SEEBOLD, Etymologie (wie Anm. 25), S. 198.

⁵¹ Ebd., S. 198.

⁵² Ein Beispiel für ein Beutewort ist, wie in Abbildung 3 zu sehen, das Wort *Fenster*, das ursprünglich aus lat. *fenestra* entlehnt wurde.

⁵³ SEEBOLD, Etymologie (wie Anm. 25), S. 200.

⁵⁴ Vgl. ebd., S. 200 ff.

⁵⁵ Vgl. ebd., S. 199.

⁵⁶ Genauer ebd., S. 198 f., Beispiele ebd.

auch beispielsweise Brunt (1983), Kirchmeier (1971), Post (1982) und Telling (1987) nehmen eine Ordnung ihrer Corpora nach Sachgruppen vor.⁵⁷ Außerdem liegt diese Art und Weise der Sortierung meiner Belegwörter nahe, da dieser Beitrag besonders nach lexikalisch-semantischen Gesichtspunkten ausgerichtet ist. Somit wird durch die Einordnung der Entlehnungen in verschiedene Sachgruppen bereits eine grobe Sortierung in recht weit gefasste semantische Felder vorgenommen, was bei einer eher an der phonologischen, morphologischen oder graphematischen Ebene orientierten Arbeit weniger wichtig wäre. Bei meiner Corpusanalyse werden demnach die Herkunft und Bedeutung der Belegwörter, insbesondere auch semantische Veränderungen wie Bedeutungsverengungen, -erweiterungen, -verschlechterungen, -verbesserungen oder -verschiebungen im Vordergrund stehen und nicht lautliche Veränderungen etc.

Während Brunt drei Hauptgruppen mit insgesamt zweiundzwanzig Unterkategorien zur Gruppierung seiner Belegwörter bildet und Post sowie Telling jeweils zwanzig Sachgruppen heranziehen, bildet Kirchmeier lediglich neun Sachgruppen, die dementsprechend weiter gefasst sind.⁵⁸ Der Übersichtlichkeit halber und auch, weil hier keine quantitative Analyse der Verteilung meiner Belegwörter in den verschiedenen Sachgruppen vorgenommen werden soll,⁵⁹ orientiere ich mich im Folgenden an den von Kirchmeier verwendeten Sachgebieten, führe allerdings zusätzlich die auch von Post verwendete Kategorie ‚Pflanze, Tier, Mensch‘ ein sowie die Kategorie ‚Empfindungen, Charaktereigenschaften‘.⁶⁰ Auch bei der Zuordnung der Wörter zu den einzelnen Gruppen orientiere ich mich an der Vorgehensweise von Kirchmeier,⁶¹ d. h. die Wörter werden der Gruppe zugeordnet, der sie aufgrund ihres mundartlichen Gebrauchs angehören und nicht der Gruppe, der das ursprüngliche

⁵⁷ RICHARD JAMES BRUNT, *The influence of the French language on the German vocabulary (1649–1735)* (Studia linguistica Germanica, Bd. 18), Berlin/New York 1983; KIRCHMEIER, *Entlehnung und Lehnwortgebrauch* (wie Anm. 4); POST, *Romanische Entlehnungen in den westmitteldeutschen Mundarten* (wie Anm. 3); RUDOLF TELLING, *Französisch im deutschen Wortschatz. Lehn- und Fremdwörter aus acht Jahrhunderten*, Berlin 1987. Ebenso Winkelmann, *zum mindest teilweise* (WINKELMANN, *Französische Elemente* [wie Anm. 11]). Auch Miettinen teilt seine Belegwörter in Sachgruppen ein (MIETTINEN, *Zum mundartlichen Fortleben mhd.-mnd. Lehnwortgutes* [wie Anm. 10]). Er konzentriert sich aber in seiner Arbeit auf mittelalterliche Entlehnungen und gruppiert diese in sehr grobe Sachbereiche.

⁵⁸ BRUNT, *The influence of the French language* (wie Anm. 57); POST, *Romanische Entlehnungen in den westmitteldeutschen Mundarten* (wie Anm. 3); TELLING, *Französisch im deutschen Wortschatz* (wie Anm. 57); KIRCHMEIER, *Entlehnung und Lehnwortgebrauch* (wie Anm. 4), S. 102–111.

⁵⁹ Aufgrund der bereits unter 1. 2 erwähnten Problematik, dass mein Corpus eine gewisse Uneinheitlichkeit bzw. Unvollständigkeit aufweist, halte ich eine quantitative Analyse für wenig sinnvoll.

⁶⁰ POST, *Romanische Entlehnungen in den westmitteldeutschen Mundarten* (wie Anm. 3), S. 327.

⁶¹ Vgl. KIRCHMEIER, *Entlehnung und Lehnwortgebrauch* (wie Anm. 4), S. 102 f.

französische Lexem angehört.⁶² Die von mir vorgenommene Einteilung der Belegwörter kann darüber hinaus nicht als allgemeingültig angesehen werden, weil einige Wörter sicherlich mehreren Gruppen zugleich angehören können.

Innerhalb der einzelnen Sachgruppen werden die Entlehnungen in alphabetischer Reihenfolge nach Anfangsbuchstaben sortiert. Aufgrund der in den Mundarten des Untersuchungsgebiets zumeist nicht realisierten Fortiskonsonanten sind *b* und *p* hierbei jeweils unter *b* zusammengefasst, *d* und *t* entsprechend unter *d*; *k* ist gelegentlich auch unter *g* zu finden.

4. 1 Sachgebiet Militär und Krieg

Während französische Entlehnungen in der Sachgruppe ‚Militär und Krieg‘ bei Kirchmeier einen sehr großen Teil ihres Corpus‘ ausmachen,⁶³ können von meinen Belegwörtern lediglich zwei in diese Gruppe eingeordnet werden. Sicherlich haben Wörter, die hier anderen Sachgebieten zugeordnet wurden, auch noch entfernt mit diesem Bereich zu tun oder stammen ursprünglich aus ihm, werden aber heute meist in einem anderen Sinn verwendet. Ein Wort, das allerdings eindeutig in die Sachgruppe ‚Militär und Krieg‘ gehört und fast schon als Synonym für die Bezeichnung dieser Gruppe gelten kann, ist *Kommiss*.

Kommiss hat die Hauptbedeutungen ‚Militärdienst, militärischer Wehrdienst‘ und ‚Verpflegung des Soldaten‘. Man sagt, jemand ist oder war beim *Kommiss*.⁶⁴ Aus der zweiten Bedeutung entwickelte sich der Begriff *Kommissbrot* für ‚rechteckiges Vollkornbrot, urspr. nur für Soldaten‘. Während im Badischen Wörterbuch darauf verwiesen wird, dass *Kommiss* auch ‚Ausläufer, der Besorgungen zu verrichten hat‘ bedeuten kann und auf lat. *commissum* ‚das Unternommene, Ausgemachte, Anvertraute‘ zurückzuführen sei,⁶⁵ muss vielmehr nach Duden zwischen *Kommiss* ‚ugs. für Militär[dienst]‘ und *Kommis* für ‚Handlungsgehilfe‘ unterschieden werden.⁶⁶ Aus diesem Grund wird die Bedeutung ‚Ausläufer, der Besorgungen zu verrichten hat‘ im Folgenden nicht weiter betrachtet. Laut Kluges Etymologischen Wörterbuch (Kluge) entwickelte sich die Bedeutung ‚Militär‘ erst aus der Bedeutung ‚Heeresvorräte‘ und der dieser zugrunde liegenden ursprünglichen Bedeutung ‚Auf-

⁶² Entsprechende Bedeutungsveränderungen werden natürlich erläutert.

⁶³ Vgl. KIRCHMEIER, Entlehnung und Lehnwortgebrauch (wie Anm. 4), S. 103 f.

⁶⁴ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 3, S. 216.

⁶⁵ Vgl. ebd., S. 216.

⁶⁶ Vgl. Duden, Rechtschreibung der deutschen Sprache, hg. von der Dudenredaktion auf der Grundlage der neuen Rechtschreibregeln, völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich 1996, S. 419. Siehe auch KNAURS Rechtschreibung: Rechtschreibung, Fremdwörter, Grammatik (Knaurs), hg. vom Lexikographischen Institut München, bearbeitet von Ursula Hermann, München, völlig neu bearbeitete Ausgabe 1980, S. 466.

trag an die Bevölkerung, Unterhaltsmittel für die Armee beizubringen‘.⁶⁷ Der *Kommiss* hat demnach einen Bedeutungswandel erfahren, genauer gesagt eine Bedeutungserweiterung. Zur Beschreibung der Herkunft des Wortes zieht Kirchmeier frz. *committre* ‚beauftragen‘ heran und konstatiert eine „semantische Verselbständigung“⁶⁸. Diese Interpretation fügt sich gut ein in die oben genannte Bedeutungserweiterung vom ursprünglichen ‚Auftrag an die Bevölkerung, Unterhaltsmittel für die Armee beizubringen‘ zum ‚Militär(dienst)‘, der ja wiederum auch in gewisser Hinsicht ein Auftrag ist. Die in Kluge angegebene Etymologie, nach der *Kommiss* eine Verkürzung von *Kommission* darstellt und aus lat. *commissio* ‚Vereinigung, Verbindung‘ entlehnt ist,⁶⁹ widerspricht meines Erachtens der ebenda geschilderten Bedeutungsentwicklung. Stammt *Kommiss* tatsächlich von *commissio*, so läge ‚Militär‘ als ursprüngliche Bedeutung näher.

Order, die zweite Entlehnung, die ich in den Sachbereich ‚Militär und Krieg‘ aufnehme, lässt sich etymologisch eindeutiger erklären. Laut Badischem Wörterbuch bedeutet *Order* ‚Nachricht, Bescheid, Auftrag, Befehl‘ und geht auf frz. *ordre* ‚Anordnung‘ zurück.⁷⁰ Auch Weik erwähnt, dass die *Order* ‚Nachricht‘ als Entlehnung aus frz. *ordre* in der Mundart von Rheinbischofsheim vorhanden ist.⁷¹ Während für die Bedeutungen ‚Bescheid, Auftrag, Befehl‘ im Vergleich zu frz. *ordre* ‚Anordnung‘ kaum von einer Bedeutungsveränderung die Rede sein kann, liegt allerdings für die Bedeutung von *Order* als ‚Nachricht‘ durchaus eine Veränderung vor. Die Entwicklung der Bedeutung des Wortes von der ursprünglichen französischen Bedeutung ‚Anordnung‘ zur Bedeutung ‚Nachricht‘ ist, wie auch schon bei *Kommiss* geschehen, als Bedeutungserweiterung bzw. -verallgemeinerung einzustufen.

4.2 Sachgebiet Verwaltung und Geschäftsleben

Bagatelle ist im Badischen Wörterbuch in der Bedeutung ‚Lappalie, Kleinigkeit‘ verzeichnet und auch wiederum bei Weik für Rheinbischofsheim belegt.⁷² Etymologisch ist die *Bagatelle* herzuleiten aus frz. *bagatelle* ‚Kleinigkeit‘⁷³ und hat demnach ihre ursprüngliche Bedeutung auch in der Mundart behalten.

Kammer dagegen ist keine Wortentlehnung aus dem Französischen. Das Wort selbst wurde laut Kluge bereits im 8. Jahrhundert aus lat. *camera* ‚gewölbte Decke‘

⁶⁷ Vgl. FRIEDRICH KLUGE / ELMAR SEEBOLD, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, bearbeitet von Elmar Seebold, Berlin, 23. erweiterte Auflage 1995, S. 465.

⁶⁸ KIRCHMEIER, Entlehnung und Lehnwortgebrauch (wie Anm. 4), S. 264.

⁶⁹ Vgl. KLUGE / SEEBOLD, Etymologisches Wörterbuch (wie Anm. 67), S. 465.

⁷⁰ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 4, Lieferung 60/61, S. 139 f.

⁷¹ Vgl. WEIK, Fremdwörter (wie Anm. 11), S. 247. Verzeichnet ist *Order* ebenfalls in TEL-LING, Französisch im deutschen Wortschatz (wie Anm. 57), S. 64.

⁷² Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 1, S. 108; WEIK, Fremdwörter (wie Anm. 11), S. 244.

⁷³ Siehe KLUGE / SEEBOLD, Etymologisches Wörterbuch (wie Anm. 67), S. 73.

entlehnt und entwickelte sich zum ‚Zimmer mit gewölbter Decke, Wölbung‘.⁷⁴ Aus franz. *chambre* aber übernahm die *Kammer* die Lehnbedeutung ‚ständische Versammlung, Landtag‘.⁷⁵

Ramassieren geht laut Badischem Wörterbuch auf frz. *ramasser* ‚aufraffen, sammeln‘ zurück und bedeutet ‚zusammenkaufen, aufhäufen‘.⁷⁶ Das Verb *ramassieren* kann aber auch ‚herumkramen, durcheinander bringen‘ oder ‚lärmern‘ bedeuten. Bei der Bildung des Wortes wurde das französische Lehnsuffix *-ieren* verwendet, das bereits seit dem 12. Jahrhundert in der deutschen Sprache äußerst produktiv ist, im heutigen Deutsch bei mehr als 1700 gängigen Verben begegnet und aus der Verbbildung des Deutschen nicht mehr wegzudenken ist.⁷⁷ Die mundartliche Grundbedeutung ‚zusammenkaufen, aufhäufen‘ liegt noch recht nahe bei der originalen französischen Bedeutung ‚aufraffen, sammeln‘. Da frz. *ramasser* auch im Sinne von ‚(Geld) scheffeln‘ verwendet werden kann, liegt zumindest für die Bedeutung ‚zusammenkaufen, aufhäufen‘ keine Bedeutungsveränderung vor. Bei den Bedeutungen ‚herumkramen, durcheinander bringen‘ und auch ‚lärmern‘ hingegen ist ein deutlicher Bedeutungswandel erkennbar. Unterstellt man eine Entwicklung von ‚herumkramen‘ über ‚durcheinander bringen‘ bis hin zu ‚lärmern‘, so kann dieser Wandel als Bedeutungserweiterung, einhergehend mit einer Bedeutungsver schlechterung, aufgefasst werden.

Ramsch ist etymologisch eng verwandt mit *ramassieren*, denn diese Entlehnung lässt sich laut Telling und Kluge auf frz. *ramas-(sis)* ‚Durcheinander, Sammlung von wertlosen Dingen‘ zurückführen, was wiederum auf dem schon erwähnten *ramasser* beruht.⁷⁸ Im Badischen Wörterbuch ist *Ramsch* als ‚minderwertige Ware, Plunder, Schund, Ausschuss‘ belegt,⁷⁹ woraus auf eine gewisse negative Bedeutungsverengung geschlossen werden kann.

Ramsen gehört ebenfalls eng zu *ramassieren* und kann in seiner mundartlichen Grundbedeutung ‚zusammenraffen‘ geradezu als Variante bzw. Synonym von diesem bezeichnet werden. Das Verb *ramsen* geht laut Badischem Wörterbuch, ebenso wie *ramassieren*, auf frz. *ramasser* ‚aufraffen, sammeln‘ zurück und hat diese Bedeutung als grundsätzliche Bedeutung ohne Veränderung übernommen.⁸⁰ *Ramsen* wird aber auch für ‚stehlen‘ und für ‚zanken, streiten, schlagen‘ verwendet.⁸¹ Während für ‚stehlen‘, ausgehend von ‚zusammenraffen‘, von einer negativen Bedeutungsverengung gesprochen werden kann, muss ‚zanken, streiten, schlagen‘ wohl als eine grundlegende Bedeutungsver schiebung interpretiert werden.

⁷⁴ Vgl. KLUGE / SEEBOLD, Etymologisches Wörterbuch (wie Anm. 67), S. 420 f.

⁷⁵ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 3, S. 60.

⁷⁶ Vgl. ebd., Bd. 4, Lieferung 62/63, S. 178.

⁷⁷ Vgl. MÜLLER, Französische Einflüsse (wie Anm. 15), S. 75.

⁷⁸ Vgl. TELLING, Französisch im deutschen Wortschatz (wie Anm. 57), S. 74; KLUGE / SEEBOLD, Etymologisches Wörterbuch (wie Anm. 67), S. 665.

⁷⁹ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 4, Lieferung 62/63, S. 180.

⁸⁰ Vgl. ebd., S. 181.

⁸¹ Vgl. ebd.

Retur für ‚zurück‘ kommt eindeutig von frz. *retour* ‚zurück‘, hat sich in seiner mundartlichen Bedeutung im Vergleich zum französischen Ursprungswort nicht verändert und ist auch von Telling, Weik und Winkelmann belegt.⁸² Das als einzelnes Wort „mancherorts auch häufig anfangsbetont[e]“ *retur*⁸³ ist aber auch in mehreren Komposita zu finden, wie z. B. der im Badischen Wörterbuch⁸⁴ (ebd.) aufgeführten *Returkutsche/Returschese*⁸⁵ ‚Entgegnung, bei der etwas mit gleicher Münze heimgezahlt wird‘ oder dem z. B. bei Weik belegten *Returbillet* ‚Rückfahrkarte‘.⁸⁶

Schangschiere gehört zu den Entlehnungen, die im Badischen Wörterbuch noch nicht nachgeschlagen werden können, da der entsprechende Band bislang noch nicht erschienen ist. Das mit dem verbreiteten französischen Lehnsuffix *-ieren* gebildete Verb *schangschiere(n)* ‚wechseln‘ ist allerdings im Alemannischen Taschenwörterbuch verzeichnet und ebenfalls bei Weik belegt.⁸⁷ *Schangschiere* ist entlehnt aus frz. *changer* ‚wechseln‘ und hat dessen Bedeutung beibehalten.

4.3 Sachgebiet Wissenschaft, Technik, Bauwesen, Landwirtschaft

Bassin ist laut dem Badischen Wörterbuch als ‚ein großer Teich‘ für Schwetzingen belegt.⁸⁸ Entlehnt ist das *Bassin* nach Kluge aus frz. *bassin* ‚Wasserbehälter‘.⁸⁹ Liegt für das gesamte Untersuchungsgebiet tatsächlich nur die Bedeutung ‚ein großer Teich‘ vor, so kann die semantische Entwicklung von der französischen recht allgemeinen Bedeutung ‚Wasserbehälter‘ zu der mundartlichen sehr speziellen Bedeutung ‚ein großer Teich‘ nur als Bedeutungsverengung aufgefasst werden.

Petäterli ‚ein Ding, das vielleicht funktioniert‘ ist im Alemannischen Taschenwörterbuch aufgeführt.⁹⁰ Dieses Nomen wurde scheinbar phonologisch nach frz. *peut-être* ‚vielleicht‘, ‚kann sein‘ gebildet, mit dem mundartlichen Diminutivsuffix *-li* ergänzt und hat sich semantisch ausgeweitet auf ‚ein Ding, das vielleicht funktioniert‘.

⁸² Vgl. TELLING, Französisch im deutschen Wortschatz (wie Anm. 57), S. 78; WEIK, Fremdwörter (wie Anm. 11), S. 247; WINKELMANN, Französische Elemente (wie Anm. 11), S. 133.

⁸³ Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 4, Lieferung 64/65, S. 270.

⁸⁴ Ebd.

⁸⁵ Als *Retourkutsche* ‚zurückgeben eines Vorwurfs etc.‘ auch bei TELLING, Französisch im deutschen Wortschatz (wie Anm. 57), S. 78. Zu *Schese* siehe *Schees* im Sachgebiet ‚Verkehrswesen‘.

⁸⁶ WEIK, Fremdwörter (wie Anm. 11), S. 247. Diese Komposita stammen allerdings genauer vom frz. Nomen *retour* ‚Rückfahrt, Rückkehr‘, wobei gerade das *Returbillet* mit größter Wahrscheinlichkeit nach frz. *billet de retour* ‚Rückfahrkarte‘ gebildet wurde.

⁸⁷ Vgl. BAUM, Alemannisches Taschenwörterbuch (wie Anm. 11). S. 180; WEIK, Fremdwörter (wie Anm. 11), S. 247.

⁸⁸ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 1, S. 123.

⁸⁹ Vgl. KLUGE / SEEBOLD, Etymologisches Wörterbuch (wie Anm. 67), S. 84.

⁹⁰ Vgl. BAUM, Alemannisches Taschenwörterbuch (wie Anm. 11). S. 161.

Plafon(d) ‚Zimmerdecke‘, ‚(Stuben)Decke‘ ist im Alemannischen Taschenwörterbuch, in Fleig, Telling und Weik belegt,⁹¹ sowie auch im Belegmaterial des Südwestdeutschen Sprachatlas. Laut Badischem Wörterbuch ist *Plafon(d)* entlehnt aus franz. *plafond* ‚(Zimmer)Decke‘.⁹² Eine Bedeutungsveränderung für die mundartliche Verwendung des Wortes kann somit nicht festgestellt werden.

Polier ‚Vorarbeiter bei Maurern und Zimmerleuten‘ ist mit dem Verweis „eigentlich ‚Parlier, Sprecher““ im Badischen Wörterbuch verzeichnet.⁹³ Auf frz. *parleur* ‚Sprecher (der Bauhütten)‘ führt schließlich auch Telling den *Polier* zurück.⁹⁴ Bei der Entwicklung von ‚Sprecher (der Bauhütten)‘ zu ‚Vorarbeiter bei Maurern und Zimmerleuten‘ liegt lediglich eine geringe semantische Veränderung vor, die als eine Verengung des Gültigkeitsbereichs für zwei bestimmte Handwerksberufe bezeichnet werden kann.

Pompje (bumbjee) ‚Feuerwehrmann‘ ist im Badischen Wörterbuch und im Alemannischen Taschenwörterbuch belegt.⁹⁵ In letzterem wird das Nomen *Pompje*, allerdings in der Schreibung *Pumpje*, auf frz. *pompier* ‚Feuerwehrmann‘ zurückgeführt. Die im Badischen Wörterbuch ebenfalls erwähnte gleich lautende Mehrzahl „bezeichnet auch die Feuerwehr als Gemeinschaft“⁹⁶, ist aber kaum als Bedeutungserweiterung zu verstehen, sondern eher aus frz. *pompier* ‚Feuerwehr‘ entlehnt. Auch in einigen Nominalkomposita ist *Pompje* zu finden, z. B. in den im Badischen Wörterbuch verzeichneten *Pompjehauptmann* ‚Feuerwehrhauptmann‘ und *Pompjemättle* ‚Übungsplatz der (Lahrer) Feuerwehr‘.⁹⁷

Diffisil in seiner Grundbedeutung ‚heikel, schwierig auszuführen, peinliche Sorgfalt erfordernd‘ ist sowohl im Badischen Wörterbuch und im Alemannischen Taschenwörterbuch aufgeführt als auch bei Fleig, Telling und Weik verzeichnet.⁹⁸ Entlehnt wurde *diffisil* aus frz. *difficile* ‚schwierig‘, ‚heikel‘, dessen Bedeutung ja auch die dialektale Grundbedeutung entspricht. In einem erweiterten semantischen Sinn ist *diffisil* laut dem Badischen Wörterbuch auch auf Eigenschaften von Men-

⁹¹ Vgl. BAUM, Alemannisches Taschenwörterbuch (wie Anm. 11). S. 167; FLEIG, Alemannisches Wörterbuch (wie Anm. 11), S. 109; TELLING, Französisch im deutschen Wortschatz (wie Anm. 57), S. 70; WEIK, Fremdwörter (wie Anm. 11), S. 245.

⁹² Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 1, S. 243.

⁹³ Vgl. ebd., S. 285.

⁹⁴ Vgl. TELLING, Französisch im deutschen Wortschatz (wie Anm. 57), S. 71.

⁹⁵ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 1, S. 291; BAUM, Alemannisches Taschenwörterbuch (wie Anm. 11). S. 167.

⁹⁶ BAUM, Alemannisches Taschenwörterbuch (wie Anm. 11). S. 291.

⁹⁷ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 1, S. 291. Das Kompositum *Pompjemättle* setzt sich zusammen aus *Pompje* und der Diminutivform *Mättle* von *Matte* ‚Wiese‘. *Pompjemättle* ist in der Schreibweise *Bumbieh-Mäddli* auch in Schmolck belegt (SCHMOLCK, Aus dem Französischen abgeleitete Dialektwörter [wie Anm. 11], S. 51).

⁹⁸ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 1, S. 481; BAUM, Alemannisches Taschenwörterbuch (wie Anm. 11). S. 49; FLEIG, Alemannisches Wörterbuch (wie Anm. 11), S. 36; TELLING, Französisch im deutschen Wortschatz (wie Anm. 57), S. 31; WEIK, Fremdwörter (wie Anm. 11), S. 245.

sehen zu beziehen: ‚peinlich genau auf Ordnung haltend‘, ‚schwer zu behandeln und zu befriedigen‘, ‚wählerisch, zimperlich‘. Das stellt zwar durchaus eine Bedeutungserweiterung dar, aber es darf auch nicht gänzlich außer Acht gelassen werden, dass frz. *difficile* ebenfalls ‚schwer erziehbar‘ bedeuten kann.

Dräniere(n) ‚Entwässerungsgräben ziehen und reinigen‘ wurde im Badischen Wörterbuch mit den Bemerkungen „das Hauptwort *Drainage(-röhren)* liegt dem Bauern nicht“ und „umgangssprachlich *dränasch* verrät französischen Einfluß“⁹⁹ versehen. Dennoch halte ich die, auch bei Telling erwähnte,¹⁰⁰ *Dränasch* ‚Entwässerung‘ für im Untersuchungsgebiet verbreiteter als das Verb *dräniere(n)*. Letztlich gehen allerdings sowohl das Nomen als auch das erneut mit dem Lehnsuffix *-ieren* gebildete Verb auf frz. *drainage* ‚Entwässerung‘ zurück. Im Gegensatz zu *Dränasch* trat aber bei *dränieren* eine gewisse Bedeutungserweiterung ein.

Egal ist aus frz. *égal* ‚ebenbürtig, gleich, gleichgültig‘ entlehnt und bedeutet mundartlich laut Badischem Wörterbuch ‚gleichmäßig, eben, glatt, waagrecht‘ und ‚gleichgültig, einerlei‘.¹⁰¹ Während die Bedeutung ‚gleichgültig, einerlei‘ ziemlich genau mit der französischen Ursprungsbedeutung übereinstimmt, hat bei ‚gleichmäßig, eben, glatt, waagrecht‘ eine Bedeutungserweiterung und -verschiebung stattgefunden vom ursprünglichen politischen und/oder gesellschaftlichen Gleichsein oder Ebenbürtigsein zu einem Gleichsein in rein räumlich-sachlichem Sinne. Analog zu dieser Bedeutung wurde auch das Verb *egalisieren* ‚ausgleichen‘, ‚angleichen‘ gebildet.¹⁰²

Karree ist in der Bedeutung ‚Viereck‘ im Badischen Wörterbuch und bei Telling als ‚eine ein Viereck bildende Gruppe von Menschen, Gebäuden‘ aufgeführt.¹⁰³ Im Alemannischen Taschenwörterbuch und auch im Badischen Wörterbuch wird darauf verwiesen, dass *Karree* auch in der Wendung *im Karree* verbreitet ist und ‚im Eilschritt‘ bedeutet.¹⁰⁴ *Karree* selbst lässt sich auf frz. *carré* ‚Quadrat‘, ‚Beet‘, ‚Geviert‘ zurückführen und hat seine Bedeutung, abgesehen von einer leichten Bedeutungserweiterung, fast nicht verändert. Für die Wendung *im Karree* weist das Badische Wörterbuch auf frz. *carrière* ‚Laufbahn, Werdegang‘ hin, aus dem die Bedeutung ‚im Eilschritt‘, verbunden mit einer Bedeutungsverschiebung und -erweiterung von ‚beruflicher Aufstieg‘ zu ‚schneller Fortbewegung‘, entlehnt sein könnte.

Lädieren ‚beschädigen‘ begegnet auch häufig als Adjektiv *lädiert* ‚beschädigt, baufällig‘. Im Badischen Wörterbuch wird auf eine mögliche französische Herkunft

⁹⁹ Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 1, S. 529.

¹⁰⁰ Vgl. TELLING, Französisch im deutschen Wortschatz (wie Anm. 57), S. 32.

¹⁰¹ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 1, S. 627.

¹⁰² Siehe Duden (wie Anm. 66), S. 237; denkbar wäre bei *egalisieren* auch ein Zusammenhang mit dem frz. Verb *régaler*, das neben ‚bewirten‘ (siehe weiter unten *regalieren*) auch ‚einebnen, planieren‘ bedeuten kann.

¹⁰³ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 3, S. 75; TELLING, Französisch im deutschen Wortschatz (wie Anm. 57), S. 49.

¹⁰⁴ Vgl. BAUM, Alemannisches Taschenwörterbuch (wie Anm. 11), S. 126.

verwiesen, ohne diese jedoch zu spezifizieren.¹⁰⁵ In Kluge wird allerdings von einer lateinischen Herkunft ausgegangen: „Entlehnt aus l. *laedere* (*laesum*) ‚verletzen‘.“¹⁰⁶

Lamb(e)ri(e) als ‚Holzverkleidung des unteren Teils der Zimmerwände‘ oder neuer oft nur noch als ‚hölzerne Bodenleiste als unterer Wandabschluss‘ ist laut Badischem Wörterbuch aus frz. *lambris* ‚Wandverkleidung‘ entlehnt.¹⁰⁷ Auch im Alemannischen Taschenwörterbuch ist das Wort in der Schreibung *Lamperie* als ‚Wandverkleidung‘ zu finden.¹⁰⁸ Weik erwähnt diese Entlehnung ebenfalls.¹⁰⁹

Mantenieren wird im Badischen Wörterbuch auf frz. *maintenir* ‚aufrechterhalten, behaupten‘ zurückgeführt.¹¹⁰ Als mundartliche Bedeutungen werden in Bezug auf Aufgaben oder Arbeit ‚bewältigen, zuwegbringen, leisten‘, in Bezug auf Personen und Tiere ‚bemeistern, (be)zwingen‘ und in Bezug auf Krankheiten ‚aushalten‘ angegeben. Versteht man die ursprüngliche französische Bedeutung ‚behaupten‘ im Sinne von ‚sich behaupten‘, so liegen für die mundartlichen Verwendungsweisen des entlehnten Verbs *mantenieren* keine oder nur ganz geringe Bedeutungsveränderungen vor.

Metje ‚Handwerk‘, ‚beschwerliche Arbeit‘ ist laut Badischem Wörterbuch aus frz. *métier* ‚Handwerk, Gewerbe, Handwerkskunst, Wertarbeit‘ entlehnt und wird auch von Weik erwähnt.¹¹¹ Während die Bedeutung ‚Handwerk‘ der Bedeutung des französischen Wortes exakt entspricht, hat sich die Bedeutung ‚beschwerliche Arbeit‘ als Bedeutungserweiterung und Bedeutungsverflechtung aus ‚Handwerkskunst, Wertarbeit‘ entwickelt.

Mollenpick ‚behauener Mauerstein‘ entstand als Kompositum aus frz. *moellon* ‚Bruchstein‘ und *piqué* ‚stechen‘.¹¹² Als ein aus dem Felsen bzw. Steinbruch herausgestochener Stein hat der *Mollenpick* also seine Bedeutung gegenüber den zugrunde liegenden französischen Wörtern nicht verändert.

Ogseroa ist gemäß dem Badischen Wörterbuch die aus dem französischen *Auxerrois* in die Mundart übernommene Bezeichnung für die Rebsorte weißer Burgunder.¹¹³

Rakunter ‚Lärm‘ wurde aus frz. *recontre* ‚Zusammenkunft, Treffen‘ entlehnt.¹¹⁴ Die Bedeutungsveränderung von ‚Zusammenkunft, Treffen‘ zur mundartlichen Bedeutung ‚Lärm‘ ist als eine Bedeutungsverengung und -verschlechterung zu interpretieren.

¹⁰⁵ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 3, S. 350.

¹⁰⁶ KLUGE / SEEBOLD, Etymologisches Wörterbuch (wie Anm. 67), S. 499.

¹⁰⁷ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 3, S. 356.

¹⁰⁸ Vgl. BAUM, Alemannisches Taschenwörterbuch (wie Anm. 11), S. 139.

¹⁰⁹ Vgl. WEIK, Fremdwörter (wie Anm. 11), S. 246.

¹¹⁰ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 3, S. 555.

¹¹¹ Vgl. ebd., S. 619; WEIK, Fremdwörter (wie Anm. 11), S. 247.

¹¹² Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 3, S. 656.

¹¹³ Vgl. ebd., Bd. 4, Lieferung 60/61, S. 124.

¹¹⁴ Vgl. ebd., Lieferung 62/63, S. 177.

Rambur ist ein ähnlicher Fall wie *Ogseroa*, denn beim Nomen *Rambur* handelt es sich um den aus dem frz. *rambour* übernommenen Namen einer säuerlichen Apfelsorte, die wiederum ursprünglich nach der französischen Ortschaft *Ramboures (Somme)* benannt wurde.¹¹⁵

Ramponieren bedeutet laut Badischem Wörterbuch ‚beschädigen, in Mitleidenschaft ziehen‘.¹¹⁶ Das Verb wurde nach Kluge über die Vermittlersprache Niederländisch aus afrz. *ramposner* ‚hart anfassen‘ entlehnt.¹¹⁷ Im Vergleich zu *ramposner* liegt für die Bedeutung von *ramponieren* also eine Bedeutungsverengung und -verschlechterung vor.

Rebū ist eine landwirtschaftliche Bezeichnung für ‚die Bodenblätter der Tabakpflanze‘. Das Nomen wurde gemäß Badischem Wörterbuch entlehnt aus frz. *rebut* ‚minderwertiges Zeug, Abfall, Ausschuss‘.¹¹⁸ Für die Entwicklung der dialektalen Bedeutung von *Rebū* kann also eine eindeutige Bedeutungsverengung festgestellt werden.

Remise ‚kleiner Schuppen, Aufbewahrungsraum (z. B. für Wagen, Holz, Gerümpel u. a.)‘ stammt den Angaben im Badischen Wörterbuch zufolge von frz. *remise* ‚Schuppen‘¹¹⁹ und hat demnach die ursprüngliche Bedeutung behalten. Belegt ist *Remise* auch in Weik.¹²⁰

Schigg ‚Kautabak‘ ist bei Fleig, bei Winkelmann und auch im Alemannischen Taschenwörterbuch verzeichnet.¹²¹ Das Nomen *Schigg* entspricht dem frz. *chique* ‚Kautabak, Priem‘ und hat seine Bedeutung nicht verändert.

4.4 Sachgebiet Verkehrswesen

Micke ‚Bremsvorrichtung am Bauernwagen‘, ‚Hemmschuh am Rad‘, ‚Vorderhemmschuh‘ hat seinen Ursprung laut Badischem Wörterbuch in frz. *mécanique* ‚Mechanik, Mechanismus‘¹²² und weist demnach eine deutliche Bedeutungsverengung auf. Die Entwicklung vom französischen *mécanique* zum mundartlichen *Micke* verlief gemäß Badischem Wörterbuch über die Zwischenstufen *Meckanick* > *Meckeni(ck)* > *Mick(e)ni(ck)* > *Mick(e)*. Im Alemannischen Taschenwörterbuch ist die *Micke* ebenfalls verzeichnet, allerdings als *Mike* bzw. *Miki* und mit dem Hinweis, die Herkunft des Wortes sei ungeklärt.¹²³

¹¹⁵ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 4, Lieferung 62/63, S. 178.

¹¹⁶ Vgl. ebd., S. 180.

¹¹⁷ Vgl. KLUGE / SEEBOLD, Etymologisches Wörterbuch (wie Anm. 67), S. 665.

¹¹⁸ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 4, Lieferung 62/63, S. 220.

¹¹⁹ Vgl. ebd., Lieferung 64/65, S. 263.

¹²⁰ Vgl. WEIK, Fremdwörter (wie Anm. 11), S. 247.

¹²¹ Vgl. FLEIG, Alemannisches Wörterbuch (wie Anm. 11), S. 125; WINKELMANN, Französische Elemente (wie Anm. 11), S. 130; BAUM, Alemannisches Taschenwörterbuch (wie Anm. 11), S. 181.

¹²² Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 3, S. 624.

¹²³ Vgl. BAUM, Alemannisches Taschenwörterbuch (wie Anm. 11), S. 169.

Potschese ‚Tragstuhl‘ ist im Badischen Wörterbuch lediglich mit dem Hinweis auf eine französische Herkunft aufgeführt.¹²⁴ Schmolck bezeichnet die *Potschese* dagegen als ‚fahrbare, verdeckte Tragbahre‘, schreibt sie als *Boddschehs* und führt sie auf frz. *boîte* ‚Hülse, Kapsel‘ und *chaise* ‚Tragsessel‘ zurück.¹²⁵ Diese Etymologie erscheint mir durchaus einleuchtend. Bei der *Potschese* oder *Boddschehs* spielt allerdings wohl auch schon das weiter unten in diesem Sachgebiet behandelte mundartliche Wort *Schees* eine Rolle und nicht nur das französische Ausgangswort *chaise*.¹²⁶

Pressant ‚eilig, dringend‘¹²⁷ kommt häufig auch als Verb *pressieren* ‚Eile haben, eilen, drängen‘ vor, so z. B. im Badischen Wörterbuch, bei König, Telling und Weik.¹²⁸ *Pressant* ist nach Kluge aus frz. *pressant* ‚eilig, dringend, zwängend‘ entlehnt, während *pressieren* auf frz. *presser* ‚drängen, eilen, vorantreiben‘ zurückgeht und schon früher (17. Jh.) entlehnt worden ist als *pressant* (18. Jh.).¹²⁹

Trottoir ‚Bürgersteig, Gehsteig, städtischer Gehweg neben dem Fahrdamm‘ ist ein sehr frequentes Nomen und wird neben dem Badischen Wörterbuch auch von Fleig, Telling, Weik und im Alemannischen Taschenwörterbuch aufgeführt.¹³⁰ *Trottoir*, von einigen Autoren auch als *Droddwaa(r)* geschrieben, ist aus frz. *trottoir* ‚Bürgersteig, Gehsteig, Gehweg‘ entlehnt und hat dessen Bedeutung auch in der Mundart behalten. Das Badische Wörterbuch nennt neben *Trottoir* auch noch das interessante Kompositum *Trottoirsamen* ‚(junge) Menschen, die sich auf den Straßen herumtreiben‘,¹³¹ was natürlich keine Entlehnung darstellt, sondern aus dem bereits entlehnten Wort *Trottoir* und dt. *Samen* gebildet wurde.

Kale(t)sche ‚leichtes Fuhrwerk‘, ‚schlechtes, wackeliges Fuhrwerk‘, ‚Kinderwagen‘ geht auf frz. *calèche* ‚Kutsche‘ zurück.¹³² Für die Bedeutung ‚leichtes Fuhrwerk‘ kann also von einer nur sehr geringen Bedeutungsveränderung im Sinne einer leichten Bedeutungserweiterung ausgegangen werden. Die Entwicklung von ‚Kutsche‘ zu ‚schlechtes, wackeliges Fuhrwerk‘ stellt dagegen eine deutliche

¹²⁴ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 1, S. 301.

¹²⁵ Vgl. SCHMOLCK, Aus dem Französischen abgeleitete Dialektwörter (wie Anm. 11), S. 51.

¹²⁶ Die von Schmolck angegebene Bedeutung ‚Tragsessel‘ für frz. *chaise* scheint ohnehin nicht ganz zutreffend zu sein (vgl. ebd.). Moderne Wörterbücher geben jedenfalls als Übersetzungen von *chaise* dt. *Stuhl*, *Sessel*, *Sitz* und auch *Kutsche* an.

¹²⁷ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 1, S. 321; BAUM, Alemannisches Taschenwörterbuch (wie Anm. 11), S. 169.

¹²⁸ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 1, S. 321; KÖNIG, dtv-Atlas Deutsche Sprache (wie Anm. 1), S. 176 f.; TELLING, Französisch im deutschen Wortschatz (wie Anm. 57), S. 73; WEIK, Fremdwörter (wie Anm. 11), S. 245.

¹²⁹ Vgl. KLUGE / SEEBOLD, Etymologisches Wörterbuch (wie Anm. 67), S. 646.

¹³⁰ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 1, S. 571; FLEIG, Alemannisches Wörterbuch (wie Anm. 11), S. 40; TELLING, Französisch im deutschen Wortschatz (wie Anm. 57), S. 88; WEIK, Fremdwörter (wie Anm. 11), S. 245; BAUM, Alemannisches Taschenwörterbuch (wie Anm. 11), S. 209.

¹³¹ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 1, S. 571.

¹³² Vgl. ebd., Bd. 3, S. 54.

Bedeutungsverschlechterung dar, die allerdings nahe liegt, da dt. *Kutsche* teilweise auch in diesem negativ konnotierten Sinn verwendet werden kann. Die Bedeutung ‚Kinderwagen‘ dagegen resultiert aus einer wertneutralen Bedeutungsverengung.

Schees ist ein besonders in ländlichen Gegenden weit verbreitetes Nomen, das auf frz. *chaise* ‚Stuhl, Kutsche‘ zurückgeht. Aus den Angaben im Alemannischen Taschenwörterbuch, in Fleig, Weik, Winkelmann und den Erhebungsdaten des Südwestdeutschen Sprachatlas lassen sich die Bedeutungen von *Schees* als ‚Kinderwagen‘, ‚vierrädriger, seitlich geschlossener Wagen‘, ‚Kutsche‘ und ‚Korbhandwagen zum Transport leichter Lasten‘ zusammenfassen.¹³³ Die mundartlichen Bedeutungen entwickelten sich demnach alle aus der frz. Bedeutung ‚Kutsche‘ (z. B. *chaise de poste* ‚Postkutsche‘) und nicht aus der Bedeutung ‚Stuhl‘. Für die Bedeutung ‚Kinderwagen‘ liegt eine Bedeutungsverengung wie auch bei *Kale(t)sche* vor, die allerdings auch auf das Kompositum *Kinderschees*¹³⁴ zurück zu führen sein könnte. Wenn mit *Schees* ein ‚vierrädriger, seitlich geschlossener Wagen‘ bezeichnet wird, so liegt für diesen Fall, ausgehend von der frz. Bedeutung ‚Kutsche‘, eine Bedeutungserweiterung vor. Die Bedeutung ‚Korbhandwagen zum Transport leichter Lasten‘ resultiert dagegen aus einer Bedeutungsverengung und ist sicherlich auch vom gleich bedeutenden Kompositum *Märgdschees* (= *Marktschees* ~ ‚Marktwagen‘)¹³⁵ mit angeregt.¹³⁶ Auf eine weitere und gänzlich andere Bedeutung von *Schees* verweisen Fleig und das Alemannische Taschenwörterbuch: Beruhend auf einer vollkommenen Bedeutungsübertragung und Bedeutungsverschlechterung existiert nämlich auch noch der Ausdruck *verrugdi Scheese* ‚hysterisches Frauenzimmer‘.¹³⁷

4.5 Sachgebiet Gesellschaft, Kunst, Galanterie

Adje ist weithin verbreiteter Abschiedsgruß und als solcher neben dem Badischen Wörterbuch auch bei Fleig, Weik und im Alemannischen Taschenwörterbuch be-

¹³³ Vgl. BAUM, Alemannisches Taschenwörterbuch (wie Anm. 11), S. 181; FLEIG, Alemannisches Wörterbuch (wie Anm. 11), S. 124; WEIK, Fremdwörter (wie Anm. 11), S. 248; WINKELMANN, Französische Elemente (wie Anm. 11), S. 130.

¹³⁴ WEIK, Fremdwörter (wie Anm. 11), S. 248.

¹³⁵ FLEIG, Alemannisches Wörterbuch (wie Anm. 11), S. 124.

¹³⁶ Im mittelbadischen Fessenbach (bei Offenburg) findet heute noch immer am Fastnachtstienstag ein *Scheeserenne* statt. Für dieses Rennen werden phantasievoll gebaute Wagen, Kutschen etc. gebaut (oder eine in vielen Haushalten noch vorhandene *Schees* ‚Korbhandwagen‘ verziert), die dann, geschoben vom so genannten *Renner* und besetzt vom so genannten *Penner* (Person, die in der *Schees* sitzt), auf Zeit einen bestimmten Parcours mit einigen zu erledigenden Aufgaben passieren müssen.

¹³⁷ Fleig schreibt *verrugdi*, im Alemannischen Taschenwörterbuch findet sich die Schreibung *verrukti* (vgl. FLEIG, Alemannisches Wörterbuch [wie Anm. 11], S. 124; BAUM, Alemannisches Taschenwörterbuch [wie Anm. 11], S. 181); gemeint ist mit beiden Schreibweisen standarddeutsch *verrückt(e)*.

legt.¹³⁸ „In der lebenden Sprache herrschen zwischen den Lebensaltern sowie zwischen Stadt (adjö) und Land formelle Verschiedenheiten; das Wort als solches ist durch den Weltkrieg zurückgedrängt, aber in ländlichen Verhältnissen als Abschiedgruß bei Tag und auf nicht zu lange Zeit noch immer häufig.“¹³⁹ Ein guter Überblick über die Verteilung von *adje* im Untersuchungsgebiet und über andere übliche dialektale Abschiedgrüße kann anhand der SSA-Karten IV/2.02 und IV/2.03 gewonnen werden. *Adje* geht auf den frz. Abschiedgruß *adieu* zurück und wird in der Mundart zumeist auf der ersten Silbe betont.

Alabonnör ist gemäß Badischem Wörterbuch schlicht ein „munterer Ausruf, in Karlsruhe und sonst am Rhein bekannt, auch 1924 in Kirchzarten.“¹⁴⁰ Dieser Ausruf geht sicher auf frz. *le bonheur* ‚das Glück‘ zurück und hat sich daraus möglicherweise zu einem eigenständigen Ausdruck entwickelt.

Amüsieren ist erneut ein Verb, das mit dem Lehnsuffix *-ieren* gebildet wurde. Es ist im Badischen Wörterbuch und in Weik belegt und steht für ‚sich vergnügt unterhalten‘.¹⁴¹ Der Stamm des Verbs *amüsieren* ist aus frz. *amuser* ‚Spaß haben, vergnügen, erheitern‘ entlehnt.

Ästimieren ‚beachten‘, ‚wertschätzen‘, ‚verehere‘ ist laut Badischem Wörterbuch besonders in Mittelbaden verbreitet und ersetzt dort geradezu das einheimische *achten*, denn dieses wird im Vergleich zu *ästimieren* in diesem Sinne selten verwendet.¹⁴² Dass das Verb *ästimieren* als sehr frequent angesehen werden kann, wird auch dadurch unterstützt, dass es im Alemannischen Taschenwörterbuch, in Fleig, Weik und Winkelmann aufgeführt ist.¹⁴³ *Ästimieren* hat seinen Ursprung in frz. *estimer* ‚hochachten‘ und wurde, wie so viele andere Verben, mit dem Lehnsuffix *-ieren* gebildet.

Bagasche, von frz. *bagage* ‚Gepäck‘, kann, wie auch *ästimieren*, als sehr frequentes Wort bezeichnet werden. Es taucht im Badischen Wörterbuch, im Alemannischen Taschenwörterbuch sowie in Fleig, Telling, Weik und Winkelmann in den Bedeutungen ‚Gepäck‘, ‚Anhang‘, ‚Gesindel, Pack‘ und ‚in einer bestimmten Verbindung miteinander stehende zweifelhafte Personen‘ auf.¹⁴⁴ Die Bedeutung ‚Ge-

¹³⁸ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 1, S. 24; FLEIG, Alemannisches Wörterbuch (wie Anm. 11), S. 13; WEIK, Fremdwörter (wie Anm. 11), S. 244; BAUM, Alemannisches Taschenwörterbuch (wie Anm. 11), S. 13.

¹³⁹ Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 1, S. 24.

¹⁴⁰ Ebd., S. 28.

¹⁴¹ Vgl. ebd., S. 43; WEIK, Fremdwörter (wie Anm. 11), S. 244.

¹⁴² Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 1, S. 75.

¹⁴³ Vgl. BAUM, Alemannisches Taschenwörterbuch (wie Anm. 11), S. 19; FLEIG, Alemannisches Wörterbuch (wie Anm. 11), S. 16; WEIK, Fremdwörter (wie Anm. 11), S. 244; WINKELMANN, Französische Elemente (wie Anm. 11), S. 132.

¹⁴⁴ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 1, S. 108; BAUM, Alemannisches Taschenwörterbuch (wie Anm. 11), S. 21; FLEIG, Alemannisches Wörterbuch (wie Anm. 11), S. 19; TELLING, Französisch im deutschen Wortschatz (wie Anm. 57), S. 88; WEIK, Fremdwörter (wie Anm. 11), S. 19; WEIK, Fremdwörter (wie Anm. 11), S. 244; WINKELMANN, Französische Elemente (wie Anm. 11), S. 130.

päck‘ ist als älteste Bedeutung belegt und laut Badischem Wörterbuch noch alten ehemaligen Soldaten bekannt. Höchstwahrscheinlich entwickelte sich daraus, im Sinne einer Bedeutungsweiterung vom rein sachlichen Bereich zum auch Personen betreffenden Bereich, die Bedeutung ‚Anhang‘. Es ist anzunehmen, dass aus dieser Bedeutung dann in Form einer negativen Bedeutungsverengung ‚Gesindel, Pack‘ u. ä. entstanden, die wiederum zu Komposita wie *Lumpen-* oder *Hurenbagasche* führten.

Parat ‚bereit, fertig, gerichtet‘ ist zwar im Badischen Wörterbuch mit dem Hinweis auf eine französische Herkunft verzeichnet und taucht auch in Fleig, Schmolck, Weik und im Alemannischen Taschenwörterbuch auf,¹⁴⁵ ist allerdings laut Kluge eindeutig aus lat. *parare* ‚bereiten, einrichten‘ entlehnt¹⁴⁶ und soll deshalb hier nicht näher besprochen werden.

Blamasche wird als ‚Beschämung, Bloßstellung, Unehre‘ im Badischen Wörterbuch sowie von Weik und Winkelmann aufgeführt¹⁴⁷ und ist als Abstraktum des ebd. genannten Verbs *blamieren* zu betrachten.¹⁴⁸ *Blamieren* ‚lächerlich machen, bloßstellen‘ ist aus frz. *blâmer* ‚bemängeln, tadeln‘ entlehnt und wurde mit dem bereits mehrfach erwähnten Lehnsuffix *-ieren* versehen. Die Entwicklung von ‚bemängeln, tadeln‘ zu ‚lächerlich machen, bloßstellen‘ lässt sich am besten als eine Bedeutungsverengung verstehen. Hier wird der mögliche negative Teilaspekt von ‚bemängeln, tadeln‘ herausgegriffen. Es handelt sich also bei ‚lächerlich machen, bloßstellen‘ auch um eine Bedeutungsverschlechterung.

Pläsier ‚Vergnügen, Freude an, Amusement‘¹⁴⁹, ist entlehnt aus frz. *plaisir* ‚Freude, Spaß, Vergnügen‘ und ist auch bei Fleig, Telling, Weik und im Alemannischen Taschenwörterbuch belegt.¹⁵⁰

Prominiere ‚spazieren gehen‘ wurde aus frz. *promener* ‚spazieren führen, umherführen‘ entlehnt und mit dem Lehnsuffix *-ieren* versehen. Das Verb ist bei Telling aufgeführt und für die badischen Mundarten auch im Badischen Wörterbuch.¹⁵¹ Die mundartliche Bedeutung von *prominiere* unterlag einer gewissen Bedeutungswei-

¹⁴⁵ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 1, S. 118; FLEIG, Alemannisches Wörterbuch (wie Anm. 11), S. 20; SCHMOLCK, Aus dem Französischen abgeleitete Dialektwörter (wie Anm. 11), S. 51; WEIK, Fremdwörter (wie Anm. 11), S. 244; BAUM, Alemannisches Taschenwörterbuch (wie Anm. 11), S. 161.

¹⁴⁶ Vgl. KLUGE / SEEBOLD, Etymologisches Wörterbuch (wie Anm. 67), S. 612 f.

¹⁴⁷ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 1, S. 244; WEIK, Fremdwörter (wie Anm. 11), S. 245; WINKELMANN, Französische Elemente (wie Anm. 11), S. 135.

¹⁴⁸ Die frz. Substantivendung *-age* gelang über Lehnwörter wie *Bagasche* in die Mundarten und wurde hier in der Wortbildung (wie im Beispiel *blamieren* → *Blamasche*) produktiv. Vgl. dazu z. B. WINKELMANN, Französische Elemente (wie Anm. 11), S. 134 f.

¹⁴⁹ Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 1, S. 247.

¹⁵⁰ Vgl. FLEIG, Alemannisches Wörterbuch (wie Anm. 11), S. 24; TELLING, Französisch im deutschen Wortschatz (wie Anm. 57), S. 70; WEIK, Fremdwörter (wie Anm. 11), S. 245; BAUM, Alemannisches Taschenwörterbuch (wie Anm. 11), S. 167.

¹⁵¹ Vgl. TELLING, Französisch im deutschen Wortschatz (wie Anm. 57), S. 73; Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 1, S. 332.

terung, denn im Vergleich zur Bedeutung von frz. *promener* impliziert *prominiere* nicht mehr, dass jemand oder etwas spazieren geführt bzw. umhergeführt wird.

Pussieren ‚liebeln, flirten‘ ist ebenfalls ein Verb, das mit dem Lehnsuffix *-ieren* gebildet wurde und das wiederum sehr gebräuchlich ist. Es ist im Badischen Wörterbuch, im Alemannischen Taschenwörterbuch, bei Fleig, Telling und Winkelmann belegt.¹⁵² Das französische Verb, auf das *pussieren* zurückgeht, ist *pousser* ‚drängen, schüren, vorantreiben‘. Die Entwicklung der Bedeutung von der fremdsprachlichen Bedeutung zum mundartlichen *pussieren* kann als eine Bedeutungserweiterung und -verbesserung bezeichnet werden, denn bei ‚liebeln, flirten‘ kann nicht generell davon ausgegangen werden, dass damit jemand ‚bedrängt‘ wird. Aus dem Verb *pussieren* wurde in der Mundart, wie im Alemannischen Taschenwörterbuch und bei Fleig aufgeführt, mit Hilfe des Lehnsuffix *-age* das Nomen *Busaasch* ‚Liebeleii‘ gebildet.¹⁵³ Im Badischen Wörterbuch und dem Alemannischen Taschenwörterbuch wird außerdem auf die Nominalkomposita *Pussierhengst*, *Pussierstengel* und *Pussierwachtel* als mögliche Bezeichnungen für die an einer *Busaasch* Beteiligten verwiesen.¹⁵⁴

Fets ‚ausgelassenes Vergnügen, Jubel, Festlichkeit, Rummel‘ ist in der Schreibung *Fez* ‚Spaß, Unsinn, Unfug‘ bei Telling genannt und im Badischen Wörterbuch für den mundartlichen Gebrauch belegt.¹⁵⁵ In letzterem wird darauf hingewiesen, dass das *s* vielleicht einmal genitivisch gewesen sein könnte und dass der Ausgangspunkt von *Fets* wohl *Fete* = frz. *fête* ‚Fest, Feier‘ ist. Für die mundartliche Bedeutung ‚ausgelassenes Vergnügen, Jubel, Festlichkeit, Rummel‘ kann also von einer Bedeutungserweiterung gesprochen werden.

Flanieren ‚(ohne Ziel) spazieren gehen‘ ist bei ebenfalls bei Telling genannt und im Badischen Wörterbuch für das Untersuchungsgebiet belegt.¹⁵⁶ Das Verb *flanieren* wurde mit dem Lehnsuffix *-ieren* gebildet und aus frz. *flaner* ‚bummeln, schlendern‘ entlehnt.

Flattieren ‚schmeicheln, schöntun‘, auch ‚schmeichelnd bitten‘, geht auf frz. *flatter* ‚schmeicheln‘ zurück und wurde ebenfalls mit dem Verbsuffix *-ieren* gebildet. Eine weite Verbreitung innerhalb des Untersuchungsgebiets kann für das Verb *flattieren* aufgrund der Nennung im Alemannischen Taschenwörterbuch, im Badi-

¹⁵² Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 1, S. 383; BAUM, Alemannisches Taschenwörterbuch (wie Anm. 11). S. 170; FLEIG, Alemannisches Wörterbuch (wie Anm. 11), S. 31; TELLING, Französisch im deutschen Wortschatz (wie Anm. 57), S. 72; WINKELMANN, Französische Elemente (wie Anm. 11), S. 135.

¹⁵³ Vgl. BAUM, Alemannisches Taschenwörterbuch (wie Anm. 11). S. 170; FLEIG, Alemannisches Wörterbuch (wie Anm. 11), S. 31.

¹⁵⁴ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 1, S. 383; Alemannisches Taschenwörterbuch (wie Anm. 11). S. 170.

¹⁵⁵ Vgl. TELLING, Französisch im deutschen Wortschatz (wie Anm. 57), S. 37; Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 2, S. 134.

¹⁵⁶ Vgl. TELLING, Französisch im deutschen Wortschatz (wie Anm. 57), S. 38; Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 2, S. 167.

schen Wörterbuch, in Fleig, Schmolck, Weik und Winkelmann angenommen werden.¹⁵⁷ Angelehnt an *flattieren* wurden die Nomen *Flattierer* ‚Schmeichler‘, *Flattös/Flatess* ‚Schmeichlerin‘ und *Flattusen* ‚Schmeicheleien, schmeichelnde Sprüche‘¹⁵⁸ gebildet. *Flattös/Flatess* kann allerdings auch direkt aus frz. *flatteuse* ‚Schmeichlerin‘ entlehnt worden sein und *Flattierer* dann als Analogiebildung entstanden. Dass das Wort *Flattusen* allerdings, wie im Badischen Wörterbuch angegeben, auf frz. *flûte douce* ‚süße Flöte‘ zurückgeht, halte ich für sehr viel unwahrscheinlicher als eine durch das Verb *flattieren* motivierte Bildung.

Kadett ‚Schlingel‘, auch ‚unzuverlässiger Mensch‘, wird laut Badischem Wörterbuch ohne strengen Tadel verwendet und ist aus frz. *cadet* ‚Jünger, Jüngster, Zweitältester‘ entlehnt.¹⁵⁹ Der *Kadett* als ‚Schlingel‘ und ‚unzuverlässiger Mensch‘ hat demnach eine Bedeutungserweiterung, einhergehend mit einer Bedeutungsver schlechterung, erfahren.

Kamerad ‚Genosse, Gefährte‘, auch ‚Freund‘, ‚Kerl (abwertend)‘ wurde aus frz. *camarade* ‚Freund, Genosse, Gefährte‘ entlehnt.¹⁶⁰ Eine Bedeutungsveränderung liegt nur für den abwertenden Gebrauch von *Kamerad* als ‚Kerl‘ vor. Es handelt sich dabei eindeutig um eine Bedeutungsver schlechterung.

Kanal(je) ist bei Telling und Helfrich aufgeführt¹⁶¹ und kann laut den Angaben im Badischen Wörterbuch mundartlich sowohl ‚Lump, Schurke‘ als auch ‚unsaubere Frau‘ bedeuten.¹⁶² Das Nomen *Kanal(je)* geht auf frz. *canaille* ‚Lump, Schuft, Schurke‘ zurück. Da *canaille* aber auch ‚Gesindel, Pack‘ bedeuten kann, ist die mundartliche Teilbedeutung ‚unsaubere Frau‘ am ehesten als eine Bedeutungsver engung zu verstehen. Im Badischen Wörterbuch findet sich als Steigerung von *Kanal(je)* auch noch *Erzkanale* ‚großer Lump, arger Taugenichts‘.¹⁶³

Karess ‚Flirt, Liebeswerben, Liebschaft, Liebelei, Verhältnis‘ ist aus dem frz. Substantiv *caresse* ‚Liebkosung, Streicheln, Zärtlichkeit‘ entlehnt¹⁶⁴ und hat für den mundartlichen Gebrauch eine Bedeutungserweiterung erfahren. Während das frz. *caresse* auf den Bereich zärtlicher körperlicher Berührungen begrenzt ist, steht das in die Mundart entlehnte Wort *Karess* für einen Flirt in einem weiter gefassten Sinn. Zu *Karess* gehört ebenfalls das aus frz. *caresser* ‚lieblosen, schmeicheln, spielen

¹⁵⁷ Vgl. BAUM, Alemannisches Taschenwörterbuch (wie Anm. 11), S. 67; Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 2, S. 169; FLEIG, Alemannisches Wörterbuch (wie Anm. 11), S. 50; SCHMOLCK, Aus dem Französischen abgeleitete Dialektwörter (wie Anm. 11), S. 51; WEIK, Fremdwörter (wie Anm. 11), S. 245; WINKELMANN, Französische Elemente (wie Anm. 11), S. 132.

¹⁵⁸ Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 2, S. 169.

¹⁵⁹ Vgl. ebd., Bd. 3, S. 44.

¹⁶⁰ Vgl. ebd., S. 58.

¹⁶¹ Vgl. TELLING, Französisch im deutschen Wortschatz (wie Anm. 57), S. 48; HELFRICH, Sprachliche Galanterie?! (wie Anm. 33), S. 80.

¹⁶² Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 3, S. 62.

¹⁶³ Vgl. ebd., Bd. 1, S. 712.

¹⁶⁴ Vgl. ebd., Bd. 3, S. 73; WEIK, Fremdwörter (wie Anm. 11), S. 246; BAUM, Alemannisches Taschenwörterbuch (wie Anm. 11), S. 126.

mit, zärtlich sein‘ entlehnte Verb *karessieren* ‚einem Mädchen den Hof machen, werben, freien, poussieren, liebeln, techtelmechteln‘.¹⁶⁵ Im Gegensatz zum Substantiv *Karress* hat sich die Bedeutung des Verbs *karessieren* im Vergleich zum frz. Verb *caresser* nicht oder nur wenig erweitert.

Karrier(e), das in der Standardsprache mit der Bedeutung ‚erfolgreiche Laufbahn‘ existiert,¹⁶⁶ hat laut Badischem Wörterbuch die mundartliche Bedeutung ‚Lauf, Geschwindigkeit, Eile‘ und ist, wie auch das standarddeutsche Substantiv, aus frz. *carrière* ‚Laufbahn, Lebenslauf‘ entlehnt.¹⁶⁷ Ausgehend von der Bedeutung des frz. Wortes *carrière* hat sich für das mundartliche Wort *Karrier(e)* eine Bedeutungsverschiebung vom Bereich ‚Beruf‘ in den Bereich ‚Bewegung‘ ergeben. Da das standarddeutsche *Karriere* laut Duden auch ‚schnellste Gangart des Pferdes‘¹⁶⁸ bedeuten kann, könnte die Bedeutungsentwicklung des mundartlichen Wortes durchaus von dieser standardsprachlichen Teilbedeutung motiviert sein.

Kascho geht auf frz. *cachot* ‚Kerker, Verließ, Karzer‘ zurück und kann sowohl ‚Gefängnis‘ als auch scherzhaft ‚Bett‘ bedeuten.¹⁶⁹ Neben *Kascho* existiert auch noch das mit der Diminutivendung *-li* gebildete *Kaschörli*, das ebenfalls ‚Gefängnis‘ bedeutet.¹⁷⁰ Für die Bedeutung ‚Gefängnis‘ kann die semantische Entwicklung im Vergleich zur Bedeutung von frz. *cachot* wohl am ehesten als eine Bedeutungserweiterung und besonders als eine Bedeutungsverbesserung bezeichnet werden, da zwischen einem Verließ und einem Gefängnis sicherlich gewisse ‚Komfortunterschiede‘ bestehen. Für die scherzhafte Bedeutung ‚Bett‘ kann nur von einer Bedeutungsverschiebung die Rede sein.

Komödie/Kummedi existiert, wie auch *Karriere*, ebenfalls in der deutschen Standardsprache. Das mundartliche *Kummedi* weist aber neben der standardsprachlichen Bedeutung eine Vielzahl anderer Bedeutungen auf. *Kummedi* tritt meist in der Wendung *Kummedi mache* auf und bedeutet dann z. B. ‚Possen, Dummheiten‘, ‚aufsehererregende Aktionen, Aufhebens‘, auch ‚Übertreibung, Geschwätz‘, ‚Aufregung, wenn etwas nicht geht wie es sollte‘, ‚Durcheinander, Gezänke‘, ‚einfältige, widerwärtige, unangenehme Sache‘.¹⁷¹ Entlehnt ist *Kummedi* aus frz. *comédie* ‚Laune, Lustspiel, Theater‘. Bezogen auf die mundartlichen Bedeutungen hat das Wort demnach eine enorme Bedeutungserweiterung bzw. Bedeutungsverschiebung erfahren, für manche Teilbedeutungen auch eine Bedeutungsverschlechterung. Es kann angenommen werden, dass sich die semantische Entwicklung von der Bezeichnung einer

¹⁶⁵ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 3, S. 73; BAUM, Alemannisches Taschenwörterbuch (wie Anm. 11), S. 126; WEIK, Fremdwörter (wie Anm. 11), S. 246.

¹⁶⁶ Siehe z. B. Duden (wie Anm. 66), S. 398.

¹⁶⁷ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 3, S. 76.

¹⁶⁸ Duden (wie Anm. 66), S. 398.

¹⁶⁹ Ein Zusammenhang zwischen dem Substantiv *Kascho* und den Verben *kaschieren* und *kaschen* liegt nahe.

¹⁷⁰ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 3, S. 80.

¹⁷¹ Vgl. ebd., S. 217 f.; BAUM, Alemannisches Taschenwörterbuch (wie Anm. 11), S. 137; SCHMOLCK, Aus dem Französischen abgeleitete Dialektwörter (wie Anm. 11), S. 51.

bestimmten Art von Theater zur Benennung diverser Dinge, die sich bei einer Komödie (und natürlich auch im Alltag) ereignen können, vollzog.

Lamäng wird zumeist in der Wendung *aus der Lamäng* ‚aus der Hand‘ beim Kartenspiel verwendet und bedeutet auch im übertragenen Sinn ‚im Handumdrehen, ohne Schwierigkeit‘¹⁷². *Lamäng* geht auf frz. (*la*) *main* ‚(die) Hand‘ zurück, was auch im Französischen in Wendungen wie *la main dans la main* ‚Hand in Hand‘ auftritt. Die mundartlichen Bedeutungen ‚aus der Hand‘ und ‚im Handumdrehen, ohne Schwierigkeit‘ hängen sicherlich mit standarddeutschen Wendungen wie *gut von der Hand gehen* u. ä. zusammen.

Madam, von der frz. Anrede *madame* ‚Frau‘, ist bei Weik mit der Bedeutung ‚vornehme Dame‘ verzeichnet.¹⁷³ Das Badische Wörterbuch gibt für *Madame* die Bedeutungen ‚städtisch gekleidete Frau‘, ‚modisch gekleidetes Bauernmädchen‘, ‚feine Dame‘ und ‚Puppe‘ an und weist darauf hin, dass das Wort in der Mundart häufig ironisch gebraucht wird.¹⁷⁴ *Madame* unterlag somit zumindest für einige Teilbedeutungen einer Bedeutungsverschlechterung. Das gilt ebenfalls für das von *Madame* abgeleitete oder aus frz. *mademoiselle* ‚Fräulein‘ entlehnte Wort *Madumsel* ‚scherzhafte Bezeichnung für eine Frau‘, ‚Frauenzimmer‘¹⁷⁵. Eng zu *Madam* und *Madumsel* gehört auch das aus frz. *mademoiselle* entlehnte Wort *Mamsell* ‚vornehmes Fräulein‘, später pejorativ ‚Frauenzimmer, zweifelhafte Dame, Dämchen‘,¹⁷⁶ das ebenso eine Bedeutungsverschlechterung erfahren hat. Weik gibt allerdings für *Mamsell* nur die Bedeutung ‚Dame‘ an.¹⁷⁷

Manier ist laut Badischem Wörterbuch bereits aus afranz. *maniere* ins Mittelhochdeutsche als *maniere* ‚Art und Weise, Sitte, Benehmen‘ entlehnt worden und behielt diese Bedeutung bis heute in der Mundart.¹⁷⁸ *Manier* ist auch bei Weik aufgeführt.¹⁷⁹

Manöver kann im Untersuchungsgebiet zwar auch in der nhd. militärischen Bedeutung gebraucht werden, kann allerdings gemäß Badischem Wörterbuch und Weik ebenfalls ‚Umstände‘, ‚Ausflüchte‘ und ‚Aufsehen‘ bedeuten.¹⁸⁰ Entlehnt ist das *Manöver* aus frz. *manoeuvre* ‚Handhabung, Machenschaften, Steuerung‘ und hat demnach eine Bedeutungserweiterung erfahren.

Mariasch(e) ‚übertriebene Umstände, Aufhebens‘ ist aus frz. *mariage* ‚Ehe, Trauung, Verbindung‘ entlehnt.¹⁸¹ Die semantische Entwicklung von der frz. Be-

¹⁷² Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 3, S. 356.

¹⁷³ Vgl. WEIK, Fremdwörter (wie Anm. 11), S. 246.

¹⁷⁴ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 3, S. 521.

¹⁷⁵ Ebd., S. 525; BAUM, Alemannisches Taschenwörterbuch (wie Anm. 11), S. 145.

¹⁷⁶ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 3, S. 546.

¹⁷⁷ Vgl. WEIK, Fremdwörter (wie Anm. 11), S. 246 f.

¹⁷⁸ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 3, S. 549.

¹⁷⁹ Vgl. WEIK, Fremdwörter (wie Anm. 11), S. 246.

¹⁸⁰ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 3, S. 554; WEIK, Fremdwörter (wie Anm. 11), S. 247.

¹⁸¹ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 3, S. 559.

zeichnung für eine Hochzeit zu einem Begriff für übertriebene Umstände kann als eine Bedeutungserweiterung sowie -verschlechterung betrachtet werden.

Marke hat neben Bedeutungen wie nhd. auch die Bedeutungen ‚origineller Kerl‘, ‚leichtsinniger Mensch‘, ‚sonderbarer, ungewöhnlicher Zeitgenosse‘ und geht auf frz. *marque* zurück.¹⁸² Da frz. *marque* neben ‚Abzeichnen, Kennung‘ u. ä. auch ‚Merkmal, Schönheitsfehler‘ bedeuten kann, gehen die genannten mundartlichen Bedeutungen wohl auf diese frz. Teilbedeutung zurück und haben sich in Form einer Bedeutungserweiterung von der Bezeichnung für ein Merkmal zur Bezeichnung für einen Menschen mit besonderen Merkmalen ergeben.

Markieren hat neben der nhd. Bedeutung auch die mundartlichen Bedeutungen ‚schauspielerisch nachahmen, vorstellen, repräsentieren, so tun als ob‘, ‚großartig auftreten, den großen Mann spielen, Aufwand treiben‘. Das Verb wurde mit dem verbreiteten Lehnsuffix *-ieren* gebildet und aus frz. *marquer* ‚betonen, hervorheben, erzielen, prägen, für sich verbuchen, von Bedeutung sein‘ entlehnt.¹⁸³ Obwohl bereits das frz. Verb *marquer* sehr viele unterschiedliche Bedeutungen hat, entspricht keine davon den mundartlichen Bedeutungen von *markieren*. Es liegt demnach eine Bedeutungsverschiebung vor.

Mersi ist bei Winkelmann und im Badischen Wörterbuch belegt und bedeutet ‚(ich) danke‘, mancherorts auch ‚ich danke für die kleine Gefälligkeit‘.¹⁸⁴ Der Ursprung von *mersi* liegt in frz. *merci* ‚danke‘.

Mundje(e) ist laut Badischem Wörterbuch und Alemannischem Taschenwörterbuch ein Ausruf des Erstaunens oder auch des Bedauerns.¹⁸⁵ Der Ausruf ist aus frz. *mon Dieu!* ‚mein Gott!‘ übernommen.

Musje geht auf die frz. Anrede *monsieur* ‚Herr‘ zurück und wird mundartlich gemäß Badischem Wörterbuch als ‚feiner Herr‘ oder auch zum Teil als Anrede (auch spöttisch) gebraucht.¹⁸⁶ Prinzipiell ist *Musje* als Pendant zu *Madam* zu betrachten, denn auch bei *Musje* liegt für einen spöttischen Gebrauch eine Bedeutungsverschlechterung vor. Besonders auf die geringschätzige Verwendungsweise von *Musje* weist auch Weik hin.¹⁸⁷

Rapetitzle ‚1) ‚lustige Erzählung, Anekdote, Schwank, Witzchen‘, 2) ‚Schelmenvers, der zwischen Liedern gesungen wird‘, eine Art Schnaderhüpfel. Wohl zu frz. *rapetisser* ‚verkleinern, herabsetzen‘, also, ‚Kurzlied‘ oder ‚Schmähhied‘.¹⁸⁸

Räson ‚Anstand, Manieren, Respekt‘ geht auf frz. *raison* ‚Vernunft, Vernünftigkeit, Verstand‘ zurück¹⁸⁹ und weist eine Bedeutungsverschiebung auf. Zu *Räson*

¹⁸² Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 3, S. 561.

¹⁸³ Vgl. ebd., S. 562; WEIK, Fremdwörter (wie Anm. 11), S. 247.

¹⁸⁴ Vgl. WINKELMANN, Französische Elemente (wie Anm. 11), S. 134; Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 3, S. 613.

¹⁸⁵ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 3, S. 691; BAUM, Alemannisches Taschenwörterbuch (wie Anm. 11), S. 153.

¹⁸⁶ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 3, S. 700.

¹⁸⁷ Vgl. WEIK, Fremdwörter (wie Anm. 11), S. 247.

¹⁸⁸ Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 4, Lieferung 62/63, S. 186.

gehören laut Badischem Wörterbuch auch das Adjektiv *räsonabel* ‚anständig‘, das Verb *räsonnieren* ‚fortwährend kritisieren, nörgeln, schimpfen, aufbegehren‘, das auch Weik nennt, und das Kompositum *Räsonnierwasser*, eine scherzhafte Bezeichnung für Schnaps.¹⁹⁰ Während das aus frz. *raisonnable* ‚angemessen, sinnvoll, vernünftig‘ entlehnte Adjektiv *räsonabel* von seiner Bedeutung an die mundartliche Bedeutung des entlehnten Substantivs *Räson* angepasst ist, gilt das für das Verb *räsonnieren* nicht. Allerdings entspricht die mundartliche Verwendungsweise von *räsonnieren* auch nicht der Bedeutung des Wortes, auf das es zurück geht, sondern das Verb hat eine Bedeutungsver schlechterung und Bedeutungsverengung erfahren. Das frz. Verb *raisonner*, nach dem *räsonnieren* gebildet wurde, bedeutet nämlich viel neutraler und allgemeiner ‚argumentieren, denken, diskutieren‘.

Redoute ist bei Telling als ‚Maskenball‘ aufgeführt und wird von ihm auf frz. *redoute* ‚Tanzsaal‘ zurückgeführt.¹⁹¹ Im Badischen Wörterbuch ist zu *Redoute* allerdings vermerkt: „Das aus frz. *redoute* übernommene Wort verweist auf ehemalige Festungsanlagen, nämlich eine zu einem Befestigungssystem gehörende separate Schanze.“¹⁹² Bei Kluge wird deutlich, dass beide eben genannten Bedeutungen ihre Berechtigung haben,¹⁹³ denn das bereits im 17. Jahrhundert entlehnte Wort *Redoute* bezeichnete zuerst einen Zufluchtsort auf Burgen, dann bedeutete es ‚abgesondertes Zimmer, Ballsaal‘, und schließlich wurde es metonymisch übertragen auf in diesen Räumen abgehaltene Maskenbälle.¹⁹⁴

Regard ‚Respekt, Furcht, Angst‘ wird im Badischen Wörterbuch auf frz. *regard* ‚Blick, Beachtung, Rücksicht‘ zurückgeführt¹⁹⁵ und hat demnach im Hinblick auf die mundartliche Verwendung des Wortes eine Bedeutungsver schiebung und -verschlechterung erfahren.

Rekommandieren ist bei Weik und im Badischen Wörterbuch belegt und kann sowohl ‚empfehlen‘ als auch ‚dreinreden‘ bedeuten.¹⁹⁶ Entlehnt ist das Verb aus frz. *recommander* ‚empfehlen‘. Für die Bedeutung ‚dreinreden‘ wird im Badischen Wörterbuch darauf hingewiesen, dass diese von *kommandieren* beeinflusst sein könnte. Fest steht jedenfalls, dass es sich bei dieser Teilbedeutung um eine Bedeutungsver schlechterung handelt.

¹⁸⁹ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 4, Lieferung 62/63, S. 192; WEIK, Fremdwörter (wie Anm. 11), S. 247.

¹⁹⁰ Vgl. ebd.

¹⁹¹ Vgl. TELLING, Französisch im deutschen Wortschatz (wie Anm. 57), S. 76.

¹⁹² Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 4, Lieferung 64/65, S. 230.

¹⁹³ Vgl. KLUGE / SEEBOLD, Etymologisches Wörterbuch (wie Anm. 67), S. 673.

¹⁹⁴ Die Althistorische Narrenzunft im mittelbadischen Offenburg kann demnach ihre alljährliche *Redoute* abhalten, ohne sich in eine separate Schanze einer Befestigungsanlage zurückziehen zu müssen.

¹⁹⁵ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 4, Lieferung 64/65, S. 231 f.

¹⁹⁶ Vgl. WEIK, Fremdwörter (wie Anm. 11), S. 247; Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 4, Lieferung 64/65, S. 262.

Renommee ist aus frz. *renommée* ‚Ruf, Berühmtheit‘ entlehnt und wird auch im Badischen Wörterbuch als ‚Ansehen, guter Ruf, Leumund‘ angegeben.¹⁹⁷ Zu *Renommee* gehört auch das Verb *renommieren* ‚sich brüsten, großtun‘, ‚geachtet sein, Ansehen haben‘, das wohl eher in Anlehnung an *Renommee* gebildet wurde als aus frz. *renommer* ‚umbenennen‘ entlehnt. Im Vergleich zu *Renommee* liegt jedenfalls für *renommieren* als ‚sich brüsten, großtun‘ wiederum eine Bedeutungsver schlechterung vor.

Reprimandieren ‚zur Ordnung rufen, tadelnd zur Rede stellen, rügen‘ geht auf frz. *réprimander* ‚rügen, tadeln, ausschimpfen‘ zurück und ist im Badischen Wörterbuch belegt.¹⁹⁸

Sáli ist als Begrüßungs- und Abschiedsgruß bei Winkelmann erwähnt und schlicht als ‚Grußwort‘ auch bei Weik.¹⁹⁹ Entlehnt ist *Sáli* aus der frz. Interjektion *salut!* ‚hallo!, tschüss!‘.

4. 6 Sachgebiet Mode: Frisur, Kleidung, Möbel

Abardig/abardi ist als ‚(ganz) besonders‘ bei Staedele, bei Weik und im Alemannischen Taschenwörterbuch belegt.²⁰⁰ Weik führt *abardig* auf das frz. Adverb *à part* ‚besonderes‘ zurück, das entlehnt und mit der Endsilbe *-ig* versehen worden sei. *Abardi* stellt dann schlicht eine verkürzte Form von *abardig* dar. Staedele weist auch auf die Teilbedeutung ‚apart‘ hin, die wahrscheinlich vom standarddeutschen, und ebenfalls aus frz. *à part* entlehnten, Wort *apart* ‚hübsch‘²⁰¹ übernommen und auf *abardig* bzw. *abardi* übertragen wurde. Möglicherweise liegt für dieses Beispiel aber auch ein Missverständnis bei Staedele und Weik vor, denn es könnte hier durchaus auch der Begriff *ab-artig* ‚außer der Art, ungewöhnlich‘ zugrunde liegen.

Pantoffel ist im Badischen Wörterbuch als ‚leichter Hausschuh‘ verzeichnet²⁰² und auch im Material des Südwestdeutschen Sprachatlas als ‚Schuh mit Holzsohle und Oberleder‘ bzw. ‚Hausschuh‘ belegt. Entlehnt ist *Pantoffel* aus frz. *pantoufle* ‚Hausschuh‘. Im Badischen Wörterbuch wird auf die Wendung *unter'm Pandoffel sein* ‚unter der Herrschaft der Frau stehen‘ hingewiesen.

Peter ist als ‚kurzer Frauenkittel‘, ‚kurze Jacke bei der (Alltags-)Tracht der Frau‘ im Badischen Wörterbuch, im Alemannischen Taschenwörterbuch, bei Staedele und

¹⁹⁷ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 4, Lieferung 64/65, S. 266.

¹⁹⁸ Vgl. ebd., S. 267.

¹⁹⁹ Vgl. WINKELMANN, Französische Elemente (wie Anm. 11), S. 134; WEIK, Fremdwörter (wie Anm. 11), S. 247.

²⁰⁰ Vgl. STAEDELE, Mundartliches und Volkskundliches (wie Anm. 11), S. 264 f.; WEIK, Fremdwörter (wie Anm. 11), S. 244; BAUM, Alemannisches Taschenwörterbuch (wie Anm. 11), S. 17.

²⁰¹ Vgl. KLUGE / SEEBOLD, Etymologisches Wörterbuch (wie Anm. 67), S. 46.

²⁰² Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 1, S. 115.

im Material des SSA belegt.²⁰³ Für die Herkunft des Wortes *Peter* liegt frz. *pet-en-l'air* ‚kurzer, leichter Hausrock‘ nahe,²⁰⁴ was vermutlich auf das Verb *péter* ‚furzen‘ zurückgeht und damit wörtlich übersetzt etwa ‚Furz-in-die-Luft‘ bedeutet. ‚Furz-in-die-Luft‘ ist als volkstümliche Bezeichnung für eine kurze Jacke, die über dem Po endet, durchaus denkbar.²⁰⁵

Pompadur ‚Arbeitsbeutel für weibliche Handarbeiten‘²⁰⁶ geht laut Telling, bei dem das Wort als *Pompadour* ‚beutelartige Damentasche‘ verzeichnet ist, auf frz. *pompadour* zurück, dessen Ursprung vermutlich bei der *Madame de Pompadour*, der berühmten Gefährtin Ludwigs XV. zu suchen ist.²⁰⁷

Portmane ist aus frz. *porte-monnaie* ‚Geldbeutel, Geldtasche‘ entlehnt und als ‚Geldbeutel‘ oder auch ‚Geldtäschchen‘ im Badischen Wörterbuch und bei Schmolck belegt.²⁰⁸

Chaiselongue / *Scheßlong* ist bei Telling aufgeführt und bei Winkelmann sowie im Alemannischen Taschenwörterbuch für das Untersuchungsgebiet belegt.²⁰⁹ Das Substantiv *Chaiselongue* / *Scheßlong* bedeutet ‚(Liege-)Sofa‘. Es wurde aus frz. *chaise longue* ‚Liegestuhl‘, ‚Ruhebett‘ übernommen und hat sich semantisch auf ‚(Liege-)Sofa‘ verengt.

Galosche ist aus frz. *galoche* ‚Holzpantine, Überschuh‘ entlehnt und hat sich mundartlich zu einer Bezeichnung für recht unterschiedliche Arten von Schuhwerk ausgeweitet.²¹⁰ Die im Badischen Wörterbuch angegebenen Bedeutungen ‚niedere Stallschuhe mit Holzsohlen und ledernem Ober- und Hinterteil‘, ‚Holzpantoffeln‘, ‚Holzschuhe‘, ‚mit Lederkappe versehene Holzschuhe der Färber‘ und ‚Gummiüberschuhe‘ liegen semantisch recht nahe bei frz. *galoche*.²¹¹ Das gilt auch für die im Material des SSA angegebenen Bedeutungen ‚Art Gamaschen, die die Männer im

²⁰³ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 1, S. 165 f.; BAUM, Alemannisches Taschenwörterbuch (wie Anm. 11), S. 162; STAEDLE, Mundartliches und Volkskundliches (wie Anm. 11), S. 260.

²⁰⁴ Siehe hierzu Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 1, S. 165 f.; RENATE SCHRAMBKE, Bedeutungswandel einiger Lehnwörter in der Alemannia unter besonderer Berücksichtigung des südwestdeutschen Sprachgebiets, in: Journal of the International Society for Dialectology and Geolinguistics 12 (2004), S. 71.

²⁰⁵ In Käfersberg, einem Ortsteil von Ortenberg (Baden) bei Offenburg, heißt auch heute noch bei der Narrenzunft *Freies Montenegro* die kurze Jacke der traditionellen Frauentracht *Peter*.

²⁰⁶ Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 1, S. 290.

²⁰⁷ Vgl. TELLING, Französisch im deutschen Wortschatz (wie Anm. 57), S. 71.

²⁰⁸ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 1, S. 295; SCHMOLCK, Aus dem Französischen abgeleitete Dialektwörter (wie Anm. 11), S. 51.

²⁰⁹ Vgl. TELLING, Französisch im deutschen Wortschatz (wie Anm. 57), S. 26; WINKELMANN, Französische Elemente (wie Anm. 11), S. 130; BAUM, Alemannisches Taschenwörterbuch (wie Anm. 11), S. 181.

²¹⁰ Bei Weik ist das Wort *Galosche* lediglich belegt (vgl. WEIK, Fremdwörter [wie Anm. 11], S. 246). Eine Bedeutung wird hier nicht angegeben. *Galosche* ist auch bei Staedele verzeichnet (vgl. STAEDLE, Mundartliches und Volkskundliches [wie Anm. 11], S. 260).

²¹¹ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 2, S. 262.

Wald und auf dem Feld getragen haben‘, ‚Schuhe zum Hineinschlupfen‘ und ‚Stallschuhe‘. Semantisch weiter entfernt von frz. *galoche* ist allerdings die ebenda angegebene Bedeutung ‚Hausschuhe‘. Für ‚alte Schuhe‘ sowie ‚im Spaß für Schuhe‘ schließlich liegt zusätzlich eine Bedeutungsverflechtung vor.

Kalorätli / Kellöretle ‚Taschenuhr‘ geht laut Badischem Wörterbuch auf die frz. Frage nach der Uhrzeit *quelle heure est-il?* zurück.²¹² Aus der lautlichen Substanz dieser frz. Frage wurde demnach ein eigenständiges dialektales Substantiv gebildet, mit dem man das ‚Instrument, welches man nach der Uhrzeit befragt‘ (wohl eher scherzhaft) benannte. Dabei wurde die letzte Silbe *-il* umgedreht und als Diminutivendung *-li* bzw. *-le* eingesetzt. Semantisch wurde der Inhalt der Frage *quelle heure est-il?* auf die Uhr selbst übertragen und zur Bedeutung ‚Taschenuhr‘ verengt.

Kanapee ist bei Fleig und Weik sowie im Badischen Wörterbuch als ältere Bezeichnung für ‚Sofa‘ oder auch einfach ‚gepolsterte Bank‘ belegt.²¹³ *Kanapee* ist entlehnt aus frz. *canapé* ‚Sofa, Couch, Polsterbank‘. Im Badischen Wörterbuch wird darauf hingewiesen, dass das Substantiv *Kanapee* auch in Form einer Bedeutungsübertragung als Bezeichnung für eine bestimmte Art von Erhebung oder Bergsattel gebraucht wird.²¹⁴

Kapot(e) wird im Badischen Wörterbuch als ‚weibliche Kopfbedeckung um die Jahrhundertwende‘ angegeben und auf frz. *capote* ‚Regenmantel, Verdeck, Kapuzenmantel‘ zurückgeführt.²¹⁵ Die *Kapot(e)* entwickelte sich demnach aus einer Bedeutungsverengung von ‚Mantel mit Kapuze‘ zur Bezeichnung für eine bestimmte Form einer Kopfbedeckung für Frauen. ‚Da alte Kapotchen Bestandteil der Fastnachtmarkierung sind, blieben Wort und Sache bis heute geläufig‘.²¹⁶ Aus der *Kapot(e)* entwickelte sich auch das ebd. erwähnte Kompositum *Kapotthut* ‚Hut der älteren Frauen, mit Bändern zum Festhalten‘, ‚Trachtenhut‘, ‚kleiner Hut‘.

Karo von frz. *carreau* ‚kleines Viereck, Kachel, Pflaster‘ ist im Badischen Wörterbuch u. a. mit der Bedeutung ‚Viereck, als Muster in Kleider-, Vorhangstoffen‘ belegt.²¹⁷ *Karo* wird hier auch als ein ursprünglich der Mundart fremdes Synonym für *Eckstein*, die ‚geringwertigste Karte der frz. Spielkarten‘ erwähnt. Außerdem wird ebd. auf den aus der Soldatensprache stammenden Ausdruck *trockener Karo* ‚trockenes Brot‘ verwiesen, der sich demnach vermutlich auf ein trockenes Brot viereckiger Form bezieht.

Kommod wird als ‚bequem (von Menschen und Dingen)‘ und zum Teil auch als ‚passend, handlich‘ bei Fleig und Weik sowie im Badischen Wörterbuch genannt

²¹² Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 3, S. 56, 110.

²¹³ Vgl. FLEIG, Alemannisches Wörterbuch (wie Anm. 11), S. 82; Fremdwörter (wie Anm. 11), S. 246; Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 3, S. 62.

²¹⁴ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 3, S. 62.

²¹⁵ Vgl. ebd., S. 68.

²¹⁶ Ebd., S. 69.

²¹⁷ Vgl. ebd., S. 75.

und geht auf frz. *commode* ‚bequem, einfach, handlich, leicht‘ zurück.²¹⁸ Neben dem Adjektiv *kommod* existiert auch das aus dem frz. *commode* entlehnte Substantiv *Kommod(e)* ‚(meist niedriger) Schrank mit Schubladen‘ im Untersuchungsgebiet. Die *Kommod(e)* ist in der eben genannten Bedeutung bei Fleig, bei Weik, im Material des SSA und im Badischen Wörterbuch belegt.²¹⁹

Lescher stellt den Angaben im Badischen Wörterbuch zufolge eines der jüngeren Lehnwörter des 18. Jahrhunderts dar.²²⁰ Das Adjektiv ist auch im Alemannischen Taschenwörterbuch belegt und bedeutet sowohl ‚leicht, bequem, ungezwungen, salopp (v.a. von Kleidung)‘ als auch ‚ungezwungen, umgänglich, angenehm im Umgang, leutselig‘.²²¹ Entlehnt ist *lescher* aus dem frz. Adjektiv *léger* ‚leicht, beschwingt‘, das aber auch ‚leichtfertig, leichtsinnig, oberflächlich‘ bedeuten kann. Bezogen auf diese letztere Teilbedeutung von frz. *léger*, stellen die mundartlichen Teilbedeutungen ‚ungezwungen, umgänglich, angenehm im Umgang, leutselig‘ eine Bedeutungsverbesserung dar.

Manschette wird oft im Plural *Manschetten* gebraucht und steht für ‚umgeschlagener Teil am Ärmel eines Kleidungsstücks‘ oder ‚eine Art Spitzenkragen, der unter dem Halstuch getragen wird‘.²²² *Manschette* ist entlehnt aus frz. *manchette*, einem Diminutiv von frz. *manche* ‚Ärmel‘.²²³ Die *Manschette* als Bezeichnung für einen Spitzenkragen kann also nur als eine Bedeutungsübertragung verstanden werden. Die ebenfalls im Badischen Wörterbuch genannte übertragene Nebenbedeutung ‚Angst‘ entstand laut Kluge aus der Redensart *Manschetten haben* ‚Angst haben‘ „als spöttischer Spruch über die ‚modischen Weichlinge‘, die handfesten Auseinandersetzungen aus dem Weg gingen.“²²⁴

Montieren, das auf frz. *monter* ‚aufbauen, vorbereiten, aufstellen‘ zurückgeht und mit dem Lehnsuffix *-ieren* gebildet wurde, weist neben der standardsprachlichen Bedeutung auch die Bedeutung ‚mit einem Gewand ausrüsten, neu einkleiden‘ auf.²²⁵ Diese mundartliche Bedeutung rührt wahrscheinlich von der frz. Teilbedeutung ‚vorbereiten‘ her, hängt aber noch stärker mit dem Substantiv *Montur* ‚Bekleidung, Anzug, hauptsächlich von Männern oder Knaben‘, ‚Uniform der Soldaten‘, ‚Dienst-, Berufskleidung‘ zusammen. *Montur* ist aus frz. *monture* ‚Bügel, Fassung‘ entlehnt und existiert ebenfalls als Bedeutungsübertragung im Bereich der Speisen. So kann die *Montur* auch die ‚Schale der Kartoffel‘ sein oder *Äpfel in der Montur* die Speise ‚Äpfel im Schlafrock‘.²²⁶

²¹⁸ Vgl. FLEIG, Alemannisches Wörterbuch (wie Anm. 11), S. 85; WEIK, Fremdwörter (wie Anm. 11), S. 246; Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 3, S. 217.

²¹⁹ Vgl. ebd.

²²⁰ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 3, S. 442 f.

²²¹ Vgl. BAUM, Alemannisches Taschenwörterbuch (wie Anm. 11), S. 141.

²²² Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 3, S. 555.

²²³ Siehe KLUGE / SEEBOLD, Etymologisches Wörterbuch (wie Anm. 67), S. 539.

²²⁴ Ebd.

²²⁵ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 3, S. 661.

²²⁶ Vgl. ebd.; BAUM, Alemannisches Taschenwörterbuch (wie Anm. 11), S. 150.

Neglischee ‚Morgenkleid der Frau‘ ist laut Badischem Wörterbuch aus frz. *négligé* ‚nachlässige Kleidung, Morgenrock‘ entlehnt und hat davon nur die Teilbedeutung ‚Morgenrock‘ übernommen oder seine Bedeutung generell verengt.²²⁷

Quaföri ist als scherzhafte Bezeichnung für ‚Friseur‘ aus frz. *coiffeur* ‚Haarschneider, Friseur‘ entlehnt.²²⁸

Ridikül ‚Handtasche, Tragbeutel, bes. von Frauen getragen‘²²⁹ geht laut Badischem Wörterbuch auf frz. *réticule* ‚Handtäschchen in Beutelform‘ zurück.²³⁰ *Ridikül* wurde später an *ridicule* ‚Lächerlichkeit‘ angelehnt und kann im Sinne einer Bedeutungsübertragung auch ‚männliches Geschlechtsteil‘ heißen.

Schiffonier, von frz. *chiffonier* ‚Nähkasten, Nähtischchen‘, ist in den Erhebungsdaten des SSA als ‚(besondere Art von) Kleiderschrank‘ und bei Weik als ‚Schrank‘ belegt.²³¹ Für das mundartliche *Schiffonier* liegt somit eine Verschiebung der Bedeutung auf ein anderes Möbelstück vor.

Schille(e) taucht als ‚Jäckle‘ im Material des SSA²³² auf und als ‚Weste (zum Anzug)‘ bei Fleig, Schmolck, Winkelmann und im Alemannischen Taschenwörterbuch.²³³ Entlehnt wurde *Schille(e)* aus frz. *gilet* ‚Jacke, Weste‘.

Sentir ist als ‚Miederband‘ bei Staedele und im Alemannischen Taschenwörterbuch belegt.²³⁴ Laut letzterem geht *Sentir* auf frz. *ceinture* ‚Bauchbinde, Gürtel, Gurtband, Taille‘ zurück und ist deshalb als eine Bedeutungsverengung einzuordnen.

4.7 Sachgebiet Haushalt, Familie, Küche, Gastgewerbe

Paraple/Pableh ‚Regenschirm‘, von frz. *paraplu* ‚Regenschirm‘, wird im Badischen Wörterbuch als ‚veraltet, fast verdrängt durch Schirm‘²³⁵ bezeichnet,²³⁶ ist

²²⁷ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 4, Lieferung 58/59, S. 47.

²²⁸ Vgl. ebd., Lieferung 60/61, S. 154; BAUM, Alemannisches Taschenwörterbuch (wie Anm. 11), S. 170.

²²⁹ Verzeichnet auch im Alemannischen Taschenwörterbuch (vgl. BAUM, Alemannisches Taschenwörterbuch (wie Anm. 11), S. 174).

²³⁰ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 4, Lieferung 64/65, S. 285 f.

²³¹ Vgl. WEIK, Fremdwörter (wie Anm. 11), S. 248.

²³² Siehe SSA-Karte IV/3.14.

²³³ Vgl. FLEIG, Alemannisches Wörterbuch (wie Anm. 11), S. 126; SCHMOLCK, Aus dem Französischen abgeleitete Dialektwörter (wie Anm. 11), S. 51; WINKELMANN, Französische Elemente (wie Anm. 11), S. 130; BAUM, Alemannisches Taschenwörterbuch (wie Anm. 11), S. 182. Bei Weik wird *Schille(e)* dagegen als bereits ausgestorben bezeichnet (vgl. WEIK, Fremdwörter [wie Anm. 11], S. 248).

²³⁴ Vgl. STAEDELE, Mundartliches und Volkskundliches (wie Anm. 11), S. 261; BAUM, Alemannisches Taschenwörterbuch (wie Anm. 11), S. 192.

²³⁵ Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 1, S. 118.

²³⁶ Ähnlich auch schon bei Weik (vgl. WEIK, Fremdwörter [wie Anm. 11], S. 244).

allerdings im SSA-Material sowie bei Crévenat-Werner, Winkelmann und im Alemannischen Taschenwörterbuch belegt.²³⁷

Parieren ‚gehorschen, folgen‘ ist laut Badischem Wörterbuch, Telling und Weik aus dem frz. Verb *parer* ‚herrichten, vorbeugen, zubereiten, abwehren‘ entlehnt und wird auch bei Fleig genannt.²³⁸ Der damit vorliegende Bedeutungswandel könnte als Bedeutungsverschiebung und -verengung bezeichnet werden. Allerdings ist die Rückführung des Verbs *parieren* ‚gehorschen‘ auf frz. *parer* nicht eindeutig geklärt, denn in Kluge wird für die Herkunft des Wortes auf lat. *parere* verwiesen.²³⁹

Plümo wird bei Weik erwähnt²⁴⁰ und im Badischen Wörterbuch als ‚Flaumdecke, Mittelgattung zwischen Kissen und Bettdecke‘, entlehnt aus frz. *plumeau* und *plumon*, beschrieben: „Man lernte die Sache 1873 im Elsaß kennen und verwarf sie als unzweckmäßig und französisch.“²⁴¹

Potschamber/Boddschamber ‚Nachttopf‘ kann wieder als im Untersuchungsgebiet sehr verbreitete Entlehnung angesehen werden, denn der Begriff ist sowohl im Alemannischen Taschenwörterbuch und dem Badischen Wörterbuch verzeichnet als auch bei Fleig, Mattheier, Schmolck, Weik und Winkelmann.²⁴² Der *Potschamber/Boddschamber* geht zurück auf frz. *pot de chambre* ‚Nachttopf‘.

Budel, von frz. *bouteille* ‚Flasche, Pulle‘, hat im mundartlichen Gebrauch eine Bedeutungsverengung erfahren. Mit *Budel* werden meist ausschließlich kleine, flache Schnapsflaschen von der Art einer Soldatenfeldflasche oder ‚Schoppenflaschen (Milch-, Saugfläschchen für Kinder)‘ bezeichnet. Auch die Zusammensetzung *Schnapsbudel(e)* wird im Badischen Wörterbuch als gebräuchlich eingestuft.²⁴³ Das auf der ersten Silbe betonte *Budl* ist auch im Material des SSA als ‚Schnapsflasche‘ und ‚Schoppenflasche‘ belegt. Eng verwandt mit *Budl* ist das auf der zweiten Silbe betonte und ebenfalls aus frz. *bouteille* ‚Flasche, Pulle‘ entlehnte Wort *Butelle*. Dieses Wort, das neben dem Badischen Wörterbuch auch bei Schmolck und Weik aufgeführt ist, wird allerdings als Bezeichnung für ‚gläsernes Gefäß‘, ‚Glaskaraffe‘,

²³⁷ Vgl. CRÉVENAT-WERNER, Französische Lexeme (wie Anm. 5), S. 81; WINKELMANN, Französische Elemente (wie Anm. 11), S. 129; BAUM, Alemannisches Taschenwörterbuch (wie Anm. 11), S. 161.

²³⁸ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 1, S. 119; TELLING, Französisch im deutschen Wortschatz (wie Anm. 57), S. 66; WEIK, Fremdwörter (wie Anm. 11), S. 244; FLEIG, Alemannisches Wörterbuch (wie Anm. 11), S. 20.

²³⁹ Vgl. KLUGE / SEEBOLD, Etymologisches Wörterbuch (wie Anm. 67), S. 613.

²⁴⁰ Vgl. WEIK, Fremdwörter (wie Anm. 11), S. 245.

²⁴¹ Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 1, S. 270.

²⁴² Vgl. BAUM, Alemannisches Taschenwörterbuch (wie Anm. 11), S. 168; Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 1, S. 301; FLEIG, Alemannisches Wörterbuch (wie Anm. 11), S. 25; MATTHEIER, Das Französische in Deutschland (wie Anm. 11), S. 470; SCHMOLCK, Aus dem Französischen abgeleitete Dialektwörter (wie Anm. 11), S. 51; WEIK, Fremdwörter (wie Anm. 11), S. 245; WINKELMANN, Französische Elemente (wie Anm. 11), S. 130.

²⁴³ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 1, S. 361.

‚Wasserflasche‘, ‚Flasche ohne Verschluss‘, ‚dickbauchige Flasche‘, ‚dickbauchige, grünlische Schenkflasche für Wein‘ gebraucht.²⁴⁴

Gofere ‚Waffel(n)‘ ist aus frz. *gaufre* ‚Waffel‘ entlehnt und im Alemannischen Taschenwörterbuch sowie im Badischen Wörterbuch verzeichnet.²⁴⁵ Es existiert aber mit der Wendung *alte Gofere* ‚altes Weib‘ bzw. *Gofere* ‚alte Frau‘ außerdem eine interessante Bedeutungsverschiebung und -verschlechterung, die neben einem Aufsatz über Schimpfwörter²⁴⁶ ebenfalls in den beiden genannten Wörterbüchern erwähnt ist.

Gschdellaasch ‚herumstehende Möbelstücke‘, ‚Gerümpel‘ ist keine tatsächliche Entlehnung, sondern eine Wortneubildung mit Hilfe des frz. Lehnsuffix *-age*. Das Wort *Gschdellaasch* entstand, wie z. B. bei Winkelmann gezeigt, aus dem Wort *Gestell* + Lehnsuffix.²⁴⁷ Als ‚unförmig zusammengepfushtes Gestell‘ ist *Gschdellaasch* auch bei Fleig erwähnt.²⁴⁸

Kasserol(e) ‚Schmorfpanne, ohne Stiel‘ geht auf frz. *casserole* ‚Schmortopf‘ zurück.²⁴⁹

K(o)ralle, mhd. *koral[le]*, ist entlehnt aus afrz. *coral*²⁵⁰ und entspricht zumindest in einer Teilbedeutung auch in der Mundart nhd. *Koralle*. In einer anderen mundartlichen Verwendungsweise hat sich die Bedeutung von *K(o)ralle* allerdings verschoben und erweitert: Das Nomen *K(o)ralle* entwickelte sich zur Bezeichnung für allerlei perlen- oder kugelförmige Dinge. So kann *K(o)ralle* laut Badischem Wörterbuch in den Mundarten des Untersuchungsgebiets stehen für ‚Perle, kleine Kugel, hauptsächlich aus Glas, auch aus anderen Stoffen (Achat, Holz), am Rosenkranz oder an einer Halskette‘, ‚Christbaumkugel(n) aus Glas‘, ‚kleine perlige Bläschen auf Flüssigkeiten (beim Einschenken oder Schütteln)‘, ‚einzelne Wassertropfen‘, ‚Schweißperle(n)‘, ‚Fettaugen der Suppe‘ oder ‚kleine Kartoffeln an der Wurzel des Stockes‘.²⁵¹ Als ‚Glasperle‘ und ‚Luftperle im Wein‘ ist *K(o)ralle* auch im Alemannischen Taschenwörterbuch belegt.²⁵² Wie Schrambke erläutert, hat sich die *K(o)ralle*

²⁴⁴ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 1, S. 383; SCHMOLCK, Aus dem Französischen abgeleitete Dialektwörter (wie Anm. 11), S. 51; WEIK, Fremdwörter (wie Anm. 11), S. 245.

²⁴⁵ Vgl. BAUM, Alemannisches Taschenwörterbuch (wie Anm. 11), S. 87;

²⁴⁶ Vgl. RENATE SCHRAMBKE, Dupp und Dottel, Lusch und Lottel. Geschlechtsbezogene sprachliche Varianz bei Schimpfwörtern des südwestdeutschen Sprachraums, in: Geschlechterkonstruktionen in Sprache, Literatur und Gesellschaft. Gedenkschrift für Gisela Schoenthal, hg. von ELISABETH CHEAURÉ / ORTRUD GUTJAHR / CLAUDIA SCHMIDT (Rom-bach Wissenschaften: Reihe Cultura; Bd. 21), Freiburg i. Br. 2002, S. 271.

²⁴⁷ Vgl. WINKELMANN, Französische Elemente (wie Anm. 11), S. 134.

²⁴⁸ Vgl. FLEIG, Alemannisches Wörterbuch (wie Anm. 11), S. 63, 122.

²⁴⁹ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 3, S. 83.

²⁵⁰ Vgl. KLUGE / SEEBOLD, Etymologisches Wörterbuch (wie Anm. 67), S. 477.

²⁵¹ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 3, S. 231.

²⁵² Vgl. BAUM, Alemannisches Taschenwörterbuch (wie Anm. 11), S. 133. Hier allerdings als Variante *Chralle*, die wegen der Verschiebung k→ch auf eine südalemannische Verbreitung schließen lässt.

allerdings noch zusätzlich als Metapher für ‚eitle Frau‘ durchgesetzt.²⁵³ Diese semantische Entwicklung entspricht wiederum einer Bedeutungsverschiebung und darüber hinaus einer Bedeutungsverschlechterung.

Lavor ‚tragbares Waschbecken aus Porzellan oder Email‘²⁵⁴ wird oft auch *Waschlavor* ‚Waschbecken, Waschsüssel‘ genannt und ist im Alemannischen Taschenwörterbuch verzeichnet sowie bei Fleig, Weik und Winkelmann.²⁵⁵ *Lavor* ist entlehnt aus frz. *lavoir* ‚Spülbecken‘ und hat somit eine Bedeutungsverschiebung von ‚Spülbecken‘ zu ‚Waschbecken‘ erfahren. Diese semantische Verschiebung erklärt vermutlich auch das Entstehen von *Waschlavor*, denn mit diesem Kompositum soll wohl besonders deutlich darauf verwiesen werden, dass es sich bei der bezeichneten Sache eben nicht um ein *Spülbecken* sondern um ein *Waschbecken* handelt.

Losament steht primär für ‚Wohnung, Behausung‘ und geht auf frz. *logement* ‚Wohnung, Unterkunft, Unterbringung, Einquartierung‘ zurück. Die mundartliche Nebenbedeutung ‚Gefängnis‘ entstand wahrscheinlich in Form einer Bedeutungsverschlechterung aus der frz. Teilbedeutung ‚Unterbringung, Einquartierung‘. Eine weitere Nebenbedeutung, ‚minderwertiger, aber noch verwendeter Raum‘, entwickelte sich wohl als Bedeutungsverengung und -verschlechterung aus ‚Wohnung, Behausung‘.²⁵⁶ Eine sowohl im Badischen Wörterbuch als auch im Alemannischen Taschenwörterbuch verzeichnete Variante von *Losament* stellt *Loschement* ‚Wohnung‘ dar.²⁵⁷

Loschi gehört semantisch eng zu *Losament* und *Loschement*. Das aus frz. *logis* ‚Quartier, Unterkunft, Wohnung‘ entlehnte Substantiv ist bei Weik und im Badischen Wörterbuch belegt und bedeutet ‚Unterkunft, Wohnung, bes. Mietwohnung‘.²⁵⁸ *Loschi* tritt auch in festen Wendungen wie *Mieter in Koscht un Loschi* ‚mit Verpflegung und Unterkunft‘ und *in Loschi sii* ‚in Miete wohnen‘ auf. Ebenfalls eng zu *Loschi* und den beiden anderen genannten Substantiven gehört das Verb *loschieren* ‚wohnen, sich einmieten (besonders vorübergehend)‘. *Loschieren* geht auf das frz. Verb *loger* ‚beherbergen, wohnen, unterbringen‘ zurück und wurde mit dem Lehnsuffix *-ieren* versehen. Wie auch *Loschi*, ist *loschieren* ebenfalls bei Weik und im Badischen Wörterbuch aufgeführt.²⁵⁹ In letzterem wird zudem der Ausdruck *jemanden loschieren* ‚einen beherbergen‘ erwähnt.

²⁵³ Vgl. SCHRAMBKE, Dupp und Dottel (wie Anm. 246), S. 271.

²⁵⁴ Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 3, S. 405.

²⁵⁵ Vgl. BAUM, Alemannisches Taschenwörterbuch (wie Anm. 11), S. 228; FLEIG, Alemannisches Wörterbuch (wie Anm. 11), S. 148; WEIK, Fremdwörter (wie Anm. 11), S. 246; WINKELMANN, Französische Elemente (wie Anm. 11), S. 130.

²⁵⁶ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 3, S. 486.

²⁵⁷ Vgl. ebd., S. 487; BAUM, Alemannisches Taschenwörterbuch (wie Anm. 11), S. 143.

²⁵⁸ Vgl. WEIK, Fremdwörter (wie Anm. 11), S. 246; Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 3, S. 487.

²⁵⁹ Vgl. ebd.

Losche hat sich laut Badischem Wörterbuch aus einer Bedeutungsverschiebung von frz. *loge* ‚Ankleideraum, Fach‘ mundartlich zu einer ‚scherzhaften Bezeichnung für Abort‘ entwickelt.²⁶⁰

Makrone ‚ein Backwerk‘, ‚ein kleines Gebäck, meist der Konditoren‘, ‚Weihnachtsgebäck auf Opladen‘ geht auf das frz. Gebäckstück *macaron* zurück.²⁶¹

Marone ‚Esskastanie‘ ist aus dem gleichbedeutenden frz. Substantiv *marron* entlehnt.²⁶²

Melieren ‚vermischen‘, erneut ein Verb, das mit dem Lehnsuffix *-ieren* gebildet wurde, steht laut Badischem Wörterbuch meist im Partizip und geht auf frz. *mêler* ‚mischen, vermengen, vermischen‘ zurück.²⁶³

Merinken steht für ‚„ein Sahnegebäck, Baiser, leicht gebackene oder getrocknete Masse aus Eischnee und Zucker‘, in jeder Form. Franz. *meringue*“.²⁶⁴

Mucke(n)fuck ist als Begriff für diverse Arten von ‚Kaffeersatz‘, meist für ‚Malzkaffee‘ oder auch für ‚dünner Bohnenkaffee‘ verbreitet.²⁶⁵ Höchstwahrscheinlich entstammt das auch bei Fleig belegte Mundartwort *Mucke(n)fuck* dem frz. *moka faux* ‚falscher Kaffee‘.²⁶⁶

Amllet/Om(e)lett ‚Eier(pfann)kuchen‘ ist aus dem frz. *omelette* ‚Eierkuchen‘ entlehnt. Die Variante *Amllet* ist im Badisches Wörterbuch, im Alemannischen Taschenwörterbuch und bei Weik verzeichnet.²⁶⁷ *Om(e)lett* wird ebenfalls im Badischen Wörterbuch aufgeführt.²⁶⁸

Regalieren ‚bewirten‘ geht auf frz. *régaler* ‚bewirten, freihalten‘ zurück²⁶⁹ und wurde wie zahlreiche andere entlehnte Verben mit dem Lehnsuffix *-ieren* gebildet.

Rescho ist aus dem frz. Substantiv *réchaud* ‚Kohlenbecken, Wärmepfanne, Schüsselwärmer‘ entlehnt und im Untersuchungsgebiet laut dem Badischen Wörterbuch als ‚offener Feuerrost des Kochherdes (worauf früher in dreifußigen Kochtöpfen gekocht wurde)‘ gebräuchlich.²⁷⁰ Die Bedeutung von *Rescho* wurde somit in etwa auf die frz. Teilbedeutung ‚Kohlenbecken‘ verengt.

²⁶⁰ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 3, S. 487.

²⁶¹ Vgl. ebd., S. 540. Zur genaueren Bedeutung von frz. *macaron* vgl. BRUNT, The influence of the French language (wie Anm. 57), S. 358. *Makrone* ist auch bei Weik belegt (vgl. WEIK, Fremdwörter [wie Anm. 11], S. 246).

²⁶² Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 3, S. 565.

²⁶³ Vgl. ebd., S. 607.

²⁶⁴ Ebd., S. 612.

²⁶⁵ Vgl. ebd., S. 677.

²⁶⁶ Vgl. FLEIG, Alemannisches Wörterbuch (wie Anm. 11), S. 99. Siehe hierzu auch TELLING, Französisch im deutschen Wortschatz (wie Anm. 57), S. 62.

²⁶⁷ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 1, S. 40; BAUM, Alemannisches Taschenwörterbuch (wie Anm. 11), S. 16; WEIK, Fremdwörter (wie Anm. 11), S. 244.

²⁶⁸ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 4, Lieferung 60/61, S. 137. Zur Verbreitung in Südwestdeutschland vgl. die SSA-Karte IV/3.25.

²⁶⁹ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 4, Lieferung 64/65, S. 231.

²⁷⁰ Vgl. ebd., S. 268.

Schondell, entlehnt aus frz. *chandelle* ‚Kerze, Wachlicht‘, kann als durchaus produktive Entlehnung bezeichnet werden. Das Substantiv taucht im Material des SSA als Bezeichnung für ‚Kerze‘ auf und ist mit derselben Bedeutung als Variante *Schrandele* auch im Alemannischen Taschenwörterbuch enthalten.²⁷¹ Die ebenfalls auf frz. *chandelle* zurückgehende Zusammensetzung *Schandliecht* wird ebd. als ‚Kommunikationskerze‘ erwähnt,²⁷² kann aber laut Schmolck auch ‚Kerzenständer‘ und laut Weik ‚Talglicht‘ bedeuten.²⁷³ Als Synonym zu *Schandliecht* ‚Kerzenständer‘ kann der wiederum im Alemannischen Taschenwörterbuch belegte *Schandlestock* ‚Kerzenhalter‘ gelten.²⁷⁴

Séparée ‚Neben-/Hinterzimmer‘ wird von Telling auf frz. *chambre* ‚Zimmer, Stube, Raum‘ und *séparée* ‚getrennt‘ zurückgeführt.²⁷⁵

4.8 Sachgebiet Böses, Unglück, Krankheit

Bredullje ‚in Not sein‘, ‚Verlegenheit‘, ‚Bedrängnis‘ ist bei Telling verzeichnet und bei Mattheier für den mundartlichen Gebrauch belegt.²⁷⁶ Laut Kluge geht das Substantiv auf einen im heutigen Französischen nicht mehr gebräuchlichen Sinn von *bredouille* ‚Dreck, Matsch‘ zurück.²⁷⁷ Die mundartliche Bedeutung entspricht demgemäß annähernd der frz. Wendung *être en bredouille* ‚im Matsch stecken‘.

Lamentabel ‚beklagenswert, bedauernswert‘ ist vermutlich aus dem frz. Adjektiv *lamentable* ‚beklagenswert, jammervoll‘ entlehnt, kann allerdings laut Badischem Wörterbuch auch mit lat. *lamentabilis* zusammenhängen.²⁷⁸ Zum Adjektiv *lamentabel* gehört auch das Verb *lamentiere(n)* ‚jammern, klagen, sich beklagen‘, ‚Mitleid erwecken, wehleidig tun‘, ‚Aufhebens machen‘, ‚schimpfen, schelten‘, das nach KLUGE und Badischem Wörterbuch auf lat. *lamentari* ‚jammern‘ zurückgeht.²⁷⁹

²⁷¹ Vgl. BAUM, Alemannisches Taschenwörterbuch (wie Anm. 11), S. 188.

²⁷² Vgl. ebd., S. 180.

²⁷³ Vgl. SCHMOLCK, Aus dem Französischen abgeleitete Dialektwörter (wie Anm. 11), S. 51; WEIK, Fremdwörter (wie Anm. 11), S. 247.

²⁷⁴ Vgl. BAUM, Alemannisches Taschenwörterbuch (wie Anm. 11), S. 180.

²⁷⁵ Vgl. TELLING, Französisch im deutschen Wortschatz (wie Anm. 57), S. 26. Außer bei Telling ist das *Séparée* in keiner der Publikationen, die meinem Corpus zugrunde liegen, enthalten. Telling bezieht sich darüber hinaus auf die deutsche Standardsprache. Ich habe das Wort dennoch in mein Korpus aufgenommen, weil mir das *Séparée* von Gewährspersonen aus der Ortenau als durchaus im Dialekt gebräuchlich bekannt ist.

²⁷⁶ Vgl. TELLING, Französisch im deutschen Wortschatz (wie Anm. 57), S. 24; MATTHEIER, Das Französische in Deutschland (wie Anm. 11), S. 470.

²⁷⁷ Vgl. KLUGE / SEEBOLD, Etymologisches Wörterbuch (wie Anm. 67), S. 133.

²⁷⁸ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 3, S. 256.

²⁷⁹ Vgl. KLUGE / SEEBOLD, Etymologisches Wörterbuch (wie Anm. 67), S. 500; Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 3, S. 256.

Weik sieht dagegen den Ursprung von *lamentiere(n)* in dem frz. Verb *lamenter* ‚jammern, bejammern‘.²⁸⁰

Malad, malader(ig) ‚unwohl, unpässlich, müde, erschöpft, kränkelnd, (in geringem Maße) krank‘ geht auf das frz. Adjektiv *malade* ‚krank, marode‘ zurück und kann als in den badischen Mundarten weithin verbreitet angesehen werden. Es ist im Alemannischen Taschenwörterbuch, im Badischen Wörterbuch sowie bei Fleig, Weik und Winkelmann belegt.²⁸¹

Malis ‚Bosheit‘ ist laut Badischem Wörterbuch aus dem frz. Substantiv *malice* ‚Arglist, Häme‘ entlehnt²⁸² und kommt dieser ursprünglichen Bedeutung auch im mundartlichen Gebrauch sehr nahe.

Molest(en) scheint erneut, wie auch schon bei *lamentiere(n)* der Fall, etymologisch nicht eindeutig erklärbar zu sein. Das Badische Wörterbuch sieht einen Zusammenhang des Substantivs mit lat. *molestus* ‚beschwerlich‘ sowie *molestia* und gibt für die Mundart die Bedeutungen ‚Beschwerlichkeit, Unannehmlichkeiten, Beschwernisse, Schwierigkeiten, Scherereien‘ bzw. ‚körperliche Beschwerden, Gesundheitsstörungen‘ an.²⁸³ In Fleig, Schmolck, Weik, Winkelmann sowie im Alemannischen Taschenwörterbuch ist dagegen die Variante *Maleschde* ‚Mühsal, Beschwerden‘ verzeichnet und es wird auf die Herkunft des Wortes vom frz. Verb *molester* ‚belästigen‘ verwiesen.²⁸⁴

Malör ist als ‚Missgeschick‘, ‚Unfall‘ bei Telling genannt und im Badischen Wörterbuch als ‚Unglück, Pech‘ und ‚Beschwerden, Übel, Krankheit‘ für das Untersuchungsgebiet belegt.²⁸⁵ Das Nomen *Malör* hat seinen Ursprung in frz. *malheur* ‚Missgeschick, Pech, Unglück‘. Seine Bedeutung hat sich für ‚Beschwerden, Übel, Krankheit‘ auf den Bereich von körperlichen Beschwerden verschoben bzw. erweitert.

²⁸⁰ Vgl. WEIK, Fremdwörter (wie Anm. 11), S. 246. Das Verb *lamentier(e)* ist auch bei CRÉVENAT-WERNER, Französische Lexeme (wie Anm. 5), S. 76, FLEIG, Alemannisches Wörterbuch (wie Anm. 11), S. 88, und im Alemannischen Taschenwörterbuch aufgeführt (vgl. BAUM, Alemannisches Taschenwörterbuch [wie Anm. 11], S. 139). In letzterem wird zusätzlich das Substantiv *Lamentis* ‚Klagen‘ genannt.

²⁸¹ Vgl. BAUM, Alemannisches Taschenwörterbuch (wie Anm. 11), S. 146; Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 3, S. 541; FLEIG, Alemannisches Wörterbuch (wie Anm. 11), S. 96; WEIK, Fremdwörter (wie Anm. 11), S. 246; WINKELMANN, Französische Elemente (wie Anm. 11), S. 133.

²⁸² Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 3, S. 543.

²⁸³ Vgl. ebd., S. 654.

²⁸⁴ Vgl. FLEIG, Alemannisches Wörterbuch (wie Anm. 11), S. 96; SCHMOLCK, Aus dem Französischen abgeleitete Dialektwörter (wie Anm. 11), S. 51; WEIK, Fremdwörter (wie Anm. 11), S. 246; WINKELMANN, Französische Elemente (wie Anm. 11), S. 131; BAUM, Alemannisches Taschenwörterbuch (wie Anm. 11), S. 146.

²⁸⁵ Vgl. TELLING, Französisch im deutschen Wortschatz (wie Anm. 57), S. 57; Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 3, S. 543 f. Auch bei Weik ist das Wort verzeichnet und wird auf frz. *malheur* zurückgeführt, allerdings ohne die Erwähnung einer Bedeutung (vgl. WEIK, Fremdwörter [wie Anm. 11], S. 246).

Malproper ‚unrein, schmutzig‘ geht auf das frz. Adjektiv *malpropre* ‚schmutzilig, schmutzig, unsauber‘ zurück und ist im Badischen Wörterbuch und im Alemannischen Taschenwörterbuch verzeichnet.²⁸⁶

Malträrieren ist bei Telling als französische Entlehnung aufgeführt und bei Weik für den mundartlichen Gebrauch belegt.²⁸⁷ Im Badischen Wörterbuch werden die Bedeutungen ‚misshandeln, quälen, peinigen, plagen (von Mensch und Tier)‘ und auch ‚unachtsam behandeln, falsch bedienen (von Sachen)‘ angegeben.²⁸⁸ Das Wort, das erneut zur Gruppe der mit *-ieren* gebildeten Verben gehört, wird ebd. auf frz. *maltraiter* ‚misshandeln, schlecht behandeln‘ zurückgeführt. Eine gewisse Bedeutungserweiterung vom eher nur die Behandlung von Menschen betreffenden Bereich des frz. Verbs hin zu einem Begriff, der auch die Behandlung von Sachen bezeichnet, liegt also vor.

Marode kann für ‚krank, hinfällig, unpässlich, entkräftet, schwach, schlapp, ermüdet‘ oder auch für ‚zerbrochen, kaputt, zerrissen, beschädigt‘ stehen²⁸⁹ und stellt laut Kluge eine Weiterbildung aus dem frz. Substantiv *maraud* ‚Bettler, Lump‘ dar.²⁹⁰ Als Adjektiv existiert *marode* nur im Deutschen, nicht im Französischen, und meinte ursprünglich ‚marschunfähig (bei Soldaten)‘. Die Nebenbedeutung ‚zerbrochen, kaputt, zerrissen, beschädigt‘ stellt demnach eine Bedeutungserweiterung auf einen im weitesten Sinne Gegenstände betreffenden Bereich dar. Auch bei dem im Alemannischen Taschenwörterbuch belegten eng verwandten Substantiv *Marodör* ‚Räuber, Plünderer‘ handelt es sich laut Kluge um eine deutsche Bildung.²⁹¹ Ursprung für *Marodör* war neben dem bereits erwähnten *maraud* ‚Bettler, Lump‘ auch das Verb *marauder* ‚herumstrolchen, plündern‘.

Mischant ‚abscheulich‘ ist laut Badischem Wörterbuch aus dem frz. Adjektiv *méchant* ‚heikel, übel‘ entlehnt²⁹² und hat, ausgehend von der frz. Bedeutung, eine Bedeutungsverschlechterung erfahren.

Miserabel, *miserablig* ‚schlecht, elend, erbärmlich‘ wird im Badischen Wörterbuch, im Alemannischen Taschenwörterbuch und bei Weik genannt und auf frz. *misérable* ‚elend, jämmerlich, kümmerlich‘ zurückgeführt.²⁹³

Misere ist bei Weik belegt,²⁹⁴ steht für ‚Elend, Not, Unglück, Jammer‘ und ist entlehnt aus dem frz. Substantiv *misère* ‚Jammer, Not, Armut‘.²⁹⁵

²⁸⁶ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 3, S. 544; BAUM, Alemannisches Taschenwörterbuch (wie Anm. 11), S. 146.

²⁸⁷ Vgl. TELLING, Französisch im deutschen Wortschatz (wie Anm. 57), S. 57; WEIK, Fremdwörter (wie Anm. 11), S. 246.

²⁸⁸ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 3, S. 545.

²⁸⁹ Vgl. ebd., S. 565; BAUM, Alemannisches Taschenwörterbuch (wie Anm. 11), S. 147.

²⁹⁰ Vgl. KLUGE / SEEBOLD, Etymologisches Wörterbuch (wie Anm. 67), S. 541.

²⁹¹ Vgl. ebd., S. 542.

²⁹² Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 3, S. 634.

²⁹³ Vgl. ebd., S. 635; BAUM, Alemannisches Taschenwörterbuch (wie Anm. 11), S. 149; WEIK, Fremdwörter (wie Anm. 11), S. 247.

²⁹⁴ Vgl. WEIK, Fremdwörter (wie Anm. 11), S. 247.

²⁹⁵ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 3, S. 635.

Nondedjee, aus dem frz. Ausruf *nom de Dieu!* ‚zum Donnerwetter (nochmal)!‘, ‚Gott noch einmal!‘, ist auch im mundartlichen Gebrauch ein Ausruf der Verärgerung oder ein Fluch.²⁹⁶ Die Interjektion *Nondedjee* wird auch bei Weik genannt und bei Schmolck als *Nunndidieh!* ‚Himmel sapperment!‘ erwähnt.²⁹⁷

Ragall existiert als mundartliches Schimpfwort für eine ‚herrschtüchtige Frau‘. Schrambke führt dieses Nomen auf frz. *racaille* ‚Gesindel‘ zurück.²⁹⁸ Somit liegt für *Ragall* eine Bedeutungsverengung bzw. -verschiebung vor.

Rawasche ‚Unordnung, Verwüstung, Überstürzung‘ geht auf das frz. Substantiv *ravage* ‚Verwüstung, Verheerung‘ zurück.²⁹⁹

4.9 Sachgebiet Pflanze, Tier, Mensch (Körperliches)

Bisangeli ‚Löwenzahn‘ hat das gleichbedeutende frz. Nomen *pissenlit* zum Ursprung und ist in der SSA-Karte IV/4.11 verzeichnet. Belegt ist diese mundartliche Bezeichnung für Löwenzahn auch im Alemannischen Taschenwörterbuch.³⁰⁰ Besonders interessant sind im Zusammenhang mit *Bisangeli* zwei alternative mundartliche Bezeichnungen für Löwenzahn, *Bettseicher* und *Bettbrunzerchrut*.³⁰¹ Bei diesen beiden Begriffen handelt es sich mit großer Wahrscheinlichkeit um volkstümliche Lehnübersetzungen des frz. *pissenlit* ‚Löwenzahn‘. Dabei wurde vermutlich *pissenlit* aufgelöst in das Verb *pisser* ‚pinkeln, pissen, urinieren‘, die Präposition *en* ‚in, auf‘ und das Substantiv *lit* ‚Bett‘. Bei der Bildung von *Bettseicher* und *Bettbrunzerchrut* ‚~Bettpinkelkraut‘ wurde schließlich *pisser* ‚pinkeln, pissen, urinieren‘ durch die gleichbedeutenden dialektalen Verben *seiche*³⁰² bzw. *brunze*³⁰³ ersetzt.

Dez als Bezeichnung für ‚Kopf‘, entlehnt aus frz. *tête* ‚Kopf‘, war laut Badischem Wörterbuch „schon 1724 in die deutsche Gaunersprache übergegangen und wurde dann durch *s* erweitert. Die Erweiterung passt äußerlich zu *Fet-s* ‚Festlichkeit, Lustigkeit‘ [...].“³⁰⁴ Das recht weit verbreitete Substantiv *Dez* ist ebenfalls bei Fleig, Schmolck, Telling und Winkelmann belegt.³⁰⁵ Eng zu *Dez* gehören auch die beiden

²⁹⁶ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 4, Lieferung 58/59, S. 82.

²⁹⁷ Vgl. WEIK, Fremdwörter (wie Anm. 11), S. 247; SCHMOLCK, Aus dem Französischen abgeleitete Dialektwörter (wie Anm. 11), S. 51.

²⁹⁸ Vgl. SCHRAMBKE, Dupp und Dottel (wie Anm. 246), S. 271.

²⁹⁹ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 4, Lieferung 62/63, S. 214. Mit *Rawasche* hat möglicherweise auch das Verb *rawohse* ‚herumtoben, Unfug machen‘ zu tun, das bei Schmolck und bei Weik erwähnt wird (vgl. SCHMOLCK, Aus dem Französischen abgeleitete Dialektwörter [wie Anm. 11], S. 51; WEIK, Fremdwörter [wie Anm. 11], S. 247).

³⁰⁰ Vgl. BAUM, Alemannisches Taschenwörterbuch (wie Anm. 11), S. 166.

³⁰¹ Vgl. ebd., S. 26.

³⁰² Zu *seiche* vgl. ebd., S. 192.

³⁰³ Zu *brunze* vgl. ebd., S. 39.

³⁰⁴ Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 1, S. 472.

³⁰⁵ Vgl. FLEIG, Alemannisches Wörterbuch (wie Anm. 11), S. 35; SCHMOLCK, Aus dem Französischen abgeleitete Dialektwörter (wie Anm. 11), S. 51; TELLING, Französisch im

Nomen *Latete(l)* ‚Kopf‘ und *Tatätel* ‚Kopf (spöttisch)‘. *Latete(l)* geht laut Badischem Wörterbuch auf frz. *la tête* zurück³⁰⁶ und bei *Tatätel* handelt es sich entweder um eine Entlehnung aus frz. *ta tête* oder um eine Angleichung aus *Latete(l)*.³⁰⁷

Gúgum(b)er ist als Bezeichnung für ‚Salatgurke‘ zum Beispiel bei Fleig belegt.³⁰⁸ Die Herkunft des Wortes scheint allerdings, wie auch schon in anderen genannten Fällen, nicht eindeutig geklärt zu sein. Schmolck verweist sowohl auf die frz. Bezeichnung für Gurke, *concombre*, als auch auf lat. *cucumerum*.³⁰⁹ König verweist lediglich auf eine generelle Herkunft des Wortes aus romanischen Sprachen, deren Bezeichnungen für die Gurke letztlich auch auf lat. *cucumer-* beruhen.³¹⁰ Laut Badischem Wörterbuch gehört *Gúgum(b)er* aber eindeutig zu lat. *cucumer(is)* ‚Gurke, cucumis sativus‘.³¹¹ Dem schließt sich auch das Alemannische Taschenwörterbuch an.³¹² Dennoch kann wohl eine Herkunft von *Gúgum(b)er* über Französisch als Vermittlersprache nicht ausgeschlossen werden.

Kamisol wird im Badischen Wörterbuch als ‚(kurzer) Männerkittel‘ sowie als ‚Hinterteil, Gesäß‘ bezeichnet und bei Schmolck als ‚schwere Männerjacke‘.³¹³ Das Nomen geht zurück auf frz. *camisole* ‚Unterjacke, Nachtjacke‘ und hat für ‚(kurzer) Männerkittel‘ und ‚schwere Männerjacke‘ eine gewisse Bedeutungsverschiebung erfahren, da mit *Kamisol* offensichtlich eine andere Art von Jacke benannt wird als mit frz. *camisole*. Eine wesentlich deutlichere Bedeutungsverschiebung liegt allerdings für die Teilbedeutung ‚Hinterteil, Gesäß‘ vor. Diese Bedeutung hat sich vermutlich als Übertragung von der Bedeutung ‚(kurzer) Männerkittel‘ entwickelt, dem Namen also für eine Jacke, die über dem Gesäß endet, zu einer Bezeichnung für das Gesäß selbst.

In Anlehnung an *Kamisol* ‚Hinterteil, Gesäß‘ wurde laut Badischem Wörterbuch das Verb *verkamisolen*, wohl auch unter dem Einfluss des gleichbedeutenden Verbs *verschlen*, gebildet.³¹⁴

Karussell, von frz. *carrousel* ‚Ringreiten‘, hat neben der Bedeutung wie nhd. im Untersuchungsgebiet auch die Bedeutung ‚umfangreiche Frau‘,³¹⁵ was eine Bedeutungsverschiebung und -verschlechterung darstellt.

Lafet(t)e wird laut Badischem Wörterbuch gebraucht für ‚Gestell eines Geschützes‘, ‚Wagenart‘, ‚Mund‘, ‚Gesicht (auch derb und verächtlich)‘ und ‚Klatsch-

deutschen Wortschatz (wie Anm. 57), S. 31; WINKELMANN, Französische Elemente (wie Anm. 11), S. 131.

³⁰⁶ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 3, S. 382.

³⁰⁷ Vgl. ebd., Bd. 1, S. 431.

³⁰⁸ Vgl. FLEIG, Alemannisches Wörterbuch (wie Anm. 11), S. 66.

³⁰⁹ Vgl. SCHMOLCK, Aus dem Französischen abgeleitete Dialektwörter (wie Anm. 11), S. 51.

³¹⁰ Vgl. KÖNIG, dtv-Atlas Deutsche Sprache (wie Anm. 1), S. 225.

³¹¹ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 2, S. 496.

³¹² Vgl. BAUM, Alemannisches Taschenwörterbuch (wie Anm. 11), S. 98.

³¹³ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 3, S. 59; SCHMOLCK, Aus dem Französischen abgeleitete Dialektwörter (wie Anm. 11), S. 51.

³¹⁴ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 3, S. 59.

³¹⁵ Vgl. ebd., S. 79.

weib‘.³¹⁶ In den Bedeutungen ‚Mund‘ oder ‚Gesicht‘ ist *Lafet(te)* auch bei Fleig, Staedele, Weik, Winkelmann und im Alemannischen Taschenwörterbuch belegt.³¹⁷ Etymologisch gehört *Lafet(te)* zu frz. *l'affût* ‚Gestell‘ und hat für seine verschiedenen Bedeutungen unterschiedliche semantische Entwicklungen genommen. ‚Gestell eines Geschützes‘ entspricht vermutlich noch recht genau der ursprünglichen Bedeutung von *l'affût*, wohingegen ‚Wagenart‘ bereits eine Bedeutungsverschiebung darstellt. Eine noch weiter gehende Bedeutungsverschiebung stellt die Entwicklung von ‚Gestell‘ zu ‚Mund‘ und ‚Gesicht‘ dar. Aus ‚Mund‘ wurde wahrscheinlich auch die Bedeutung ‚Klatschweib‘ bzw. ‚schwatzhafte Frau‘ übertragen,³¹⁸ was zudem eine Bedeutungsverschlechterung ist. Zu der Bedeutung ‚Klatschweib‘ wurde gemäß dem Badischen Wörterbuch auch das Verb *lafeten* ‚klatschen, schwatzen‘ gebildet.³¹⁹

Minette ‚weibliche Katze‘ geht auf frz. *minette* ‚Kätzchen‘ zurück³²⁰ und hat somit eine Bedeutungsverengung erfahren. Das sehr ähnliche Wort *Minne* ‚Katze‘ ist laut Badischem Wörterbuch dagegen aus frz. *minet* ‚Kätzchen‘ entlehnt und vor allem als Kosewort gebräuchlich oder als Lockruf für die Katze: *Kumm, Minne, minne*.³²¹

Urschili, von frz. *orgelet* ‚Gerstenkorn‘, ist im Alemannischen Taschenwörterbuch und in Klausmann / Kunze / Schrambke als ‚Gerstenkorn am Auge‘ verzeichnet.³²² In einem 1990 veröffentlichten Artikel gibt Hubert Klausmann als Verbreitungsgebiet für das Wort *Urschili* den Breisgau und das Markgräflerland an.³²³

Visage ‚Gesicht‘ wird von Telling für die Standardsprache genannt und ist im Alemannischen Taschenwörterbuch auch für den mundartlichen Gebrauch mit derselben Bedeutung belegt.³²⁴ Die *Visage* geht auf das frz. Nomen *visage* ‚Antlitz‘,

³¹⁶ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 3, S. 351.

³¹⁷ Vgl. FLEIG, Alemannisches Wörterbuch (wie Anm. 11), S. 87; STAEDELE, Mundartliches und Volkskundliches (wie Anm. 11), S. 258; WEIK, Fremdwörter (wie Anm. 11), S. 246; WINKELMANN, Französische Elemente (wie Anm. 11), S. 131; BAUM, Alemannisches Taschenwörterbuch (wie Anm. 11), S. 139.

³¹⁸ Vgl. SCHRAMBKE, Dupp und Dottel (wie Anm. 246), S. 271.

³¹⁹ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 3, S. 351. Das im Alemannischen Taschenwörterbuch aufgeführte Verb *lafere* ‚ausdruckslos sprechen‘ ist möglicherweise eine Variante von *lafeten* (vgl. BAUM, Alemannisches Taschenwörterbuch (wie Anm. 11), S. 138).

³²⁰ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 3, S. 632 f.

³²¹ Vgl. ebd., S. 633. Bei Winkelmann ist außerdem die Zusammenfügung *Minnekedsl* ‚Kätzchen‘ erwähnt (vgl. WINKELMANN, Französische Elemente [wie Anm. 11], S. 131).

³²² Vgl. BAUM, Alemannisches Taschenwörterbuch (wie Anm. 11), S. 215 f.; KLAUSMANN / KUNZE / SCHRAMBKE, Kleiner Dialektatlas (wie Anm. 7), S. 63.

³²³ Vgl. HUBERT KLAUSMANN, Staatsgrenze als Sprachgrenze? Zur Entstehung einer neuen Wort- und Sprachgebrauchsgrenze am Oberrhein, in: Grenzdialekte. Studien zur Entwicklung kontinentalwestgermanischer Dialektkontinua, hg. von LUDGER KREMER und HERMANN NIEBAUM (Germanistische Linguistik, 101–103), Hildesheim u. a. 1990, S. 193–215.

³²⁴ Vgl. TELLING, Französisch im deutschen Wortschatz (wie Anm. 57), S. 89; BAUM, Alemannisches Taschenwörterbuch (wie Anm. 11), S. 226.

‚Aussehen‘, ‚Ausdruck‘ zurück. Es liegt demnach eine Bedeutungsverengung vom Begriff für den gesamten äußerlichen Eindruck einer Person auf eine Bezeichnung für lediglich das Gesicht vor. Da *Visage* mundartlich auch häufig in einem abwertenden Sinne gebraucht wird, z. B. in der Wendung *die Visage polieren* ‚verhauen‘, kann auch von einer teilweisen Bedeutungsverschlechterung gesprochen werden.

4. 10 Sachgebiet Empfindungen, Charaktereigenschaften

Alert wird bei Weik erwähnt und im Alemannischen Taschenwörterbuch in der Bedeutung ‚munter‘, von frz. *alerte* ‚lebhaft, munter‘, angegeben.³²⁵

*Genieren*³²⁶ ‚sich unsicher fühlen‘, ‚sich schämen‘ ist bei Telling genannt und im Alemannischen Taschenwörterbuch auch für die Mundart belegt.³²⁷ *Genieren* entstand aus frz. *gener* ‚behindern‘, ‚belästigen‘ und dem Lehnsuffix *-ieren*. Semantisch entwickelte sich aus der mit dem frz. Verb beschriebenen Aktivität im Mundartgebrauch eher ein Begriff für eine momentane Empfindung. Das Adjektiv *schinant*, auch *shenant*, ‚peinlich‘, ‚lästig‘, ‚verlegen‘, ‚verschämt‘ gehört semantisch eng zu *genieren*. Es wird neben Telling auch bei Schmolck und Winkelmann aufgeführt und ist aus dem frz. Adjektiv *gênant(e)* ‚hinderlich, peinlich, unbequem, behindernd, lästig‘ entlehnt.³²⁸

Kapabel ‚fähig, im Stand, in der Lage‘³²⁹ geht auf das frz. Adjektiv *capable* ‚fähig, imstande, tauglich‘ zurück.

Kurasche ist aus dem frz. Nomen *courage* ‚Mumm, Tapferkeit‘ entlehnt und mit der mundartlichen Bedeutung ‚Mut‘ bzw. ‚Entschlossenheit‘ im Badischen Wörterbuch, im Alemannischen Taschenwörterbuch, bei Fleig sowie bei Weik belegt.³³⁰ Das Adjektiv *kuraschiert* ‚mutig, beherzt‘, aus frz. *courageux* ‚mutig, tapfer, beherzt‘, ist eng mit *Kurasche* verwandt.³³¹

Leschörle, das gemäß Badischem Wörterbuch auf frz. *lécheur* ‚Speichellecker, Kriecher‘ zurückgeht,³³² bedeutet mundartlich ‚einer der es dick hinter den Ohren hat, Spitzbube‘. Diese Bedeutung halte ich für positiver konnotiert als die des frz.

³²⁵ Vgl. WEIK, Fremdwörter (wie Anm. 11), S. 244; BAUM, Alemannisches Taschenwörterbuch (wie Anm. 11), S. 14.

³²⁶ Wird im Badischen Wörterbuch als *shenieren* erscheinen. Der entsprechende Band ist allerdings bislang noch nicht veröffentlicht.

³²⁷ Vgl. TELLING, Französisch im deutschen Wortschatz (wie Anm. 57), S. 42; BAUM, Alemannisches Taschenwörterbuch (wie Anm. 11), S. 181.

³²⁸ Vgl. TELLING, Französisch im deutschen Wortschatz (wie Anm. 57), S. 41; SCHMOLCK, Aus dem Französischen abgeleitete Dialektwörter (wie Anm. 11), S. 51; WINKELMANN, Französische Elemente (wie Anm. 11), S. 133.

³²⁹ Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 3, S. 66.

³³⁰ Vgl. ebd., S. 332; BAUM, Alemannisches Taschenwörterbuch (wie Anm. 11), S. 138; FLEIG, Alemannisches Wörterbuch (wie Anm. 11), S. 86; WEIK, Fremdwörter (wie Anm. 11), S. 246.

³³¹ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 3, S. 332.

³³² Vgl. ebd., S. 443.

lécheur. Dafür spricht auch, dass das Substantiv mit der dialektalen Diminutivendung *-le* versehen wurde und so eine gewisse Verharmlosungsform besitzt.

Marotte ‚Laune, Grille, verrückter Einfall‘ bzw. ‚üble Gewohnheiten‘ ist aus dem frz. Nomen *marotte* entlehnt,³³³ was laut Kluge ‚Narrenkappe, Narrenzepter mit Puppenkopf‘ heißen kann.³³⁴ Die Bedeutung ‚Laune, Grille, verrückter Einfall‘ hat sich also wohl als Bedeutungserweiterung und -verschiebung aus ‚Narrenkappe‘ entwickelt. *Marotte* als ‚üble Gewohnheiten‘ kann sich demnach nur als Bedeutungsverschlechterung aus der zuerst genannten mundartlichen Teilbedeutung ergeben haben.

Muskete besitzt neben der bekannten nhd. Bedeutung ‚große Handfeuerwaffe‘³³⁵ in der Mundart eine weitere Bedeutung, der eine Bedeutungsübertragung zugrunde liegt. *Muskete* wird laut Badischem Wörterbuch im Untersuchungsgebiet nämlich auch als Schimpfname für ein ‚verdrehtes Frauenzimmer, eine verdrehte Schraube‘ gebraucht.³³⁶ Entlehnt wurde das Substantiv ursprünglich aus frz. *mousquet*.³³⁷

Rasche ist als *Rage* ‚Empörung, Wut‘ bei Telling für die Standardsprache verzeichnet.³³⁸ Im Duden und Knaurs wird die *Rage* allerdings als rein umgangssprachliches Wort bezeichnet.³³⁹ Für die Mundarten des Untersuchungsgebiets, für die *Rasche* im Badischen Wörterbuch und im Alemannischen Taschenwörterbuch belegt ist,³⁴⁰ zeigt sich eine Bedeutungserweiterung. Das aus frz. *rage* ‚Wut, Raserei, Leidenschaft‘ entlehnte Nomen *Rasche* kann nämlich neben ‚Wut, Zorn‘ auch ‚Übereifer, Schaffensrausch‘ und ‚Hast, Übereilung, Aufregung‘ bedeuten. Diese beiden zuletzt genannten Bedeutungen resultieren vermutlich aus der frz. Teilbedeutung ‚Leidenschaft‘, welche ja, ganz allgemein gesprochen, durchaus zu einem ‚Übereifer, Schaffensrausch‘ oder zu ‚Hast, Übereilung, Aufregung‘ führen kann. Deshalb wurde möglicherweise die *Rasche* als Folge einer Bedeutungserweiterung auch zum Begriff für gewisse eben genannte ‚Zustände‘, zu denen eine einmal ausgebrochene Leidenschaft führen kann.

4. 11 Sonstiges: Wörter, die nicht eindeutig zuzuordnen sind

Abá als Ausruf oder stark verneinende Antwort ‚mitnichten‘, ‚o nein‘, ‚ach was‘ wird im Badischen Wörterbuch, im Alemannischen Taschenwörterbuch und bei

³³³ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 3, S. 565.

³³⁴ Vgl. KLUGE / SEEBOLD, Etymologisches Wörterbuch (wie Anm. 67), S. 542.

³³⁵ Vgl. ebd., S. 576.

³³⁶ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 3, S. 701.

³³⁷ Zur Etymologie der *Muskete* als Waffe und zum frz. Wort *mousquet* siehe KLUGE / SEEBOLD, Etymologisches Wörterbuch (wie Anm. 67), S. 576.

³³⁸ Vgl. TELLING, Französisch im deutschen Wortschatz (wie Anm. 57), S. 74.

³³⁹ Vgl. Duden (wie Anm. 66), S. 603; KNAURS (wie Anm. 66), S. 668.

³⁴⁰ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 4, Lieferung 62/63, S. 191; BAUM, Alemannisches Taschenwörterbuch (wie Anm. 11), S. 171.

Weik auf frz. *ah bah!* ‚ach was‘ zurückgeführt.³⁴¹ Das gleichbedeutende *awá* stellt vermutlich lediglich eine Variante von *abá* da und ist bei Fleig, Winkelmann und ebenfalls im Alemannischen Taschenwörterbuch belegt.³⁴² Die Vermutung, dass es sich bei *awá* um eine Variante von *abá* handelt, wird dadurch unterstützt, dass auch *awá* in den genannten Veröffentlichungen auf frz. *ah bah!* zurück geführt wird. Außerdem ist eine gewisse Variation von *b* und *w* im Wortinneren, wohl aufgrund der nahe beieinander liegenden Artikulationsorte, im Untersuchungsgebiet nicht ungewöhnlich: z. B. [,abP] und [,avP] für ‚aber‘.

Alla ist ein ebenso verbreiteter wie auch variantenreicher Zuruf für Menschen und Tiere: ‚vorwärts!‘, ‚rasch!‘, ‚wohlan!‘, ‚los!‘, ‚auf!‘. Im Badischen Wörterbuch wird darauf hingewiesen, dass *alla* auch durchaus verdoppelt als *alla*, *alla* oder auch *alla dúdswit*³⁴³ verwendet wird.³⁴⁴ Im Sinne von ‚alsdann‘ kann *alla* ebenfalls gebraucht werden, z. B. in der Wendung *alla, mach's gut*. Fleig und Weik nennen als Variante von *alla* auch *álee*, bei Winkelmann und im Alemannischen Taschenwörterbuch wird auf die weitere Variante *aloo* hingewiesen und bei Schmolck taucht die ebenfalls gleichbedeutende Variante *allang!* auf.³⁴⁵ *Alla* und *álee* gehen auf die frz. Interjektion *allez!* ‚los!‘ zurück, *aloo* und *allang!* auf frz. *allons!* ‚gehen wir!‘.

Partu, von frz. *partout* ‚überall‘, ist im Alemannischen Taschenwörterbuch sowie bei Weik belegt³⁴⁶ und hat eine Bedeutungsverschiebung zu ‚durchaus, um jeden Preis‘ erfahren.

Just wird im Badischen Wörterbuch und im Alemannischen Taschenwörterbuch als ‚recht, richtig, wohl, geheuer‘ bzw. ‚gerade, eben, jetzt‘ angegeben.³⁴⁷ Entlehnt wurde *just* aus dem frz. Adverb *juste* ‚genau, richtig, gerade‘. Eine sehr ähnliche Bedeutung hat das im Badischen Wörterbuch verzeichnete und aus frz. *justement* ‚eben, gerade, genau, mit Recht‘ entlehnte *justament* ‚just, gerade, eben darum, jetzt erst recht, gerade jetzt‘.³⁴⁸

³⁴¹ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 1, S. 2; BAUM, Alemannisches Taschenwörterbuch (wie Anm. 11), S. 11; WEIK, Fremdwörter (wie Anm. 11), S. 244.

³⁴² Vgl. FLEIG, Alemannisches Wörterbuch (wie Anm. 11), S. 9, 12; WINKELMANN, Französische Elemente (wie Anm. 11), S. 134; BAUM, Alemannisches Taschenwörterbuch (wie Anm. 11), S. 19.

³⁴³ *Dúdswit* ist mundartlich nahezu gleichbedeutend wie *alla* und geht auf frz. *tout de suite* ‚sofort‘ zurück. Vgl. hierzu z. B. WINKELMANN, Französische Elemente (wie Anm. 11), S. 134.

³⁴⁴ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 1, S. 30.

³⁴⁵ Vgl. FLEIG, Alemannisches Wörterbuch (wie Anm. 11), S. 14; WEIK, Fremdwörter (wie Anm. 11), S. 244; WINKELMANN, Französische Elemente (wie Anm. 11), S. 134; BAUM, Alemannisches Taschenwörterbuch (wie Anm. 11), S. 15; SCHMOLCK, Aus dem Französischen abgeleitete Dialektwörter (wie Anm. 11), S. 51.

³⁴⁶ Vgl. BAUM, Alemannisches Taschenwörterbuch (wie Anm. 11), S. 161; WEIK, Fremdwörter (wie Anm. 11), S. 244.

³⁴⁷ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 3, S. 42; BAUM, Alemannisches Taschenwörterbuch (wie Anm. 11), S. 124.

³⁴⁸ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 3, S. 42.

Kuschen ist bei Telling in den Bedeutungen ‚einen Rückzieher machen‘ und ‚ruhig sein‘ für die Standardsprache aufgeführt.³⁴⁹ Für den mundartlichen Gebrauch ist *kuschen* als ‚(sich) ducken‘ bzw. ‚nachgeben oder zurückgehen‘ im Badischen Wörterbuch und bei Fleig belegt.³⁵⁰ Das Verb geht zurück auf frz. *coucher* ‚liegen, niederlegen, schlafen, hinlegen‘ und hat für den Mundartgebrauch eine Bedeutungsverschiebung und -verengung erfahren.

Lärmen ‚Lärm, Getöse machen‘, ‚schreien‘, ‚schelten, schimpfen‘ ist im Badischen Wörterbuch mit dem Hinweis auf eine mögliche Herkunft von dem frz. Ruf *alarme* verzeichnet.³⁵¹ Laut Kluge existierte bereits im Frühneuhochdeutschen das aus frz. *alarme* entlehnte Wort *lerman* bzw. *larman* ‚Ruf zu den Waffen‘, aus dem sich neben *Alarm* und *Lärm* auch das Verb *lärmen* entwickelt hat.³⁵² Vom ‚Ruf zu den Waffen‘ hin zu den oben genannten mundartlichen Bedeutungen hat sich eine Bedeutungsweiterung und auch -verschiebung vollzogen.

Marsch wird laut Badischem Wörterbuch im Untersuchungsgebiet als Interjektion ‚voran! rühr dich! vorwärts!‘ verwendet und ist entlehnt aus der frz. Imperativform *marche!* von *marcher* ‚gehen, schreiten, vorankommen‘.³⁵³ Zu *marsch* gehört auch das ebenfalls aus frz. *marcher* entlehnte Verb *marschieren*, das z. B. bei Weik belegt ist.³⁵⁴ Neben der nhd. Bedeutung, kann allerdings *marschieren* dialektal auch als auffordernder Imperativ *marschier di!* ‚geh weg, troll’ dich!‘ verwendet werden (Badisches Wörterbuch, ebd.).

Mokieren ‚sich über jemanden lustig machen‘ bzw. ‚sich widersetzen, aufmucken‘ geht laut Badischem Wörterbuch auf frz. *se moquer (de qn)* ‚seinen Spaß/Scherz/Spott mit jemandem treiben‘ zurück.³⁵⁵ Die Teilbedeutung ‚sich widersetzen, aufmucken‘ hängt vermutlich mit dem sehr ähnlichen Verb *muckieren* ‚sich regen, rühren‘, auch ‚aufbegehren‘, zusammen, welches wiederum gemäß Badischem Wörterbuch wahrscheinlich ein Zusammenspiel von *sich muck(s)en* + *sich mokieren* darstellt.³⁵⁶

Schägerniere ist als ‚ärgern‘ im Alemannischen Taschenwörterbuch belegt³⁵⁷ und ist entlehnt aus frz. *chagriner* ‚ärgern, verdrießen‘. Weik gibt als Bedeutung des Verbs *schägerniere* ‚quälen‘ an, was eine Bedeutungsverschlechterung darstellt.³⁵⁸

³⁴⁹ Vgl. TELLING, Französisch im deutschen Wortschatz (wie Anm. 57), S. 55.

³⁵⁰ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 3, S. 336; FLEIG, Alemannisches Wörterbuch (wie Anm. 11), S. 86.

³⁵¹ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 3, S. 376.

³⁵² Vgl. KLUGE / SEEBOLD, Etymologisches Wörterbuch (wie Anm. 67), S. 503.

³⁵³ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 3, S. 566.

³⁵⁴ Vgl. WEIK, Fremdwörter (wie Anm. 11), S. 247.

³⁵⁵ Vgl. Badisches Wörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 3, S. 654.

³⁵⁶ Vgl. ebd., S. 678. Zu *muck(s)en* und einigen damit verwandten Wörtern siehe BAUM, Alemannisches Taschenwörterbuch (wie Anm. 11), S. 151.

³⁵⁷ Vgl. BAUM, Alemannisches Taschenwörterbuch (wie Anm. 11), S. 179.

³⁵⁸ Vgl. WEIK, Fremdwörter (wie Anm. 11), S. 247.

Bei Schmolck wird außerdem auf die Existenz des Adjektivs *schagerniärd* ‚verärger, gekränkt‘ hingewiesen.³⁵⁹

Schasse, von frz. *chasser* ‚fortjagen, entlassen, vertreiben‘, bedeutet mundartlich ebenfalls ‚fortjagen‘. Dieses Verb, zugleich das letzte hier behandelte Wort, kann wiederum als im Untersuchungsgebiet weithin verbreitet angesehen werden. Es ist im Alemannischen Taschenwörterbuch sowie bei Crévenat-Werner, Fleig, Schmolck, Weik und Winkelmann belegt.³⁶⁰

5 Zusammenfassung und Fazit

In der Corpusanalyse wurde deutlich, dass im Untersuchungsgebiet eine Vielzahl französischer Entlehnungen existiert. Sicherlich wurden auch zum Teil Wörter erwähnt, die heute bereits als eher weniger gebräuchlich gelten können und andererseits fehlen wahrscheinlich Entlehnungen, die durchaus mundartlich in Gebrauch sind. Diese Tatsache liegt alleine in der hier verwendeten Datenbasis begründet. Natürlich kann mit dem vorgestellten Corpus kein Anspruch auf Vollständigkeit erhoben werden, aber eine vollständige Darstellung des französischen Lehnwortschatzes in den badischen Mundarten wird auch grundsätzlich kaum möglich sein. Eine empirische Untersuchung zur Anzahl und räumlichen Verbreitung französischer Entlehnungen in Baden wäre dennoch hochinteressant und wünschenswert, gerade auch im Zusammenhang mit der aktuellen linguistischen Forschung zu Dialektabbau und Dialektwandel.

Aus der Corpusanalyse geht hervor, dass in Baden französische Entlehnungen in den unterschiedlichsten Sachbereichen existieren, dass Entlehnungen aus nahezu jeder Wortgruppe vorhanden sind³⁶¹ und dass sie zum Teil auf ganz verschiedene Entlehnungsformen zurückgehen. Eine Zuordnung der Belegwörter zu Zeiträumen, in denen sie vermutlich entlehnt wurden, war im Rahmen dieses Beitrags nicht möglich. Im Badischen Wörterbuch und auch in den anderen verwendeten Veröffentlichungen wird zumeist keine Angabe zum Zeitpunkt einer Entlehnung gemacht. Gelegentlich hilft zwar in diesem Punkt der Blick in ein etymologisches Wörterbuch weiter, aber auch aus einem dort eventuell angegebenen Zeitraum für eine Entlehnung kann nicht einfach auf die Gültigkeit einer solchen Angabe für einen bestimmten Dialekt geschlossen werden, da sich ein etymologisches Wörterbuch in der Regel auf die deutsche Standardsprache bezieht. Aus diesem Grund würde der Versuch

³⁵⁹ Vgl. SCHMOLCK, Aus dem Französischen abgeleitete Dialektwörter (wie Anm. 11), S. 51.

³⁶⁰ Vgl. BAUM, Alemannisches Taschenwörterbuch (wie Anm. 11), S. 180; CRÉVENAT-WERNER, Französische Lexeme (wie Anm. 5), S. 81; FLEIG, Alemannisches Wörterbuch (wie Anm. 11), S. 119; SCHMOLCK, Aus dem Französischen abgeleitete Dialektwörter (wie Anm. 11), S. 51; WEIK, Fremdwörter (wie Anm. 11), S. 248; WINKELMANN, Französische Elemente (wie Anm. 11), S. 132.

³⁶¹ An dieser Stelle sei auch an die erwähnten Beispiele erinnert, die zur Bildung interessanter Komposita verwendet wurden.

einer zeitlichen Einordnung der in diesem Beitrag behandelten Lehnwörter einige Schwierigkeiten mit sich bringen. Von der Standardsprache kann ohnehin nicht einfach ausgegangen werden, da nicht gewährleistet ist, dass ein Wort zuerst in diese entlehnt wurde und dann in den Dialekt ‚abgesunken‘ ist. Ebenso gut könnte das entsprechende Wort auch direkt von der Nachbarsprache in die Mundart entlehnt worden sein. Es existieren ja zahlreiche Entlehnungen im Untersuchungsgebiet, die in der Standardsprache nicht vorhanden sind. Andere wiederum sind für die Standardsprache belegt, haben allerdings mundartlich eine andere Bedeutung, wie anhand mehrerer Beispiele ersichtlich.

Mögliche Gründe für das Entstehen von Entlehnungen wurden in Abschnitt 3. 1 erörtert, aber dennoch stellt sich bei einigen Belegwörtern die Frage, aus welchem Grund sie entlehnt wurden und sich teilweise bis heute halten konnten, da es doch gleichbedeutende deutsche Begriffe gibt. Laut Otto Winkelmann lässt sich das damit begründen, dass Dialektsprecher sehr zu Synonymbildungen neigen, um „banal klingende Wörter der Gemeinsprache durch affektiv aufladbare zu ersetzen“.³⁶² Wie auch einige Beispiele unter meinen Belegwörtern deutlich machen, wurden französische Entlehnungen teilweise als Synonyme zu bereits bestehenden Wörtern gebildet, um damit Ironie, Scherzhaftigkeit oder unterschiedliche Arten von Bewertungen einer Sache, eines Sachverhalts etc. auszudrücken. Die Entstehung und Verwendung von Entlehnungen trägt somit zur Schaffung und Erhaltung einer Vielfalt an Ausdrucksmöglichkeiten bzw. eines breiten Variationsspielraums bei. Hierzu hat Winkelmann ebenfalls eine soziolinguistisch interessante Beobachtung für die Mannheimer Stadtmundart gemacht, die ich für sehr plausibel halte: Die Verwendung von französischen Entlehnungen gilt unter Dialektsprechern als Merkmal der Alteingesessenen und trägt „in informellen Kommunikationssituationen mit dazu bei, ein Klima persönlicher Vertrautheit zu schaffen oder zu festigen.“³⁶³

Über die Gebrauchshäufigkeit der hier genannten Entlehnungen und über soziolinguistische Fragestellungen wie Gebrauch bestimmter Belegwörter innerhalb bestimmter Altersgruppen oder in verschiedenen Situationen etc. können hier leider keine empirisch begründbaren Aussagen gemacht werden. Generell kann aber sicherlich davon ausgegangen werden, dass viele in diesem Beitrag behandelte Wörter wahrscheinlich nur noch älteren Sprecher/innen bekannt sind.³⁶⁴ Das hängt z. B. damit zusammen, dass viele Gegenstände, die mit Wörtern französischen Ursprungs benannt wurden, heute nur noch wenig gebräuchlich sind. Geht man außerdem da-

³⁶² WINKELMANN, Französische Elemente (wie Anm. 11), S. 138.

³⁶³ Ebd., S. 138. Zur Schaffung eines gemeinsamen Raums, eines Klimas persönlicher Vertrautheit, trägt meines Erachtens schon allein die Verwendung des gemeinsamen Dialekts bei. Die französischen Entlehnungen sind natürlich ein Bestandteil davon, aber es ist sicherlich fraglich, ob man sich beim Sprechen tatsächlich darüber bewusst ist, ob man gerade ein Wort französischer Herkunft verwendet oder nicht.

³⁶⁴ Hubert Klausmann berichtet von einer Erhebung, die er im Jahr 1982 durchgeführt hat, dass die Gruppe von Wörtern mit französischem Einfluss „im Schwenden“ sei. Vgl. KLAUSMANN, Staatsgrenze als Sprachgrenze? (wie Anm. 323), S. 205.

von aus, dass sich gerade in und um größere Städte z. T. ein Abbau des Dialekts und eine Entwicklung zu einer Regionalsprache mit größerer Reichweite vollzieht, so kann angenommen werden, dass sich das auch negativ auf die Gebrauchshäufigkeit von in die Mundart entlehnten französischen Wörtern auswirkt. Um solche Hypothesen zu überprüfen, wäre es, wie bereits weiter oben angesprochen, sehr interessant, zu untersuchen, welche der hier erwähnten Entlehnungen heute noch in welchen Gegenden und bei welchen Sprechergruppen bekannt sind. Im Rahmen einer solchen Untersuchung sollten dann selbstverständlich auch weitere Wörter französischen Ursprungs erhoben werden, die den Sprecher/innen geläufig sind, aber nicht ins Badische Wörterbuch und in diesen Beitrag eingegangen sind. Gewiss würden im Rahmen eines Vorhabens dieser Art noch weitere interessante und bisweilen sicherlich auch amüsante „Wortgeschichten“ zu Tage kommen.

Abkürzungen

afrz.	=	altfranzösisch
frz.	=	französisch
lat.	=	lateinisch
mhd.	=	mittelhochdeutsch
mnd.	=	mittelniederdeutsch
SSA	=	Südwestdeutscher Sprachatlas

Johannes Glotter: Ein Geistlicher der Reformationszeit im Umfeld des Humanismus

Professor Hermann Brommer zum 80. Geburtstag

Michael Bärmann

Im Jahr 1989 erschien anlässlich eines dreifachen Jubiläums der Tuniberggemeinde Merdingen (westlich von Freiburg) eine Festschrift, die unter anderem einen Abriss der Lokalgeschichte des unweit der deutsch-französischen Grenze gelegenen Weinbaurdorfes bot.¹ Dabei nahm im Rahmen eines „Streifzugs“ durch die bewegte Ortshistorie der in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten sowohl diesseits als auch jenseits des Rheins durch eine Vielzahl kunstgeschichtlicher Veröffentlichungen bekannt gewordene Autor, Professor Hermann Brommer,² auch die Gelegenheit wahr, auf eine, wie es scheint, heute nahezu vergessene Persönlichkeit der Reformationszeit aufmerksam zu machen, deren biographische Spuren nicht nur nach Basel, sondern auch in den elsässischen Raum führen: Johannes Glotter. Die wenigen Zeilen, die der Chronist dem bislang von der einschlägigen Forschung nur unzureichend gewürdigten³ Sohn der südbadischen Gemeinde widmete, lauten wie folgt:

¹ Siehe HERMANN BROMMER [u. a.], Merdingen. Rebdorf am Tuniberg reich an Geschichte und Kunst. Festschrift. 850-Jahrfeier der ersten urkundlichen Erwähnung Merdingens. 800 Jahre Deutscher Orden. 250jähriges Baujubiläum der barocken Pfarrkirche St. Remigius, München/Zürich 1989 (Grosse Kunstführer 162).

² Siehe neuerdings wieder HANS-OTTO FEHR, Hermann Brommer. Der Lehrer, der auch als Professor Lehrer bleibt, in: RegioMagazin 18 (2001), Heft Nr. 12, S. 18 f.; weiter: Kunst und geistliche Kultur am Oberrhein. Festschrift für Hermann Brommer zum 70. Geburtstag, hg. v. BERND MATHIAS KREMER, Lindenberg 1996, darin bes. KONRAD SONNTAG u. CORNELIA SMACZNY, Schriftumsverzeichnis Hermann Brommer, S. 287–304.

³ Siehe MARIE-JOSEPH BOPP, Die evangelischen Geistlichen und Theologen in Elsaß und Lothringen von der Reformation bis zur Gegenwart, Neustadt a. d. Aisch 1959 (Genealogie und Landesgeschichte, Bd. 1; Bibliothek familiengeschichtlicher Quellen, Bd. 14), Nr. 1699, S. 186; PHILIPPE MIEG, La Réforme à Mulhouse. 1518–1538, Strasbourg 1948, S. 36 (Anm. 1), 46–49, 52, 54, 57, 59, 73 f. (Anm.); ERNEST MEININGER, Les Pasteurs de Mulhouse, in: Bulletin du Musée historique de Mulhouse 43 (1923), S. 65–112, hier S. 69, 72. – Übrigens geht mein persönliches Interesse an den Lebensspuren Johannes Glotters auf eine personengeschichtliche Beziehung zwischen einem *Conradus Glotter* und *Sebastianus Weber* von Merdingen, die sich für den 27. Januar 1687 nachweisen lässt, zurück – trat Konrad (neben einem *Johannes Spilmann*) an jenem Tag doch als Trauzeuge für Sebastian Weber in Erscheinung. Hierzu siehe meinen Beitrag: „So beschwerlich für

„Kaum bekannt ist, daß Merdingen einen Reformator hervorgebracht hat. Ein *Johannes Glatter de Merdingen*, der 1516 in Basel studierte, bekam dort Beziehungen mit dem späteren Reformator Oswald Myconius und geriet 1522 als Kaplan in Schlettstadt in den Kreis um den erlauchten Humanisten Beatus Rhenanus. Von dort wurde Johann Glatter (Glatterer, Cloter) als protestantischer Prediger nach Mühlhausen im Oberelsaß empfohlen. Er nahm aktiv an der Einführung der Reformation teil und muß um 1542 gestorben sein.“⁴

Lassen bereits Brommers Hinweise zu Myconius (1488–1552) und Rhenanus (1485–1547) – zwei Gelehrte, denen für die Geschichte des Humanismus und der Reformation nicht nur des deutschsprachigen Südwestens geradezu eine Schlüssel-funktion zukommt⁵ – aufhorchen, so legen weiter reichende Beziehungen zu verschiedenen Personen, Gruppen und Institutionen, die sich im Zuge einer näheren Beschäftigung mit den überlieferten Quellenzeugnissen zu Glotters Leben und Wirken zutage fördern ließen, die Vermutung nahe, dass der Reformator wohl zu Unrecht im forschungsgeschichtlichen Abseits steht. Dies sollte Anlass geben, die einzelnen Belege zur Biographie dieses Klerikers einer eingehenden Durchsicht zu unterziehen und – zumindest soweit dies auf der Basis des uns heute zur Verfügung stehenden Materials möglich ist – im Rahmen übergeordneter Zusammenhänge umfassender zu würdigen, als dies bisher geschehen ist.

Wann und wo wurde Johannes Glotter geboren? Wir wissen es nicht, haben jedoch berechtigten Grund zu der Annahme, dass er um die Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert in Merdingen das Licht der Welt erblickte,⁶ ordnet doch bereits das frü-

einen Privatmann der Einzug aller dieser Gefälle ist, so leicht würde derselbe für die Gnädigste Herrschaft seyn [...]“. Neuaufgefundene Archivalien zur Wirtschaftsgeschichte des Breisgaus, in: Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins „Schau-ins-Land“ 115 (1996), S. 45–70, hier S. 65, Anm. 11. Die diesem Beleg zugrunde liegende Quelle (Original: Merdingen, Pfarrarchiv, Matrimoniale ab 1680 [„Ehebuch“] = Teil 3 des so genannten „Standesbuches“ [Einträge von 1680–1758, o. P.]; Mikrofilm: Freiburg, Erzbischöfliches Archiv) bezeugt für den gleichen Tag (*eodem die*) die Eheschließung wohl desselben *Conradus Glotter cum Appollonia Weberin* (ebd.). Weitere Einträge in den Merdinger Kirchenbüchern, auf die ich im vorliegenden Zusammenhang schon aus Platzgründen nicht detailliert eingehen kann, belegen, dass Konrads Gattin (getauft am 10. Juni 1655) eine Schwester des soeben genannten Sebastian Weber (1661–1724, Sohn des 1711 verstorbenen Merdinger Vogtes Bernhard Weber und der Veronica Jacobin) und Konrad Glotter somit Sebastians Schwager war. Zur Genealogie der Merdinger Familie Weber siehe wieder meinen soeben genannten Aufsatz, passim (mit Quellennachweisen u. weiterführender Lit.), bes. S. 48, 65 (Anm.).

⁴ Zitiert nach: BROMMER [u. a.], Merdingen (wie Anm. 1), S. 12.

⁵ Hierzu siehe die weiteren Ausführungen des vorliegenden Beitrags.

⁶ Falls Johannes zum Zeitpunkt seines Studienbeginns (1516/17? Hierzu siehe die folgenden Ausführungen) etwa 14 Jahre alt war, was zu jener Zeit durchaus im Rahmen des Üblichen lag, ergäbe sich hieraus rein theoretisch ein Geburtsjahr um 1502. Da sich jedoch die Aufnahme des Studiums nach dem 14. Lebensjahr keineswegs ausschließen lässt, wird man grundsätzlich damit rechnen müssen, dass Glotter bereits einige Jahre vor 1500 geboren wurde. Allerdings ist als Datum der Primiz der 15. April 1520 belegt (hierzu siehe un-

heste erhaltene Quellenzeugnis zum Leben des späteren Reformators, die Matrikel der Universität Basel, den für 1516/17 als Studenten eingeschriebenen *Joannes Glotter* aufgrund der Herkunftsangabe *de Merdingen* eindeutig der besagten Gemeinde zu.⁷ Während eine Durchsicht der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Urkunden zur Merdinger Ortsgeschichte bislang keinerlei Zeugnisse zutage förderte, die es uns erlauben würden, nähere Einzelheiten zur sozialen Herkunft und Zugehörigkeit des Basler Studenten und seines verwandtschaftlichen Umfelds zu ermitteln,⁸ führten

ten, Anm. 34), und bis zu diesem „Karriereschritt“ waren in der Regel insgesamt etwa fünf bis sechs Jahre Magister- und Theologiestudium zu absolvieren. Glotter könnte somit bereits vor der Basler Immatrikulation an einem bislang nicht bekannten Ort eine höhere Ausbildung genossen haben.

⁷ Der in mehreren Forschungsbeiträgen zu findende Hinweis auf Waldshut (Hochrhein) als Herkunftsort (z. B. BOPP, Die evangelischen Geistlichen [wie Anm. 3], S. 186) ist schlichtweg irreführend. Druck des soeben zitierten Matrikeleintrags (nebst Angabe der Einschreibegebühr [VI β = 6 Schillinge]: Die Matrikel der Universität Basel, im Auftrage der Universität Basel hg. v. HANS GEORG WACKERNAGEL, Bd. 1: 1460–1529, Basel 1951, S. 333. Übrigens findet sich ebd., S. 227, für 1493/94 ein Eintrag zu einem *Oßwaldus Jacobi de Mórdingen Const. dyoc.*, sowie ebd., S. 229, für 1494 ein Eintrag zu einem *Johannes Ebenhów de Merdingen Const. dyoc.* Der 1493/94 als Basler Student bezeugte Oswald Jakob(i) wurde am 27. Februar 1496 von Ludwig von Blumeneck (urk. 1475–1497) – die Herren von Blumeneck verfügten in Merdingen über Herrschaftsrechte – für eine Pfründe, die mit dem St. Fridolinsaltar der Merdinger Pfarrkirche verbunden war, präsentiert. Quelle: Freiburg, Stadtarchiv, A 1, XIV. Fürsten und Herren, b. Blumeneck, 27. Februar 1496 (nicht verzeichnet in: MANFRED KREBS, Die Investiturprotokolle der Diözese Konstanz aus dem 15. Jahrhundert [Freiburg 1954]). Eine verwandtschaftliche Beziehung des Geistlichen zu *Veronica Jacobin*, der Mutter Sebastian Webers (zu ihm siehe bereits oben, Anm. 3), ist nicht auszuschließen. Zu *Veronica Jacobin* siehe wieder meinen Beitrag „So beschwerlich für einen Privatmann der Einzug aller dieser Gefälle ist, so leicht würde derselbe für die Gnädigste Herrschaft seyn [...]“ (wie Anm. 3), S. 64 f., Anm. 8. Zu den Herren von Blumeneck siehe Oberbadisches Geschlechterbuch, hg. v. d. Badischen Historischen Kommission, Bd. 1, bearb. v. J[ULIUS] KINDLER von KNOBLOCH, Heidelberg 1898, S. 112 ff., 116 ff., hier S. 117 (zu Ludwig von Blumeneck); weiter: MICHAEL BARMANN, „herz liebi swester vnd getrúwe muom“: Ein Brief Susannas von Falkenstein an Dorothea von Kippenheim aus dem Colmarer Dominikanerinnenkloster Unterlinden und sein literarhistorischer Hintergrund, in: Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins „Schau-ins-Land“ 120 (2001), S. 13–56, passim.

⁸ Die entsprechenden Negativresultate ergaben sich aufgrund umfangreicher Recherchen im Stadtarchiv Freiburg, im Erzbischöflichen Archiv Freiburg sowie im Generallandesarchiv Karlsruhe. Darüber hinaus wurden eine ganze Reihe einschlägiger Urkundeneditionen und Regestenwerke (z. B. „Freiburger Urkundenbuch“, „Regesten der Markgrafen von Baden und Hachberg“, „Die Urkunden des Heiliggeistspitals zu Freiburg im Breisgau“ u. a. m.) konsultiert, die im vorliegenden Rahmen schon aus Platzgründen nicht detailliert aufgelistet werden können. – Übrigens deutet Johannes’ Nachname unter Umständen auf eine Herkunft der Familie Glotter aus dem Glottertal (nordöstlich von Freiburg), wobei allerdings über den Zeitpunkt ihrer Ansiedlung in Merdingen keinerlei nähere Informationen vorliegen. Die bei PETER-JOHANNES SCHULER, Notare Südwestdeutschlands. Ein prosopographisches Verzeichnis für die Zeit von 1300 bis ca. 1520, Textbd., Stuttgart 1987 (Veröffentlichungen der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Würt-

stichprobenweise durchgeführte Erhebungen in den teilweise sehr umfangreichen und detailliert geführten Güterverzeichnissen der unter anderem auch in Merdingen als Grundherren nachweisbaren geistlichen Gemeinschaften Günterstal⁹ (Zisterzienserinnenkloster bei Freiburg) und St. Peter im Schwarzwald¹⁰ (Benediktinerkloster östlich von Freiburg) zu ersten – wenn auch sehr spärlichen und kaum sonderlich aussagekräftigen – Resultaten: Im Günterstaler Urbar, dessen Grundstock im Jahr 1344 gefertigt wurde und das eine beachtliche Liste von Merdinger Besitzungen verzeichnet,¹¹ lassen sich sowohl ein *clewi* als auch ein *werly gloter* als Einzinsler nachweisen,¹² im Berain des Klosters St. Peter hingegen, der erst im Jahr 1429 angelegt wurde, ist lediglich ein *clewȳ glotter (glotrer?)*¹³ nachweisbar,¹⁴ wobei die

temberg, Reihe B: Forschungen, Bd. 90), Nr. 418, S. 144 ff., zur Person des im 14. Jahrhundert bezeugten Notars Johannes Glot(t)er/Cloter verzeichneten Belege beziehen sich, wenn ich recht sehe, überwiegend auf Personen, die mit der gleichnamigen Merdinger Familie nicht verwandt sind.

⁹ Zur Geschichte der günterstalischen Besitzungen in Merdingen siehe neuerdings wieder meinen Beitrag „So beschwerlich für einen Privatmann der Einzug aller dieser Gefälle ist, so leicht würde derselbe für die Gnädigste Herrschaft seyn [...]“ (wie Anm. 3), passim (m. Lit. u. Quellennachweisen).

¹⁰ Zur Geschichte dieses Klosters siehe neuerdings wieder MICHAEL BÄRMANN / MICHAEL PROSSER, Antonius von Pffor und Markgraf Rudolf IV. von Hachberg: Ein neuaufgefundenes Lebenszeugnis zum Verfasser des *Buches der Beispiele*, in: Daphnis. Zeitschrift für Mittlere Deutsche Literatur und Kultur der Frühen Neuzeit 31 (2002), S. 33–54 (m. Lit.).

¹¹ Original: Karlsruhe, Generallandesarchiv, Abt. 66 (Beraine), Bd. 3210, hier fol. 145v–153v. Eine Edition des in dieser Archivalie überlieferten Dingrodels (betr. Rechte im breisgauischen Dorf Neuenhäusern!) bietet das umfangreiche Sammelwerk: Weisthümer, gesammelt v. JACOB GRIMM, T. 1, mithg. v. ERNST DRONKE u. HEINRICH BEYER, Darmstadt 1957 (unveränd. fotomechan. Nachdr. der 1. Aufl. von 1840), S. 329 ff.

¹² Der Name *clewi gloter* findet sich (neben einem *hans hoff*) als Nachtrag von jüngerer Hand auf einem auf fol. 146r eingefügten Papierblatt. *Clewi* wird ebd. als Besitzer eines Merdinger Weinbergs (Lage: *an wolfhartz búhel* [Gewann südlich von Merdingen]) aufgeführt, der als *erb* (d. h. wohl in Form eines günterstalischen Erblehens) ursprünglich an einen *heinrich buman* (im Text durchgestrichen) verliehen worden war und ausdrücklich als nicht zum Merdinger Erblehenshof zugehörig bezeichnet wird (*hoert nüt in den hof*). Aufgrund einer ebd. überlieferten Notiz, wonach dieses Rebstück ab dem Jahr 1455 *sol an vohen zinsen*, lässt sich die Nachtragsnotiz auf einen Zeitpunkt datieren, der wohl nach dem Tod *heinrich bumans*, des ursprünglichen Lehensträgers, anzusetzen ist. Alles in allem spricht die Zeitstellung des Belegs zumindest nicht gegen eine Gleichsetzung *clewis* mit einem nahen Verwandten (eventuell sogar dem Vater) Johannes Glotters. Der Name *werly gloter* findet sich ebd. zweimal (fol. 147v, Sp. 2), wobei der Genannte wiederum als Einzinsler aufgeführt wird (ohne Datum). Die entsprechenden Güter werden den Merdinger Gewannen *in dem kelre* sowie *ze der hohvn kinzvn* zugeordnet (ebd.). Beide Flurstücke lassen sich wiederum südlich von Merdingen lokalisieren.

¹³ Lesung unsicher!

¹⁴ Original: Karlsruhe, Generallandesarchiv, Abt. 66 (Beraine), Bd. 7399, fol. 132r–139r (Güter zu Merdingen), hier fol. 134v: *Item Clewȳ Betzinger git ein halb mut rocken von vier manhowet Reben ligen Im betten tal vnder den tútschen herren git yetz clewȳ glotter [glotrer?]*. Das Gewann *betten tal* lag möglicherweise nördlich von Merdingen, in der Nähe des heutigen „Bettelbrünneles“.

Identität dieser Person mit dem im Günterstaler Güterverzeichnis bezeugten *clewi* aus Gründen der Zeitstellung der einzelnen Einträge eher unwahrscheinlich ist.¹⁵ Die für die Zeit des 15. und 16. Jahrhunderts bis heute weitgehend unerforscht gebliebene Lokalgeschichte Merdingens verunmöglicht darüber hinaus eine auch nur halbwegs zuverlässige Situierung der Familie Glotter im dörflichen Sozialgefüge des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit, so dass über die gesellschaftliche Herkunft, die frühen Jahre, den Bildungsgang und die Vermögensverhältnisse Johannes Glotters bestenfalls Mutmaßungen möglich sind.¹⁶ Sicherem Boden betreten wir hingegen mit einem zweiten biographischen Zeugnis zu dem für 1516/17 in Basel nachweisbaren Studenten, das uns in die unmittelbare Nähe des Herkunftsortes zurückführt: Für das Jahr 1517 ist in Freiburg ein *Johannes Gloterer ex Mordingen dioc. Constant.* bezeugt, wobei die entsprechende Notiz in der Freiburger Universitätsmatrikel überliefert ist, was belegt, dass Johannes nach dem Ende des Basler Studienjahres einen Wechsel der Hochschule vorgenommen hat, um seine Studien an der süddeutschen Nachbaruniversität fortzusetzen.¹⁷ Ob, zu welchem Zeitpunkt und an welchem Studienort Glotter sein Studium schließlich abgeschlossen hat, muss in Ermangelung entsprechender Belege vorläufig offen bleiben. Überhaupt fehlen uns für die nächsten Monate und Jahre weitere direkte Zeugnisse zum Leben und Wirken des Geistlichen. Erst ein Brief, der vom 22. Januar 1519 datiert¹⁸ und einen *Io. Glotherus* erwähnt, dürfte wieder auf Johannes zu beziehen sein. Da es sich bei diesem Schreiben zugleich um jenes Dokument handelt, das Brommer in seinen bereits zitierten Aus-

¹⁵ Zur Datierung des Eintrags zu *clewi gloter* im Günterstaler Urbar (nach 1455) siehe bereits oben, Anm. 12.

¹⁶ Der bereits ins Feld geführte Basler Matrikeleintrag gibt keinerlei Ordenszugehörigkeit zu erkennen. Die Anfangsgründe seiner klerikalen Bildung dürfte Johannes wohl von dem bereits oben, Anm. 7, genannten Oswald Jakobi, der, wie bereits bemerkt wurde, für die Jahre 1493/94 an der Universität Basel nachweisbar ist und vermutlich seit 1496 in Merdingen als Pfarrer amtierte, empfangen haben. Ob die in späterer Zeit von Glotter getroffene Wahl seines Studienortes mit Jakobis Basler Aufenthalt in Zusammenhang steht, bleibt ungewiss.

¹⁷ Druck: Die Matrikel der Universität Freiburg i. Br. von 1460–1656, im Auftrag der Akademischen Archivkommission bearb. u. hg. v. HERMANN MAYER, Bd. 1: Einleitung und Text, Freiburg 1907, S. 232, wobei die Immatrikulation auf den 6. Juli datiert wird (*sexta die Julii*). Übrigens gehörte gemäß ebd. zur selben Semesterklasse Wolfgang Wickram (*Wolfgangus Wickgram ex Münster dioc. Basiliens.*), ein Vetter des Dichters Jörg Wickram (um 1505–um 1560). Der Vollständigkeit halber sei darauf hingewiesen, dass sich ebd., S. 47, bereits für das Jahr 1470 ein Eintrag zu einem *Johannes de Merdingen Constanc. dioc.* (mit einem *Jo. Fabri de Merdingen* identisch, der 1472 den Titel eines *Baccalaureus* erwarb? Hierzu siehe ebd., Anm. zu Nr. 7), nachweisen lässt. Ebd., S. 63, findet sich für 1476/1477 ein Eintrag zu einem *Henricus Spitz de Merdingen Const. dioc.*, ebd., S. 451, für das Jahr 1560 ein Eintrag zu einem *Romanus Schaub ex Merdingen dioe. Constant. laicus*, schließlich ebd., S. 699, ein Eintrag zu einem *Melchior Hertner ex Merdingen dioc. Const.*

¹⁸ Die Datierung bei MIEG, *La Réforme à Mulhouse* (wie Anm. 3), S. 46 (19. Februar 1519), ist falsch.

fürungen als Beleg für die Beziehungen zu Oswald Myconius herangezogen hat, verdient es besondere Aufmerksamkeit.

Im Vorfeld einer näheren Beschäftigung mit diesem Zeugnis sei darauf hingewiesen, dass der besagte Text nicht in Form eines Originalbriefes überliefert ist, sondern quasi als Edition vorliegt: Im Januar 1519, also rund zwei Jahre nach dem Wegzug Johannes Glotters nach Freiburg, erschien bei dem Basler Drucker Johann Froben (um 1460–1527)¹⁹ eine Ausgabe der „*Descriptio de situ Helvetiae*“ des (damals in Paris lehrenden) Schweizer Humanisten, Musiktheoretikers und Geographen Heinrich Loriti genannt Glareanus (1488–1563).²⁰ Dieses im Jahr 1514 in Basel entstandene Werk²¹ war mit einem ausführlichen Kommentar Oswald Müllers (Molitoris) bzw. Geißhüslers genannt Myconius,²² eines aus Luzern stammenden Freundes

¹⁹ Zu diesem im Bereich der theologischen und humanistischen Literatur wohl bedeutendsten Drucker Basels, der vor allem für die Entstehung und Verbreitung der Schriften des Erasmus von Rotterdam (1466/69?–1536) und des Beatus Rhenanus eine zentrale Rolle spielte, siehe etwa JOSEF BENZING, *Die Buchdrucker des 16. und 17. Jahrhunderts im deutschen Sprachgebiet*, 2., verb. u. erg. Aufl., Wiesbaden 1982 (Beiträge zum Buch- und Bibliothekswesen, Bd. 12), S. 32; weiter: ARNOLD PFISTER, Art. Froben(ius), in: *Neue Deutsche Biographie* 5 (1961), S. 637–640; P[ETER] G. B[IETENHOLZ], Art. Johann Froben, in: *Contemporaries of Erasmus. A biographical register of the Renaissance and Reformation*, hg. v. DEMS. u. THOMAS B. DEUTSCHER, Bd. 1–3, Toronto [u. a.] 1985–1987, Bd. 2, S. 60–63; PETER F. TSCHUDIN, Erasmus und der Buchdruck, in: *Erasmus von Rotterdam. Vorkämpfer für Frieden und Toleranz. Ausstellung zum 450. Todestag des Erasmus von Rotterdam in der Barfüsserkirche vom 26. April bis 7. September 1986*, veranstaltet vom Historischen Museum Basel, Katalog, Redaktion: HANS-GEORG OERI [u. a.], Basel 1986, S. 41–48; Frank Hieronymus, Autor und Verleger, in: ebd., S. 49–57; P[AUL] ADAM, *L'humanisme à Sélestat. L'école, les humanistes, la bibliothèque*, Sélestat 1962, bes. S. 60–67 (betr. bei Froben erschienene Werke des Beatus Rhenanus), 89; LÉON E. HALKIN, Erasmus von Rotterdam. Eine Biographie, aus dem Französischen v. ENRICO HEINEMANN, Zürich 1989, Register, S. 374.

²⁰ Einführende Literatur: HANS ULRICH BÄCHTOLD, Art. Glarean, in: *Historisches Lexikon der Schweiz* 5 (2006), S. 441 f.; HEINRICH GRIMM, Art. Glarean(us), Heinrich, in: *Neue Deutsche Biographie* 6 (1964), S. 425 f.; Übersetzung der „*Descriptio*“ (ohne Myconius-Kommentar, hierzu siehe die folgenden Ausführungen): HENRICUS GLAREANUS, *Helvetiae Descriptio Panegyricum*, hg. u. übers. v. WERNER NÄF, St. Gallen 1948.

²¹ Glarean lebte von 1514 bis 1517 in Basel. (1515 Aufenthalt in Pavia.) Dann folgten einige Jahre in Paris (bis 1522), wo der Autor eine Dozentur für Griechisch innehatte. Von 1522 bis 1529 hielt sich Glarean dann wieder in Basel auf. Nach der Einführung der Reformation zog er 1529 nach Freiburg, wo er an der Universität bis zu seinem Altersrücktritt im Jahr 1560 Poetik, Geschichte und Geografie lehrte und im Jahr 1563 starb.

²² Einführende Literatur: RAINER HENRICH, Art. Myconius, Oswald, in: *Lexikon für Theologie und Kirche* 7 (31998), Sp. 568 f.; THOMAS KONRAD KUHN, Art. Myconius, Oswald, in: *Neue Deutsche Biographie* 18 (1997), S. 662 f.; weiter: ERNST G[ERHARD] RÜSCH, Oswald Myconius, in: *Der Reformation verpflichtet. Gestalten und Gestalter in Stadt und Landschaft Basel aus fünf Jahrhunderten*, hg. v. Kirchenrat der Evangelisch-reformierten Kirche Basel-Stadt, Redaktion: RUDOLF SUTER u. RENÉ TEUTEBERG, Basel 1979, S. 33–38; DERS., Vom Humanismus zur Reformation. Aus den Randbemerkungen von Oswald Myconius zum „Lob der Torheit“ des Erasmus von Rotterdam, in: *Theologische Zeitschrift* 39 (1983), Sonderheft zum 500. Geburtstag Huldrych Zwinglis, S. 1–78, bes.

des Verfassers, versehen, der im Sommer 1518 verfasst worden war. Gegen Ende dieser erläuternden Zusätze findet sich der Abdruck eines in Zürich verfassten Briefes des Oswald Myconius an seinen Freund Stephanus Ferrarius (Stefan Schmid),²³ der folgenden Wortlaut hat:

OSVALDUS MYCONIVS LVCERNANVS S. D. STEPHANO SVO FERRARIO.

Habes mi Stephane, quod multis à me petijsti flagitij. Pro uiribus ego sum annisus, ut omnia essent quàm emendatiss[ima]. Siquid uero occurret uel tibi, uel alijs non admodum expolitur, prudentis est boni consulere. Respice ætatem meam, respice tempus breuissimum, quo ad bona studia perueni, & miraberis me potuisse, quod uides. Si posthac tale quidpiam in manus sumpsero, efficiam, ut non possit dis-

S. 9 f. (betr. das Verhältnis zwischen den kommentierenden Bemerkungen zum „Lob der Torheit“ [„Encomium Moriae“] und dem Glarean-Kommentar des Oswald Myconius). – Der Vollständigkeit halber sei darauf hingewiesen, dass eine Magd des Oswald Myconius, Anna Dietschi (1495–1572), im Jahr 1529 den Humanisten Thomas Platter (um 1500–1582) heiratete. Platter hatte seit 1517 die Schlettstädter Lateinschule besucht und anschließend in Zürich bei Myconius studiert, dessen Famulus er wurde und unter dessen Einfluss er sich der Reformation zuwandte. Einführende Literatur: STEPHAN PASTENACI, Art. Platter, in: Neue Deutsche Biographie 20 (2001), S. 517 ff.; zum Schulwesen in Schlettstadt siehe neuerdings wieder FRANCIS RAPP, Die Lateinschule von Schlettstadt – eine große Schule für eine Kleinstadt, in: Studien zum städtischen Bildungswesen des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit. Bericht über Kolloquien der Kommission zur Erforschung der Kultur des Spätmittelalters 1978 bis 1981, hg. v. BERND MOELLER [u. a.], red. v. LUDGER GRENZMANN, Göttingen 1983 (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften in Göttingen. Philologisch-Historische Klasse, Folge 3, Nr. 137), S. 215–234, bes. S. 231.

²³ Der Genannte ist, wie mir Rainer Henrich (Zürich/Institut für Schweizerische Reformationsgeschichte/Bullinger-Briefwechseledition) am 24. April 2002 freundlicherweise mitteilte, möglicherweise mit einem *Stephanus Fabri de Basilea* identisch, der sich im Jahr 1510 (im selben Jahr wie Oswald Myconius; hierzu siehe unten, Anm. 25) an der Universität Basel immatrikulierte, 1512 als *Stephanus Fabri-Ferrarii Basiliensis* zum Baccalaureus promoviert wurde, 1515 den Magistertitel erwarb und 1525 sowie 1529 als Kaplan zu St. Peter in Basel nachweisbar ist, wobei gemäß eigenen Angaben (so eine Auskunft vom Mai/Juni 1525) *die pfar zuo Arlesen* [Arlesheim bei Basel] *biszhar* von ihm versorgt wurde. Quellen: Die Matrikel der Universität Basel (wie Anm. 7), S. 302; Aktensammlung zur Geschichte der Basler Reformation in den Jahren 1519 bis Anfang 1534, Bd. 1: 1519 bis Juni 1525, hg. v. EMIL DÜRR, Basel 1921, Nr. 502e, S. 492–511, hier S. 504 f. (betr. u. a. Pfarrei Arlesheim); ebd., Bd. 2: Juli 1525 bis Ende 1527, hg. v. EMIL DÜRR u. PAUL ROTH, Basel 1933, Nr. 249, S. 185 ff., hier S. 186; ebd., Bd. 3: 1528 bis Juni 1529, hg. v. EMIL DÜRR, Basel 1937, Nr. 321, S. 223 f., hier S. 224. – Zur Korrespondenz des Oswald Myconius siehe EKKEHART FABIAN, Zur Biographie und geplanten Erstausgabe der Briefe und Akten von Oswald Myconius und seiner Basler Mitarbeiter, in: Reformiertes Erbe. Festschrift für Gottfried W. Locher zu seinem 80. Geburtstag, hg. v. HEIKO A. OBERMAN [u. a.], Zürich 1992/93 (Zwingliana. Beiträge zur Geschichte Zwinglis, der Reformation und des Protestantismus in der Schweiz 19/1–2 [1991/2–1992/2]), S. 115–130 (mit biographischer Skizze).

*placere, bonis & doctis inquam. Tu interea uale, & me cum D. Iacobo, & Io. Glothero redama, uos enim in primis colo. Tiguri.xi. Calend.Febru.Anno.M.D.XIX.*²⁴

„Oswald Myconius Lucernanus grüßt seinen Stephanus Ferrarius.

Hier hast du nun, mein Stephanus, worum du mich so inständig gebeten hast. Nach Kräften habe ich mich darum bemüht, dass alles möglichst fehlerfrei daherkommt. Falls jedoch entweder dir oder anderen irgendetwas auffällt, das nicht eben ausgefeilt ist, so zeugt es von Umsicht, sich wohlwollend damit zufrieden zu geben. Berücksichtige mein Alter, berücksichtige auch die Kürze der Zeit, in welcher ich zu den schönen Künsten gelangt bin, und du wirst staunen, dass ich zu vollbringen vermocht habe, was du vor dir siehst. Wenn ich künftig wieder einmal etwas Derartiges in die Hände nehmen werde, will ich es so vollenden, dass es bei den Tüchtigen und Gelehrten keinen Missfallen zu erregen vermag.

Du lebe unterdessen wohl und bedenke mich, D. Jacobus wie auch den Johannes Glotter mit deinem gütigen Wohlwollen; denn euch gilt ganz besonders meine Verehrung.

Zürich, 22. Januar 1519.“ (Übersetzung ins Neuhochdeutsche: Angela Käser)

Der Schluss des Schreibens deutet darauf hin, dass zwischen dem Verfasser dieser Zeilen und Glotter eine persönliche Beziehung bestand. Allerdings lässt sich über diesen Personenkontakt umso weniger in Erfahrung bringen, als Myconius bereits im Jahr 1516, als Johannes Glotter sich an der Basler Hochschule als Student immatrikulierte, von Basel nach Zürich umsiedelte, wo er bis 1519 als Lehrer tätig war.²⁵

²⁴ Zitiert nach: HENRICUS GLAREANUS, *Descriptio de situ Helvetiae...*, S. 66. Zum benutzten Exemplar siehe die folgenden Ausführungen (mit Anm. 26).

²⁵ Myconius studierte von 1510 bis 1514 an der Universität Basel und erwarb dort im Jahr 1514 den akademischen Grad eines *Baccalaureus artium*. Von 1514 bis 1516 wirkte er als Lehrer an den Basler Schulen zu St. Theodor und St. Peter, 1516 wechselte er dann an die Lateinschule des Zürcher Großmünsterstiftes. Im Jahr 1519 wurde Myconius an die Lateinschule des Chorherrenstifts St. Leodegar seiner Heimatstadt Luzern berufen, die er 1522 im Zuge der Auseinandersetzungen um die Reformation wieder verließ, um – nach einer provisorischen Lehrtätigkeit an der Klosterschule Einsiedeln (Kt. Schwyz), die von dem mit Myconius befreundeten Klosterverwalter (1513–1525) Diebold von Geroldseck (gest. 1531) vermittelt worden war, und einem Aufenthalt im elterlichen Haus in Luzern – wieder in Zürich sesshaft zu werden, wo er von 1524 bis 1531 an der Fraumünsterschule lehrte. Nach dem Tod Ulrich (Huldrych) Zwinglis (11. Oktober 1531 [Schlacht bei Kappel]), zu dessen Korrespondenten, wie wir noch sehen werden, auch Johannes Glotter gehörte, nahm Myconius in Basel eine Pfarrstelle als Diakon zu St. Alban (als Amtsnachfolger des Hieronymus Bothanus) an. Im Jahr darauf wurde er vom städtischen Rat als Nachfolger Johannes Huszschynns genannt Oekolampad (1482–1531; zu ihm siehe auch die weiteren Ausführungen dieses Beitrags) zum Antistes (Vorsteher) der reformierten Kirche in Basel Stadt und Landschaft gewählt, ein Amt, das er bis zu seinem Tod (1552) bekleidete. Übrigens fällt in die Zeit nach dem Wegzug von Zürich nach Basel – genauer: in die Zeit um die Jahreswende 1531/32 – die Abfassung der „Vita Zwinglii“, der ersten Lebensbeschreibung des Zürcher Reformators (Druck: 1536). Ausgabe: OSWALD MYCO-

Über die ansonsten nicht allzu informativen Aussagen des Schreibens hinaus lassen sich jedoch erfreulicherweise einige im vorliegenden Problemzusammenhang nicht uninteressante Beobachtungen buchgeschichtlicher Art anstellen, die uns unter Umständen weitere Hinweise zum verwandtschaftlichen Umfeld Glotters liefern könnten: Zu Recht weist bereits Philippe Mieg in seiner Studie über die Reformation in Mulhouse darauf hin, dass sich in einem in der Öffentlichen Bibliothek der Universität Basel aufbewahrten Exemplar von Glareans 1519 erschienener „*Descriptio de situ Helvetiae*“²⁶ verschiedene handschriftliche Einträge finden, die einen besitzgeschichtlichen Bezug zur Person Johannes Glotters nahe legen. So hat sich auf dem Titelblatt die Notiz *Glotherus Foelici suo. Heluetiy laudes gentis: & fortia facta* erhalten, was darauf hindeutet, dass eine nicht mit letzter Sicherheit identifizierbare Person namens Glotter, die man zumindest mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit mit Johannes wird gleichsetzen dürfen, einem Felix persönlich nahe stand und diesem den vorliegenden Druck dedizierte. Welche historische Persönlichkeit sich hinter diesem Bekannten oder Freund verbirgt, verrät unter Umständen ein zweiter handschriftlicher Eintrag auf dem Titelblatt, der darauf hindeutet, dass der Bewidmete mit einem *Foelix Vander* gleichzusetzen ist.²⁷ Mehr noch: eine aufgrund einer Beschneidung nur mehr teilweise lesbare Notiz am oberen Rand des Titel-

NIUS, Vom Leben und Sterben Huldrych Zwinglis. Das älteste Lebensbild Zwinglis. Lateinischer Text mit Übersetzung, Einführung und Kommentar, hg. v. ERNST GERHARD RÜSCH, St. Gallen 1979 (Mitteilungen zur vaterländischen Geschichte, Bd. 50) (mit einem biographischen Abriss zu Myconius, S. 9–13). Einführende Literatur zu Oekolampad: Christoph Weismann, Art. Oekolampad, Johannes, in: Lexikon für Theologie und Kirche 7 (31998), Sp. 981 f.; weiter: RENÉ TEUTEBERG, Johannes Oekolampad, in: Der Reformation verpflichtet (wie Anm. 22), S. 21–28. Der Vollständigkeit halber sei noch darauf hingewiesen, dass Oekolampads Frau, Wibrandis Rosenblatt (1504–1564), in zweiter bzw. dritter Ehe die Straßburger Reformatoren Wolfgang Capito und Martin Bucer heiratete. Zu Capito und Bucer siehe auch unten, Anm. 42, 47, 116.

²⁶ Siehe MIEG, *La Réforme à Mulhouse* (wie Anm. 3), S. 73, Anm. 7. Es handelt sich hierbei um den mit der Signatur „Falk. 2950, Nr. 7“ bezeichneten Druck. Hinter dieser Bezeichnung, die auf die so genannte „Falkeisen-Sammlung“ verweist, verbirgt sich der Basler Münsterpfarrer und Antistes (1816–1838) Hieronymus Falkeisen (1758–1838), der gemäß Auskunft der Öffentlichen Bibliothek der Universität Basel als einstiger Besitzer des Buches anzusprechen ist. Einführende Literatur: MICHAEL RAITH, Art. Falkeisen, Hieronymus, in: *Historisches Lexikon der Schweiz* 4 (2005), S. 386; weiter: ALFRED R. WEBER, Hieronymus Falkeisen, in: *Der Reformation verpflichtet* (wie Anm. 22), S. 73–77; ALFRED R. WEBER-OERI, Antistes Hieronymus Falkeisen (1758–1838) und die Falkeisen-Sammlung, in: *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* 55 (1956), S. 119–136 (jew. m. Lit.).

²⁷ So MIEG, *La Réforme à Mulhouse* (wie Anm. 3), S. 73, Anm. 7. Wie eine Reihe von historischen Zeugnissen des Jahres 1542 zeigt, die im weiteren Verlauf des vorliegenden Beitrags noch eingehender behandelt werden, bezeichnete sich ein gewisser Bernhard Vander als Bruder Johannes Glotters. Falls der Ausdruck „Bruder“ nicht im Sinne von „Amtsbruder“ zu verstehen und auf einen leiblichen Bruder zu beziehen sein dürfte – und alles deutet in diese Richtung –, wäre Felix Vander vermutlich als weiteres Mitglied der Familie Glotter zu betrachten.

blattes legt darüber hinaus die Vermutung nahe, dass ein gewisser *Jacobus* als Bruder des bewidmeten Felix Vander (oder gar Johannes Glotters?) gelten dürfte, was unwillkürlich an den im Myconius-Brief unmittelbar vor Johannes aufgeführten *D. Jacobus* denken lässt und die Frage aufwirft, ob wir in den beiden genannten Trägern des Vornamens *Jacobus* letztlich nicht ein und dieselbe Person fassen. Alles in allem legen die soeben ins Feld geführten Indizien und Argumente die Vermutung

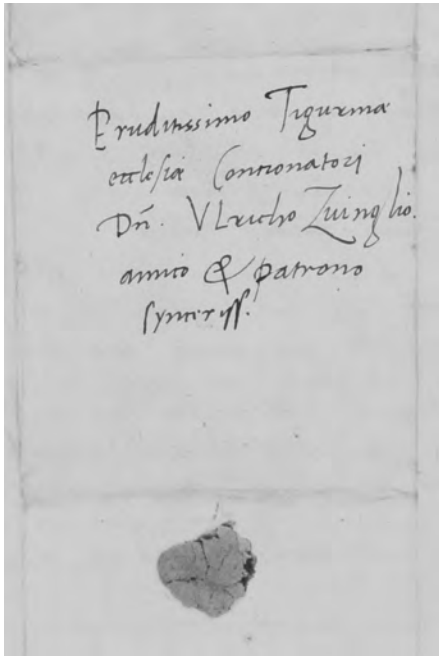


Abb. 1: Brief Johannes Glotters an Ulrich (Huldrych) Zwingli. Staatsarchiv des Kantons Zürich, E II 339 fol. 37 (Ausschnitt)

Zwingli (1484–1531), der mit Oswald Myconius nicht nur aufs Engste befreundet war, sondern ihm auch die Abfassung seiner ersten *Vita* verdankt.³⁰ Bei dem ersten Brief handelt es sich vermutlich um ein Autograph Glotters.³¹ Das Schreiben entstand am 11. Mai 1520 in Basel und richtet sich direkt an die Adresse Zwinglis:³²

nahe, dass Johannes (oder aber einer seiner Verwandten)²⁸ zumindest zeitweise das heute in der Öffentlichen Bibliothek der Universität Basel lagernde Exemplar der „*Descriptio de situ Helvetiae*“ sein eigen nannte, es schließlich an eine ihm nahe stehende (und, wie wir noch sehen werden, vermutlich auch verwandtschaftlich eng verbundene) Person weiter reichte und sich damit aller Wahrscheinlichkeit nach an der Verbreitung eines literarischen Textes beteiligte, der ihn selbst nicht nur explizit erwähnte, sondern ihn auch innerhalb eines Personenkreises situierte, der über einen längeren Zeitraum hinweg dem Humanismus und der Reformation verpflichtet war.²⁹

Denselben Eindruck vermitteln die beiden nächsten Quellenzeugnisse zum Leben und Wirken Johannes Glotters. In beiden Fällen handelt es sich wiederum um Privatbriefe, die im Umfeld des Humanismus anzusiedeln sind. Die Schreiben stammen aus den Jahren 1520 und 1522 und belegen Kontakte zu dem Schweizer Reformator Ulrich (Huldrych)

²⁸ Zu Glotters verwandtschaftlichem Umfeld siehe die weiteren Ausführungen dieses Beitrags.

²⁹ Hierzu siehe die bereits ins Feld geführte Literatur zu Oswald Myconius (Anm. 22 u. 25).

³⁰ Hierzu siehe bereits oben, Anm. 25.

³¹ Die Schriftzüge dieses Briefzeugnisses ähneln übrigens jenen handschriftlichen Einträgen, die sich in dem in Basel lagernden Exemplar der „*Descriptio de situ Helvetiae*“ finden,

*Salve, ornatissime Zuingli. Accepi Titulum, ut vocant, tuo potissimum (ut mihi persuadeo) beneficio et auctoritate, qua plurimum polles apud Reverendissimum Dominum Abbatem;*³³ *sed ut nihil dissimulem, satis sero redditus fuit. Primitias Pascae octavo die*³⁴ *obtuli Deo Optimo Maximo, ille vero Misericordia domini*³⁵ *tandem ad nos venit. Obsecro te (si modo tuus id splendor et dignitas, ut tam familiariter tecum agam, patitur), meo nomine Primum Domino Abbati, deinde et Leoni*³⁶ *nostro im-*

was als weiteres Indiz für die Gleichsetzung des Briefschreibers Johannes Glotter mit dem einstigen Buchbesitzer zu werten ist.

³² Original: Zürich, Staatsarchiv, E II 339 fol. 37; Druck: Zwinglis Briefwechsel, gesammelt, erläutert und unter philologischer Mitwirkung v. HERMANN HITZIG u. ALBERT BACHMANN bearb. v. EMIL EGLI, hg. v. GEORG FINSLER, Bd. 1: Die Briefe von 1510–1522, Leipzig 1911 (Corpus Reformatorum 94; Huldreich Zwinglis sämtliche Werke, Bd. 7), Nr. 138, S. 311 f.

³³ Gemeint ist der bereits oben, Anm. 25, genannte Diebold von Geroldseck, der von 1513 bis 1525 als Klosterpfleger/Verwalter von Einsiedeln amtierte. Diebold, ein Sohn Gangolfs I. von Geroldseck, war 1499 in Einsiedeln eingetreten und hatte 1505 die Gelübde abgelegt. Er war ein Freund Zwinglis und berief diesen 1516 als Leutpriester nach Einsiedeln. Im Zuge der Auseinandersetzungen mit den Schwyzern, den Vögten des Klosters, verließ er im März 1525 Einsiedeln und begab sich zu seinen Brüdern. Diebold starb in der Schlacht bei Kappel am 11. Oktober 1531. Unter seiner Verwaltung fand übrigens auch der syphilitische Reichsritter und Humanist Ulrich von Hutten (1488–1523) auf der dem Kloster Einsiedeln gehörenden Insel Ufenau (im Zürichsee, bei Rapperswil), die als Kollaturpfarre des Klosters von einem evangelischen Geistlichen betreut wurde, seine letzte Zufluchtstätte. Einführende Literatur: MAGDALEN BLESS-GRABHER, Art. Geroldseck, Diebold, in: Historisches Lexikon der Schweiz 5 (2006), S. 316; ECKHARD BERNSTEIN, Ulrich von Hutten mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, Reinbek 1988 (rowohlts monographien, Bd. 394), S. 130–134 (m. Abb.); HELMUT SCHEUER, Ulrich von Hutten, in: Deutsche Dichter. Leben und Werk deutschsprachiger Autoren, Bd. 2: Reformation, Renaissance und Barock, hg. v. GUNTER E. GRIMM u. FRANK RAINER MAX, Stuttgart 1988 (Reclams Universal-Bibliothek, Bd. 8612), S. 53–62. Zum im Brieftext verwendeten *abbas*-Titel siehe Zwinglis Briefwechsel (wie Anm. 32), S. 311, Anm. 2; hierzu vgl. ebd., Nr. 124, S. 279 ff., hier S. 281 (mit Anm. 14).

³⁴ 15. April. Gemeint ist hier wohl der Tag der so genannten „Primiz“ („prima missa“, „primitiae“), die erste feierliche Messe eines neu geweihten Priesters.

³⁵ 22. April. Der Kontext ist vielleicht so zu verstehen, dass Klosterpfleger Diebold von Geroldseck auf Zwinglis Betreiben hin Johannes Glotter eine (untergeordnete?) Position (als Stellvertreter des Leutpriesters?) in Einsiedeln verschaffen wollte, wobei der im weiteren Text des Briefes wiederholt genannte Leo Jud (als zukünftiger Vorgesetzter des Amtsinhabers?) an diesem Vorgang nicht unwesentlich beteiligt war. Glotter jedoch blieb – wie er im Folgetext ausführt – den Baslern verbunden und „sagte ab“. Denkbar ist aber auch, dass sich der Terminus „titulus“ nicht auf ein kirchliches Amt bzw. eine Pfründe bezieht, sondern lediglich auf ein Buch, das verspätet zurückgegeben worden war. (Was dem soeben in den Raum gestellten Stellenangebot grundsätzlich nicht widerspricht!) Zur Interpretation des Briefes siehe wieder Zwinglis Briefwechsel (wie Anm. 32), S. 311, Anm. 2, sowie Nr. 61, S. 140 f. (Brief Johannes Lichtenburgers an Zwingli), Anm. 1.

³⁶ Leo Jud (1482–1542), Reformator und Übersetzer. Der im elsässischen Guémar (östlich von Ribeauvillé) als Sohn eines Priesters geborene Theologe wirkte nach Studien in Basel und Freiburg (1499–1512), einem Diakonat zu St. Theodor in Basel (1507–1510) und einer Priestertätigkeit im elsässischen Saint-Hippolyte (nordöstlich von Ribeauvillé) von

mortaleis agas gratias, si forte occasio se obtulerit; nam ego, quod solum datur, habeo. Quod vero ais, Leonem me operiri ad Divi Ioannis festum,³⁷ gratum fuit, et adhuc esset gratissimum, nisi me Basiliensibus meis devinxissem. Obvenit eo ipso die, quo prima sacra feci, Sacerdotium satis quidem exiguum, sed quod me Basilię tamen detineat, idque in templo Divi Martini. Fuit auctor huic mee fortunę Dominus Ulicus Falco,³⁸ qui nunc totam rempublicam Basiliensem administrat; hic, inquam, clarissimus vir tot hactenus me honoravit officiis, ut iam fere oneraverit et prorsus me mihi surripuerit sui que iuris effecerit; cui vitam debeo, et si quid ea preciosius. Iacobus noster Nepos,³⁹ Frobenii⁴⁰ Typographicus Corrector, his

1519 bis 1522 in der Nachfolge seines Freundes Zwingli als Leutpriester in Einsiedeln, wo er verschiedene lateinische Werke des Erasmus von Rotterdam und Martin Luthers (1483–1546) ins Deutsche übertrug. 1523 übernahm er auf Betreiben Zwinglis die Pfarrei zu St. Peter in Zürich und wurde zum engsten Mitarbeiter Zwinglis und – nach dessen Tod im Jahr 1531 (wie Anm. 25) – Heinrich Bullingers (1504–1575). Im Jahr 1534 verfasste er einen großen, 1537 einen kleinen, 1539 einen lateinischen Katechismus, darüber hinaus veröffentlichte er Bibelkommentare Zwinglis, übersetzte Texte des Augustinus, des Thomas von Kempen (1379/80–1471) sowie einige Briefe Johannes Calvins (1509–1564). 1540 gab er eine überarbeitete Fassung der deutschen Bibel heraus, 1543 erschien posthum sein Hauptwerk, eine lateinische Ausgabe des Alten Testaments. Einführende Literatur: WERNER RAUPP, Art. Jud(ä), Leo, in: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon 14 (1998), Sp. 1118–1122; KASPAR V[ON] GREYERZ, Art. Jud, Leo, in: Lexikon für Theologie und Kirche 5 (31996), Sp. 1022 f.; LINA BAILLET, Art. Jud Leo, in: Nouveau dictionnaire de biographie alsacienne 19 (1992), S. 1830 ff.; RUDOLF PFISTER, Art. Jud(ä), Leo, in: Neue Deutsche Biographie 10 (1974), S. 636; weiter: KARL-HEINZ WYSS, Leo Jud. Seine Entwicklung zum Reformator 1519–1523, Bern/Frankfurt a. M. 1976 (Europäische Hochschulschriften; Reihe 3: Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, Bd. 61), bes. S. 39 f.

³⁷ Gemeint ist der 24. Juni, das Geburtsfest Johannes' des Täufers. Worauf Glotter im Kontext dieser Datumsangabe genau Bezug nimmt, lässt sich nicht eindeutig klären. Zur Interpretation der Textstelle siehe bereits oben, Anm. 35.

³⁸ Ulrich Falkner (1466–1551), Basler Sattler, Wirt und Weinmann, 1508–1515 Zunftmeister der Weinleutezunft, 1516–1519 Ratsherr der Weinleutezunft, 1519–1521 Oberstzunftmeister u. a. m. Ulrich war bis 1521 einer der führenden Politiker (Wortführer der französischen Partei) und Diplomaten Basels. Einführende Literatur: SAMUEL SCHÜPBACH-GUGGENBUHL, Art. Falkner, Ulrich, in: Historisches Lexikon der Schweiz 4 (2005), S. 387 f.; weiter: HANS FÜGLISTER, Handwerksregiment. Untersuchungen und Materialien zur sozialen und politischen Struktur der Stadt Basel in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, Basel/Frankfurt a. M. 1981 (Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft, Bd. 143), Register, S. 410.

³⁹ Jakob Näf (Neff) aus Tettngang (östlich von Friedrichshafen am Bodensee), seit 1519 häufig in Briefen Zwinglis und Rhenans als Korrektor bei Johannes Froben erwähnt, im Jahr 1527 als verstorben bezeichnet. Jakob fungierte nachweislich bereits seit dem Jahr 1516 als Famulus bei Erasmus von Rotterdam, für den er eine Vielzahl wichtiger Aufträge erfüllte, und verfügte nach Ausweis weiterer Quellen über umfassende Griechisch- und Lateinkenntnisse (siehe etwa: Die Matrikel der Universität Basel [wie Anm. 7], S. 341). U. a. arbeitete er an der zweiten Ausgabe des von Erasmus herausgegebenen griechischen Neuen Testaments (1519) mit. Der im Kontext der Namensnennung platzierte Hinweis auf Näfs Interesse an Homer steht möglicherweise im Zusammenhang mit der im Juli

diebus uxorem duxit,⁴¹ Lecturus deinceps Homerum græce, adiuncta Grammatica, et ea quoque Græca; quæ res non nihil me movit, ut eo libentius Basileæ agam, quo et ego ad minimum rudimenta illius Linguae percipiam, in qua tu iam cum Græcissimis non sine laude certare posses, nemini tamen in Latina secundus, quod literę tuę satis arguunt, quas ad Hedionem⁴² nostrum aliquot abhinc menses dedisti. Ego tui, mi

1520 bei Andreas Cratander (um 1490–vor August 1540) in Basel erschienenen Teilausgabe „Homērou Odysseias bibloi A. kai B. Homeri Vlysseae lib. I. & II. Angeli Politiani in Homerum Præfatio“, in deren Vorrede an den Leser Cratander Jakob Näf ausdrücklich erwähnt. Einführende Literatur: P[ETER] G. B[IETENHOLZ], Art. Jacobus Nepos, in: *Contemporaries of Erasmus* (wie Anm. 19), Bd. 3, S. 11 f. (mit Hinweisen zu Homervorlesungen und Lehrveranstaltungen zur griechischen Sprache); weiter: OTTO CLEMEN, Jacobus Nepos, in: *Zentralblatt für Bibliothekswesen* 21 (1904), S. 179–182; Zwinglis Briefwechsel (wie Anm. 32), Nr. 94, S. 205 f., hier S. 205, Anm. 1 (m. Lit.); siehe auch ebd., Nr. 137, S. 309 f. (Brief Näfs an Zwingli vom 5. Mai 1520); E[MIL] EGLI, Aus Zwinglis Bibliothek, in: *Zwingliana. Mitteilungen zur Geschichte Zwinglis und der Reformation* 2 (1907), Nr. 2, S. 180–184, hier S. 182.

⁴⁰ Der bereits im Zusammenhang mit Glareans „*Descriptio de situ Helvetiæ*“ (s. oben, Anm. 19) erwähnte Basler Drucker Johann Froben.

⁴¹ Gemäß Zwinglis Briefwechsel (wie Anm. 32), Nr. 138, S. 311 f., hier S. 312, Anm. 5, u. Nr. 94, S. 205 f., hier S. 205, Anm. 1, war Jakobs Braut wohl die Tochter des um 1517 verstorbenen Basler Buchdruckers Michael Furter (aus Augsburg, geb. vor 1483). Hierzu siehe auch die entsprechende Bemerkung in einem Brief Caspar Hedios (zu ihm siehe das Folgende) an Zwingli vom 18. Mai 1520 in: ebd., Nr. 140, S. 315 f., hier S. 316 („*Jacobus Nepos uxorem duxit, puellam elegantem.*“). Einführende Literatur: BENNO NOTTER, Art. Furter, Michael, in: *Historisches Lexikon der Schweiz* 5 (2006), S. 41; BENZING, Die Buchdrucker des 16. und 17. Jahrhunderts (wie Anm. 19), S. 33; ARNOLD PFISTER, Art. Furt(ter), Michael, in: *Neue Deutsche Biographie* 5 (1961), S. 737.

⁴² Caspar Hedio (1494/95–1552), ein ehemaliger Basler Kommilitone Johannes Glotters (vgl. Die Matrikel der Universität Basel [wie Anm. 7], S. 332), der als Reformator, Historiker und Übersetzer bekannt wurde. Nach einem Aufenthalt in Freiburg (seit 1513), wo er 1516 den Titel eines Magister artium erworben hatte, setzte Hedio seine Studien in Basel fort und wurde 1519 unter dem Vorsitz Wolfgang Capitos (1478–1541) zum Lic. theol. promoviert. Durch die Vermittlung Capitos wurde er mit Zwingli bekannt, dessen Predigt großen Einfluss auf ihn ausübte. Seit 1518 amtierte Hedio als Vikar zu St. Theodor in Basel, seit Herbst 1519 dann als Kaplan zu St. Martin. 1520 folgte er Capito nach Mainz, wo er 1523 zum Dr. theol. promoviert wurde und schließlich – wiederum in der Nachfolge Capitos – das Amt des geistlichen Rats und Hofpredigers bei Kurfürst Albrecht II. von Brandenburg (1490–1545, Erzbischof und Kurfürst von Mainz seit 1514) verliehen bekam. Noch im gleichen Jahr folgte Hedio Capito nach Straßburg, wo er (als zweiter Amtsnachfolger Johannes Geilers von Kaysersberg [1445–1510]) als Münsterprediger fungierte (1549 Amtsverzicht), an der 1538 gegründeten Akademie Lehrveranstaltungen abhielt und schließlich Präses des Straßburger Kirchenkonvents wurde (1549). Hedio gilt als der „erste protestantische Kirchenhistoriker“. Siehe HARTWIG KEUTE, *Reformation und Geschichte. Kaspar Hedio als Historiograph*, Göttingen 1980 (Göttinger theologische Arbeiten 19). Einführende Literatur: REINHARD BODENMANN, Art. Hedio, Caspar, in: *Lexikon für Theologie und Kirche* 4 (31995), Sp. 1236; DERS., Art. Hedio (Seiler) Caspar, in: *Nouveau dictionnaire de biographie alsacienne* 16 (1990), S. 1470–1473; Art. Hedio, Kaspar, in: *Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon* 2 (1990), Sp. 635 f.; BERND MOELLER, Art. Capito, Wolfgang, in: *Lexikon für Theologie und Kirche* 2 (31994), Sp.

Zuingli, nunquam potero oblivisci. Facit hoc humanitas, qua me, dum esses Basileae, immerentem, indoctum, obscurum, infimę fortune, hoc est Ludimagisterculum, invivisti; facit hoc morum tuorum elegancia suavitasque incredibilis, qua omnes tibi devincis, etiam Lapides, ut sic dixerim; facit hoc singularis utriusque Minervę peritia, quę sic eminet, ut, quę excellat, dubium sit. Dignare te mihi esse preceptorem; prebebo ego discipulum, si non idoneum, saltem benevolum. Significa Leoni me non posse advenire. Magistrum Erasmus,⁴³ Binderumque⁴⁴ saluta!

Vale, doctissime Zuingli, Helvetię totius ornamentum!

M.D.XX. 5. Idus Maias. Basileę.

Ioannes Glotherus.

932. – Ob es sich bei den im Kontext dieser Erwähnung genannten *litere* um verschiedene Schriften handelt oder aber lediglich um einen Brief Zwinglis an die Adresse Hedios, lässt sich nicht sicher entscheiden.

⁴³ Nicht Erasmus von Rotterdam, sondern Erasmus Fabricius (Fabri/Schmid) aus Stein am Rhein (Kt. Schaffhausen), geb. um 1490/95, gest. 1546. Nach Studien in Freiburg (seit 1509) und Basel (seit 1516) amtierte er seit 1518 in seiner Heimatstadt als Priester, wo er bald mit Zwingli und dessen Einsiedler Freunden Beziehungen aufnahm. Später erhielt er eine Chorherrenpfürnde am Großmünster in Zürich, wohin er 1522 übersiedelte und im Jahr 1523 an der ersten Disputation teilnahm. Als 1535/36 Graf Georg von Württemberg (1498–1558) einen Reformator für seine Herrschaft im elsässischen Reichenweier (Riquewihr, bei Ribeauvillé) suchte, fiel die Wahl auf Erasmus Fabricius. 1538 kehrte er als Archidiakon wieder ans Zürcher Großmünster zurück, wo er 1545 das dortige Bürgerrecht erhielt. Einführende Literatur: HANS LIEB, Art. Fabricius, Erasmus, in: Historisches Lexikon der Schweiz 4 (2005), S. 363 f.; OSKAR VASELLA, Zur Biographie des Prädikanten Erasmus Schmid, in: Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte 50 (1956), S. 353–366, bes. S. 360–365; HEINRICH BULLINGER, Briefwechsel, Bd. 1: Briefe der Jahre 1524–1531, bearb. v. ULRICH GÄBLER u. ENDRE ZSINDELY, mit einer Einführung von FRITZ BÜSSER, Die Überlieferung von Heinrich Bullingers Briefwechsel, Zürich 1973 (Heinrich Bullinger, Werke 2.1), S. 241; Zwinglis Briefwechsel (wie Anm. 32), Nr. 37, S. 84 ff., hier S. 84, Anm. 1.

⁴⁴ Georg (Jörg) Binder, um 1495 geborener Angehöriger eines Zürcher Bürgergeschlechts und Schulmeister am Zürcher Großmünster. Seine Name erscheint zwischen 1513 und 1519 mehrfach in den Matrikeln der Universität Wien, wo er bei Joachim von Watt gen. Vadian(us) (1483/84–1551) studierte. Als Oswald Myconius nach Luzern übersiedelte (wie Anm. 25), trat Binder als dessen Amtsnachfolger die Schulmeisterstelle am Zürcher Großmünster an. Er beteiligte sich aktiv an der Verbreitung der Schriften Martin Luthers in der Eidgenossenschaft und ist nicht nur als Übersetzer von Werken Zwinglis, sondern auch als Dramatiker in Erscheinung getreten (1531 griechische Aufführung von Aristophanes' „Plutos“, 1535 Aufführung des von ihm übersetzten und bearbeiteten „Acolastus“ von Wilhelm Gnaphaeus). 1533 erhielt er eine Chorherrenpfürnde. Binder starb im Jahr 1545 in Zürich. Einführende Literatur: HANS ULRICH BÄCHTOLD, Art. Binder, Georg, in: Historisches Lexikon der Schweiz 2 (2003), S. 434; Zwinglis Briefwechsel, gesammelt, erläutert und unter philologischer Mitwirkung v. HERMANN HITZIG [u. a.], bearb. v. EMIL EGLI, hg. v. WALTHER KÖHLER, Bd. 2: Die Briefe von 1523–1526, Leipzig 1914 (Corpus Reformatorum 95; Huldreich Zwinglis sämtliche Werke, Bd. 8), Nr. 386, S. 370–374, hier S. 372, Anm. 12.

Consule boni nostram ad te scribendi temeritatem et amplexabimur tuam rescribendi ad nos dignationem.

Eruditissimo Tigurinae ecclesiae Concionatori Domino

*Ulricho Zuinglio, amico et patrono syncerissimo.*⁴⁵

„Sei begrüßt, vortrefflichster Zwingli. Ich habe, wie es heißt – und ich bin selbst davon überzeugt –, gerade durch deine Wohltat und dein Ansehen, dank welchem du beim hochhehrwürdigen Herrn Abt [sc. Klosterpfleger Diebold von Geroldseck] sehr viel zu bewirken vermagst, den Titel empfangen; doch, um nichts zu verheimlichen, ziemlich spät war er [sc. der Titel] mir zugesprochen worden. Am 15. April habe ich dem höchsten und größten Gott die ersten Gaben dargebracht [sc. die Primiz abgehalten], jener [Titel] ist mir jedoch erst am 22. April übertragen worden.

Dich bitte ich, sofern dein Ansehen und deine Würde es gestatten, dass ich so vertraut mit dir umgehe, in meinem Namen zuerst dem Herrn Abt, ferner auch unserem Leo [sc. Leo Jud] unendlichen Dank abzustatten, wenn sich gerade die Gelegenheit ergibt; denn ich werde behalten, was immer man mir gibt.

Dass du mir mitgeteilt hast, Leo erwarte mich am Johannestag [24. Juni], dafür war ich dankbar, und ich wäre noch immer zum höchsten Dank verpflichtet, wenn ich mich nicht so sehr an meine Basler gebunden hätte.

Am besagten Tag, an dem ich den ersten Gottesdienst abhielt, fiel mir ein Prie-sterämchen zu, wenn auch ein ziemlich unbedeutendes Amt, so dennoch dergestalt, dass es mich in Basel festhält, und zwar in der Martinskirche. Der Urheber meines Glücks war Ulrich Falkner, welcher zur Zeit den ganzen Staat Basel verwaltet; ich sage dir, dieser hoch angesehene Mann hat mich bis heute mit derart vielen Aufga-ben beehrt, dass er mich damit fast schon zugedeckt hat, ja er hat mich mir selbst geradewegs weggestohlen und unter seine Botmäßigkeit gebracht; ihm schulde ich mein Leben, und wenn es irgendetwas gibt, das kostbarer ist als dieses, so bin ich ihm auch dies schuldig.

Unser Jakob Näf, Frobens typographischer Korrektor, hat in diesen Tagen geheira-tet, demnächst will er den Homer auf Griechisch lesen [„im Rahmen einer Lehrver-anstaltung kommentieren“ oder etwa „für die Edition vorbereiten“, „herausgeben“?], mit einem grammatischen Anhang, der ebenfalls in griechischer Sprache verfasst sein wird. Diese Sache bewegt mich nicht unwesentlich, so dass ich umso lieber in Basel verweile, damit auch ich mir zumindest kleine Brocken jener Sprache aneignen kann, in welcher du dich bereits mit den besten Griechen erfolgreich im Wett-kampf messen könntest. Gleichwohl stehst du in der lateinischen Sprache keinem

⁴⁵ Zitiert nach: Zwinglis Briefwechsel (wie Anm. 32), Nr. 138, S. 311 f. Die in der vorlie-genden Textwiedergabe dargebotene Groß- bzw. Kleinschreibung folgt hingegen der handschriftlichen Vorlage.

nach, was deine Schriften genügend beweisen, die du bei unserem Hedio vor nunmehr einigen Monaten hinterlegt hast.
Dich, mein Zwingli, werde ich niemals vergessen können. Dafür sorgt deine Freundlichkeit, mit der du mir, während du in Basel weiltest, der ich ohne Verdienst, ungebildet, unbekannt, von niedrigster Herkunft, das heißt ein Schulmeisterchen,

Abb. 2: Brief Johannes Clothers an Ulrich (Huldrych) Zwingli. Staatsarchiv des Kantons Zürich, E II 339 fol. 17

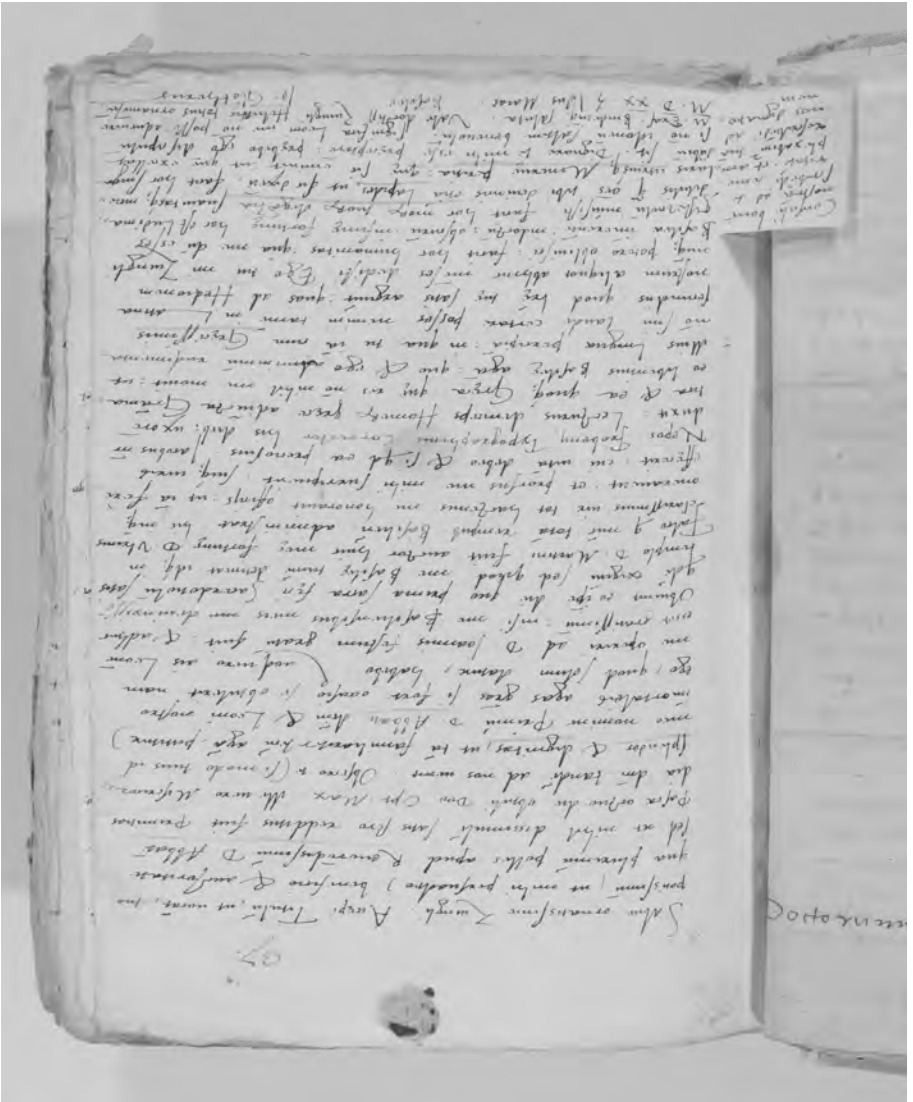




Abb. 3: Zeitgenössisches Porträt Ulrich (Huldrych) Zwinglis (1484–1531), Gemälde: Hans Asper (1499–1571), 1531. Kunstmuseum Winterthur

war, begegnet bist; dafür sorgt die unglaubliche Feinheit und Lieblichkeit deines Wesens, mit dem du alle für dich gewinnst, selbst die Steine, um es so zu sagen; dies bewirkt deine einzigartige Kenntnis beider Minerven [sc. die Kenntnis sowohl des Lateinischen als auch des Griechischen], welche so hervorragend ist, dass man schwerlich entscheiden kann, welche von beiden [sc. welche von den beiden Sprachen] den Vorzug davon trägt. Sei du mir ein Lehrer; ich werde mich als Schüler erweisen; wenn schon nicht als würdiger, so doch wenigstens als wohlwollender.

Gib dem Leo zu erkennen, dass ich nicht kommen kann. Grüße den Magister Erasmus und den Binder!

Lebe wohl, mein hochgebildeter Zwingli, du Zierde ganz Helvetiens!

11. Mai 1520. Basel.

Johannes Glother.

Mögest du meine Verwegenheit dir zu schreiben gut aufnehmen, so werde auch ich deine Güte mir zurückzuschreiben hoch in Ehren halten.

Dem gebildetsten Erschütterer der Zürcher Kirche, dem Herrn Ulrich Zwingli, meinem Freund und aufrichtigsten Patron.“ (Übersetzung ins Neuhochdeutsche: Angela Käser)

Aus dem Inhalt dieser Zeilen ergeben sich verschiedene biographische Anhaltspunkte, die das bisher gewonnene Bild vom Leben und Wirken Johannes Glotters ergänzen und abrunden helfen. So erfahren wir beispielsweise, dass der ehemalige Freiburger Student mittlerweile wieder an seinem einstigen Studienort Basel ansässig geworden war, wo er zunächst als Schulmeister und mit zahlreichen Aufgaben betrauter Protégé des mächtigen Lokalpolitikers Ulrich Falkner, später dann (nach seiner Primiz) als Kaplan zu St. Martin sein Auskommen fand. Mehr noch: Mit seiner Unterrichtstätigkeit trat Glotter sogar indirekt in die Fußstapfen seines Briefpartners, hatte doch auch Zwingli während seiner Basler Studienzeit (1502–1506) als Schulmeister zu St. Martin gewirkt.⁴⁶ Wenig Konkretes erfahren wir hingegen über die persönlichen Beziehungen des Briefschreibers zum Adressaten, die zweifelsohne bestanden haben und trotz der großen räumlichen Distanz weiter gepflegt wurden. Sind die Hinweise auf den Einsiedler Klosterpfleger Diebold von Geroldseck sowie

⁴⁶ Hierzu siehe bereits die Darstellung bei MYCONIUS, Vom Leben und Sterben Huldrych Zwinglis (wie Anm. 25), Kap. 3, S. 38–41. Gemäß ebd., S. 82, Anm. 34, befanden sich die entsprechenden Schulräume im so genannten Sigristenhaus am Martinskirchplatz, das heute in das Pfarrhaus zu St. Martin integriert ist. Zu Zwinglis Basler Studienzeit siehe immer noch OSKAR FARNER, Huldrych Zwingli. Seine Jugend, Schulzeit und Studentenjahre. 1484–1506, Zürich 1943, S. 194–247. Zur Geschichte der St. Martinskirche und der zugehörigen Gebäude siehe bes. FRANÇOIS MAURER / RUDOLF RIGGENBACH, Die Pfarrkirche St. Martin, in: Die Kunstdenkmäler des Kantons Basel-Stadt, Bd. 4: Die Kirchen, Klöster und Kapellen, T. 2: St. Katharina bis St. Niklaus, auf Grund von Vorarbeiten von C[ASIMIR] H[ERMANN] BÄR [u. a.] verf. v. FRANÇOIS MAURER, Basel 1961 (Die Kunstdenkmäler der Schweiz, Bd. 46), S. 311–371 (m. Lit.).

auf den von 1519 bis 1522 als Leutpriester von Einsiedeln amtierenden Leo Jud dergestalt zu interpretieren, dass Glotter im Umfeld des Schwyzer Benediktinerklosters zumindest eine vorübergehende Beschäftigung gefunden hätte, wäre er nicht in den Reihen des Basler Klerus zum Zuge gekommen? Wir wissen es nicht, dürfen aber vermuten, dass Johannes wohl nicht zuletzt auf Betreiben Zwinglis und seiner Anhänger Karrieremöglichkeiten offen standen, die der Zürcher Reformator Jahre zuvor selbst wahrgenommen hatte.

Mit dem im Januar 1519 entstandenen Zürcher Brief des Oswald Myconius an Stephan Ferrarius im Prinzip vergleichbar, erwähnt das zweite Schreiben Glotter zwar nur beiläufig, lässt jedoch wiederum weiter reichende Personenbeziehungen erkennen. Im vorliegenden Fall weisen diese nun aber nach Schlettstadt und deuten darauf hin, dass Johannes inzwischen im Umfeld des dortigen Humanistenkreises aktiv geworden war.⁴⁷ Das Briefzeugnis stammt aus der Feder Zwinglis, entstand am 30. Juli 1522 in Zürich⁴⁸ und ist an die Adresse des (zu jener Zeit sowohl in Basel als auch in Schlettstadt wirkenden!)⁴⁹ Humanisten Beatus Rhenanus⁵⁰ gerichtet:

⁴⁷ Einführende Literatur: ADAM, L'humanisme à Sélestat (wie Anm. 19). Ältere Beiträge finden sich ebd., S. 9 ff., Anm. 1, verzeichnet. Im Hinblick auf die Mitglieder dieses Zirkels sei besonders auf die vor Ort nachweisbare „literarische Gesellschaft“ hingewiesen, die um 1510 von Jakob Wimpfeling (1450–1528) gegründet worden war und eine ganze Reihe von illustren Persönlichkeiten (Beatus Arnoaldus, Martin Bucer, Martin Ergersheim, Johannes Meier, Paul Phrygio, Beatus Rhenanus, Johannes Sapidus, Lazarus Schürer, Jakob Spiegel u. a. [zu einzelnen Personen, die für Glotters Biographie von Bedeutung sind, siehe die weiteren Ausführungen dieses Beitrags]) vereinte. Als wichtige Quelle für die Erforschung dieser Personengruppe dient übrigens die Introduktionsepistel Jakob Spiegels an Jakob Villingen (den *quaestor* und *consiliarius* Karls V.), in: In Avrelia Prvdentii Clementis [...] De miraculis Christi Hymnum ad omnes horas, Iacobi Spiegel Selestadiensis interpretatio, Schlettstadt: Lazarus Schürer 1520 (Exemplarnachweis: Freiburg, Universitätsbibliothek D 7235); siehe wieder ADAM, L'humanisme à Sélestat (wie Anm. 19), S. 22, 26, 41, 68 f., 73, 83 ff.; weiter: RAPP, Die Lateinschule von Schlettstadt (wie Anm. 22), S. 230 u. 233; einführende Literatur zu Wimpfeling: GERHARD KALLER, Art. Wimpfeling, Jakob, in: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon 13 (1998), Sp. 1358–1361; D[IETER] MERTENS, Art. Wimpfeling, Jakob, in: Lexikon des Mittelalters 9 (1998), Sp. 222 f.; DERS., Jakob Wimpfeling (1450–1528). Pädagogischer Humanismus, in: Humanismus im deutschen Südwesten. Biographische Profile, im Auftrag der Stiftung „Humanismus heute“ des Landes Baden-Württemberg hg. v. PAUL GERHARD SCHMIDT, Sigmaringen 1993, S. 35–57; weiter: ADAM, L'humanisme à Sélestat (wie Anm. 19), bes. S. 37–50, 82.

⁴⁸ Original: Sélestat, Bibliothèque Humaniste, Corr. B. Rh. n° 240; Druck: Zwinglis Briefwechsel (wie Anm. 32), Nr. 222, S. 548 ff.; weiter: Briefwechsel des Beatus Rhenanus, ges. u. hg. v. ADALBERT HORAWITZ u. KARL HARTFELDER, Leipzig 1886 (Nachdruck: Hildesheim 1966), Nr. 224, S. 309 f.

⁴⁹ Wie eine Notiz auf dem Original zu erkennen gibt, sandte Zwingli sein Schreiben *Beato Rhenano uiro / piissimo et doctissi / mo / Sledstatt*. Hierzu vgl. die Wiedergabe in: Zwinglis Briefwechsel (wie Anm. 32), Nr. 222, S. 548 ff., hier S. 549. Beatus Rhenanus lebte seit dem Jahr 1511 (nach Studien in Paris [seit 1503] und einem sich daran anschließenden Aufenthalt in seiner Heimatstadt Schlettstadt sowie in Straßburg [1507–1511]) überwiegend in Basel, wo er u. a. enge Kontakte zu Erasmus von Rotterdam pflegte. Die Jahre

Convenit nos, doctissime Rhenane, Schürerius⁵¹ ille vester, imo noster, sub ipsum crepusculum, quo illucescente rursus abiturus erat. Noli igitur committere, ut sine

1519 bis 1526 verbrachte er, nicht zuletzt durch die Krankheit und den Tod seines Vaters (gest. 1520) bedingt, sowohl in Basel als auch in Schlettstadt. Erst 1527 veranlassten ihn die Auseinandersetzungen um die Reformation sowie die Pest zum Wegzug in seine Heimatstadt, wo er sich im Jahr 1529 endgültig niederließ, bis zu seinem Tod (1547) sein Elternhaus bewohnte und sich dort – lediglich von einigen wenigen Reisen unterbrochen – ausschließlich seinem wissenschaftlichen Werk widmete. Zur Biographie des Beatus Rhenanus siehe die einführende Literatur in der folgenden Anm. Weiter: ADALBERT HORAWITZ, Beatus Rhenanus. Ein biographischer Versuch, in: Sitzungsberichte der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Classe 70 (1872), S. 189–244, bes. S. 208 ff.; weiter: HANS KAISER, Aus den letzten Jahren des Beatus Rhenanus, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 70 (N. F. 31) (1916), S. 30–52, hier S. 33; JACOB MÄHLY, Beatus Rhenanus von Schlettstadt, in: Alsatia, Jahrbuch für elsässische Geschichte, Sage, Sitte und Sprache 1856/57, S. 201–261, hier S. 219 f. u. ö.

⁵⁰ Einführende Literatur: ROBERT WALTER, Art. Rhenanus, Beatus, in: Nouveau dictionnaire de biographie alsacienne 31 (1998), S. 3185 f.; PETER WALTER, Art. Beatus Rhenanus, in: Lexikon für Theologie und Kirche 2 (³1994), Sp. 110; weiter: Beatus Rhenanus (1485–1547). Lecteur et éditeur des textes anciens. Actes du colloque international tenu à Strasbourg et à Sélestat du 13 au 15 novembre 1998, colloque organisé par FRANÇOIS HEIM et JAMES HIRSTEIN, actes édités par JAMES HIRSTEIN, Turnhout 2000 (Studia humanitatis Rhenana); THOMAS ULRICH MUHLACK, Beatus Rhenanus (1485–1547). Vom Humanismus zur Philologie, in: Humanismus im deutschen Südwesten (wie Anm. 47), S. 195–220; ADAM, L'humanisme à Sélestat (wie Anm. 19), bes. S. 51–58, 85–90 (zur Bibliothek des Beatus Rhenanus). – Außerdem sei auf das periodisch erscheinende „Annuaire de la Société des Amis de la Bibliothèque Humaniste de Sélestat“ hingewiesen, in dem sich zahlreiche Beiträge zu Leben und Werk des Beatus Rhenanus finden (siehe etwa den von EVELYNE und HUBERT MEYER für die Jahre 1991–1999 erstellten Index in: ebd., Bd. 50 [2000], S. 211–224).

⁵¹ Lazarus Schürer (gegen: Zwinglis Briefwechsel [wie Anm. 32], Nr. 222, S. 548 ff., hier S. 548, Anm. 1), ein aus Schlettstadt stammender Neffe des humanistischen Gelehrten, Buchdruckers und Herausgebers Matthias Schürer (geb. um 1470 in Schlettstadt, gest. um 1519/20 [vor März 1520] in Straßburg; Vetter des Straßburger Druckers Martin Flach junior [gest. 1539], für den er als Korrektor arbeitete), der nach dem Tod seines Onkels in seiner Heimatstadt das Bürgerrecht erwarb, dort eine eigene Druckerei betrieb und in der Folgezeit eine Reihe von klassischen Texten, aber auch Schulbücher und Schriften seiner humanistisch ausgerichteten Freunde sowie reformatorische Werke veröffentlichte. Nach dem wirtschaftlichen Niedergang seiner Offizin wurde Lazarus Schürer im Jahr 1526 (als indirekter Nachfolger des Johann Witz genannt Sapidus; zu ihm siehe auch das Folgende) zum Leiter der Schlettstädter Lateinschule erhoben, ein Amt, das er bis zu seinem Tod im Jahr 1531 innehatte. Einführende Literatur: FRANÇOIS JOSEPH FUCHS, Art. Schürer Matthias, in: Nouveau dictionnaire de biographie alsacienne 34 (1999), S. 3556 f.; DERS., Art. Schürer Lazarus, in: ebd., S. 3557 (m. Lit.); BENZING, Die Buchdrucker des 16. und 17. Jahrhunderts (wie Anm. 19), S. 408 (betr.: Lazarus Schürer), 439 (betr.: Martin Flach junior), 440 (betr. Matthias Schürer); ADAM, L'humanisme à Sélestat (wie Anm. 19), S. 24, 70 f.; JOSEPH GÉNY, Die Reichsstadt Schlettstadt und ihr Antheil an den socialpolitischen und religiösen Bewegungen der Jahre 1490–1536. Nach meist ungedruckten Quellen bearb., Freiburg 1900 (Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes, Bd. 1.5/6), Register, S. 220; weiter: oben, Anm. 47.

conditionis nostrę tessera veniret ad te; ita enim de te persuasi sumus, ut nunquam non gratum facturi simus tibi, quoties indicamus, quid apud nos agatur. Primum itaque omnium scias Franciscanum quendam e Gallia, Franciscum nomine,⁵² retro-actis non adeo multis diebus apud nos Tiguri fuisse ac de adoratione divorum eorundemque pro nobis intercessione in scripturis mecum multa contulisse, nusquam tamen opitulante scriptura evincere potuisse, ut divi pro nobis orent, id quod multo fastu facturum iactaverat. Tandem Basileam concessit, ubi longe aliter totam rem narrat, imo mentitur, atque acta est. Quamobrem tibi ista placuit significare, ne Cumanum leonem⁵³ ignores, si forte fortuna aliquando ad te diverterit. Subsecutum est intra sex dies aliud cum nostris fratribus certamen;⁵⁴ hi sunt predicatorum Augustinenses Minores. Postremo indixit illis consul et senatores 3, quibus id muneris mandatum erat, ut relictis Thomabus, Scotis reliquisque id farinę doctoribus unis sacris literis nitantur, quę scilicet intra biblia contineantur. Hoc beluas istas tam male habet, ut unus frater, pater lector ordinis Predicatorum, a nobis solverit, nobis non secus flentibus, ac si morosa et dives noverca vita excesserit. Non desunt interea tamen, qui nihil non minentur; sed advertet dominus mala inimicis suis. Putamus te „Supplicationem“ vidisse, quam aliquot nostrum ad episcopum Constantiensem dedimus.⁵⁵ Bozhemius⁵⁶ supra quam mihi de eo polliceri ausus essem, rem pro

⁵² Franz Lambert von Avignon (1487–1530). Der Sohn eines päpstlichen Legations- und Palastsekretärs war im Alter von 15 Jahren in den Minoritenorden eingetreten und hatte später als Wanderprediger solch großen Erfolg, dass ihm im Jahr 1517 der Titel eines „Prædicator apostolicus“ verliehen wurde. 1522 verließ er seine Heimatstadt, um sich zu Martin Luther nach Wittenberg zu begeben. Seine Reise führte ihn über Aix-les-Bains, Lausanne und Fribourg nach Bern, wo ihn der reformatorisch gesinnte und Zwingli nahe stehende Berchtold Haller (zu ihm siehe die weiteren Ausführungen dieses Beitrags) nach Zürich weiterempfahl. Das vorliegende Schreiben bezieht sich u. a. auf eine am 16. Juli 1522 in Zürich abgehaltene Disputation Franz Lamberts mit Zwingli, in deren Mittelpunkt die von dem Minoriten gegen die Reformatoren verteidigte Verehrung der Heiligen stand. Wie Zwingli weiter ausführt, reiste Franz Lambert nach seiner Auseinandersetzung mit dem Zürcher Reformator nach Basel weiter. Späteren Quellen ist zu entnehmen, dass der Minorit bald darauf aus dem Franziskanerorden austrat, mit Luther Kontakt aufnahm und in den folgenden Jahren als Lehrer, Übersetzer und Prediger in Straßburg, Kassel und Marburg wirkte. Einführende Literatur: HANS-JOSEF OLSZEWSKY, Art. Lambert von Avignon, Franz, in: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon 4 (1992), Sp. 1015–1020; weiter: OSKAR FARNER, Huldrych Zwingli. Seine Verkündigung und ihre ersten Früchte. 1520–1525, Zürich 1954, S. 264–267; WYSS, Leo Jud (wie Anm. 36), S. 172.

⁵³ Zur Interpretation dieser Textstelle siehe wieder Zwinglis Briefwechsel (wie Anm. 32), Nr. 222, S. 548 ff., hier S. 548 f., Anm. 3.

⁵⁴ Gemeint ist die Disputation mit den Zürcher Bettelmönchen am 21. Juli 1522. Hierzu siehe wieder Zwinglis Briefwechsel (wie Anm. 32), Nr. 222, S. 548 ff., hier S. 549, Anm. 4.

⁵⁵ Zum Druck dieser Bittschrift siehe wieder Zwinglis Briefwechsel (wie Anm. 32), Nr. 222, S. 548 ff., hier S. 549, Anm. 5.

⁵⁶ Johann von Botzheim (um 1480–1535), Mitglied einer Adelsfamilie, die sich nach dem südöstlich von Schlettstadt gelegenen Dorf Bootzheim nannte und in Schlettstadt über beträchtlichen politischen Einfluss verfügte. Johann studierte seit dem Jahr 1496 zunächst in Heidelberg (unter Jakob Wimpfeling, zu ihm siehe bereits oben, Anm. 47), später dann in

Christo strenue gerit, ex omni parte integer. Sed redeundum est ad Schürerium in superius triclinium, ubi cum aliquot potat, miscendumque iocos. Tu interea fac rescribas, ut finita confabulatione verius quam symposio⁵⁷ epistolam tuam legam, ut gratia gratiam excipiat.

Salvi sint ho⁵⁸ Phrygios,⁵⁹ Sapidus,⁶⁰ Gloterus, alii. Christus te nobis incolumem diu servet.

Ex Tiguro 3. Kalendas Augusti MDXXII.

Huldricus Zuinglius tuus.

Beato Rhenano, viro piissimo et doctissimo. – Sledstatt.⁶¹

„Gelehrtester Rhenan, gerade beim Einnachten kam Euer oder vielmehr unser Schürer zu mir und sagte, er werde morgen in aller Frühe wieder abreisen. Ich wollte es nun nicht geschehen lassen, dass er ohne ein Wörtchen, wie es mir gehe, zu Dir komme. Weiss ich doch, Du bist mir so gewogen, dass ich Dir jedesmal einen großen Gefallen erweise, wenn ich Dir melde, was bei uns läuft. Zuerst von allem sollst Du also erfahren, dass ein Franziskaner aus Frankreich, namens Franz, vor noch nicht gar manchem Tag bei uns in Zürich gewesen ist und mit mir über die Anbetung der Heiligen und ihre Fürbitte für uns viel gestritten hat, doch konnte er nirgends mit Hilfe der Schrift den Beweis dafür erbringen, dass die Heiligen für uns bitten, und wie hochmütig hatte er geprahlt, er werde das fertig bringen! Schliesslich verzog er sich nach Basel, wo er die ganze Sache weit anders erzählt, als wie sie sich zutrug, aber es ist erlogen. Ich wollte Dir das zu dem Zwecke melden, dass Du den Esel in der Löwenhaut erkennst, wenn er vielleicht zufällig einmal bei Dir einkehren sollte. Schon nach sechs Tagen folgte ein weiterer Kampf mit unsern Mönchen, d. h. den Augustinern, den Minoriten und den Predigermönchen. Zuletzt bestimmten der Bürgermeister und die drei Ratsherren, die mit dieser Aufgabe betraut waren, jene sollten den Thomas, Skotus und die übrigen Doktoren dieser Sorte fahren lassen und sich allein an die heiligen Schriften halten, die in der Bibel enthalten seien. Das hat

Bologna, wo er im Jahr 1504 zum Dr. jur. promoviert wurde. Nach einem Vikariat am Straßburger Münster erhielt er im Jahr 1512 eine Domherrenpfürnde in Konstanz. Johann pflegte intensive Beziehungen zu deutschen und ausländischen Humanisten und war u. a. auch mit Erasmus von Rotterdam und Johannes Geiler von Kaysersberg befreundet. Zunächst ein Anhänger der Reformation, gab er seine Haltung 1525 auf und begab sich im Jahr darauf zusammen mit den anderen Konstanzer Kanonikern in die Verbannung nach Überlingen. Einführende Literatur: FRANÇOIS JOSEPH FUCHS, Art. Botzheim, in: Nouveau dictionnaire de biographie alsacienne 4 (1984), S. 310 f., hier S. 310; Art. Botzheim, Johannes von, in: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon 1 (1970), Sp. 717; weiter: HALKIN, Erasmus von Rotterdam (wie Anm. 19), Register, S. 373.

⁵⁷ Im Original in griechischen Buchstaben.

⁵⁸ Im Original in griechischen Buchstaben.

⁵⁹ Im Original in griechischen Buchstaben. Zu der genannten Person siehe die folgenden Ausführungen.

⁶⁰ Zu Sapidus siehe bereits oben, Anm. 51, sowie die folgenden Ausführungen.

⁶¹ Zitiert nach: Zwinglis Briefwechsel (wie Anm. 32), Nr. 222, S. 548 f.

diese Ungeheuer dermassen verdrossen, dass einer der Brüder, der Pater Lesemeister der Predigermönche, von hier fortzog, worüber wir allerdings so wenig weinten, als wenn eine mürrische, reiche Stiefmutter mit Tod abgegangen wäre. Noch sind freilich genug andere da, die fürchterlich drohen; aber der Herr wird seinen Feinden ihre bösen Taten vergelten. Ich glaube, Du hast die „Bittschrift“ gesehen, die einige von uns an den Konstanzer Bischof gerichtet haben. Botzheim führt die Sache für Christus tapferer, als ich es mir von ihm zu versprechen wagte; er ist ein in jeder Hinsicht tadelloser Mensch. Doch ich muss zu Schürer ins obere Trinkstüblein zurück, wo er mit etlichen zecht, und mit ihm plaudern und scherzen. Du kannst ja unterdessen meinen Brief beantworten, dann kann ich, wenn unser Gelage, oder besser Geplauder, zu Ende ist, gerade Deinen Brief lesen, so kommt ein Vergnügen zum andern.

Grüsse Phrygio, Sapidus, Glother und die andern. Christus erhalte Dich uns noch lange gesund.

Zürich, 30. Juli 1522.

Dein Huldr. Zwingli“⁶²

Die in den Schlusszeilen dieses Schreibens platzierte Aufforderung des Zürcher Reformators, der Empfänger möge drei namentlich genannten Personen, die, wie es scheint, im Bekanntenkreis sowohl des Adressanten als auch des Adressaten zu situieren sind, Grüße ausrichten, legt die Vermutung nahe, dass sich Johannes Glotter zur Abfassungszeit des Briefes bereits seit längerem im Umfeld des Beatus Rhenanus bewegte und persönliche Beziehungen zum Schlettstädter Humanistenkreis pflegte. Nicht ohne Grund hat man darüber hinaus gemutmaßt, das neue Wirkungsfeld des Klerikers sei mit einem geistlichen Amt in Verbindung zu bringen, das mit den vor Ort nachweisbaren reformatorischen Bemühungen verknüpft war: In der Person des in Zwinglis Schreiben beiläufig genannten Phrygio begegnet uns kein Geringerer als der Schlettstädter Humanist und Theologe Paul Seidensticker genannt Paul Constantin Phrygio (um 1483–1543), der, im Anschluss an Studien in Basel und Freiburg und ein an der Universität Basel absolviertes Lektorat, im Jahr 1519 zum Pfarrer seiner Heimatstadt berufen worden war.⁶³ Bald nach seiner Amtseinsetzung erwies sich der Geistliche als eifriger Befürworter der Reformation, wobei seine Bemühungen vor allem von dem Leiter der Schlettstädter Lateinschule, Hans Witz genannt Johannes Sapidus (1490–1561),⁶⁴ der in Zwinglis Brief im unmittelbaren

⁶² Zitiert nach: Huldrych Zwinglis Briefe, übers. v. OSKAR FARNER, Bd. 1: 1512–1523, Zürich 1918 (Schweizer Schicksal und Erlebnis), Nr. 47, S. 141 f.

⁶³ Hierzu siehe wieder MIEG, *La Réforme à Mulhouse* (wie Anm. 3), S. 46; einführende Literatur: JEAN ROTT, Art. Phrygio, in: *Nouveau dictionnaire de biographie alsacienne* 29 (1997), S. 3008 ff.; ADAM, *L'humanisme à Sélestat* (wie Anm. 19), S. 72 f., 82 (betr. Phrygio als Amtsnachfolger des Martin Ergersheim); JOHANN ADAM, *Evangelische Kirchengeschichte der elsässischen Territorien bis zur französischen Revolution*, Straßburg 1928, S. 414–422; GÉNY, *Die Reichsstadt Schlettstadt* (wie Anm. 51), Register, S. 218.

⁶⁴ Einführende Literatur: HUBERT MEYER, Art. Sapidus Johannes, in: *Nouveau dictionnaire de biographie alsacienne* 32 (1998), S. 3369 f.; weiter: ADAM, *L'humanisme à Sélestat*

Anschluss an Phrygio Erwähnung findet, aktiv unterstützt wurden. Gegen Ende des Jahres 1525, nach dem blutigen Ende der Bauernunruhen, gewann in Schlettstadt die katholische Partei wieder die Oberhand und wies die beiden Gelehrten aus der Stadt.⁶⁵ Die Verbannten begaben sich nach Straßburg, wo sie um Aufnahme nachsuchten.⁶⁶

(wie Anm. 19), S. 21–24; RAPP, Die Lateinschule von Schlettstadt (wie Anm. 22), S. 228 f.; GÉNY, Die Reichsstadt Schlettstadt (wie Anm. 51), Register, S. 220. – Sapidus leitete die Schlettstädter Lateinschule (als Nachfolger Oswald Bärs von Brixen) von 1510 bis 1525. Zuvor hatte er, nach Studien an der Pariser Sorbonne, bei dem Straßburger Drucker Matthias Schürer (zu ihm siehe bereits oben, Anm. 51) als Korrektor gearbeitet. Sapidus stand nicht nur mit Beatus Rhenanus in Verbindung, sondern pflegte auch Beziehungen zu Erasmus von Rotterdam und Philipp Melanchthon (1497–1560).

⁶⁵ Die entscheidenden Niederlagen der Bauern ereigneten sich am 16. Mai bei Lupstein (Lupfstein, östlich von Zabern/Saverne, nordwestlich von Straßburg), am 17. Mai bei Zabern sowie am 20. Mai 1525 zwischen den beiden nordwestlich von Schlettstadt gelegenen Dörfern Scherwiller und Châtenois (Kestenholz). Einführende Literatur zu den Bauernaufständen: ANTON SCHINDLING, Art. Bauernkrieg, in: Lexikon für Theologie und Kirche 2 (³1994), Sp. 87 f.; weiter: La guerre des paysans 1525. Etudes et documents réunis par ALPHONSE WOLLBRETT, Saverne 1975 (Etudes Alsatiques; Société d'Histoire et d'Archéologie de Saverne et Environs, Numéro supplémentaire, Bd. 93), darin bes. die Beiträge von WOLLBRETT, Scherwiller-Châtenois et le Val de Villé, S. 89–92; Saverne-Lupstein dans la tourmente, S. 55–66, sowie LINA BAILLET, Deux villes de la Moyenne Alsace: Sélestat et Colmar, face aux conflits religieux et sociaux, S. 93–102; FRANCIS RAPP, La guerre des paysans dans la vallée du Rhin supérieur. Quelques problèmes d'interprétation, in: Charles-Quint, Le Rhin et la France. Droit savant et droit pénal à l'époque de Charles-Quint. Actes des Journées d'Etudes de Strasbourg (2–3 mars 1973), Strasbourg 1973 (Publications de la société savante d'Alsace et des régions de l'Est. Collections „Recherches et Documents“ 17), S. 135–154; PETER BLICKLE, Der Bauernkrieg. Die Revolution des Gemeinen Mannes, München 1998 (C. H. Beck Wissen in der Beck'schen Reihe 2103), bes. S. 12, 31 f.; Der deutsche Bauernkrieg, hg. v. HORST BUSZELLO [u. a.], 3., bibliogr. erg. Aufl., Paderborn [u. a.] 1995 (UTB für Wissenschaft; Uni-Taschenbücher 1275), darin bes. HORST BUSZELLO, Oberrheinlande, S. 61–96, hier S. 80–90, bes. S. 88 (m. Lit. [ebd., S. 90, Anm. 50; siehe auch PETER BIERBRAUER, Kommentierte Auswahlbibliographie, ebd., S. 353–407, bes. S. 365 f., Nr. 65–70]); Die Territorien des Reichs im Zeitalter der Reformation und Konfessionalisierung. Land und Konfession 1500–1650, Bd. 5: Der Südwesten, hg. v. ANTON SCHINDLING u. WALTER ZIEGLER, Münster 1993 (Katholisches Leben und Kirchenreform im Zeitalter der Glaubensspaltung, Bd. 53), darin bes. DIETER STIEVERMANN, Österreichische Vorlande, S. 256–277, hier S. 263 ff., sowie FRANCIS RAPP, Straßburg, Hochstift und Freie Reichsstadt, S. 72–95, bes. S. 82; PETER BLICKLE, Die Revolution von 1525, 2. neu bearb. u. erw. Aufl., München/Wien 1981, bes. S. 198. Zu den Vorgängen im Raum Schlettstadt siehe auch wieder ADAM, Evangelische Kirchengeschichte (wie Anm. 63), S. 418–422; GÉNY, Die Reichsstadt Schlettstadt (wie Anm. 51), S. 170–174, 182. Weitere Literaturhinweise finden sich in den folgenden Anmerkungen.

⁶⁶ Hierzu siehe wieder MIEG, La Réforme à Mulhouse (wie Anm. 3), S. 46; weiter: RAPP, Die Lateinschule von Schlettstadt (wie Anm. 22), S. 230, 232 f.; GÉNY, Die Reichsstadt Schlettstadt (wie Anm. 51), S. 187 ff. Phrygio amtierte in der Folgezeit als Pfarrer von Illkirch-Graffenstaden und Ostwald/Illwickersheim (beide bei Straßburg). Im Jahr 1529 wurde er als erster evangelischer Pfarrer nach St. Peter in Basel berufen. Seit 1532 beklei-

Wie Philippe Mieg unter Berücksichtigung einer Reihe von Indizien, die nicht einer gewissen Plausibilität entbehren, vermutet hat, fungierte Johannes Glotter als Vikar Phrygios.⁶⁷ Als Stellvertreter des Schlettstädter Pfarrers hielt er – so der Forscher weiter – am Sonntag, den 30. April 1525, in Rappoltsweiler (Ribeauvillé; südwestlich von Schlettstadt) eine Predigt, der Ulrich IX. von Rappoltstein (gest. 1531) als Hörer beiwohnte.⁶⁸ Als Beleg für diesen Auftritt führte Mieg private Aufzeichnungen des elsässischen Adligen ins Feld, in deren Mittelpunkt die Bauernunruhen des Jahres 1525 stehen (Berichtszeitraum: 23. April bis 12. Juni 1525). Ulrichs Notizen geben, soweit sich die Textüberlieferung überprüfen lässt, zwar an keiner einzigen Stelle eindeutig eine explizite Erwähnung Glotters zu erkennen, lassen jedoch zumindest vermuten, dass es sich bei dem Prediger um den Stellvertreter Phrygios handeln muss, wenn es heißt: *Am sontag hat des Doctors mitling von*

dete er an der dortigen (inzwischen reformierten) Universität eine Professur für Theologie. 1535 folgte ein Ruf an die Universität Tübingen, wo er bis zu seinem Tod im Jahr 1543 das Fach neutestamentliche Exegese betreute. Sapidus hingegen unterrichtete zunächst 1526/27 an der Schule des Straßburger Dominikanerkonvents Latein und leitete dann von 1528 bis 1538 eine der drei Lateinschulen der Stadt Straßburg. Im Jahr 1538 erhielt er nach der Zusammenlegung der bis dahin getrennt geführten Lateinschulen eine Lehrerstelle in den oberen Klassen des Straßburger Gymnasiums, um schließlich 1540 in der genannten Institution zum Professor für Poesie und Literatur ernannt zu werden. Im Jahr 1548 erhielt er ein Kanonikat am Straßburger Stift St. Thomas.

⁶⁷ Siehe MIEG, *La Réforme à Mulhouse* (wie Anm. 3), S. 47, wobei der Autor auf die Arbeit von GÉNY, *Die Reichsstadt Schlettstadt* (wie Anm. 51), S. 150, verweist. (Ebd. wird Glotters Funktion als Helfer bzw. Vikar Phrygios jedoch lediglich aus der bereits oben behandelten Namensnennung, die sich am Schluss des am 30. Juli 1522 abgefassten Zwingli-Briefs findet, abgeleitet, was – für sich gesehen – wohl kaum als zwingendes Argument zu werten sein dürfte!) Zu den weiteren von Mieg ins Feld geführten Indizien und Argumenten siehe die folgenden Ausführungen.

⁶⁸ Ein Sohn des österreichischen Oberlandvogts (1510, 1524–1527) Wilhelm II. von Rappoltstein (1468–1547) und Margarethes von Zweibrücken. Ulrichs Sohn Egenolf trat im Jahr 1563 zum neuen Glauben über. Einführende Literatur: BENOÎT JORDAN, Art. Ribeaupierre de (Rappoltstein von), in: *Nouveau dictionnaire de biographie alsacienne* 31 (1998), S. 3186–3189, bes. S. 3188; weiter: LINA BAILLET, *La guerre des paysans. Un cas de conscience dans la famille de Ribeaupierre*. [Suivi de:] *Récit des événements de la guerre des paysans (avril–juin 1525). Témoignage d'Ulrich de Ribeaupierre. Texte établi d'après le manuscrit original par A. KIMMENAUER, lecture revue par J. ROTT, traduction de L[INA] BAILLET et d'A. KIMMENAUER*, in: *Bulletin philologique et historique (jusqu'à 1610) du Comité des travaux historiques et scientifiques. Année 1967. Actes du 92^e Congrès national des Sociétés savantes tenu à Strasbourg et Colmar (vol. 1), Paris 1969*, S. 357–437, hier S. 357–374. Gemäß JORDAN, Art. Ribeaupierre de (Rappoltstein von), S. 3188, diente Rappoltsweiler/Ribeauvillé seit der Herrschaft Wilhelms II. den Rappoltsteinern als Herrschaftssitz. Der Vollständigkeit halber sei darauf hingewiesen, dass Ulrichs Familie als Förderer Leo Juds (zu ihm siehe bereits oben, mit Anm. 36) in Erscheinung trat und zu den Zürcher Reformatoren enge Beziehungen unterhielt. (Als Egenolf von Rappoltstein 1563 die Reformation einführte, übernahm er das Schweizer Modell!) Hierzu siehe wieder BAILLET, Art. Jud Leo (wie Anm. 36), *passim*.

*Schlettstadt hey geprediget vnd am montag der Doctor selbst vnd hat viel gut ding gesagt.*⁶⁹

Dies der Wortlaut der jüngsten Textedition, in der immerhin von einem „Mietling“ Phrygios die Rede ist, was auf einen Vikar des Schlettstädter Pfarrers – Ulrichs Hinweis auf den *Doctor* scheint mir eindeutig diesen Stadtgeistlichen zu meinen – zu beziehen sein dürfte.⁷⁰ Im vorliegenden Problemzusammenhang scheint es wichtig darauf hinzuweisen, dass die Aufzeichnungen des Rappoltsteiners nicht in einheitlicher Form überliefert sind, sondern eine gewisse Varianz zu erkennen geben. So gab Daniel Michel, als er 1854/55 in Stoebers „Alsatia“ eine Edition des Textes vorlegte, die besagte Notiz folgendermaßen wieder: *Am Sonntag hat des Doctors Wirschling Vetter von Schlettstadt hier gepredigt, und am Montag der Doctor selbst. Der hat viel gut ding gesagt.*⁷¹

Die soeben zitierte Ausgabe basiert zumindest indirekt auf der Handschrift Colmar, Bibliothèque de la Ville (bzw. Bibliothèque municipale), Ms 591, die im 16. Jahrhundert entstand, als Autograph Ulrichs IX. von Rappoltstein gilt und über dessen Gemahlin, Gräfin Anna-Alexandrina von Fürstenberg, einst in den Besitz Egenolfs von Rappoltstein (Sohn Ulrichs IX.) gelangt war.⁷² Fol. 24v dieses Textzeugen

⁶⁹ Zitiert nach BAILLET, *La guerre des paysans* (wie Anm. 68), S. 400. Hierzu vgl. den Textabdruck in: Verzeichnis der Geschichte des Bauernaufzugs von 1525, durch Herrn Ulrich von Rappoltstein beschrieben, in: *Die Herrschaft Rappoltstein. Beiträge zur Geschichtskunde des Ober-Elsasses, zum Theil aus urkundlichen Quellen*, hg. v. JULIUS RATHGEBER, Straßburg 1874, S. 69–112, hier S. 84 f. (Abdruck des Textes gemäß Billing, Hinweise auf die Varianten von Luck und Michel; hierzu siehe die folgenden Ausführungen); weitere Literatur: BAILLET, *Deux villes de la Moyenne Alsace* (wie Anm. 65), S. 93; DIES., *La guerre des paysans* (wie Anm. 68), S. 367 f., 378.

⁷⁰ Phrygio war im September 1513, nach einem mehrjährigen Theologiestudium in Basel (seit 1510), zum Doktor promoviert worden. Hierzu siehe wieder ROTT, *Art. Phrygio* (wie Anm. 63), S. 3009. Der Schlettstädter Pfarrer beschäftigte anscheinend mehrere Vikare, wie nicht zuletzt ein Gutachten des Bürgermeisters und Rats von Schlettstadt vom 30. November 1526 belegt (Nachweis: unten, Anm. 117). In den Jahren nach den Bauernunruhen ist mehrfach von zwei Helfern die Rede. Hierzu siehe wieder GÉNY, *Die Reichsstadt Schlettstadt* (wie Anm. 51), S. 192, 197, 200. Zur Finanzierung dieser beiden Stellen leisteten sowohl die Stadt als auch die örtliche Kirchenfabrik einen jährlichen Zuschuss von 40–50 Gulden.

⁷¹ Zitiert nach: Ulrich der XI, Herr von Rappoltstein, zu Hohenack und Geroldseck, im Wasgau, Vom Bauren-Aufzug, in den Monaten April und Mai 1525. Nach der Originalhandschrift der Kolmarer Stadtbibliothek mitgeteilt v. DANIEL MICHEL, in: *Alsatia, Jahrbuch für elsässische Geschichte, Sage, Alterthumskunde, Sitte, Sprache und Kunst* 1854/55, S. 135–169, hier S. 147; zu Michels Edition siehe wieder BAILLET, *La guerre des paysans* (wie Anm. 68), S. 378.

⁷² Sigle: A; Text: Fol. 20r–33v. Zur Herkunft der Handschrift und zur Bewertung des Textes siehe wieder BAILLET, *La guerre des paysans* (wie Anm. 68), S. 361, 377; weiter: Ulrich der XI, Herr von Rappoltstein, zu Hohenack und Geroldseck, im Wasgau, Vom Bauren-Aufzug (wie Anm. 71), S. 135, Anm. 1; Verzeichnis der Geschichte des Bauernaufzugs von 1525 (wie Anm. 69), S. 69; Beschreibung des Textzeugen A: *Catalogue général des manuscrits des bibliothèques publiques de France*, Bd. 56: Colmar, [bearb. v. PIERRE

überliefert die hier zur Diskussion stehende Notiz nun jedoch nicht als Bestandteil des fortlaufenden Textes, sondern in Form einer bereits von alter Hand am Blattrand platzierten ergänzenden Bemerkung. Diese Überlieferungsumstände sind umso bedauerlicher, als das besagte Blatt in späterer Zeit beschnitten wurde und im aktuellen Erhaltungszustand nur noch Spuren des ursprünglichen Wortlauts erkennen lässt.⁷³ Dennoch wird man den sachlich begründeten Zweifeln an der Richtigkeit der von Daniel Michel vorgelegten Edition beipflichten müssen, die schon Julius Rathgeber hegte, als er zu dieser Textstelle bemerkte: „Die Lesart der Alsatia ist offenbar unrichtig, denn einen Doctor Wirschling gab es im Jahr 1525 in Schlettstadt nicht, so wenig als einen Vetter von ihm.“⁷⁴ Nicht ganz zu Unrecht hat dann auch Mieg den in Michels Ausgabe wohl verschlimmbesserten Text dahingehend konjiziert, dass er das bereits von Rathgeber monierte *Wirschling* durch *Meidling* – gemeint ist damit wiederum der „Mietling“ Phrygios – ersetzte und hinter dem unmittelbar darauf folgenden Wort *Vetter* nichts anderes als eine entstellte Form des Nachnamens *Glatter* vermutete.⁷⁵ Während meines Erachtens zumindest die erste Konjektur begründet erscheint und darüber hinaus durch die Parallelüberlieferung gedeckt ist,⁷⁶ lässt sich das Vorkommen des Namens *Glatter* (o. ä.) im „Originaltext“ der Aufzeichnungen Ulrichs von Rappoltstein zumindest auf der Basis eines Textvergleichs weder beweisen noch widerlegen,⁷⁷ so dass Miegs Konjekturvorschlag mit Vorsicht zu genießen ist, zumal die explizite Erwähnung Glotters im 1522 verfassten Zwingli-Brief

SCHMITT] Paris 1969, Nr. 564, S. 208. Zu Egenolf von Rappoltstein siehe bereits oben, Anm. 68.

⁷³ BAILLET, *La guerre des paysans* (wie Anm. 68), S. 370 u. 377.

⁷⁴ Zitiert nach: Verzeichnis der Geschichte des Bauernaufzugs von 1525 (wie Anm. 69), S. 84 f., Anm.

⁷⁵ Siehe MIEG, *La Réforme à Mulhouse* (wie Anm. 3), S. 73, Anm. 12.

⁷⁶ MIEG, *La Réforme à Mulhouse* (wie Anm. 3), S. 73, Anm. 12, verweist in diesem Zusammenhang auf die Werke der Historiographen Johann Jakob Luck (1574–1635) und Sigmund Billing (1742–1796), die – so der Autor – angeblich übereinstimmend *Meidling* statt *Wirschling* überliefern. In LUCKS „Annales Rappoltsteinensia“ (Original: Colmar, Archives départementales du Haut-Rhin, E 1039–1040 [die in den „Curiosités d'Alsace“ 1861/62, S. 192–200, 269–280, veröffentlichte Übersetzung von LOUIS BRIÈLE war mir bedauerlicherweise nicht zugänglich]) findet sich die Notiz: „Am Sontag hatt des Doctors | Miedling [sic!] von Schlettstatt hie gepredigt [...]“ (Original: Colmar, Archives départementales du Haut-Rhin, E 1039, fol. 304r–304v). Die Aufzeichnungen BILLINGS (Colmar, Bibliothèque de la Ville, fonds Chauffour, n° 99) waren mir leider nicht zugänglich. Einführende Literatur zu den genannten Geschichtsschreibern: BENOÎT JORDAN / CHRISTIAN WOLFF, Art. Luck, Johann Jakob, in: *Nouveau dictionnaire de biographie alsacienne* 25 (1995), S. 2449; CHRISTIAN WOLFF, Art. Billing, in: ebd. 3 (1983), S. 225 f., hier S. 225; weiter: BAILLET, *La guerre des paysans* (wie Anm. 68), S. 377 f. (mit weiterführenden Hinweisen zur handschriftlichen Überlieferung sowie zu Editionen, Bearbeitungen und Übersetzungen).

⁷⁷ MIEG, *La Réforme à Mulhouse* (wie Anm. 3), S. 73, Anm. 12, weist darauf hin, dass weder Luck noch Billing (zu diesen beiden Chronisten und ihren Werken siehe die vorausgehende Anm.) das Wort *Vetter* überliefern.

gerade keinen sicheren Schluss auf ein von Johannes bekleidetes Schlettstädter Vikariat im unmittelbaren Umfeld Phrygios erlaubt.

Dennoch bilden, wie Zeugnisse aus späterer Zeit belegen, Vorgänge, die sich sowohl im Rahmen der Reformationsbewegung als auch der in den Jahren 1524 bis 1526 sich ausbreitenden Bauernunruhen ereigneten,⁷⁸ vermutlich den unmittelbaren Hintergrund, vor dem die weitere Biographie Johannes Glotters anzusiedeln ist. Allerdings hat die Forschung die Aussagekraft der entsprechenden Belege einmal mehr überinterpretiert, indem sie diese auf Glotter bezogen hat. So wurde ein Zeugnis, das vom 18. Mai 1525 – also nur wenige Wochen nach der am 30. April 1525 in Rappoltweiler abgehaltenen Predigt des Schlettstädter „Mietlings“ – datiert, zu Unrecht mit Johannes in Verbindung gebracht:

Im Straßburger Stadtarchiv hat sich das Original eines amtlichen Schreibens erhalten, das vom Bürgermeister und Stadtrat von Schlettstadt an den Bürgermeister und Rat der Stadt Straßburg gerichtet wurde.⁷⁹ Wie bereits in den soeben behandelten Aufzeichnungen Ulrichs von Rappoltstein ist in diesem Brief von einem *mietling* des Schlettstädter Pfarrers die Rede, der zwar ausdrücklich als *ein Priester* bezeichnet wird, dessen Name jedoch wiederum unerwähnt bleibt. Von diesem Kleriker heißt es nun im Text der besagten Mitteilung, er habe *vor etlichen vnserer gemeind* [sc. Schlettstadt] *offenlich hoeren lassen*, dass im Lager (*Im versamleten hauffen*) der vor der Stadt Kaysersberg (nordwestlich von Colmar) befindlichen Bauern *ein schrift* des Straßburger Stadtrats verlesen worden sei. Mittels dieser *schrift* seien die Hörer aufgefordert worden, den Bauern in Zabern (Saverne, nordwestlich von Straßburg) gegen *ein froembd volckh Ins land zuziehen willens* – gemeint sind damit offensichtlich die etwa 12–15.000 Mann umfassenden niederländischen und spanischen Söldnertruppen des Herzogs Anton von Lothringen (1489–1544),⁸⁰ die am 17. Mai 1525 bei Zabern unter den dort lagernden, etwa 30.000 Mann umfassenden Bauernhaufen ein wahres Blutbad anrichteten⁸¹ – Beistand zu leisten, wobei die Straßburger versprochen hätten, *prouiand geschütz vnnd puluer* zu liefern. Die Weitergabe dieser Informationen durch den *mietling* des Schlettstädter Pfarrers habe nun *die vnsern merglich bewegt*, sich zu den vor Kaysersberg lagernden *hauffen* zu begeben, um den Zaberner Bauern gegen die fremden Truppen zu Hilfe zu kommen.⁸²

⁷⁸ Hierzu siehe bereits oben, mit Anm. 65.

⁷⁹ Strasbourg, Archives de la Ville, AA Nr. 383; Regest: Politische Correspondenz der Stadt Straßburg im Zeitalter der Reformation, Bd. 1: 1517–1530, bearb. v. HANS VIRCK, Straßburg 1882 (Urkunden und Akten der Stadt Straßburg, Abt. 2), Nr. 302, S. 172; zum stadsgeschichtlichen Kontext siehe wieder GÉNY, Die Reichsstadt Schlettstadt (wie Anm. 51), S. 170 f.

⁸⁰ Der Sohn und Amtsnachfolger (seit 1508) des Herzogs René II. von Lothringen und Bar (1451–1508); Literatur: A[LPHONSE] WOLLBRETT, Notes sur le Duc Antoine et la Lorraine vers 1525, in: La guerre des paysans 1525 (wie Anm. 65), S. 103–109; weiter: M[ICHEL] PARISSÉ, Art. R[ené] II., in: Lexikon des Mittelalters 7 (1995), Sp. 730.

⁸¹ Hierzu siehe bereits oben, Anm. 65.

⁸² Die Aussage bezieht sich offensichtlich auf den ca. 12.000 Mann umfassenden „Haufen von Ebersheimmünster“ (benannt nach dem gleichnamigen Kloster bzw. Dorf nordöstlich

Im Mittelpunkt des Briefes an die Straßburger steht nun die Anfrage der Repräsentanten Schlettstadts, ob die Aussagen des Priesters den Tatsachen entsprächen, da in diesem Fall kaum zu verhindern sei, dass die Schlettstädter nach Kaysersberg aufbrechen würden.

Der Inhalt dieses Schreibens legt die Vermutung nahe, dass ein *mietling* des Schlettstädter Pfarrers auch im Rahmen der elsässischen Bauernrevolten eine aktive Rolle spielte. Ist dieser Vikar nun aber mit Johannes Glotter gleichzusetzen? Eine nur kurze Zeit nach dem im Straßburger Stadtarchiv lagernden Briefzeugnis entstandener Beleg belehrt uns eines Besseren: Dass die Parteinahme, die Phrygios Helfer im Frühjahr 1525 an den Tag legte, gerade von den örtlichen Behörden mit Unmut aufgenommen wurde, belegt ein Eintrag in den Schlettstädter Ratsprotokollen:⁸³ Am 29. Mai 1525 musste der Vikar vor dem städtischen Rat erscheinen, wo er wegen der besagten Vorgänge zur Verantwortung gezogen wurde.⁸⁴ Die amtlichen Aufzeichnungen beleuchten nun die zurückliegenden Ereignisse aus einer leicht veränderten Perspektive: So behauptete der Stellvertreter des Stadtpfarrers, er hätte zum fraglichen Zeitpunkt lediglich gesagt, er habe jemanden schreien hören, Straßburg hätte geschrieben, die Bauern sollten abziehen und sowohl die Stadt Kaysersberg als auch die anderen Reichsstädte unberührt lassen. Der Schlettstädter Rat scheint dem Geistlichen jedoch keinen Glauben geschenkt zu haben, wurde der Angeschuldigte, der sich, wie das Ratsprotokoll ausdrücklich festhält, *mit vielen geblünten Worten, die sich der Wahrheit wenig verglichen* zu verteidigen versuchte, doch noch am gleichen Tag aus der Stadt gewiesen.⁸⁵ Und endlich erfahren wir aus dem Protokolleintrag nun auch den Namen des Verbannten: Der Angeschuldigte wird ausdrücklich

von Schlettstadt, wo das Standquartier der Gruppe lag), der am 18. Mai 1525 von Kientzheim (östlich von Kaysersberg) und Ammerschwyr (südöstlich von Kaysersberg) kommend nach Kaysersberg gezogen war, um bereits tags darauf wieder nach Norden zu ziehen, wo er sich mit weiteren Truppen vereinigte. Am Morgen des 20. Mai stand der Verband bereits bei Schlettstadt. Noch am Abend desselben Tages erfolgte die vernichtende Niederlage bei Scherwiller/Châtenois (hierzu siehe bereits oben, Anm. 65). Zum „Itinerar“ des „Haufens von Ebersheimmünster“ siehe wieder BUSZELLO, Oberrheinlande (Anm. 65), S. 84; weiter: ebd., S. 81; A[LPHONSE] WOLLBRETT, De Wasselonne à Ribeaupillé en 1525. Esquisses de topographie historique, in: La guerre des paysans 1525 (wie Anm. 65), S. 82–86, hier S. 86.

⁸³ Zum Folgenden siehe wieder MIEG, La Réforme à Mulhouse (wie Anm. 3), S. 47; ADAM, Evangelische Kirchengeschichte (wie Anm. 63), S. 420; GÉNY, Die Reichsstadt Schlettstadt (Anm. 51), S. 175.

⁸⁴ Zur Ratsverfassung in Schlettstadt siehe etwa ADAM, Evangelische Kirchengeschichte (wie Anm. 63), S. 414 f.; RAPP, Die Lateinschule von Schlettstadt (wie Anm. 22), S. 217 f.

⁸⁵ Original: Sélestat, Archives de la Ville, BB 83 (1523–1527) (= „Rathsprotokollbuch“) (Zeitraum: 1523–1527), S. 122 b; hierzu siehe auch BAILLET, Deux villes de la Moyenne Alsace (wie Anm. 65), S. 101.

als *Herr Jorg* bezeichnet⁸⁶ und kann folglich mit Johannes Glotter nicht identisch sein. Will heißen: Miegs mit nicht unbeträchtlichem gelehrtem Aufwand angestellte Überlegungen zur angeblichen Schlettstädter Vikariatszeit Glotters sind, solange nicht eindeutige Beweise hierfür beigebracht werden können, ins Reich der Legende zu verweisen, oder, um es anders zu formulieren: Wir wissen nicht, wo sich Johannes zu jener Zeit aufgehalten hat und welchen Tätigkeiten er nachgegangen ist.

Auch über das weitere Schicksal Glotters lassen sich vorläufig keine gesicherten Aussagen treffen. Mieg vermutet, dass Phrygios Vikar bald nach seiner Ausweisung aus Schlettstadt aufgrund der Unterstützung des Beatus Rhenanus die zu Beginn des Jahres 1526 vakant gewordene Stelle des Pfarrers von Mülhausen erhielt.⁸⁷ Während über den exakten Zeitpunkt dieser Amtsübernahme keine näheren Informationen vorliegen, lässt sich anhand der Quellen immerhin zeigen, dass Glotter als Inhaber dieses Amtes an der vom 16. (bzw. 21.) Mai bis 8. Juni 1526 im aargauischen Baden tagenden Disputation teilnahm und sich auch an den Abstimmungen beteiligte.⁸⁸ Da uns die Badener Disputation einige interessante Einblicke in die theologische Haltung des Mülhausener Geistlichen gewährt, sollen die wichtigsten Einzelheiten zu dieser für die weitere Entwicklung der reformatorischen Bewegung so bedeutsamen Versammlung kurz dargelegt werden.

Am 23. März 1526 richteten die in Luzern tagenden Vertreter der katholischen Kantone ein Schreiben an die Stadt Mülhausen, das unter Bezugnahme auf die durch die Reformationsbewegung entstandenen Verwerfungen zu einer Versammlung nach

⁸⁶ Auf diesen *Jorg* bezieht sich übrigens GÉNY, Die Reichsstadt Schlettstadt (wie Anm. 51), S. 151, wenn er schreibt: „Ein anderer [Vikar Phrygios], der sich im Bauernaufbruch bemerkbar machte, ist uns nur dem Vornamen, Georg, nach bekannt.“

⁸⁷ Siehe MIEG, La Réforme à Mulhouse (wie Anm. 3), S. 47. Zu Glotters Amtsvorgängern, zu denen – neben Simon Oeler (ein Bruder des Mülhausener Johanniter-Komturs [seit 1510] und Kunstmäzens Markus Oeler [um 1450/60–1521]?) – auch der für die reformatorische Bewegung vor Ort bedeutsame Nikolaus Prugner (1488–1557) – er gab im Februar 1526 seine Stelle auf und zog nach Straßburg – gehört, siehe ebd., S. 45 f. Weiter: RAYMOND OBERLÉ, Art. Oeler Marc, in: Nouveau dictionnaire de biographie alsacienne 28 (1996), S. 2898; DERS., Art. Prugner Nicolas, in: ebd. 30 (1997), S. 3056 f.; DERS., Mulhouse ou la genèse d'une ville, [Steinbrunn-le-Haut] 1985, S. 83 f., 94, 96; GEORGES LIVET / RAYMOND OBERLÉ, Histoire de Mulhouse des origines à nos jours, Strasbourg 1977 (Collection histoire des villes d'Alsace), S. 72 ff.; ADAM, Evangelische Kirchengeschichte (wie Anm. 63), S. 550–561, bes. S. 557 f. (zu den näheren Umständen von Prugniers Abgang); MEININGER, Les Pasteurs de Mulhouse (wie Anm. 3), S. 70 f.; J. KUNTZ, Geschichte der Einführung der Reformation in Mülhausen, Straßburg 1888, S. 31–38 (tendenziös).

⁸⁸ Zum Folgenden siehe wieder MIEG, La Réforme à Mulhouse (wie Anm. 3), S. 47 ff.; LIVET / OBERLÉ, Histoire de Mulhouse (wie Anm. 87), S. 73 f.; ADAM, Evangelische Kirchengeschichte (wie Anm. 63), S. 558; Quellenedition: Die Eidgenössischen Abschiede aus dem Zeitraume von 1521 bis 1528. Der amtlichen Abschiedsammlung Bd. 4, Abt. 1 a, bearb. v. JOHANNES STRICKLER, Brugg 1873 (Amtliche Sammlung der ältern Eidgenössischen Abschiede), Nr. 362, S. 921–937; Regest: X. MOSSMANN, Cartulaire de Mulhouse, Bd. 5, Strasbourg 1889, Nr. 2166, S. 111.

Baden einlud.⁸⁹ Diese sowohl an sämtliche Kantone bzw. Städte der Eidgenossenschaft als auch an die so genannten „Zugewandten Orte“ (zu denen seit 1515 auch Mülhausen gehörte)⁹⁰ ergangene Einladung zielte darauf ab, der katholischen Partei in der Schweiz mittels einer umfassenden Disputation auf friedliche Weise wieder die Oberhand zu verschaffen. Jeder Kanton bzw. jede Stadt sollte zwei bis vier Gelehrte sowie Repräsentanten der jeweiligen politischen Behörden zum Tagungsort entsenden, darüber hinaus sah man vor, die Bischöfe von Konstanz, Basel, Sitten und Lausanne (oder doch zumindest deren Stellvertreter) nebst zwei bis vier in der Auslegung der Heiligen Schrift erfahrene Doktoren zur Teilnahme zu bewegen. Nur wenige Wochen später, am 12. Mai 1526, setzte der Basler Bürgermeister Adelberg Meyger die Stadt Mülhausen darüber in Kenntnis, dass Basel mehrere Gelehrte und Prediger nach Baden schicken werde.⁹¹ Mit Datum vom 20. Mai 1526 hat sich sodann ein Brief eines Wolff Wissenburg an dessen *lieben gfatter*, den Basler Bürger Rudolf Frey, erhalten, in welchem der Verfasser, der die Badener Zusammenkunft allem Anschein nach als Augenzeuge miterlebte, seinem Verwandten unter anderem mitteilt, dass *Milhusen mit 2 [predicanten], die sich der sach nit vil beladen*, vertreten sei.⁹² Welche beiden Männer als Repräsentanten Mülhausens in Erscheinung traten, erfahren wir aus den Protokollen der Badener Disputation: kein geringerer als der Priester Johannes Glotter sowie der aus Mülhausen stammende Prediger Augustin Gschmuss (latinisiert: Gemusaeus) genannt Krämer (1490–1543)⁹³ waren in den Aargau gereist, begleitet von dem Stadtschreiber Hans Oswald Gamsharst (um

⁸⁹ Original: Mulhouse, Archives municipales, n° 3703; hierzu siehe MIEG, *La Réforme à Mulhouse* (wie Anm. 3), S. 47 f. (mit frz. Übers.).

⁹⁰ Einen Überblick hierzu bietet etwa OBERLÉ, *Mulhouse ou la genèse d'une ville* (wie Anm. 87), S. 76–82; weiter: LIVET / OBERLÉ, *Histoire de Mulhouse* (wie Anm. 87), S. 70; neuere Spezialliteratur: Eidgenössische „Grenzfälle“: Mülhausen und Genf. En marge de la Confédération: *Mulhouse et Genève*, hg. v. WOLFGANG KAISER [u. a.], Basel 2001 (Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft 172).

⁹¹ Siehe: *Aktensammlung zur Geschichte der Basler Reformation in den Jahren 1519 bis Anfang 1534*, i. Auftr. der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft zu Basel hg. v. EMIL DÜRR u. PAUL ROTH, Bd. 2: Juli 1525 bis Ende 1527, Basel 1933, Nr. 371, S. 316; hierzu siehe MIEG, *La Réforme à Mulhouse* (wie Anm. 3), S. 48.

⁹² Druck: *Aktensammlung zur Geschichte der Basler Reformation in den Jahren 1519 bis Anfang 1534* (wie Anm. 91), Nr. 393, S. 328 f.; hierzu siehe wieder MIEG, *La Réforme à Mulhouse* (wie Anm. 3), S. 48 f.

⁹³ Ein Sohn des Krämers und Zunftmeisters Nikolaus Gschmuss, der nach Studien in Basel (seit 1505) und Tübingen in seine Heimatstadt zurückgekehrt war, um dort zunächst als Kaplan (seit 1508), später dann als Prediger (seit 1523) und Priester (seit 1529) zu wirken. Literatur: RAYMOND OBERLÉ, Art. Gschmuss Augustin, in: *Nouveau dictionnaire de biographie alsacienne* 14 (1989), S. 1315; DERS., *Mulhouse ou la genèse d'une ville* (wie Anm. 87), S. 93 u. ö.; LIVET / OBERLÉ, *Histoire de Mulhouse* (wie Anm. 87), S. 73 f.; MEININGER, *Les Pasteurs de Mulhouse* (wie Anm. 3), S. 69 f.

1475–1532?), der sich jedoch schon nach wenigen Tagen durch den Bürgermeister Achatius Gilgauer (um 1480–1543) ersetzen ließ.⁹⁴

Eine eingehende Diskussion der im Rahmen der Badener Disputation verhandelten theologischen Positionen kann und muss im vorliegenden Zusammenhang zwar nicht vorgenommen werden, hingewiesen sei indes auf die besondere Bedeutung der Zusammenkunft, die sich bereits aufgrund der prominenten Vertreter der katholischen Partei ergibt. So finden wir beispielsweise unter den Disputanten nicht nur jenen Doktor Johannes Eck (1486–1543),⁹⁵ seines Zeichens Professor und Vizekanzler der Universität Ingolstadt, der als Hauptgegner der Reformation und wichtiger Gegenspieler Luthers gelten darf, sondern auch Johannes Fabri (1478–1541),⁹⁶ der seit 1523/24 sowohl als Hofrat als auch als Beichtvater des Erzherzogs Ferdinand von Österreich (1503–1564, seit 1521/22 Herrscher über die österreichischen Erblande, 1531 deutscher König, nach der Abdankung seines jüngeren Bruders Karl V. im Jahr 1556 Kaiser) wirkte, schließlich aber auch den aus dem elsässischen Obernai/Ober-ehnheim (südwestlich von Strasbourg) stammenden Franziskanermönch Thomas Murner (1475–um 1537), der zu jener Zeit im Luzerner Konvent das Amt des Lesemeisters versah und als Verfasser bedeutender volkssprachiger Werke bis heute einen festen Platz in der deutschen Literaturgeschichte einnimmt.⁹⁷

Die Repräsentanten der betroffenen Kantone, Kommunen und Behörden versammelten sich ab dem 16. Mai 1526, woraufhin vom 17. bis 20. Mai zunächst das Programm festgelegt wurde. Das eigentliche Religionsgespräch begann am 21. Mai, wobei Johannes Eck *wider den Zuingli* folgende Thesen *des waren alten glaubens* vertrat:

I. Der war fronleichnam Christi und sein bluott / ist gegenwärtig im sacrament des altars.

II. Die werden auch warlich aufgeopffert im / ampt der mess für Lebendig vnd todt.

III. Maria vnd die hailigen sind anzuorüefen alß fürbitter.

IIII. Des Herren Jesu vnd der Hailigen bildnuß / sind nit abzuothuond.

V. Nach disem Leben ist ein segkfeuer.

⁹⁴ MIEG, *La Réforme à Mulhouse* (wie Anm. 3), S. 49; Literatur zu den genannten Personen: RAYMOND OBERLÉ, Art. Gamsharst Hans Oswald von, in: *Nouveau dictionnaire de biographie alsacienne* 12 (1988), S. 1109; DERS., Art. Gilgauer Achatius, in: ebd., S. 1184; DERS., *Mulhouse ou la genèse d'une ville* (wie Anm. 87), S. 76, 94 u. ö.; KUNTZ, *Geschichte der Einführung der Reformation in Mülhausen* (wie Anm. 87), S. 22–25 u. ö. (tendenziös).

⁹⁵ Einführende Literatur: HERIBERT SMOLINSKY, Art. Eck, Johannes, in: *Lexikon für Theologie und Kirche* 3 (31995), Sp. 441 ff.

⁹⁶ Einführende Literatur: HERBERT IMMENKÖTTER, Art. Fabri, Johannes, in: *Lexikon für Theologie und Kirche* 3 (31995), Sp. 1148; Art. Fabri, Johannes, in: *Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon* 1 (1990), Sp. 1588 f.

⁹⁷ Einführende Literatur: BARBARA KÖNNEKER, Art. Murner, Thomas, in: *Literatur Lexikon. Autoren und Werke deutscher Sprache* 8 (1990), S. 303 f.; DIES., Thomas Murner, in: *Deutsche Dichter. Leben und Werk deutschsprachiger Autoren*, Bd. 2 (wie Anm. 33), S. 21–32.

VI. Die kind auch der Christen werden in erbsind geborn.

VII. Der tauf Christi, nit Joannis, nimpt hin / die erbsind.

*Darzuo alles das, das Zuinglj vorhat / anzuofechten in vnserem waren / vngezweifelten glauben.*⁹⁸

Da Zwingli nicht persönlich anwesend war, übernahm Johannes Husschin genannt Oekolampad (1482–1531),⁹⁹ damals *pfarrer und predicant zuo Sant Martin zuo Basel*,¹⁰⁰ den Gegenpart. Er disputierte gegen die Thesen I bis V, ohne auf die Thesen VI und VII weiter einzugehen. Bei der Schlussabstimmung entschieden sich Johannes Glotter und Augustin Gschmuss bezüglich der Thesen II bis V für die durch Oekolampad vertretenen Positionen, äußerten jedoch hinsichtlich der ersten These ihre Zustimmung zur Position Johannes Ecks.¹⁰¹ Das Badener Religionsgespräch endete, wie bereits bemerkt wurde, am 8. Juni 1526, ohne dass eine Überwindung der Glaubensspaltung erreicht worden wäre. Im Gegenteil: Die Städte Basel, St. Gallen und Mülhausen beließen ihre Geistlichen in ihren Ämtern. So wird man davon ausgehen dürfen, dass Johannes Glotter auch in der Folgezeit vor Ort seine Funktionen ausübte.¹⁰² Nicht zuletzt die machtpolitisch exponierte Lage Mülhausens – Glotters Wirkungsort lag quasi in der Nachbarschaft des vorderösterreichischen Regierungssitzes Ensisheim¹⁰³ – führte jedoch bald zu Spannungen, die eine Verlängerung der Bündnisvereinbarungen vor allem mit den katholisch gebliebenen Gebieten der Eidgenossenschaft zunehmend in Frage stellten. Am 18. Juli 1526 beschlossen die sieben dem alten Glauben treu gebliebenen Kantone,¹⁰⁴ ihr Bündnis mit den häresieverdächtigen Städten nicht zu erneuern.¹⁰⁵ Dennoch signalisierte

⁹⁸ Zitiert nach: Die Eidgenössischen Abschiede aus dem Zeitraume von 1521 bis 1528 (wie Anm. 88), S. 927; frz. Übers.: MIEG, *La Réforme à Mulhouse* (wie Anm. 3), S. 49.

⁹⁹ Zu Oekolampad siehe bereits oben, Anm. 25.

¹⁰⁰ Die Eidgenössischen Abschiede aus dem Zeitraume von 1521 bis 1528 (wie Anm. 88), S. 927.

¹⁰¹ So die Quellenedition: Die Eidgenössischen Abschiede aus dem Zeitraume von 1521 bis 1528 (wie Anm. 88), S. 932 f.

¹⁰² MIEG, *La Réforme à Mulhouse* (wie Anm. 3), S. 49 f., mit Hinweis auf entsprechende Bemerkungen in der reformatorisch ausgerichteten Chronik des Valerius Anshelm (um 1475–um 1546/47). Siehe: Die Berner-Chronik des Valerius Anshelm, hg. v. Historischen Verein des Kantons Bern, Bd. 5, Bern 1896, hier S. 171 (eine weitere Erwähnung Johannes Glotters findet sich ebd., S. 161, im Rahmen der Schilderung der Badener Disputation); zum Autor und seinem Werk siehe etwa FRANZ MOSER, Art. Anshelm, Valerius, in: *Neue Deutsche Biographie* 1 (1953), S. 312 f.; RICHARD FELLER / EDGAR BONJOUR, *Geschichtsschreibung der Schweiz vom Spätmittelalter zur Neuzeit*, 2., durchges. u. erw. Aufl., Bd. 1–2, Basel/Stuttgart 1979, Bd. 1, S. 165–174.

¹⁰³ Hierzu siehe etwa G[EOERG] SCHEIBELREITER, Art. Vorderösterreich, in: *Lexikon des Mittelalters* 8 (1997), Sp. 1848 f., hier Sp. 1849.

¹⁰⁴ Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Fribourg und Solothurn.

¹⁰⁵ MIEG, *La Réforme à Mulhouse* (wie Anm. 3), S. 51 f. Hierzu siehe auch das Regest in: MOSSMANN, *Cartulaire de Mulhouse*, Bd. 5 (wie Anm. 88), Nr. 2167, S. 111. Tags zuvor hatte sich Hans Oswald Gamsharst brieflich an die Adresse des Mülhausener Bürgermeisters Achatius Gilgauer gewandt, um eine Reihe strittiger Punkte zur Sprache zu bringen.

Mülhausen keinerlei Bereitschaft, zum alten Glauben zurückzukehren. Stattdessen bereitete man Ende Juli/Anfang August 1526 den Vertretern der evangelischen Kantone Zürich, Bern und Basel einen mehrtägigen feierlichen Empfang, in dessen Rahmen Bündniseide geschworen wurden.¹⁰⁶ Ein detaillierter Bericht über dieses Treffen hat sich aus der Feder Hans Oswald Gamsharsts, der, wie bereits bemerkt wurde, wenige Monate zuvor an der Badener Disputation teilgenommen hatte, erhalten.¹⁰⁷ Der umfangreiche Text gibt zu erkennen, dass auch Johannes Glotter bei dieser Zusammenkunft eine aktive Rolle spielte. So wurde am Dienstag, den 31. Juli 1526, am Tag nach der Ankunft der Gesandten in Mülhausen, in der Pfarrkirche eine Messe gelesen, über die Gamsharst zu berichten weiß: *Daruff ist man miteinander in der pfarrkilchen ganngen, da der lutpriester ein predig gethan vom euangelio, mit einer christenlichen ermanung zum gemeinen gebett fur alle oberkeit vnd ander anligen der kilchen : darnach hat man das fronampt gesungen vnd georgelt von der heiligen triualtigkeit : item, die drye burgermeister sind mit den dryen botten in den sechs stülen bym glockhusz gestannden vnd nit in [das] chor kommen, als vormals.*¹⁰⁸

Einen zweiten Auftritt des Geistlichen erwähnt Gamsharst im Rahmen der Beschreibung des noch am gleichen Tag (im Anschluss an die abgelegten Bündnisschwüre) im Rathaus von Mülhausen stattfindenden gemeinsamen Essens:

Demnach ist man vnder das rathusz ganngen zum imbisz, darzuo sind die rate mit núwen vnd alten zunfftimeistern verordent gewesen, vnnd hat man sunst nyemans geladen denn den lutpriester, den organisten, schulmeister.

*Vnnd zum imbisz hat man erstlich den wyn geschennckt mit den sechs schennckkannen: item, der lutpriester von sin vnd gemeiner capplanen wegen iij omen wyn*¹⁰⁹ *geschennckt.*

Hierzu siehe wieder MIEG, *La Réforme à Mulhouse* (wie Anm. 3), S. 50 f. (mit frz. Übers.), 56. Der Verfasser dieses Schreibens betont ausdrücklich, dass Mülhausen nicht lutherisch gesinnt sei und nach wie vor der traditionelle Glaube vorherrsche.

¹⁰⁶ MIEG, *La Réforme à Mulhouse* (wie Anm. 3), S. 52 f. Als Gesandter Zürichs wird Nikolaus Setzstabe genannt, Bern wurde durch Sebastian Nägelin vertreten, die Stadt Basel schickte Wolff Hutschy. Die drei Repräsentanten trafen, zusammen mit Bürgermeister Achatius Gilgauer, am Montag, dem 30. Juli 1526, in Mülhausen ein, wo sie im Haus des Deutschen Ordens einquartiert und anschließend im Rathaus festlich bewirtet wurden. Die feierliche Bündniserneuerung erfolgte am 31. Juli, und die Boten reisten am 1. August wieder gen Basel ab.

¹⁰⁷ Siehe oben (mit Anm. 94). Druck (mit ausführlichem Regest): MOSSMANN, *Cartulaire de Mulhouse*, Bd. 5 (wie Anm. 88), Nr. 2168, S. 112–116; frz. Übersetzung: MIEG, *La Réforme à Mulhouse* (wie Anm. 3), S. 52 f.

¹⁰⁸ Zitiert nach: MOSSMANN, *Cartulaire de Mulhouse*, Bd. 5 (wie Anm. 88), S. 115; frz. Übersetzung: MIEG, *La Réforme à Mulhouse* (wie Anm. 3), S. 53.

¹⁰⁹ Das Ohm (omen, ama, mensura) ist ein besonders für Wein verwendetes Raummaß. Im Elsass entsprach es etwa 0,5 hl. Siehe URSULA HUGGLE / NORBERT OHLER, *Maße, Gewichte und Münzen. Historische Angaben zum Breisgau und zu angrenzenden Gebieten, Bühl/Baden 1998* (Themen der Landeskunde, Bd. 9), S. 32.

*Nach dem essen hat man ein offen danncksagung gethan vnnd yedermann zum nachtmal wider geladen.*¹¹⁰

Im Rahmen seiner Ausführungen zu den geschilderten Vorgängen äußert Mieg die Ansicht, im Umfeld des soeben beschriebenen Empfangs habe Bürgermeister Gilgauer Johannes Oekolampad in Basel einen Besuch abgestattet, in dessen Verlauf der Stadtbere dem Reformator gegenüber den Wunsch seiner Mitbürger zum Ausdruck gebracht habe, das geistliche Amt des Predigers neu besetzen zu lassen.¹¹¹ Welche Gründe die Mülhausener Bürgerschaft zu diesem Ansinnen veranlasst hatten, wissen wir nicht; möglicherweise vertraten Johannes Glotter und sein Umfeld in der nicht zuletzt in politischer Hinsicht brisanten Situation Positionen, die der Stadt zum Nachteil gereichen konnten, so dass man sich dazu entschloss, die reformatorisch gesinnten Kräfte durch gemäßigtere Personen zu ersetzen.¹¹² Andererseits wird man jedoch auch damit rechnen müssen, dass sich einer durch die Ereignisse der vergangenen Jahre profilierten Persönlichkeit vom Zuschnitt Glotters Karriereöglichkeiten boten, die über das eher kleinstädtisch geprägte Milieu Mülhausens hinausreichten, so dass er im Sommer 1526 auf eine aus seiner Perspektive vielleicht aussichtsreichere Stelle überwechseln konnte.¹¹³ Wie dem auch sei, in einem am

¹¹⁰ Zitiert nach MOSSMANN, *Cartulaire de Mulhouse*, Bd. 5 (wie Anm. 88), S. 115; frz. Übersetzung: MIEG, *La Réforme à Mulhouse* (wie Anm. 3), S. 53.

¹¹¹ MIEG, *La Réforme à Mulhouse* (wie Anm. 3), S. 53. Hierzu vgl. auch ADAM, *Evangelische Kirchengeschichte* (wie Anm. 63), S. 55. Der soeben behandelte Bericht Gamscharsts erwähnt Absenzen Gilgauers sowohl im Vorfeld des Empfangs als auch im Rahmen der Verabschiedung der Gesandten (Geleit bis nach Basel). Hierzu siehe wieder MOSSMANN, *Cartulaire de Mulhouse*, Bd. 5 (wie Anm. 88), S. 114, 116.

¹¹² Das Kollationsrecht lag übrigens seit dem Jahr 1349 (bis 1527) beim Deutschen Orden, der (neben den Johannitern) in Mülhausen eine eigene Kommende unterhielt. Als Komtur amtierte zu Glotters Amtszeit Georg von Andlau. Hierzu siehe wieder MIEG, *La Réforme à Mulhouse* (wie Anm. 3), S. 23, 46 u. ö.; zu den Herren von Andlau siehe auch CHRISTIAN WOLFF / HUBERT D'ANDLAU-HOMBOURG, Art. Andlau, in: *Nouveau dictionnaire de biographie alsacienne 1* (1983), S. 39–44. – Beruht es auf bloßem Zufall, dass auch Glotters Heimatort Merdingen in mehrfacher Hinsicht von den Deutschherren dominiert wurde, oder werden hier Beziehungen zwischen Glotter und dem Deutschen Orden fassbar, die unter Umständen bis in die Studienzeit des Reformators – ich denke vor allem an eine mögliche Förderung Glotters durch die Deutschherren – zurückreichen? Literatur: HERMANN BROMMER, *Die Deutschordenskommende Freiburg*, in: *Der Deutsche Orden und die Ballei Elsaß-Burgund. Die Freiburger Vorträge zur 800-Jahr-Feier des Deutschen Ordens*, hg. v. DEMS., Bühl/Baden 1996 (Veröffentlichungen des Alemannischen Instituts Freiburg i. Br., Bd. 63), S. 331–366, hier S. 351; BROMMER [u. a.], *Merdingen* (wie Anm. 1), S. 11; Freiburg im Breisgau. Stadtkreis und Landkreis. Amtliche Kreisbeschreibung, Bd. 2, Halbbd. 2: *Die Gemeinden des Landkreises. L–Z*, hg. v. d. Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg in Verb. mit der Stadt Freiburg im Breisgau und dem Landkreis Breisgau-Hochschwarzwald, [o. O.] 1974 (*Die Stadt- und Landkreise in Baden-Württemberg*), S. 677, 679.

¹¹³ Wobei die in der Forschungsliteratur verschiedentlich geäußerte Behauptung, Glotter habe in späteren Jahren in Bern ein Pfarramt versehen, zurückzuweisen ist! Hierzu siehe die weiteren Ausführungen dieses Beitrags.

18. August 1526 verfassten Brief sprach sich Oekolampad für den um 1495 im schwäbischen Dillingen geborenen Jakob Augsburg (gest. 1561) als Nachfolger im Prädikantenamt aus,¹¹⁴ ein Vorschlag, der, wie es scheint, vom Mülhausener Stadtrat ohne weiteres akzeptiert wurde. Augsburg traf bereits Anfang September 1526 an seiner neuen Wirkungsstätte ein.¹¹⁵ Von Johannes Glotter fehlt nun für die nächsten Jahre jede Spur.¹¹⁶ Mehrere Zeugnisse, die nach seinem für den Sommer 1526 vermuteten Ausscheiden aus dem Amt datieren, belegen, dass die Stadtoberen von Mülhausen bei ihrer Suche nach einem geeigneten Nachfolger mehrere erfolglos verlaufende Anläufe unternahmen, bis die vermutlich bis Dezember 1527 vakant gebliebene Stelle endlich wiederbesetzt werden konnte.¹¹⁷

¹¹⁴ Original: Archives de Mulhouse, n° 3729; Druck: JULES LUTZ, Les Réformateurs de Mulhouse, in: Bulletin du Musée historique de Mulhouse 25 (1901), S. 8–31, hier Nr. 2, S. 21; hierzu siehe wieder MIEG, La Réforme à Mulhouse (wie Anm. 3), S. 54 (mit frz. Übersetzung); weiter: PHILIPPE MIEG, Art. Augsburg Jacques, in: Nouveau dictionnaire de biographie alsacienne 1 (1983), S. 73; ADAM, Evangelische Kirchengeschichte (wie Anm. 63), S. 558; MEININGER, Les Pasteurs de Mulhouse (wie Anm. 3), S. 71; KUNTZ, Geschichte der Einführung der Reformation in Mülhausen (wie Anm. 87), S. 38–41 (tendenziös).

¹¹⁵ MIEG, La Réforme à Mulhouse (wie Anm. 3), S. 54.

¹¹⁶ Ein möglicher Reflex des Abgangs Glotters findet sich in einem in Basel am 25. Oktober 1526 abgefassten Schreiben des Reformators Guillaume Farel (1489–1565; einführende Literatur: PIERRE LOUIS SURCHAT, Art. Farel, Guillaume, in: Lexikon für Theologie und Kirche 3 [31995], Sp. 1182) an Wolfgang Capito (zu ihm siehe bereits oben, Anm. 42) und Martin Bucer (1491–1551; einführende Literatur: MARTIN GRESCHAT, Art. Bucer, Martin, in: Lexikon für Theologie und Kirche 2 [31994], Sp. 739) in Straßburg, in dem Farel über seinen Aufenthalt in Mülhausen und über Gespräche mit Jakob Augsburger berichtet. Original: Neuchâtel, Archives de l'Etat/archives de la compagnie des pasteurs, portefeuille I, liasse 1, No 2; Editionen: Correspondance des Réformateurs dans les pays de langue française, recueillie et publiée avec d'autres lettres relatives à la Réforme et des notes historiques et biographiques par A[IME]-L[OUIS] HERMINJARD, 2. Aufl., Bd. 1: 1512–1526, Genève/Bâle/Lyon 1878, Nr. 183, S. 451–457, hier S. 454; LUTZ, Les Réformateurs de Mulhouse (wie Anm. 114), S. 21 ff., hier S. 23; frz. Übers.: ebd., S. 8–12, hier S. 10; zum Inhalt siehe ebd., S. 13 f., bes. S. 14, Anm. 1; weiter: MIEG, La Réforme à Mulhouse (wie Anm. 3), S. 54, 56 (mit Korrekturen).

¹¹⁷ Hierzu siehe MIEG, La Réforme à Mulhouse (wie Anm. 3), S. 57–61. Der Vollständigkeit halber sei darauf hingewiesen, dass im Zuge der Bemühungen um die Wiederbesetzung des geistlichen Amtes auch Phrygio, Glotters ehemaliger Vorgesetzter, zur Diskussion stand, ob auf Betreiben Glotters, wissen wir nicht. Auf eine Anfrage der Stadt Mülhausen an die Adresse der Schlettstädter erhielt man mit Datum vom 30. November 1526 jedoch eine derart negative Beurteilung des Kandidaten, dass von diesem Vorschlag umgehend wieder Abstand genommen wurde. Original: Mulhouse, Archives municipales, n° 3747; Druck: LUTZ, Les Réformateurs de Mulhouse (wie Anm. 114), Nr. 5, S. 25 f.; weiter: GÉNY, Die Reichsstadt Schlettstadt (wie Anm. 51), S. 187 f., Anm. 2; hierzu siehe wieder MIEG, La Réforme à Mulhouse (wie Anm. 3), S. 57 f. (m. frz. Übers.). Gegen Ende des Berichts der Stadtoberen von Schlettstadt wird übrigens ausdrücklich auf die Ausweisung mehrerer Helfer Phrygios Bezug genommen, wenn es heißt: [...] *Vnnd haben der vnnd anderer vrsachen willen / genanten Doctor Paulum mit etlichen sinen mietlingen von vnns gewisen* / (Zitiert nach: Mulhouse, Archives municipales, n° 3747, Z. 15 f.).

Wie unsere bisherigen Ausführungen gezeigt haben, ist die Biographie Johannes Glotters auch vor dem Hintergrund der kriegerischen Ereignisse des Jahres 1525 zu sehen. So kann es letztlich kaum verwundern, dass sich eines der interessantesten Zeugnisse zum Leben und Wirken des Geistlichen wenige Jahre nach den Bauernunruhen in Form eines Anhangs zu einem literarischen Text findet, der die Vorgänge in Form eines düsteren Zeitgemäldes nochmals kritisch beleuchtet. Das Werk trägt den Titel „Elegia de bello rustico“, erschien im Jahr 1528 in Basel bei Johann Faber (gest. 1542)¹¹⁸ und wurde von Johannes Atrocianus verfasst.¹¹⁹ Über die Identität dieses Autors herrschten in der Vergangenheit häufig Unklarheiten,¹²⁰ so dass es im Vorfeld einer eingehenden Diskussion seiner literarischen Hinterlassenschaft ratsam scheint, zunächst das biographische Profil des Dichters kurz zu umreißen.

Johannes Atrocianus wurde um das Jahr 1500 in Colmar geboren und dürfte somit wohl derselben Generation wie Johannes Glotter angehören. Zudem wirkte er zeitweilig als Schulmeister zu St. Leonhard in Basel und lässt sich somit zumindest vorübergehend im gleichen sozialen Umfeld ansiedeln wie der einstige Theologiestudent und Schulmeister zu St. Martin Glotter. Nach dem Sieg der Reformation im Jahr 1529 übersiedelte Atrocianus nach Freiburg im Breisgau, wo er sich 1543 an der Universität immatrikulierte, 1547 den Titel des Magister artium erwarb und seit 1550 Latein unterrichtete. Er starb vermutlich Ende des Jahres 1553 in Freiburg.

Die 1528 veröffentlichte „Elegia de bello rustico“ ist nicht das einzige Werk, das uns von Johannes Atrocianus erhalten geblieben ist. Im gleichen Jahr wie die Klageelegie erschien bei Froben in Basel der „Nemo evangelicus“, der dem Basler Bischof

¹¹⁸ Zu diesem in Basel und Freiburg (seit 1529) ansässigen Drucker, der, wie bereits Johann Froben (hierzu siehe oben, Anm. 19), mit Erasmus von Rotterdam in Kontakt stand, siehe wieder BENZING, *Die Buchdrucker des 16. und 17. Jahrhunderts* (wie Anm. 19), S. 35, 148; weiter: DERS., *Art. Faber, Johann*, in: *Neue Deutsche Biographie* 4 (1959), S. 720 f.

¹¹⁹ Einführende Literatur zu Autor und Werk: JEAN ROTT, *Art. Atrocianus Johannes*, in: *Nouveau dictionnaire de biographie alsacienne* 1 (1982), S. 67; weiter: ECKART SCHÄFER, *Der deutsche Bauernkrieg in der neulateinischen Literatur*, in: *Daphnis. Zeitschrift für Mittlere Deutsche Literatur* 9 (1980), S. 1–31, hier S. 11 f.; VALENTIN LÖTSCHER, *Der deutsche Bauernkrieg in der Darstellung und im Urteil der zeitgenössischen Schweizer*, *Diss. phil.-hist.*, Basel 1943, S. 246; HEINRICH SCHREIBER, *Geschichte der Albert-Ludwigs-Universität zu Freiburg im Breisgau*, T. 2: *Von der Kirchenreformation bis zur Aufhebung der Jesuiten*, Freiburg 1859, S. 172 f. Zur Textsorte siehe auch das Verzeichnis: *Der deutsche Bauernkrieg im Druckschaffen der Jahre 1524–1526. Verzeichnis der Flugschriften und Dichtungen*, bearb. v. HELMUT CLAUS, Gotha 1975 (*Veröffentlichungen der Forschungsbibliothek Gotha*, Bd. 16) (m. Lit.).

¹²⁰ Hierzu siehe etwa die älteren Beiträge: N. PAULUS, *Zur Revision des Index. Censurierte katholische Schriftsteller Deutschlands des sechzehnten Jahrhunderts*, in: *Der Katholik. Zeitschrift für katholische Wissenschaft und kirchliches Leben* 75/1 (= Folge 3, Bd. 11) (1895) S. 196 f.; EDOUARD SITZMANN, *Dictionnaire de biographie des hommes célèbres de l'Alsace. Depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours*, Bd. 1–2, Rixheim 1909–1910, Bd. 1, S. 61 f.

Philipp von Gundelsheim (1487–1533, Bischof seit 1527) gewidmet war.¹²¹ 1529 publizierte Atrocianus ein Buch mit dem Titel „Qverela Missae“, im Jahr darauf dann (also bereits nach seiner Übersiedlung nach Freiburg) das (seit etwa 1100) Aemilius Macer unterschobene Werk „De herbarum virtutibus“¹²² nebst dem „Gärtlein“ („Hortulus“ bzw. „De cultura hortorum“) Walahfrid Strabos (808/9–849).¹²³ Der Umstand, dass das Kräuterbuch dem Colmarer Physikus Laurent Fries gewidmet war, hat manche Forscher dazu veranlasst, in Johannes einen nahen Verwandten (Sohn bzw. Bruder) des Arztes zu vermuten und den Beinamen „Atrocianus“ lediglich als Pseudonym zu werten.

Wie eingangs dieses Abschnitts bereits bemerkt wurde, liegt uns der Druck der „Elegia de bello rustico“ in einer um verschiedene Zusätze erweiterten Form vor. Im Anhang der Klageelegie finden sich unter der Rubrik „Epigrammata“ folgende Verse des ehemaligen Mülhausener Geistlichen:

*IOANNES GLOTERVS, IOAN=
NI ATROCIANO, HVMANO=
rum studiorum professori celeberrimo, amicoque
optimo felicitatem.*

*PEgasidum salue tutor facunde cohortis,
Vxor salua siat, saluus et ipse puer.
Docta precor mittas Murmelli¹²⁴ scripta Poëtae,*

¹²¹ Zum Episkopat Philipps von Gundolsheim siehe ALBERT BRUCKNER [u. a.], Die Bischöfe von Basel, in: *Helvetia Sacra* 1.1 (1972), S. 159–222, hier S. 202.

¹²² Es stammt in Wirklichkeit von ODO VON MEUNG (letztes Drittel des 11. Jahrhunderts) und trägt ursprünglich den Titel „De viribus [naturis] herbarum“. Einführende Literatur: G[UNDOLF] KEIL, Art. O[do] v[on] Meung, in: *Lexikon des Mittelalters* 6 (1993), Sp. 1360; WILLIAM C. CROSSGROVE, Art. „Macer“, in: *Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon* 5 (21985), Sp. 1109–1116.

¹²³ Einführende Literatur: KARL LANGOSCH / BENEDIKT KONRAD VOLLMANN, Art. Walahfrid Strabo, in: *Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon* 10 (21999), Sp. 584–603, hier Sp. 597 f.

¹²⁴ Gemeint ist offensichtlich Johannes Murellius (Murmel), ein 1480 in Roermond (Stadt in der niederländischen Provinz Limburg) geborener und 1517 in Deventer (Stadt in der niederländischen Provinz Overijssel) verstorbener humanistischer Lehrer und Publizist, der nach Studien in Köln (1496–1500) von 1500 bis 1513 im nordrheinwestfälischen Münster sowie von 1513 bis 1517 im holländischen Alkmaar (Provinz Nordholland, nördlich von Amsterdam) wirkte und nicht zuletzt von dem u. a. in Freiburg tätigen Lateinschullehrer Gervasius Sauffer (um 1490–1556) rezipiert wurde. (Sauffer veröffentlichte 1517 eine Bearbeitung von Murellius' weit verbreiteter Schrift „Pappa puerorum“ [„Kinderbrei“, zahlreiche Auflagen seit 1513]!) Einführende Literatur zu Leben und Werk: JOACHIM KNAPE / URSULA KOCHER, Art. Murellius (Murmel), Johannes, in: *Neue Deutsche Biographie* 18 (1997), S. 613 f.; C. G. VAN LEIJENHORST / IG, Art. Johannes Murellius, in: *Contemporaries of Erasmus* (wie Anm. 19), Bd. 2, S. 470 f.; weiter: HANS SCHADEK, „Daß die Jugend reich und arm ... truwlich underwisen werde“. Die Freiburger Schulen

*Voluendi cuius uror amore graui,
Quemque ego uel merito possum conferre uetustis* (5)
*Vatibus ingenio, moribus atque probis.
Nam si sermonem contextit lege solutum,
Non est Romano uel Cicerone minor.
Si uero inspicias strictum, numerisque ligatum,
Cui similem uelles? cui nisi Vergilio?* (10)
*Hinc referens uita tetricum constante Catonem,
Quod datur emibus cernere rite libris.
Sermo hominum quae sit mentis declarat imago,
Quid lateat tacito pectore scripta docent.
Hoc si non licet, historicum Bene mitte Venutum,*¹²⁵ (15)
*Quem tua praediuces bibliotheca tenet.
Proinde tibi tanto referam pro munere grates
O' utinam dignas, officioque pares.
Nomen habes atrox, numerisque subesse recusans,
Inde salutandi semita clausa mihi.* (20)
Nomen habes atrox, animus bonitate redundat,

von ihren Anfängen bis zum Ende der habsburgischen Herrschaft, in: Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau, Bd. 2: Vom Bauernkrieg bis zum Ende der habsburgischen Herrschaft, hg. im Auftrag der Stadt Freiburg i. Br. v. HEIKO HAUMANN u. HANS SCHADEK, Stuttgart 1994, S. 461–481 u. S. 577–581, hier S. 464 f.; L[EO] WOHLEB, Gervas Sauffer und die älteste Ordnung der Lateinschule in Freiburg i. Br., in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 79 (N. F. 40) (1927), S. 461–494, bes. S. 470–474; DERS., Die Freiburger Lateinschulordnung des Humanisten Gervas Sauffer (1518), in: Zeitschrift für Geschichte der Erziehung und des Unterrichts (Neue Folge der „Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte“) 15 (1925) [1927], S. 1–16, hier bes. S. 2 f., 12–15; Des Münsterischen Humanisten Johannes Murmellius Pappa puerorum mit Ausschluss des 1. Kapitels in einem Neudruck hg. v. A. BÖMER, Münster 1894 (Ausgewählte Werke des Münsterischen Humanisten Johannes Murmellius, Bd. 4), bes. S. XVI, XIX (zu Gervasius Sauffer); Des Johannes Murmellius pädagogische Schriften, übers., erl. u. m. e. Einl. vers. v. JOSEPH FREUNDGEN, Paderborn 1894 (Sammlung der bedeutendsten pädagogischen Schriften aus alter und neuer Zeit. Mit Biographien, Erläuterungen und erklärenden Anmerkungen, Bd. 18), S. 268–295; D[IETRICH] REICHLING, Johannes Murmellius. Sein Leben und seine Werke. Nebst einem ausführlichen bibliographischen Verzeichniß sämtlicher Schriften und einer Auswahl von Gedichten, Freiburg 1880, S. 93 f., 150 ff.

¹²⁵ Wohl identisch mit dem humanistischen Gelehrten Benvenuto da Imola (geb. um 1320/30 in Imola, gest. 1387/88 in Ferrara) der 1364 als Verfasser des „Romuleon“, eines Kompendiums der römischen Geschichte von der Zerstörung Trojas bis zu Diokletian, bekannt wurde. Ob sich Glotters Bitte auf dieses historiographische Werk bezieht, bleibt vorläufig ungeklärt, zumal Benvenuto in späteren Jahren durch ein bis heute beachtetes „Comentum super Dantem“ berühmt wurde, darüber hinaus einen gelehrten Vergilkommentar verfasste und ein Kompendium der Kaiser von Julius Caesar bis zu Wenzel („Augustalis libellus“) schrieb. Einführende Literatur: W[ALTER] RÜEGG, Art. B[envenuto] da Imola, in: Lexikon des Mittelalters 1 (1980), Sp. 1923 f.

*Nullaque non uirtus insita honesta tibi.
Viuito iam felix, opto sint omnia salua,
Saluaque sit coniunx, docte SEVERE uale.*¹²⁶

„Glück wünscht Johannes Glotter dem verehrungswürdigsten Gelehrten unter den gebildeten Menschen und seinem besten Freund, Johannes Atrocianus.

Sei begrüßt, du redegewandter Beschützer der Musenschar. Es sei wohlauf deine Gattin, gesund sei auch dein Sohn.

Schick mir doch bitte die gelehrten Schriften des Poeten Murellius – denn ich glühe in tiefem Verlangen ihn zu lesen – (5) auch könnte ich diesen in Anbetracht seiner Begabung gar zu Recht mit den alten Dichtern vergleichen mit ihrem guten Charakter und ihrer Sittlichkeit. Denn wenn er die Prosa durch Gesetzmäßigkeiten ausgestaltet, so steht er darin einem Römer, ja selbst dem Cicero in nichts nach. (10) Wenn du aber die straffe und durch den Rhythmus verbundene Dichtung betrachten wolltest, wem sollte sie gleichen? Wem, wenn nicht dem Vergil? Blickt man nun auf den strengen Cato mit seinem beständigen Leben, so kann man gar deutlich erkennen, wie er sich aus den Büchern emporhebt. Die Sprache der Menschen fördert zu Tage, wie die Gestalt ihres Geistes ist, was sich dagegen in schweigender Brust verbirgt, das offenbaren die Schriften.

(15) Wenn dies nicht möglich ist, so schick mir den Historiker Benvenuto, den deine reichhaltige Bibliothek enthält. Gleichmaßen werde ich dir für die derart große Gabe Dank abstaten. Möge dies würdiger Dank sein und deiner Mühe angemessen.

Einen trotzigsten Namen hast du, der sich nicht ins Versmaß fügen will. (20) Deswegen ist mir der Pfad des Grüßens versperrt. Einen trotzigsten Namen hast du, dein Gemüt fließt über vor Herzengüte, und ganz gewiss ist eingeboren dir die ehrenhafte Tugend.

Leb nun wohl, du Glücklicher, möge dir, so wünsch ich es, alles gut gelingen, auch deine Gattin sei wohlauf. Leb wohl, du widerspenstiger Gelehrter.“ (Übersetzung ins Neuhochdeutsche: Angela Käser)

Im unmittelbaren Anschluss an das soeben zitierte Epigramm platzierte Atrocianus folgende Erwiderung:

*IOANNES ATROCIANVS,
Ioanni Glothero respondet.
Salue Musicolas inter numerande disertos,
Salue quem saluum numina magna uolunt.*

¹²⁶ Zitiert nach: IOANNIS || ATROCIANI ELEGIA DE || bello rustico, || anno redempti orbis || M.D.XXV. in Ger=||mania exorto.|| PRAETEREA.|| Eiusdem Ioannis Atrociani Epigrammata || aliquot selectoria.|| Praemissa etiam est Epistola ad bonas || literas hortatoria.|| (BASILEAE APVD IOANNEM || FABRVM EMMEV M IVLIA=||CENSEM, ANNO M.D.||XXVIII.||) (benutztes Exemplar: Bern, Stadt- und Universitätsbibliothek, Inc. V 190).

*Quod mihi transcribis mixtam Glothere salutem
Laudibus, hoc probitas efficit ingenij.
Namque ego uix ausim tantas admittere laudes, (5)
Situus haud nobis cognitus esset amor.
Si quid amicitiae donandum, credimus illud
Donandum, peperit quod generosus amor.
Quid sic nos oras? quid me Glothere precaris?
Foedus amicitiae nescit habere preces. (10)
Fidit amicitiae? fidis hic fidit amicis?
Pectus amicorum qui prece sollicitat?
Murmelli nequeunt ad te uenisse libelli,
Ex capsis moti ni ueniant precibus?
Quicquid aues promptum est iamiam Glothere uenire, (15)
Aedibus in nostris nulla retenta manent.
Bibliotheca tenet quicquid Glothere librorum,
Aduentum expectat fortis amice tuum.
Mittimus ergo tibi Murmelli scripta disertis,
Atque animi nostri mittimus indicium. (20)
Haec documenta tibi semper seruare memento,
Atque animo infigas haec documenta tuo:
Si quis amicorum in numero uelit esse bonorum,
Diffidat precibus, fortis amice uale.¹²⁷*

„Johannes Atrocianus antwortet dem Johannes Glotter.

Gegrüßt seiest du, der du unter die gelehrten Musenkünstler zu rechnen bist. Sei du begrüßt. Die gütigen Götter selbst sind es, die deine Unversehrtheit fordern. Dass du mir, Glotter, Gruß vermengt mit Lob zukommen lässt, dies bewirkt die Güte deines Talents. (5) Wahrlich, beinahe könnte ich es wagen, solch großes Lob anzunehmen, wäre nicht gerade mir deine Liebe bekannt. Wenn man der Freundschaft irgendetwas schenken muss, so bin ich der Ansicht, ist das zu geben, was die großzügige Liebe selbst hervorbringt. Was bittest du mich so? Was erfleht du, Glotter, von mir? (10) Das Bündnis der Freundschaft kennt keine Bitten. Vertraut er der Freundschaft? Vertraut derjenige den treuen Freunden, der das Herz seiner Freunde mit Bitten erschüttert? Ist es den Büchlein des Murmellius nicht gelungen, zu dir zu gelangen, weil sie nämlich nicht aus den Schreinen hervorgeholt kommen durch Bitten? (15) Was auch immer du begehrst, Glotter, im nächsten Augenblick ist es auch schon hervorgeholt, um zu dir zu kommen. In meinem Hause bleibt nichts zurückbehalten. Was auch immer meine Bibliothek, Glotter, an Büchern enthält, erwartet, mein tüchtiger Freund, deine Ankunft.

Ich schicke dir nun die Schriften des gelehrten Murmellius, (20) und zwar als Zeichen meiner Gesinnung schicke ich sie. Denk daran, dir folgenden Merksatz stets

¹²⁷ Zitiert nach: IOANNIS || ATROCIANI ELEGIA DE || bello rustico (wie Anm. 126).

zu bewahren und ihn in deinem Geiste einzuprägen: Wenn einer unter die guten Freunde gerechnet werden will, so schwöre er den Bitten ab. Leb wohl, tüchtiger Freund.“ (Übersetzung ins Neuhochdeutsche: Angela Käser)

Bedauerlicherweise gibt weder Glotters Epigramm noch die Erwiderung des elsässischen Elegikers zu erkennen, an welchem Ort der Reformator rund zwei Jahre nach seinem Ausscheiden aus dem Mülhausener Pfarramt wirkte und welche Funktionen er zu diesem Zeitpunkt ausübte. So entbehrt es zunächst nicht einer gewissen Plausibilität, wenn die ältere Forschung zuweilen den Eindruck zu vermitteln versucht, Johannes sei zu einem nicht präzise bestimmbareren Zeitpunkt in Bern ansässig geworden und habe dort ein geistliches Amt bekleidet, finde sich doch in den Schriften des Berner Reformators Berchtold Haller (1492–1536)¹²⁸ die Erwähnung eines Pfarrers namens *Cloter*, der ohne jeden Zweifel mit dem bis 1526 in Mülhausen nachweisbaren Johannes Glotter gleichzusetzen sei.¹²⁹ Was hat es mit dieser Namensnennung auf sich? Wenn ich recht sehe, basiert der vermeintliche Beleg für die „Berner Zeit“ Johannes Glotters auf einem Brief Berchtold Hallers, der im Spätherbst des Jahres 1535 entstand und heute im Staatsarchiv des Kantons Zürich aufbewahrt wird. Auf den ersten Blick scheint die biographische Nähe, die dieses Schreiben zwischen den beiden reformatorisch gesinnten Persönlichkeiten suggeriert, nicht ohne einen gewissen Reiz, lässt sich der Werdegang und das Wirken Hallers doch wiederum im weiteren Umfeld Zwinglis ansiedeln: Der in dem schwäbischen Dorf Aldingen (südöstlich von Rottweil am Neckar) als Sohn eines Bauern geborene und nach einem erfolgreich abgeschlossenen Studium in Köln (1512 Magister artium) seit dem Jahr 1513 in Bern zunächst als Schulgehilfe tätige Kleriker hatte später als Kaplan der dortigen Bäckerzunft fungiert, um in den folgenden Jahren als geistlicher Notar, Diakon, Leutpriester und Chorherr am Münster zu wirken. Reformatorisch beeinflusst durch Thomas Wyttenbach (1472–1526),¹³⁰ schloss er unter Vermittlung seines einstigen Mitschülers Oswald Myconius Bekanntschaft mit Zwingli, der ihm als Freund, Lehrer und Berater zur Seite stand, einen intensiven Briefkontakt unterhielt und ihn bei den jahrelangen Auseinandersetzungen um die Einführung der Reformation, die vor allem in den Kreisen des altgläubigen Stadtadels auf massiven Wider-

¹²⁸ Zu ihm und seinem Werk siehe etwa ALBERT PORTMANN-TINGUELY, Art. Haller, Berchtold, in: Lexikon für Theologie und Kirche 4 (³1995), Sp. 1161; Art. Haller, Berchtold, in: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon 2 (1990), Sp. 485–493; weiter: CARL PESTALOZZI, Bertold Haller. Nach handschriftlichen und gleichzeitigen Quellen, Elberfeld 1861.

¹²⁹ Siehe LUTZ, Les Réformateurs de Mulhouse (wie Anm. 114), S. 13 f., Anm. 1, hier S. 14; BOPP, Die evangelischen Geistlichen (wie Anm. 3), S. 186 (ohne Quellenangabe).

¹³⁰ Der Reformator von Biel, der an der Universität Basel, wo er von 1505 bis 1507 als Sententiarus wirkte, zeitweise der Lehrer Zwinglis gewesen war und spätestens ab 1523 reformatorische Predigten im Sinne Zwinglis hielt. Einführende Literatur: ALFRED SCHINDLER, Art. Wyttenbach, Thomas, in: Lexikon für Theologie und Kirche 10 (³2001), Sp. 1342; ERICH WENNEKER, Art. Wyttenbach, Thomas, in: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon 14 (1998), Sp. 264 ff.; FARNER, Huldrych Zwingli (wie Anm. 46), S. 226–234.

stand stieß, aktiv unterstützte. Im Gegensatz zu Zwingli trat Haller nicht als Verfasser von reformatorischen Schriften in Erscheinung, sondern wurde Mittelpunkt eines kleinen, aber bedeutsamen Kreises reformatorisch ausgerichteter Personen. Seinem Reformwerk war im Jahr 1528 Erfolg beschieden, als der Große Rat von Bern am 27. Januar, im Anschluss an die Berner Disputation, die Abschaffung der Messe und der Bilder beschloss und am 7. Februar 1528 das von Haller entworfene allgemeine Reformationsedikt für den gesamten Kanton erließ.

So ideal das Bild eines im Umfeld Hallers agierenden Pfarrers Glotter anmutet, so trügerisch erweist es sich bei näherem Hinsehen: Geht man dem bis in die jüngste Zeit kolportierten¹³¹ Hinweis auf die „Berner Zeit“ des Reformators nach, so stößt man lediglich auf einen folgenschweren Lesefehler, der auf das Konto von Jules Lutz zu verbuchen ist,¹³² hat dieser Forscher doch schlicht und einfach die in einem am 13. November 1535 verfassten Brief Hallers an Heinrich Bullinger (1504–1575)¹³³ erfolgte Erwähnung eines Leutpriesters von Klotten (Kt. Zürich), der mit einem Kleriker namens Ulrich Kern gleichzusetzen ist, irrtümlich auf Johannes Glotter bezogen und dem Mülhausener Reformator ohne die geringste Berechtigung quasi somit einen ganzen Lebensabschnitt angedichtet.¹³⁴

Fazit: Glotters „Berner Jahre“ sind eine Legende. Weder für die Jahre vor noch nach 1535 lassen sich direkte Quellenzeugnisse für das angebliche Wirken des Reformators in Bern ins Feld führen.¹³⁵

¹³¹ Siehe IBN: Index bio-bibliographicus notorum hominum, Corpus alphabeticum. I. Sectio generalis, Bd. 88: Glebocki, Adrian usque ad Götz, Friedrich Albrecht von, hg. v. JEAN-PIERRE LOBIES, Osnabrück 1997, S. 170.

¹³² Siehe LUTZ, Les Réformateurs de Mulhouse (wie Anm. 114), S. 13 f., Anm. 1, hier S. 14.

¹³³ Zwinglis Nachfolger. Zu ihm siehe etwa HANS ULRICH BÄCHTOLD, Art. Bullinger, Heinrich, in: Lexikon für Theologie und Kirche 2 (³1994), Sp. 778 f.

¹³⁴ Original: Zürich, Staatsarchiv, E II 343, 84 (LUTZ, Les Réformateurs de Mulhouse [wie Anm. 114], S. 13 f., Anm. 1, hier S. 14, gibt als Aufbewahrungsort des Originals zwar die hiervon abweichende Signatur „Archives de Zurich, E II, 337“ an, nennt als Ausstellungsdatum des Schreibens jedoch ausdrücklich den 13. November 1535, wobei sowohl die Identität des Schreibers als auch die Identität des Empfängers mit der Archivalie Zürich, Staatsarchiv, E II 343, 84 übereinstimmen!); Druck: HEINRICH BULLINGER, Briefwechsel, Bd. 5: Briefe des Jahres 1535, bearb. v. HANS ULRICH BÄCHTOLD [u. a.], unter Benützung der Abschriften v. EMIL EGLI und TRAUGOTT SCHIESS, philologische Beratung durch BERNHARD BONSACK [u. a.], Zürich 1992 (HEINRICH BULLINGER, Werke 2.5), Nr. 676, S. 423 f., hier S. 423 (mit Anm. 4). Übrigens handelt es sich bei der entscheidenden Textstelle um die Erwähnung einer von Ulrich Kern angefertigten Teilnachschrift der Genesisvorlesung Theodor Biblianders (1504–1564) *cum adnotationibus per Clotenum ecclesiasten scriptis*, die Bullinger Haller zum Kauf angeboten hatte. Hierzu siehe auch den wiederum am 13. November 1535 verfassten Brief Hallers an Bullinger ebd., Nr. 675, S. 421 ff., hier S. 421 (mit Anm. 1); zu Bibliander siehe ROBERT ROTH, Art. Bibliander, Theodor, in: Lexikon für Theologie und Kirche 2 (³1994), Sp. 414 f.

¹³⁵ Übrigens führte auch eine Durchsicht des umfangreichen Verzeichnisses von CARL FRIEDRICH LUDWIG LOHNER, Die reformierten Kirchen und ihre Vorsteher im eidgenössischen Freistaate Bern, nebst den vormaligen Klöstern, Thun 1862, zu keinem positiven Ergeb-

Ebenso wenig lässt sich mit Bestimmtheit feststellen, zu welchem Zeitpunkt und an welchem Ort Johannes Glotter schließlich das Zeitliche segnete. Mehrere Zeugnisse, die aus dem Jahr 1542 datieren und sich dem unmittelbaren verwandtschaftlichen Umfeld des Geistlichen zuordnen lassen, belegen, dass Glotter allerspätestens während des Winters 1541/42 verstorben sein muss. Bei den entsprechenden Quellen handelt sich um insgesamt fünf Briefe, die sich in abschriftlicher Form in den Archivbeständen von Mülhausen erhalten haben. Sie betreffen allerdings nicht direkt den für das Jahr 1526 hier mehrfach bezeugten Pfarrer, sondern dessen Bruder Bernhard, der sich, wie der Inhalt der einzelnen Schreiben zu erkennen gibt, damals in einem schlechten Gesundheitszustand befand und deshalb bei der Mülhausener Stadtregierung um Unterstützung nachsuchte.

Das früheste Zeugnis aus dieser Gruppe datiert vom 5. Februar 1542,¹³⁶ ist an die Adresse der Stadtoberen von Mülhausen gerichtet und stammt von einem *Bernhart Vander*, der sich selbst als *guotwilliger armer mann* bezeichnet.¹³⁷ Gegenstand des Schreibens ist zunächst die Mitteilung Bernhards, der *almehchtig gott* habe ihn *mit schwerer kranckheit gesuocht vnnd angegriffen*, so dass er, da ihm *gott nit gesundtheit mitteilt*, seine *leibs narung nit wol gewinnen noch gehalten mag*. Einst habe er, so fährt der Briefschreiber fort, im elsässischen Dorf Schlierbach (südöstlich von Mulhouse)¹³⁸ das Amt eines Kaplans seines gnädigen Herrn, des Lützeler (Lützel/Lucelle, Zisterzienserkloster südwestlich von Basel, an der elsässisch-schweizerischen Grenze)¹³⁹ Abts Heinrich¹⁴⁰ innegehabt,¹⁴¹ diese Funktion jedoch aufgrund seines körperlichen Leidens am Ende nicht mehr ausüben können. Seine angeschlagene Gesundheit veranlasst Vander nun dazu, die Stadt Mülhausen um die Gewährung einer Unterkunft zu bitten, *dormit ich armer betagter vnnd verweißter mann Inn solcher schwerer kranckheit vnd Lybs blödigkeit nit so gar Inn verderben gefurt*.

nis. Die so genannten Berner „Prädikantenrödel“ setzen erst 1546 ein (Original: Bern, Staatsarchiv, B III 21 Praedicanten-Rodel I [1546–1607]).

¹³⁶ Überlieferung: Mulhouse, Archives municipales, X B 10 n° 2; Nachweis: MIEG, La Réforme à Mulhouse (wie Anm. 3), S. 74, Anm. 31.

¹³⁷ Zum Namen *Vander* siehe bereits oben.

¹³⁸ Zur Geschichte dieses Dorfes siehe etwa G[ABRIELLE] ST[AMM], Art. Schlierbach, in: Le Haut-Rhin. Dictionnaire des Communes en trois volumes. Histoire et Géographie. Economie et Société, sous la direction de RAYMOND OBERLE [et] LUCIEN SITTNER, Bd. 3, [o. O.] 1982, S. 1333–1337.

¹³⁹ Einführende Literatur zur Geschichte Lützels: ANDRÉ CHÈVRE, Lucelle, in: Helvetia Sacra 3.3.1 (1982), S. 290–311; weiter: MICHAEL BÄRMANN, Heinrichs „Reinhart Fuchs“ und die Literatur des deutschsprachigen Südwestens. Eine mittelalterliche Literaturlandschaft im Spiegel der satirischen Tierdichtung, Freiburg 2001, Kap. III, 4.1.2, Anm. 30, u. ö.

¹⁴⁰ HEINRICH SAPPER, 1532–1542 Abt von Lützel. Zu seiner Amtszeit siehe wieder CHÈVRE, Lucelle (wie Anm. 139), S. 304 (m. Lit.).

¹⁴¹ Zur Abhängigkeit der Pfarrei Schlierbach von Lützel (seit 1443) siehe wieder ST[AMM], Art. Schlierbach (wie Anm. 138), S. 1335.

Bernhards Hinweis auf seinen geistlichen Vorgesetzten, Abt Heinrich von Lützel, leitet über zu einem zweiten, wiederum an die städtische Behörde von Mülhausen adressierten Brief, der, wie es scheint, flankierende Funktion hatte:¹⁴² Am 7. Februar 1542, also nur zwei Tage nach der Abfassung des soeben behandelten Bittschreibens des ehemaligen Schlierbacher Kaplans, richtet Abt Heinrich selbst einen Brief an den Mülhausener Stadtrat, in dem er eindringlich um Unterstützung für Bernhard bittet, wobei er explizit darauf hinweist, dass er den amtsunfähig gewordenen Kaplan in materieller Hinsicht ausreichend ausgestattet habe.¹⁴³

Ein Antwortschreiben Mülhausens ist uns zunächst nur an die Adresse des Lützeler Abtes erhalten:¹⁴⁴ Am 8. Februar 1542 teilen Bürgermeister und Rat Heinrich mit, auf das Gesuch des Bittstellers eintreten zu wollen, falls dieser sich dazu bereit erkläre, sich zukünftig an die vor Ort herrschende reformierte Religionsordnung zu halten.

Das vierte Schreiben wurde wieder vom Bittsteller selbst verfasst, datiert vom 28. März 1542 und richtet sich einmal mehr an die Adresse der Mülhausener Stadtoberen.¹⁴⁵ Sieben Wochen nach der Mitteilung der Stadtregierung an den Abt von Lützel greift Bernhard, der, wie aus dem Datum des Briefes hervorgeht, zur Zeit der Niederschrift *im lützel hoff* zu Cernay/Sennheim (nordwestlich von Mulhouse)¹⁴⁶ sein Dasein fristet, seine Anliegen nochmals auf, wobei er sich am Schluss seiner Eingabe nun aber nicht mehr als Bernhard *Vander*, sondern als *Bernhart Glotherus* bezeichnet – wie man vermuten darf, nicht ohne tieferen Grund, wird der einstige Pfarrer von Mülhausen im Text dieses Briefes doch ausdrücklich als Bruder des Bittstellers aufgeführt: Indem der kranke Kaplan seine Bereitschaft erklärt, sich an den in Mülhausen geltenden Regeln des reformierten Glaubens zu orientieren, weist er zugleich darauf hin, dass noch viele Bewohner der Stadt am Leben seien, die sich an seinen verstorbenen Bruder erinnerten, der hier einst das Wort Gottes verkündet hätte.

Damit kommen wir zum fünften und letzten erhaltenen Brief, der vom 5. April 1542 datiert und von der Stadt Mülhausen an die Adresse *Bernhart Glaters* gerichtet wurde.¹⁴⁷ Es handelt sich hierbei um das Antwortschreiben auf die soeben behandel-

¹⁴² Überlieferung: Mulhouse, Archives municipales, X B 10 n° 5; Nachweis: MIEG, La Réforme à Mulhouse (wie Anm. 3), S. 74, Anm. 31.

¹⁴³ Der Brief wurde nur wenige Wochen vor dem plötzlichen Tod des Abtes am 26. März 1542 abgefasst. Zum Amtsnachfolger wurde am 4. April 1542 Nikolaus Rosenberg gewählt, der bis zum Jahr 1566 als Kloostervorsteher fungierte. Siehe wieder CHÈVRE, Lucelle (wie Anm. 139), S. 304 (m. Lit.).

¹⁴⁴ Überlieferung: Mulhouse, Archives municipales, XIII A 3, S. 264 f.; Nachweis: MIEG, La Réforme à Mulhouse (wie Anm. 3), S. 74, Anm. 31.

¹⁴⁵ Überlieferung: Mulhouse, Archives municipales, XI B 6 n° 6; Nachweis: MIEG, La Réforme à Mulhouse (wie Anm. 3), S. 74, Anm. 31.

¹⁴⁶ Übrigens die bevorzugte Residenz des seit April 1542 amtierenden Lützeler Abts Nikolaus Rosenberg. Siehe wieder CHÈVRE, Lucelle (wie Anm. 139), S. 304.

¹⁴⁷ Überlieferung: Mulhouse, Archives municipales, XIII A 3, S. 275; Nachweis: MIEG, La Réforme à Mulhouse (wie Anm. 3), S. 74, Anm. 31.

te Eingabe des Kaplans, das, den Hinweis Vanders/Glotters auf dessen verstorbenen Bruder aufgreifend, diesen nochmals explizit erwähnt, um sodann der Bereitschaft der Stadt Ausdruck zu verleihen, den amtsunfähig gewordenen Geistlichen *für einen hinderseßen vff zuo nemen* und ihm auch sonst in jeder Hinsicht Unterstützung zuteil werden zu lassen.

Mit dem soeben behandelten Schriftwechsel verliert sich die Spur Johannes Glotters endgültig, ohne dass sich, wie bereits bemerkt wurde, gesicherte Informationen zum letzten Aufenthalts- und Wirkungsort des Reformators ermitteln ließen. Auch die Frage nach möglichen Nachkommen des Geistlichen muss in Ermangelung entsprechender Zeugnisse vorläufig unbeantwortet bleiben, auch wenn die ältere Forschung wiederholt eine verwandtschaftliche Beziehung Glotters zu einem im Jahr 1616 als Pfarrer des nordöstlich von Bad Mergentheim gelegenen Dorfes Oberbalbach nachweisbaren Sigmund Glatter erwogen hat¹⁴⁸ – erstaunlicherweise ohne auch nur ansatzweise auf die in späterer Zeit in Johannes' Heimatort nachweisbaren Angehörigen einer (bzw. mehrerer) Familie(n) Glatter einzugehen und deren zumindest denkbare genealogische Beziehungen zu unserem Kleriker und seinen nächsten Verwandten auch nur zur Kenntnis zu nehmen.¹⁴⁹ Nicht nur die vor Ort erhalten gebliebenen Kirchenbücher,¹⁵⁰ sondern auch die in den verschiedenen elsässischen und südwestdeutschen Archiven lagernden Quellenzeugnisse zur Merdinger Ortsgeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts könnten hinsichtlich dieser Frage durchaus noch den einen oder anderen Fund bereit halten, der uns unter Umständen auch wertvolle Einblicke in das verwandtschaftliche Umfeld und das sozialgeschichtliche Herkommen einer sowohl für die Geschichte des südwestdeutschen Humanismus als auch für Erforschung der Reformationsbewegung bislang kaum beachteten Persönlichkeit liefern würde.

¹⁴⁸ Nachweis: HEINRICH NEU, Pfarrerbuch der evangelischen Kirche Badens von der Reformation bis zur Gegenwart, T. 2: Das alphabetische Verzeichnis der Geistlichen mit biographischen Angaben, Lahr 1939 (Veröffentlichungen des Vereins für Kirchengeschichte in der evangelischen Landeskirche Badens, Bd. 13), S. 198; vgl. MIEG, La Réforme à Mulhouse (wie Anm. 3), S. 74, Anm. 31; BOPP, Die evangelischen Geistlichen (wie Anm. 3), S. 186.

¹⁴⁹ Zu den seit der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts in Merdingen bezeugten Namensträgern siehe bereits Anm. 3.

¹⁵⁰ Zu den Merdinger Kirchenbüchern siehe wieder meinen Beitrag: „So beschwerlich für einen Privatmann der Einzug aller dieser Gefälle ist, so leicht würde derselbe für die Gnädigste Herrschaft seyn [...]“ (wie Anm. 3), passim (m. Lit.).

Das „Große Sterben“ in Freiburg

Konrad M. Müller

So ließ der Herr eine Pest in Israel vom Morgen bis zur Zeit des Abendessens wüten. Es starben aus dem Volk von Dan bis Beerseba 70 000 Mann. Der Herr hatte einen Engel nach Jerusalem entsandt, um es zu verderben (2 Sam 24, 15–16). Vielleicht ein ungewöhnlicher Beginn für Freiburgs Pestgeschichte, aber in den Zeiten der Pest wurde diese für ein Strafgericht Gottes gehalten. Das Bild des Malers Franz Josef Stöber „König David und der Pestengel“ von 1810 im Augustinermuseum Freiburg zeigt diese Szene aus der Bibel.



Abb. 1: König David und der Pestengel (Ausschnitt). Foto: Detlef Zinke, Augustinermuseum Freiburg

Freiburg kann beispielhaft für eine wiederholt von der Pest betroffene Stadt gelten. Wissenschaftler verschiedener Disziplinen befassten sich mit den verschiedenen Aspekten des Themas. Die Historiker erforschen die zahlreichen Pestepidemien vor ihrem historischen Hintergrund – wenn auch einschränkend gesagt werden muss, dass sicherlich für das eine oder andere Jahr keine schriftlichen Dokumente vorliegen. Neben der Geschichtswissenschaft ist die Pest als Thema in anderen Fachbereichen, wie der Medizingeschichte, der Kunstgeschichte, der Volkskunde oder der Botanik, präsent. Eine exakte medizinische Definition der als Pest bezeichneten Epidemien ist jedoch schwierig und wurde im Rahmen dieser Untersuchung nicht angestrebt.

Anhaltspunkte für eine erhöhte Sterblichkeit durch Seuchen bieten auch zeitgenössische Aufzeichnungen über die Einwohnerzahlen Freiburgs vom Mittelalter bis

zum Dreißigjährigen Krieg. In den Archiven finden sich Hinweise auch in Urkunden oder Protokollen. Daneben ist manche Einzelheit den Biographien der Stadtärzte und deren Veröffentlichungen zu entnehmen. Dazu kommt, was Augenzeugen überlieferten und Berichte darüber, wo und wie Kranke versorgt und wie das Beerdigen der Toten bewältigt wurde. Amtliche Verordnungen über Maßnahmen im Pestfall regelten den Alltag während der Epidemie.

In Krankheit und Tod suchte der Mensch Hilfe durch Hinwendung zur geistigen Welt. So entwickelte sich für die Pestzeit eine Frömmigkeit, die im damaligen Brauchtum oder auch an Kunstwerken ablesbar ist.

Die Geschichtsschreiber der Antike, seien es Griechen oder Römer, berichten immer wieder von Seuchen, denen vereinfachend der Name *Pest* gegeben wurde. Mit Sicherheit sind diese Pestausbrüche, die ihren Ausgang im Orient nahmen, auch im Okzident aufgetreten. Wenn Beulen und schwarze Hautveränderungen in den Texten geschildert werden, ist es nahe liegend, hier Pest anzunehmen. Wegen dieser Tatsache kam die Bezeichnung *Schwarzer Tod* im Spätmittelalter zu Recht in Gebrauch. Häufig wird auch nur der Ausdruck *Großes Sterben* verwendet: *Zu Freyburg im Breysgau wurde das Kapitel gehalten, aber wegen dem großen Sterbend und Hungersnoth, dardurch unsere Conventer auch leyder sehr gelitten haben, und gar vil Leuth und braffe Männer verloren, also seind gar wenig Brüder darbey erschienen. Jedoch sorgte man den erlittenen Schaden in so vil zu ersetzen, als es möglich war, wozu Bruder Anglicus that, was er kunt.*¹

Diese Notiz aus dem Jahre 1314, als die Franziskaner das Provinzialkapitel der oberdeutschen Provinz in Freiburg abhielten, belegt auch für Freiburg ein solches *Großes Sterben*. Wodurch dieses „Große Sterben“ ausgelöst wurde und ob es sich um eine pestähnliche Krankheit handelte, kann nicht mit Sicherheit erkannt werden.

Als wenige Jahrzehnte später 1348 die Pandemie des Schwarzen Todes die ganze damalige Welt ergriff, reagierte Freiburg wie andere Städte: Es wurde nach Verursachern gesucht und gefunden – die Juden. Auch wenn es so aussehen könnte, als ob Freiburg besonders *eifrig* daran gegangen wäre die Juden los zu werden, befand sich die Stadt mit ihrem Verhalten ganz in Gesellschaft gleichartig reagierender Städte. Durch eine „prophylaktische“ Verfolgung der Juden versuchte man sich vor einem Ausbruch der Pest zu schützen.

Die Straftat, die man den Juden vorwarf, war die Vergiftung der städtischen Brunnen, die die Pest in die Stadt bringen sollte. Es wurde ein angeblicher Rädelsführer gefunden, der Jude Maiger Natze (Nase). Er gestand unter der Folter, dass er in der Brunnenstube ein Säckchen mit Gift versenkt habe. *Mitbeteiligt* war der Basler Jude Jokeli Jolieb, er nannte einen anderen Juden, Swendewin, der für die Vergiftung der Brunnen von Freiburg, Breisach und Endingen 24 Gulden erhielt. Ganz ins Unglaubwürdige geht die Erzählung, dass Waldkircher Juden beteiligt waren: Der Jude Anselm von Veringen von dort habe aus Jerusalem Gift mitgebracht, wel-

¹ HEINRICH HANSJAKOB, St. Martin zu Freiburg als Kloster und Pfarrei, Freiburg 1890, S. 37.

ches an die Freiburger Juden weitergegeben worden sei. Dieses Mittel würde nur das Wasser vergiften, das von Christen getrunken wurde, während Juden es unbeschadet trinken konnten. Diese so zustande gekommenen *Geständnisse* wurden in der Zeit der Verhaftung vom 1. Januar bis zum 30. Januar 1349 gemacht. Daraufhin hat die Verurteilung der ganzen jüdischen Gemeinde stattgefunden. Sie wurde mit Ausnahme der zwölf reichsten Juden, der schwangeren Frauen und der Kinder am 30. Januar 1349 auf der „Galgen und Rädle Matte“ bei der Kapelle, die nicht mehr steht, an der Basler Straße verbrannt. Das Vermögen der reichsten Juden wurde zur Schuldentilgung verwendet, anschließend wurden diese aus der Stadt vertrieben. Die Kinder wurden zwangsgetauft.² Dieses Geschehen fand also statt, bevor überhaupt nur ein Pestopfer in Freiburg zu beklagen war. Die Pest kam durch Kaufleute aus dem Schwarzmeer-Raum nach Italien. Von Trient fand sie über die üblichen Handelswege 1348 einen Weg in den Norden, im Sommer 1348 war Mühlendorf am Inn befallen. Im Westen gelang der Pest 1349 von Lothringen her der Sprung über den Rhein, und rheinaufwärts waren in diesem Jahr Straßburg und weitere Städte des Oberrheingebietes betroffen. Weil die Judenverfolgung also bereits vor dem ersten Auftreten der Pest am Oberrhein durchgesetzt wurde, kann das nicht als Beweis für die Pest in der Stadt gelten. Aber weil für Straßburg und auch für Basel die Pest überliefert ist, kann vermutet werden, dass Freiburg ebenfalls nicht verschont wurde.

Außer der Judenverfolgung gibt es kaum andere Hinweise, dass die Pest in der Mitte des 14. Jahrhunderts in Freiburg ihre Opfer forderte. Zur Zeit von Pfarrer Ulrich Perman von Kempten (1349–1353) am Freiburger Münster gab es vermehrt Stiftungen zum Unterhalt von Altären im Münster. Um ihr Seelenheil in der drohenden Pestzeit zu finden, haben sechs Freiburger Familien in diesen Jahren bestimmt, dass Messen für sie nach dem Tod (Pesttod) gelesen werden sollen.³ Bis 1364 wurden 41 Altarpründe gestiftet.

² Kleine Chronik denkwürdiger Begebenheiten der Stadt Freiburg. Aus handschriftlichen und anderen Quellen [von KASIMIR WALCHNER], Freiburg 1826, S. 17; PETER P. ALBERT, Die Geschichtsschreibung der Stadt Freiburg in alter und neuer Zeit, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins NF 16 (55) (1901), S. 493–578, S. 562–563 über Walchner; HEINRICH SCHREIBER, Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau. II. Teil. Freiburg unter seinen Grafen, Freiburg 1857, S. 137–146; A. LEWIN, Die Juden in Freiburg, Trier 1890; FRANZ HUNDSNURSCHER / GERHARD TADDEY, Die jüdischen Gemeinden in Baden. Denkmale, Geschichte, Schicksale, Stuttgart 1968, S. 87–88; EIKE CHRISTIANE NUSSBAUMER, Judenverfolgungen am Oberrhein im Gefolge der Pest 1348/49 und ihre Bedeutung im Geschichtsunterricht der Realschule, Zulassungsarbeit PH Freiburg 1987, S. 61–75; MICHAEL LONGERICH, Judenverfolgungen in Baden im 14. Jahrhundert. Am Beispiel Breisachs, Endingen, Freiburg und Waldkirch, in: s Eige zeige 4 (1990), S. 33–46; PETER SCHICKL, Von Schutz und Autonomie zu Verbrennung und Vertreibung: Juden in Freiburg, in: Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau. Bd. 1. Von den Anfängen bis zum „Neuen Stadtrecht“ von 1520, hg. von HEIKO HAUMANN / HANS SCHADEK, Stuttgart 1996, S. 524–551; ULRICH P. ECKER, Bettelvolk, Aussätzige und Spitalpfündner. Armut und Krankheit als zentrales Aufgabenfeld der Stadtverwaltung, in: ebd., S. 468–500.

³ FRIEDRICH HEFELE, Ein Allgäuer als Pfarrer am Freiburger Münster (1349–1353), in: Schau-ins-Land 69 (1950), S. 53–59.

Zu den skeptischen Historikern, die eine Pest zur Mitte des 14. Jahrhunderts nicht erwähnen, gehört in Freiburg Heinrich Schreiber⁴. Wenn es nach ihm ginge, wäre die Pestgeschichte für die folgenden Jahrhunderte in wenigen Zeilen berichtet: *Auch ansteckende Krankheiten (sogenannte Pest) kehrten im sechzehnten Jahrhundert öfters wieder. Jene von 1529 ist als englischer Schweiß bezeichnet. Im Jahre 1535 wanderte die Universität nach Villingen, im Jahre 1576 nach Radolphzell aus. Als besonders verheerend wird die Seuche von 1564 angegeben. Dieselbe fieng mitten im Sommer (25. Juli) an und wüthete bis Weihnachten. Täglich starben 20 bis 30 und zwar mehr junge als alte Leute, zwölf Tage nach Weihnachten hatte man zu Freiburg, mit Einschluss von Herdern und Wiehre, gegen zweitausend gezählt, welche die Seuche hinweggerafft hatte. Diesmal hatten sich Professoren und Studenten völlig zerstreut. Gleichmäßig und noch ärger wüthete die Seuche längs des Rheins, zumal in Basel und Straßburg.*⁵

Die Forscher der letzten Jahrzehnte zeichnen nun ein anderes Bild, aus den Quellen lassen sich Pestjahre oft mit Einzelheiten herauslesen. 32 Pestjahre soll es in Freiburg gegeben haben.⁶

Die häufige Wiederkehr der Pest lässt sich auch an der Geschichte der Universität ablesen. Seit der Gründung der Universität mussten sich sowohl Professoren als auch Studenten mit der Pest auseinandersetzen. An das beinahe sprichwörtlich gewordene „Fliehe schnell, fliehe weit, komm langsam zurück“, hielt sich auch die Universität. Mindestens 15mal verließen Professoren und Studenten die Stadt, um in pestfreien Orten ihren Studien nachzugehen. Vor allem Villingen wurde zum Zufluchtsort.

Tatsächlich gibt es viel mehr Belege für Pestvorkommen in der Geschichte Freiburgs, als der Bericht Schreibers vermuten lässt. Die folgende chronologische Zusammenstellung solcher Hinweise soll – wie oben schon angedeutet – mit der Vermutung beginnen, dass um die Mitte des 14. Jahrhunderts die Pest in Freiburg war. Im weiteren Verlauf der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts scheint Freiburg von der Pest verschont geblieben zu sein, vielleicht kann das als Indiz gewertet werden, dass 1348–1350 doch keine Pest herrschte, denn an Orten, wo dies belegt ist, trat auch in den folgenden Jahren die Pest auf. Z. B. in Basel 1360–1363, 1372–1381

⁴ ALBERT, Geschichtsschreibung (wie Anm. 2), S. 566–573.

⁵ HEINRICH SCHREIBER, Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau. III. Theil. Von der Selbstübergabe Freiburgs an das Haus Oestreich bis zum dreißigjährigen Krieg, Freiburg 1857, S. 356.

⁶ ERNST THEODOR NAUCK, Aus der Geschichte der Freiburger Wundärzte und verwandter Berufe. (Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg im Breisgau 8), Freiburg 1965, S. 8: „Immerhin haben nicht nur die genannten Seuchenjahre der Einwohnerschaft durch epidemische Krankheiten Leid und Schrecken gebracht. 1420, 1427, 1471, 1477, 1480, 1482, 1492, 1501, 1511, 1519, 1526, 1530, 1535, 1540, 1541, 1551, 1553, 1564, 1576, 1583–1586, 1592, 1594, 1605, 1611, 1620, 1627, 1634, 1650, 1666, 1667, 1668, 1680, 1682, 1699, 1722–1723 und 1760 grassierten weitere Seuchen, die man wohl gemeinhin als Pest bezeichnete.“

und 1382–1387.⁷ Auch die Klosterchronik von St. Blasien verzeichnet in diesem halben Jahrhundert Pestjahre.

Wenn die Pest im Jahre 1410 in Freiburg aufgetreten ist, dann war es – wie ein Jahrzehnt später – eine nicht so schlimme Seuche: *Es riß zu gleicher Zeit wieder eine beinahe durch ganz Europa verbreitete Pest ein.*⁸ 1420 zog die Pest aus Sachsen kommend durch Süddeutschland. *Auch allhier wurde mancher ein Opfer der pestartigen Krankheit. Doch scheint dieselbe nicht besonders stark um sich gegriffen zu haben.*⁹

Die vier Jahre dauernde Pest von 1425 bis 1429 ist *nur* einmal durch eine Prozession zur Klosterkirche in Günterstal, die barfuss unternommen wurde, im Jahre 1427 und zum andern durch eine Wallfahrt im Jahre 1429 von 40 Bürgern und 13 Geistlichen der Stadt, die unter Fasten, in Stille und barfuss zur Wallfahrtskirche von Todtmoos zogen, nachgewiesen.¹⁰

Während der Türkenkriege in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts brachten heimkehrende Truppen immer wieder Seuchen in ihre Heimat mit. Dreimal in einem Jahrzehnt – 1471, 1473/1474, 1477 – soll die Pest hier gewesen sein, sie wird auch als Typhus gedeutet.¹¹ Als 1485 in Günterstal¹² im Kloster die Pest mehreren Nonnen den Tod brachte, blieb die Stadt Freiburg anscheinend verschont.

Aus der Flucht der Universität 1492 ist auf eine Pest in der Stadt zu schließen.¹³ Die neuere Forschung legt sich auf ein zwei- oder dreimaliges Auftreten der Pest im 14. und 15. Jahrhundert fest: Wahrscheinlich ist das Jahr 1349 und sicher sind die Jahre 1474 und 1492.¹⁴

Das neue Jahrhundert begann gleich im Jahre 1501 laut Universitätsakten wieder mit der Pest. „Am 28. Februar 1502 vermelden die Freiburger Ratsprotokolle ‚jetzt Sterbende Not‘. Im August – in den Sommer- und Herbstmonaten erreichte die Pest stets ihren Höhepunkt – ordnete der Rat einen Kreuzgang an zur Abwendung der Seuche und gleichzeitig als Dank für die reiche Ernte dieses Jahres. 1511 ließ der Rat mit zwei Verordnungen die fremden Bettler aus der Stadt vertreiben. Bettler und fahrendes Volk galten in besonderer Weise als potentielle Krankheitsüberträger, so

⁷ FRITZ KRAEMER, Pestbekämpfung und -abwehr in Freiburg i. Breisgau 1550–1750, Diss. Freiburg 1988, S. 34.

⁸ WALCHNER, Chronik (wie Anm. 2), S. 28; KRAEMER, Pestbekämpfung (wie Anm. 7), S. 34.

⁹ WALCHNER, Chronik (wie Anm. 2), S. 32.

¹⁰ WALCHNER, Chronik (wie Anm. 2), S. 35; KRAEMER, Pestbekämpfung (wie Anm. 7), S. 35.

¹¹ WALCHNER, Chronik (wie Anm. 2), S. 41; [JOSEPH] KÖNIG: Zur Geschichte der Universität Freiburg im 15., 16. und 17. Jahrhundert, in: Freiburger Diözesan Archiv 22 (1892), S. 327–341.

¹² Die Geschichte Günterstals folgt im nächsten Band.

¹³ KÖNIG, Geschichte (wie Anm. 11), *Iterum pestis grassata est, ac deinceps saepius, et quandoque duravit per annum integrum.*

¹⁴ THOMAS WETZSTEIN, Die Pest im Freiburg des 14. und 15. Jahrhunderts – eine kritische Revision, in: Schau-ins-Land 115 (1996) S. 11–17.

dass deren Aussperrung, durch Einlassverbot an den Toren und durch Ausweisung aus der Stadt, eine immer wiederholte Präventivmaßnahme war.¹⁵

Der Stadtarzt Dr. David Krämer nahm sich auch das Recht zur Flucht heraus, denn am 20. Oktober 1526 brachte die Stadt bei der Universität eine entsprechende Beschwerde vor.¹⁶

Den wohl eher leichten Pestjahren von 1530, 1532 und 1535 folgt eine schwere Pestwelle von 1540 bis 1542, in Freiburg forderte sie besonders 1540 und 1541 viele Opfer.¹⁷

Es ist zu beobachten, dass nach einem leichteren Pestjahr, wie z. B. 1551, bald ein Jahr mit hohen Totenzahlen folgte. Als im Spätsommer oder mit Herbstbeginn 1553 die Pest ausbrach, wurden die Maßnahmen, die der Rat der Stadt ergriff, im Ratsprotokoll vom 23. Oktober niedergeschrieben. Da *sich die leuff des Sterben halb ye lenger ye beschwerlicher zutragen*, müssen weitere Totenbahnen angefertigt werden. Auch Totengräber gab es nicht genügend, denn es waren *dieser Zeit vil krankher leut*. In den Jahren danach 1555 und 1556 flackerte die Pest mit nur einzelnen Todesfällen immer wieder auf.¹⁸

Über das Pestjahr 1564 sind sich die Chronisten und Medizinhistoriker einig: Es war für Freiburg die verheerendste Seuche, die die Stadt traf. Die Stadt wurde in diesem Jahr wieder von einer pestartigen Seuche heimgesucht. Sie nahm ihren Anfang zu Jakobi [25. Juli] und währte bis Weihnachten. Am 2. August 1564 trat der Rat zusammen, um festzustellen, dass die Pest in der Stadt *ingerissen* ist. (Abb. 2)¹⁹ *Täglich starben 20 bis 30 Personen. Zwölf Tage nach Weihnachten nahm man eine Abzählung aller Gestorbenen vor, und fand, dass hier und in den Vorstädten mit Einschluss von Herdern und Wiehre, bei 2000 Menschen an der Seuche gestorben seyen. Man trug gewöhnlich 5, 6, ja 10 Leichen miteinander auf den Kirchhof, und legte 20 bis 30 Leichname in ein Grab zusammen. Der Todtengräber musste zu dieser Zeit drei Knechte halten, welche Tag und Nacht beschäftigt waren, Todte zu begraben. Die Vorlesungen an der Universität hatten aufgehört, die Studenten sich zerstreut, die Professoren waren weggezogen. Uebrigens war die Seuche weit verbreitet, sie kam von Frankfurt und Heidelberg den Rhein herauf. Am ärgsten wüthete sie im Monat August.*²⁰ In diesem Jahr haben zwei Ratsherren nach dem Vorbild der Wormser Ordnung die als älteste bezeichnete amtliche Pestordnung Freiburgs

¹⁵ HORST BUSZELLO / HANS SCHADEK, Alltag der Stadt – Alltag der Bürger. Wirtschaftskrisen, soziale Not und neue Aufgaben der Verwaltung zwischen Bauernkrieg und Westfälischem Frieden, in: Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau. Bd. 2. Vom Bauernkrieg bis zum Ende der habsburgischen Herrschaft, hg. von HEIKO HAUMANN / HANS SCHADEK, Stuttgart 1994, S. 69–161, S. 95–107 Teuerung, Hungersnot und Pest, S. 102–103.

¹⁶ KRAEMER, Pestbekämpfung (wie Anm. 7), S. 26.

¹⁷ KRAEMER, Pestbekämpfung (wie Anm. 7), S. 37; KÖNIG, Geschichte (wie Anm. 11), *Hoc anno pestis multos absumpsit*.

¹⁸ KRAEMER, Pestbekämpfung (wie Anm. 7), S. 38; BUSZELLO, Alltag, (wie Anm. 15).

¹⁹ Stadtarchiv B 5 XIII a Nr. 20, fol 526 v bis 528 v.

²⁰ WALCHNER, Chronik (wie Anm. 2), S. 66.

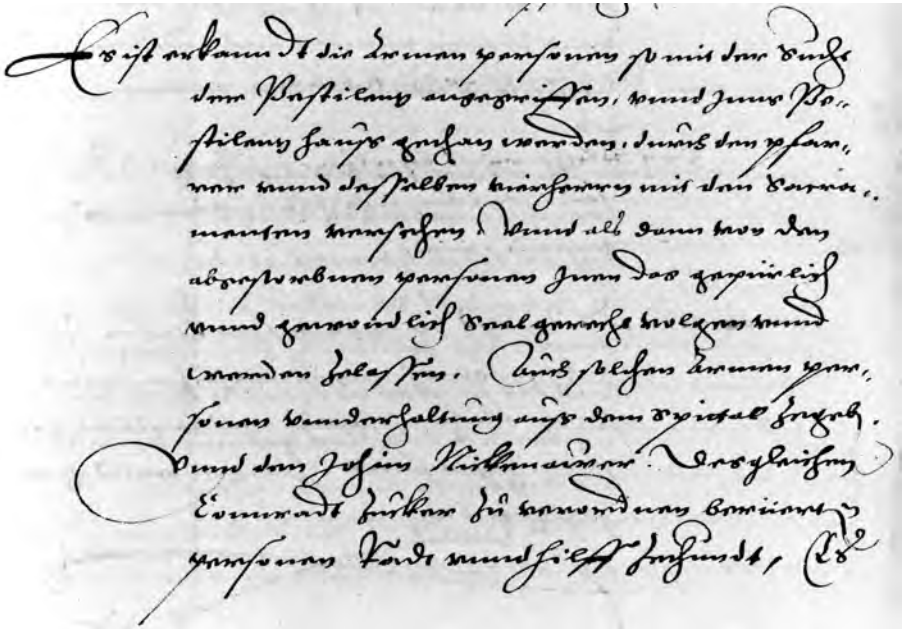


Abb. 2: Ausschnitt aus dem Ratsprotokoll vom 2. August 1564. Stadtarchiv B 5 XIII a, Nr. 20

zusammengestellt. Kurz vor Jahresende ist am 12. Januar 1565 von *verschinen sterbendt* die Rede. 1566 zeitigte wieder Spätopfer, wie immer nach einer schweren Pest. 1567 war Freiburg sicher pestfrei, so dass Erzherzog Ferdinand in Freiburg einen Landtag halten konnte.²¹

Als die Pest wieder ab Mitte November 1576 einsetzte, war ganz offensichtlich die *böse Luft* in vollem Ausmaß eingebrochen. Die vorderösterreichische Regierung schrieb im Dezember 1576 an Freiburg, *man habe mitteilendich vernommen, das sich solche infection bey Euch etwas gefährlich erzeigen wöllen*. Auch im Herbst 1577 trat die Pest auf.²²

Die Bewachung der Stadttore galt inzwischen als hilfreiches Mittel, die Stadt vor der Pest zu schützen, noch im Oktober 1582 hielt sich Freiburg pestfrei, obwohl einzelne kranke Wanderhandwerker an den Torwächtern vorbeikamen. Aus der Erneuerung der inzwischen bekannten Pestordnung am 7. Januar 1583 ist zu erkennen, dass die Pest wieder in der Stadt war. Auch die Universität suchte am 25. Januar für kranke Studenten ein Haus. Am 19. Juli 1583 sollten *auch beide Herbergen, zum lewen, und Sponhart, darinnen etlich personen gestorben, und inficiert, zuge-*

²¹ KRAEMER, Pestbekämpfung (wie Anm. 7), S. 39, S. 40 und S. 89; BUSZELLO, Alltag (wie Anm. 15); EDUARD SEIDLER „Die Lüt zu artzeneyen“. Gesundheitswesen in Freiburg, in: Geschichte der Stadt Freiburg Bd. 2, 1994, S. 333–353, Pest, Syphilis und andere Seuchen, S. 341–342; J. KARTELS, Herdern bei Freiburg i. Br., Freiburg 1905, S. 159.

²² KRAEMER, Pestbekämpfung (wie Anm. 7), S. 41, 42, 90.

schlossen werden. Im September sind Pestfälle bekannt. In der ersten Hälfte des Jahres 1584 geht die Pest zurück. Der für die ganze Stadt angeordnete Betttag am Mittwoch wurde eingestellt. Eine eher ungewöhnliche Anordnung, die aber auf die Furcht der Leute eingeht, bestand darin, dass *die yeningen, so underweilen tags unnd sonderlich nachts dem Hochwürdigem Sacrament mit der Schellen vor gehen, hiemit angemandt werden, sich deß vilfaltigen Glunckens oder Schellens über die Gassen etwaß zue mösigen, derweyl doch soliches leider bey Zeitten Gesunden unnd Krankhen, so es hören, mehr Schreckhen dann Andacht erweckhen thuet*. Das heißt nichts anderes, als dass der Priester, der zu einem Sterbenden ging, das leise und nicht mit Schellengeläut wie sonst üblich tun sollte. Bereits 1585 erstellte die Ensisheimer Regierung in Zusammenarbeit mit der Universität eine neue Ordnung: *wie es yetz oder künfftiger Zeit in sterbenden leuffen gehalten werden solle*. Die Hoffnung, die Pest zu besiegen trog, denn sie trat auch in den Jahren 1585 und 1586 auf, wie Fritz Kraemer in seiner Dissertation beiläufig erwähnt.²³

Auch aus den letzten Jahren des Jahrhunderts sind Pestfälle bekannt, und zwar auch aus der Umgebung. Das deutet daraufhin, dass die Bewachung der Tore nachlässig durchgeführt wurde. Im Sommer und Herbst 1590 wurde eine mit *nit gueter lufft, sterbett* und *boss Kranckheit* bezeichnete Seuche erwähnt. Für 1592 und 1593 sind keine eindeutigen Todesfälle überliefert, aber 1594/95 war die Pest sicher wieder in der Stadt. Im Spital hat die Pest Opfer gefordert, die Stadt musste für Pfleger vermehrt Geld ausgeben. Die Apotheken besorgten sich im Februar 1594 sogenannte *Praeservativa* und *Curativa* gegen die Pest. Schließlich brach die Pest im April aus, im Mai gab es Pestfälle in der Egelgasse [heutige Rathausgasse] und im Spital, selbst unter Universitätsmitgliedern gab es Pestfälle, im Juni wird ein Einzelfall namentlich bekannt: Der Weber Ulrich Riß muss *jetz über die funff wuchen lang der bosen Krankheit halber us seinem Haus geschafft* werden. Das Pesthaus in der Neuburg, das Armenhaus ist mit Kranken überfüllt.²⁴ Eine Pause, aber kein Ende der Pest war der Stadt vergönnt, denn bereits von 1605 bis 1609 gab es vereinzelt Tote. Trotz Wachen an den Toren im Januar 1608 und Verbot des Jahrmarktes im Herbst ließ die Aufmerksamkeit wieder nach, und im Dezember 1609 konnte der Bote Hans Holzapfel, wohl weil er den Wachen bekannt war, die Pest wieder in die Stadt bringen. Bis weit in den Frühling hinein gelang es nicht, die Pest einzudämmen. Noch im Juni waren einzelne Häuser nicht freigegeben. Mit der Rückkehr der Universitätsangehörigen zu dieser Zeit unternahm dann die Stadtbevölkerung am Margaretentag (20. Juli) eine Dankprozession zum Ende der *theurung, Kriegs und Sterbents gefahr*. Voreilig! Am 3. August musste wieder ein Pesttoter beerdigt werden, und im November fanden täglich zahlreiche Beerdigungen statt. Endlich zum Jahresende waren die letzten Opfer zu beklagen.²⁵

²³ KRAEMER, Pestbekämpfung (wie Anm. 7), S. 42, S. 43, S. 91; BUSZELLO, Alltag (wie Anm. 15); NAUCK, Geschichte (wie Anm. 6), S. 34–35.

²⁴ KRAEMER, Pestbekämpfung (wie Anm. 7), S. 44–45.

²⁵ KRAEMER, Pestbekämpfung (wie Anm. 7), S. 46–48.

Während des Dreißigjährigen Krieges, als alle Orte auf dem Land den Krieg, vor allem Hunger und Seuchen erleiden mussten, konnte sich Freiburg hinter den Mauern jahrelang eher sicher fühlen.

Mit der Eroberung der Stadt durch die Schweden und deren Einquartierung wurde der Krieg Alltag in Freiburg. Seuchen nahmen überhand. Der Zeitgenosse Thomas Mallinger²⁶ führte ein Tagebuch: *Welches die arme leüth in solche Armuot, Angst und Nodt gebracht, daß sie vor grosem Hunger und Kummer erkranket, erstlich das Hauptwee, die abscheulich Pest, und andere Ungelegenhaiten bekommen, daß darvon vil 1000 und, wil nit sagen, wievil 1000 von dem Feind jämerlich sind erschlagen worden, daß noch kaum der halbe Thail uberbliben und darvon kommen ist.*

*Auf dem Spätling ist die vergifte Pest eingerissen, welche etlich 1000 jung und alte Personen hat hinweg genommen. Davor einem Jahr bey 1500 Burger gewesen, nit mehr als bey 400 uberbliben, wil nit sagen, wie vil Weiber, Kinder, Knecht und Mägt darauf gängen. Ist auch under die Clerisey kommen, daß von 24 Basler Caplän nit mehr als 13, von 10 Präsentzherren nit mehr als 5, von 4 Coadjutoren auf der Pfarrey nit mehr als 1 uberbliben. Es seind auch die Universitetische und andere gelehrte doctores angriffen worden, deren bey 8 auß disem Jamerthal verschiden, aber verhoffentlich in jener Welt mit Gott triumphierlich in Ewigkeit alle mit einander regieren und leben werden.*²⁷

Dieser Bericht wird durch die Einträge im Totenbuch der Münsterpfarre gestützt. Wer an der Pest dieser Jahre starb, ist für die Pfarrei verzeichnet: 1630 waren es 64 Tote, 1631 dann 87 Tote, 1632 stieg es weiter an auf 139 Tote, 1633 schließlich 543 Tote.

Nachdem hinter dem letzten Schweden 1633 die Stadttore zuschlugen und habsburgische Truppen wieder die Stadt einnahmen, hat die Stadt durch Seuchen, es muss nicht nur die Pest gewesen sein, auch Typhus kommt in Betracht, 6000 Menschen verloren.²⁸

Die Pestzeit war für Freiburg mit dem Jahre 1633 vorbei. Die 1666 von Mainz bis über Mannheim hinaus sich ausbreitende Pest bewirkte, dass am 13. August 1666 auch in Freiburg Maßnahmen gegen die drohende *Contagion* ergriffen wurden, es blieb für Freiburg aber glücklicherweise bei der Vorsicht.²⁹

Die hier eingestreuten Zahlen von Pesttoten sollten mit Zahlen der Lebenden in bestimmten Jahren verglichen werden, um eine Vorstellung dafür zu bekommen, wie stark eine Pest hauste. Es gab immer wieder Zählungen der Bürger aus verschiedenen Gründen. Daraus lässt sich anhand von Schätzungen die Zu- bzw. Abnahme der Einwohner erkennen.

²⁶ ALBERT, Geschichtsschreibung (wie Anm. 2), S. 518–520 zu Mallingers Biographie.

²⁷ Thomas Mallingers Tagebücher von 1613 bis 1660, in: Quellensammlung der badischen Landesgeschichte, hg. von F[RANZ] J[OSEPH] MONE, 2. Bd., Karlsruhe 1854, S. 528–615, hier S. 545 für das Jahr 1633; BUSZELLO, Alltag (wie Anm. 15), S. 129–130; SEIDLER, Lüt (wie Anm. 21), S. 341–344.

²⁸ WALCHNER, Chronik (wie Anm. 2), S. 75.

²⁹ NAUCK, Geschichte (wie Anm. 6), S. 38–39.

Eine Einwohnerzahl vor den Jahren des *Schwarzen Todes* wird nicht überliefert. Eine Zahlenangabe, die in die Bitte an den Papst, eine zweite Pfarrei in Freiburg einrichten zu dürfen, eingebunden ist, war übertrieben hoch. Denn nur so konnte die Stadt ihr Recht, den Pfarrer selbst zu wählen, gegen den Stadtherrn durchsetzen. Vom Schultheiß der Stadt werden 40 000 Einwohner genannt, so steht es im Regestenband der Regierungszeit von Papst Innozenz IV. am 5. Juni 1247 (*Vriburc fere quadraginta milium*).³⁰ Es kann aber zu einem anderen statistischen Hilfsmittel gegriffen werden: Es ist bekannt, wie viele Häuser im 15. Jahrhundert in der Stadt gezählt wurden, nämlich 1500 bis 1600. Diese Häuser gehen in die Jahrzehnte nach der Stadtgründung zurück. Im Jahr 1385 standen davon 200 bis 240 leer. Da von Bränden oder anderem Grund nichts bekannt ist, müssen die Verluste mit einer Seuche, der Pest, erklärt werden.³¹

Auch für die Bevölkerungszahlen dieser zwei Jahrhunderte geben Flamm und Neufeld Schätzungen bzw. Berechnungen an: Im Jahre 1385 werden 7108 Einwohner gezählt, die bis zum Jahre 1390 auf 6820 zurückgehen und bis zum Jahre 1450 einen weiteren Rückgang auf 4792 erleiden. Die andere Version setzt für das Jahr 1390 eine Schätzung von 8854 Einwohnern fest, die bis zum Jahre 1450 auf 6135 zurückgehen. Schließlich wird für 1385 eine Einwohnerzahl von 9000–9500 und für 1500 eine von 6000–6500 genannt.

Für das Jahr 1500 gibt es eine Schätzung auf 6000–6500 Einwohner. Von diesen haben viele das Jahr 1565 nicht erlebt, denn es musste eine neue Steuerliste angelegt werden, *diweil der vergangene Sterbendt vil Änderung gemacht*.³² Die wieder angewachsene Bevölkerung steigt am Ende des 16. Jahrhunderts auf 7000 bis 7500 Einwohner.

Mit Skepsis sind die Zahlen für 1620 mit 10 000 und für 1632 mit 9000–10.000 oder gar 12.000–15.000 Einwohnern zu betrachten. Am Ende des Dreißigjährigen Krieges sollen noch höchstens 3000 Einwohner gelebt haben.³³

Im 15. Jahrhundert gilt auch Heinrich von Muns(z)ingen als *Pestgelehrter*, er wirkte allerdings nicht im nahen Munzingen, sondern in Heidelberg.

³⁰ U. STUTZ, Das Münster zu Freiburg i. Br. im Lichte rechtsgeschichtlicher Betrachtung, Tübingen und Freiburg 1901, S. 12; HERMANN FLAMM, Ordnungen und Satzungen der Münsterkirche, in: Freiburger Münsterblätter, Bd. 1 (1905), Heft 2, S. 63–64.

³¹ ALOYS SCHULTE, Die Einwohnerzahl von Freiburg im Jahre 1247, in: Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins 40 (1886), S. 115–116; HERMANN FLAMM, Der wirtschaftliche Niedergang Freiburgs i. Br. und die Lage des städtischen Grundeigentums im 14. und 15. Jahrhundert, Diss. Karlsruhe 1905; SIEGBERT NEUFELD, Die Einwohnerzahl Freiburgs im 14. Jahrhundert, in: Zeitschrift der Gesellschaft für Beförderung der Geschichts-, Altertums- und Volkskunde von Freiburg 27 (1991), S. 167–168.

³² SEIDLER, Lüt (wie Anm. 21), S. 341–342.

³³ HERMANN FLAMM, Die Einwohnerzahl Freiburgs im Jahr 1450, in: Schau-ins-Land 39 (1912), S. 37–39; ROSEMARIE MERKEL, Bemerkungen zur Bevölkerungsentwicklung der Stadt Freiburg zwischen 1390 und 1450, in: Schau-ins-Land 108 (1989), S. 83–91, hier S. 90; HELMUT SCHYLE, Freiburgs Einwohner im 17. Jahrhundert. Eine historisch-demographische Untersuchung unter Einsatz der EDV, Freiburg/Würzburg 1985.

Freigius, Professor an der Freiburger Universität, schrieb 1564 ein lateinisches Gedicht „Tempore Pestis“, es ist als Gesundheits-Leitfaden für Pestzeiten verfasst. Von der Beschreibung und Behandlung der Pestbeulen bis zu allen anderen Merkmalen der Pest gibt er den Stand des damaligen ärztlichen Wissens wieder, gesteht letztlich aber auch das ärztliche Unvermögen, die Pest zu heilen.

Die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts ist dominiert von dem berühmten Freiburger Stadtarzt Johannes Schenck von Grafenberg.³⁴ An ihn erinnert die Straße im Stühlinger: Schenkstraße. 1563 trat Schenck das Amt in Freiburg an. Im schlimmsten Pestjahr 1564 wurde sein ganzes Können herausgefordert. Neben der praktischen Stadtarztztätigkeit fand Schenck Zeit unter anderem sieben Bände zu verfassen, die 1597 in Freiburg gedruckt wurden: „Observationum medicarum rararum, novarum, admirabilium et monstrosarum libri septem“. Nach Art der Zeit beginnt er mit der Beschreibung von Krankheiten beim Kopf und endet bei der Ferse. Insgesamt sind 443 *Observationes* zusammengetragen, das sind wie der Name sagt, keine eigenen (mit Ausnahmen) Beobachtungen Schencks, sondern er hat alles Wissenswerte aus aller Welt zusammengetragen. Der hier interessierende Band ist der sechste: „Vom Fieber, epidemischer Krankheit, Pest und Ansteckung“. Einen Fall aus dem Pestjahr 1564, den Schenck selbst erlebte, beschreibt er in Obs. 159: *Während ununterbrochenem Nasenbluten ist der Kranke an nicht erkannter Pest gestorben.*

*Wir haben uns hier in Freiburg in jener äußerst grässlichen Pest angeschaut, die im Jahre 1564, den vierten Teil der Bürger vernichtete, dass ein gewisser Schneider, ein Verlobter, Bewohner eines Hauses aus der Gegend, am Abend jenes Tages, an dem er selbst, nach dem Brauch zusammen mit Verwandten, Ehepaare einlud, wegen der verborgenen und geheimnisvollen Pest, sich verkrochen hatte wegen so wilder und tödlicher Blutung, aus der er innerhalb weniger Stunden wegen andauerndem und dichtem Blutfluss, während Medikamente nichts bewirkten, seine Seele aushauchte.*³⁵

Zeit seines Lebens ist einer der berühmtesten Freiburger Gelehrten ein *Verfolgter* der Pest gewesen: Ulrich Zasius (1461–1535). An der Konstanzer Domschule fand seine Vorbereitung auf das Studium an der Tübinger Universität statt, am 27. April 1481 begann er dort mit dem Studium. Er scheint einer dieser sprichwörtlich *lustigen* Studenten gewesen zu sein, denn als 1482/83 die Tübinger Universität wegen der Pest aus der Stadt floh, musste Zasius wegen unbezahlter Schulden zurückblei-

³⁴ RUDOLF MAIER, Jo. Schenk, seine Zeit, sein Leben, sein Wirken, Programm der Albert-Ludwigs-Universität zum Geburtstag seiner königlichen Hoheit Großherzog Friedrichs, Freiburg 1878; TILMAN KIEHNE, Die eigenen Fallbeschreibungen des Freiburger Stadtarztes Johannes Schenck von Grafenberg (1531–1598) in seinem kasuistischen Sammelwerk „Observationes medicarum“, Diss. Freiburg 1994; DERS., Der Stadtarzt war der Vorläufer des Gesundheitsamts, in: Badische Zeitung 30. Oktober 1995; ferner: JOACHIM STEPHAN, Zehn Observationes, Diss. Erlangen 1967.

³⁵ JOHANNES SCHENCK VON GRAFENBERG, De febribus, morbis, epidemicis, pestilentibus et contagiosis, Friburgi 1597, S. 390, Obs. 159: *Narium continuata hæmorrhaghia, ob latente pestem, extinctus æger.* Übersetzung K. M. MÜLLER.

ben. Seit 1501 trägt er den juristischen Doktor, aber in den Universitätsakten fehlt der Nachweis, was sich möglicherweise auf die Auswirkungen der Epidemie zurückführen lässt. Der Wechsel an die Universität Freiburg fand am 30. April 1501 statt, und als im Sommer 1501 die Pest in Freiburg ausbrach, floh die Universität aus der Stadt. Mit der juristischen Fakultät ging Zasius nach Rheinfelden, wo er seine Vorlesungen abhielt. Fast zwei Jahrzehnte ging die Pest an Zasius vorbei. Die Verleger der Zasius-Veröffentlichungen Amerbach in Basel mussten seit 1518 wegen der Pest Maßnahmen ergreifen. Erasmus Amerbach verließ Basel für längere Zeit. Bruno Amerbach führte inzwischen die Druckerei, von seinem Bruder Bonifacius verlangte er, da die Pest nachließ, zurückzukommen. Dafür setzte in Freiburg die Pest ein. Der befreundete Philipp Engelbrecht, genannt Engentinus, konnte durch Empfehlung des Erasmus von Rotterdam bei Johannes Fabri, Generalvikar des Bischofs Hugo von Hohenlandenbergh, in Konstanz ein Pestexil finden. Über den *Pestalltag* schreibt Zasius am 1. September 1519 an Engentinus: *Die Pest hat uns so befallen, daß der Vogel in der Luft nicht sicher ist. Arme und Reiche erliegen in Haufen; die letzten vier Tage haben Hunderte dahingerafft. Du willst die Namen wissen? Dazu würde das Gedächtniß eines Cyrus oder Simonides nöthig sein, so unerhört groß ist die Masse derer, welche den Nachen des Charon schon ermüdet haben. Magister J. Betrottus, unser Mathematiker, lag schwer darnieder, der hinter Euclids Dreiecke und Vierecke verschanzt, kam er besser davon, als Archimedes gegen Marcellus. Er erholte sich, aber weil er nicht nur an einer Stelle tötlich getroffen worden, ist er ans Krankenlager gefesselt. Da ist z. B. Chrysostomus Gesler gestorben, aber mit zweifelhaftem Gefolge. Denn mit Processen überladen, wie er war, brachte er drei Säcke voll Acten mit hinunter, was Charon nicht gelten lassen wollte. Nun geht er am Styx auf und nieder; Charon will die Last nicht übersetzen und er will seinen Schatz nicht fahren lassen. Sie erwarten den Mercur, der Schiedsrichter sein soll. – Christoph, aus der Familie der Wetzsteine, stieg hinunter, die Augen auf Charon geheftet, ein gebieterischer Schatten und dem Charon unerträglich, weil er mit dem Fährmann in Sophismen zu zanken anfing, daß er tod und doch nicht tod sei. – Ich würde Dich belästigen, wollte ich weiter aufzählen. In wenig Monaten sind über Tausend gestorben. Wir ermüden Kirchen und Altäre und hören nicht auf, durch Gebete, Litaneien und Messen Gottes Zorn zu sühnen. Mit einem Worte, male Dir das Bild des Elends, so hast Du unsre Stadt. Männer und Weiber siehst Du nur in Trauerkleidern; Du würdest glauben, daß ein ewiger Bußtag gefeiert würde, mit so trüben Gesichtern geht man einher. Hier Thränen und Jammer, dort Weinen und Klagen! Ich habe nur noch daran meine Freude, daß ich die ganze Stadt überall in ernster Betrachtung und philosophischer Fassung sehe. Ich selbst bin abgestumpft und mag daher sogar noch scherzen. Möchte ich unter Gottes Beistand auch sicher sein! In seinen Willen habe ich mich ganz ergeben.*³⁶

³⁶ ULRICH ZASIUS, *Epistolae ad viros aetatis suae doctissimos* edidit Jos. Ant. Riegergerus, Ulm 1774, S. 371, Brief CCXXXI; RODERICH STINTZING, *Ulrich Zasius. Ein Beitrag zur Geschichte der Rechtswissenschaft im Zeitalter der Reformation*, Darmstadt 1961, S. 186,

Doch dann war Zasius selbst betroffen, im September 1519 stirbt seine Frau Notburga an der Pest. Das schreibt Zasius an Amerbach nach Basel: *Bonifacius, mein theuerster Freund, lebe wohl, zum letzten Male, wenn Gott mich ruft! Mein geliebtes Weib ist von der Pest aufs Lager geworfen! Wer beschreibt unsern Jammer, die Trübsal meiner Töchter, meinen Schmerz, die wir die beste Frau und Mutter verlieren sollen, wenn Gott es uns befiehlt. Ich erwarte, daß er auch mich ruft. Was mir auch Menschliches begegnen möge, lebt wohl Ihr theuren Freunde und betet für uns!*³⁷

Von den Freunden stirbt auch Bruno Amerbach an der Pest. Im November schrieb er an Bonifacius: *Ich sage Dir, daß mein Enkel an der Pest gestorben sei. Ich bin tief betrübt und würde ohn' Maaßen klagen, wenn ich nicht wüßte, daß er selig ist im Chor der Engel. Sieh, mein Sohn (so will ich Dich nennen, denn Du hast mich ja zum Vater angenommen), wie wandelbar alles Irdische, wie um uns her Alles in stetem Wechsel und Schwanken! Noch vor Kurzem war ich gesegnet durch den Besitz einer geliebten Gattin, einer zahlreichen Nachkommenschaft und einer glücklichen Häuslichkeit – jetzt bin ich verwittwet, vereinsamt und irre umher an fremder Leute Tischen. Du hast den edlen Bruno, Deinen Bruder, – ich habe die treue Gefährtin all' meiner Schicksale verloren. – Das ist unser Loos! Laß uns es tragen und gedenken, daß Nichts an uns ist, was zum Glücke – daß Alles zu unzähligen Trübsalen bestimmt ist!*³⁸

Als sich nach dem Winter die Pest wieder zeigte und Zasius Töchter erkrankten, befürchtete er, auch diese zu verlieren, aber in diesem Fall wurde er verschont. Noch einmal vertrieb die Pest die Universität am 11. November 1535. Vermutlich altersbedingt blieb Zasius in Freiburg, aber die Tage seines Lebens waren gezählt, am 24. November 1535 starb er. Die Universität hatte das Privileg ihre Angehörigen in der Universitätskapelle bzw. im Gang davor im Münster zu bestatten, hier befindet sich auch das Grab Zasius'. Ob er an der Pest starb, ist nicht sicher, zumal zu vermuten ist, dass keine Pestleiche im Münster beerdigt wurde.³⁹

Zwei andere Professoren, die an der Pest starben, hatten im Münster ein Epitaph erhalten, beide wurden aber 1793 entfernt. Es sind diese: Sebastian Derrer † 31. Juli

auch: ULRICH KNEFELKAMP, Das Gesundheits- und Fürsorgewesen der Stadt Freiburg im Breisgau im Mittelalter (Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg i. Br., Bd. 17), Freiburg 1981, Übersetzung S. 90; JOSEPH NEFF, Philipp Engelbrecht (*Engentius*). Ein Beitrag zur Geschichte des Humanismus am Oberrhein. Beilage zum Programm des Gr. Progymnasiums Donaueschingen für das Schuljahr 1896/97, 3 Teile, Donaueschingen 1897, Teil 1, S. 17. Einschub zu *Betrottus* von Neff übersetzt, S. 17.

³⁷ ZASIUS (wie Anm. 36), Brief 8 ohne Datum Sept. 1519, S. 13 oder ALFRED HARTMANN, Die Amerbachkorrespondenz, Bd. II, Basel 1943, S. 187 Nr. 681.

³⁸ ZASIUS (wie Anm. 36), S. 19 Brief 12 vom 2. November 1519 oder HARTMANN (wie Anm. 37) S. 209 Nr. 701.

³⁹ KARL HEINZ BURMEISTER, Ulrich Zasius (1461–1535) Humanist und Jurist, in: Humanismus im Deutschen Südwesten. Biographische Profile, hg. von PAUL GERHARD SCHMIDT, Sigmaringen 1993, S. 104–123, besonders S. 107, 114, 115, 120, 122.

1541 und Amelius Moravus Gorius † 28. Oktober 1541.⁴⁰ Von einem dritten Professor, Theobald Bapst, heißt es in den Universitätsmatrikeln, dass er am 4. Oktober 1564 an der Pest starb. Diese Meinung ist durch ein Missverstehen seines Testamentes zustande gekommen, weil 1564 ein Pestjahr war. Sein Notar hat am 5. September 1564 im Wohnhaus in der Egelgasse das Testament niedergeschrieben (allerdings wird dafür auch der 27. September genannt und für den 7. September eine Stiftung).⁴¹ Seine Leiche wurde am 5. Oktober 1564 an der Universitätskapelle im Münster feierlich beigesetzt.⁴² Wenn also Theobald Bapst an der Pest gestorben wäre, hätte er wohl kein Grab im Münster gefunden.

Philipp Engelbrecht verfasste in seinem Pestexil in Konstanz ein kleines Epos „Friburgica“.⁴³ Unter dem Pesterlebnis vergleicht er den bereits zu ahnenden Bauernkrieg mit der Pest:

*Lange erhob, gesichert vor fremden und heimischen Feinden,
Freyburg in stolzem Kreis glücklicher Städte das Haupt.
Da verbreitete sich, gleich einer Seuche verpestend
Schwarzen Verrathes Gift über das blühende Gau.
Denn es beschlich des Landmanns Gemüth unbändiger Ehrgeitz;
Sich zu erheben schwor er seinem Herren den Tod.*

Nach der kleinen Abschweifung ins Dichterische soll der Frage nachgegangen werden, ob es ein Haus in Freiburg gab, in dem die Kranken Pflege und Arznei erhielten. Üblich war, dass der Kranke zu Hause von den Angehörigen gepflegt wurde. Die Leprosen, die Aussätzigen, wurden aus der Stadt ausgeschlossen, sie mussten unter ihresgleichen im Leprosenhaus, dem Gutleuthaus leben. In Freiburg stand das an der Landstraße nach Haslach. Zeitweise sollen dort auch Pestkranke untergebracht worden sein. Wenn seuchenartige Krankheiten auftraten, durften die Bewohner eines Hauses sich nicht unter die Gesunden mischen, sondern das Haus wurde tatsächlich abgeschlossen, bis die Ansteckungsgefahr vorbei war. Es setzte

⁴⁰ FRANZ XAVER KRAUS, Die Universitätskapelle im Freiburger Münster, Freiburg 1890, S. 52; SCHUSTER, Gräber im Münster, in: Freiburger Münsterblätter 8, 1 (1912), S. 6.

⁴¹ FRANZ XAVER WERK, Stiftungsurkunden, Freiburg 1842 (Stiftungsurkunde S. 210–216 und Testament S. 217–223); JOSEF REST, Die Universitätskapelle im Freiburger Münster, in: Aufsätze zur Freiburger Wissenschafts- und Universitätsgeschichte, Freiburg 1960, S. 137–138.

⁴² SCHREIBER, Geschichte (wie Anm. 2), S. 335; MARGARETE KLINGENBERG, Theobald Papst (1496/97–1564) Rektor und Studienstifter, in: Freiburger Universitätsblätter 137 (1997), S. 55–60 (Quelle für die Todesursache nur die Matrikel); KRAUS (wie Anm. 40), S. 42–43, Grabsteintext-Übersetzung in: CHARLES WETTERWALD, Aus vergilbten Blättern, Guebwiller o. J. [1938] S. 21.

⁴³ Freyburg im Anfang des 16. Jahrhunderts. Aus dem Lateinischen frey übersetzt [von HEINRICH SCHREIBER]. [Das Original führt folgenden Titel: Epistola ad Hieronymum Husaerum, quae Friburgum summam complectitur, Philippo Engelbrecht Egentino auctore. Basileae, apud Joannem Frobenium; mense aprilii, anno dmni. 1519], in: Freyburger Wochenblatt Nr. 72, Samstag, den 9. September 1815, Nr. 73, Mittwoch, den 13. September 1815, Nr. 81, Mittwoch, den 11. Oktober 1815, S. 629.

sich die Überlegung durch, dass es für eine Stadt besser wäre, wenn ein eigenes Pesthaus, ein Krankenhaus für die Pestkranken, eingerichtet würde. Erste Nachrichten über ein Pesthaus in Freiburg tauchen Mitte des 16. Jahrhunderts auf. Der Basler Domkapitular Ludwig Bär – seit der Reformation in Basel befand sich das Domkapitel der Diözese Basel in Freiburg – machte bereits 1544 eine Stiftung, die dem Gutleuthaus, also den Insassen des Blatternhauses zugute kommen sollte.⁴⁴ Vielleicht sind diese Häuser als Muster zu betrachten für das Vorhaben, ein Pesthaus einzurichten, weil *yetz die Sterbende leuff unnd Pestilentz sich ettwas Inreissen wollen*, das wird im Ratsprotokoll vom 9. Dezember 1551 erwähnt.⁴⁵ 1554 macht Bär dann eine Stiftung von 200 Gulden für ein Pesthaus.⁴⁶ Allerdings wurde kein eigenes Haus errichtet, sondern das Armenhaus, „der arm Spital“, wurde um einen Anbau erweitert. „Auf dringendes Bitten des Bürgermeisters und Rats erlaubt im Jahre 1318 der Archidiakon im Breisgau, Gebhardus de Fryburg, unter Einwilligung seines Bruders, des Grafen Conrad II., dass durch den Armenspital eine Kapelle auf dem neuen Kirchhof in der Vorstadt Neuburg erbaut werde. Die Gründung des Armenspitals ist nicht eindeutig festzustellen, denn anno 1323 ergeht vom Bischof von Konstanz ein Schutzbrief zum Zweck des Neubaus einer Kapelle und der Errichtung des Kirchhofs, und ermahnt den Kuratklerus, den Almosensammlern jede mögliche Unterstützung angedeihen zu lassen. Ihm schliesst sich 1324 der Spitalmeister, Ritter Lantzo von Valkenstein, an; in dem bischöflichen Schreiben, das der Collector Heinrich Krelle vorweist, wird auch die missliche Lage des Spitals des Näheren auseinandergesetzt.“⁴⁷ Im Armenhaus konnten alle Armen, Unversorgten und auch Fremde eine Unterkunft finden. Als Krankenhaus kann es nicht gelten. Als auf Befehl Vaubans die Vorstädte den Befestigungsbauten weichen mussten, ist auch das Armenhaus abgerissen worden.⁴⁸ 1564 sollen gleichzeitig 45 Kranke untergebracht worden sein, was aber die Aufnahmefähigkeit bei weitem überschritt. Der Hausmeister durfte ohne Einwilligung des Pflegers keine Kranken aufnehmen. Als der Pfleger Joachim Nichenawer und seine Frau ihre Pflicht vernachlässigten, weil sie immer betrunken waren, wurden sie ins „Spitalsloch“ geworfen. Die Pflege der Kranken mussten die Almosenempfängerinnen des Seelhauses übernehmen. Wer sich weigerte, so beschloss der Rat am 23. August 1564, verlor sein Recht auf das

⁴⁴ WALCHNER, Chronik (wie Anm. 2), S. 63.

⁴⁵ KRAEMER, Pestbekämpfung (wie Anm. 7), S. 37.

⁴⁶ KNEFELKAMP, Gesundheitswesen (wie Anm. 36), S. 90–91; SEIDLER, Lüt (wie Anm. 21), S. 342; BUSZELLO, Alltag, (wie Anm. 15), S. 95–107; HANS-ULRICH KÜRSMANN, Das klinische Hospital der Stadt Freiburg i. Br. Vorläufer, Entwicklung und ersten Jahrzehnte des Bestehens, Diss. Freiburg 1980, S. 8–9; HERMANN FLAMM, Häuserbuch der Vorstadt Neuburg, in: Adreßbuch für die Stadt Freiburg 1903–1906, 1903, S. 26. Haus Nr. 74 in der Neuburg ist: „Der Armenspital“ 1565 genannt das „Pestalentzhaus“.

⁴⁷ JOSEF SCHLEER, Chronik über das Spitalwesen und die kulturelle Entwicklung der Univ. Kliniken in Freiburg i. Br., Freiburg 1958, S. 60, 77–78.

⁴⁸ FLAMM, FRANZ: Die Armen der Stadt Freiburg und die ärztliche Wissenschaft, in: Schauins-Land 75, 1857, S. 11–121, hier S. 11.

Almosen. Wenn die Pestbeulen der Pestkranken aufbrachen, musste der Scherer die Wunden verbinden. Für seine Tätigkeit gewährte ihm der Rat am 11. Dezember 1564 einen Gulden, weil die bisherigen 10 Batzen zu wenig waren.⁴⁹ Als sich 1627 Erzherzog Leopold in Vorderösterreich aufhielt, musste die Ensisheimer Regierung einen wöchentlichen Bericht über die Auswirkungen der Pest verfassen: „*In der Woche vom 17. bis 24. September sind an der Seuche in Stadt und ‚Lazarett‘ (wohl das Pestilenzhaus) mehrers nit, als 4 gemeine personen gestorben, und hieran allein noch 4 personen in allem khrankh ligen. Vom 17. Oktober bis 3. November sind nach dem Bericht des Pfarrherrn und der Medici und Chirurghi hieran 14 gemeine personen gestorben, und für dies mahl noch in die 8 darmit Behafft.*“⁵⁰ Da wegen der Zerstörungen durch Vauban nichts mehr an das Gebäude erinnert, bleibt allein der Blick auf den Stadtplan Freiburgs, den Gregor Sickinger für die Stadt zeichnete. Dort trägt das Armenhaus am unteren Rand in der Nähe der Stadtmauer die Nr. 12 (Abb. 3).⁵¹

Jahrhundertlang wurden die Beerdigungen in Freiburg auf dem Friedhof rings um das Münster vollzogen. Bei den einzelnen Klöstern lagen die Friedhöfe für die Klosterangehörigen. Bestimmte Personen hatten auch das Recht, ein Grab in den Kirchen und Grüften zu bekommen. Wenn in Pestzeiten innerhalb kurzer Zeit viele Tote bestattet werden mussten, wurden Gruben bei der ehemaligen St. Andreaskapelle an der Nordseite des Münsters ausgehoben. Die Leichen wurden mit Kalk überschüttet, um der Ansteckung vorzubeugen.⁵² Um den Massenbeerdigungen mitten in der Stadt ein Ende zu setzen, verlangte Kaiser Maximilian I. die Verlegung aus der Stadt hinaus. Unterstützt wurde der Kaiser durch einen päpstlichen Erlass. Papst Leo X. ordnete 1513 an, dass in und bei der Kirche nicht mehr beerdigt werden darf. Auf kaiserlichen Befehl sollte der Friedhof in die nicht so dicht besiedelte Neuburg bei der Nikolauskirche verlegt werden. Der Kauf eines Grundstückes in der Neuburg wurde am 26. April 1514 an den Kaiser gemeldet. Es dauerte aber noch bis 1515, bis sich der Kaiser gegen das Pfarramt, das Gebühren für die Beerdigungen verlangte und befürchtete nun leer auszugehen, durchsetzen konnte, dann wurde der Friedhof am Münster geschlossen.⁵³ Als zum Ende des 16. Jahrhunderts der Friedhof bei der Nikolauskirche auch zu klein wurde, kam es zu einer Erweiterung, die der Konstanzer Weihbischof am 11. Februar 1585 einweihte. Der Sickinger-Plan zeigt

⁴⁹ KNEFELKAMP, Gesundheitswesen (wie Anm. 36), S. 91.

⁵⁰ KRAEMER, Pestbekämpfung (wie Anm. 7), S. 49.

⁵¹ JOHANNES MANGEL, Gregorius Sickinger und Freiburg, in: Friburgum – Freiburg. Ansichten einer Stadt, Waldkirch 1995, S. 9–30; DERS., Die Freiburg-Ansichten des Gregorius Sickinger von 1589. Quellen zur Geschichte der Stadt im Spätmittelalter und früher Neuzeit, Freiburg 2003.

⁵² KRAEMER, Pestbekämpfung (wie Anm. 7), S. 39–40.

⁵³ ROLF BURGMAIER, Der Freiburger Münsterplatz im Mittelalter, in: Münsterblatt 3, 1996, S. 5–21; FRIEDRICH KOBLEK, Das Freiburger Münster – der Bau und seine Originalausstattung, in: HAUMANN / SCHADEK (wie Anm. 2), S. 376–377.



Abb. 3: Ausschnitt aus dem „kleinen Sickinger-Plan“ von 1589 mit Friedhof am Münster und bei St. Nikolaus und dem Pesthaus. Augustinermuseum D 889. Foto: Stadtarchiv Freiburg (Die Zahlen 2, 12, 55 wurden der Erkennbarkeit wegen nachträglich eingefügt)

sowohl den Friedhof samt Andreaskapelle auf dem Münsterplatz, als auch die Nikolauskirche mit dem zweigeteilten ursprünglichen und erweiterten Friedhof (Abb. 3).

Auf dem Plan trägt die Nikolauskirche die Nr. 2 und der Friedhof die Nr. 55. Bis 1677, als Vauban für die Befestigungsbauten auch diesen Platz beanspruchte, wurde dieser Friedhof benutzt. Ins heutige Straßennetz eingepasst, läge er an der Ecke von Karlstraße und Bernhardstraße. Der folgende jetzt „Alte Friedhof“ liegt in geringer Entfernung nördlich davon.⁵⁴

⁵⁴ ADOLF POINSIGNON, Die alten Friedhöfe. Verlegung des Friedhofs vom Münster vor die Stadtmauer, in: Freiburger Adreßbuch 1890; DERS., Geschichtliche Ortsbeschreibung der Stadt Freiburg i. Br., Bd. 1, Freiburg 1891, S. 73–74; FRIEDRICH KEMPF, Die alten Friedhöfe, in: Freiburg im Breisgau. Die Stadt und ihre Bauten, hg. vom Badischen Architekten- und Ingenieursverein, Freiburg 1898, S. 408–411; WALTHER FURTWÄNGLER, Der Freiburger „Alte Friedhof“. Ein Beitrag zur Kunstgeschichte des Breisgaus um die Wende

Selbst ins Sagenbuch hat dieser Friedhof seinen Weg gefunden:

Die Totenglocke zu St. Nicolaus

In Freiburg wütete einst eine pestartige Krankheit so sehr, und der Opfer der Seuche wurden täglich so viele, daß die Totenglocken, besonders die zu St. Nikolaus in der Vorstadt Neuenburg, nur in kurzen Zwischenräumen zum Schweigen kam. Den Bewohnern eines benachbarten Klosters fiel das fortwährende Geläute lästig, so daß sie bei dem Stadtrate sich darob beschwerten und um Abhilfe baten. Man beschloß nun, noch die Kirchenpfleger zu hören und diese erklärten: Sie müßten sich sehr darob wundern, daß Herren, welche der Welt entsagt hätten, so sehr über den Klang der Totenglocken erschrecken könnten.⁵⁵

Immer wieder führt die Pestgeschichte Freiburgs auch zu den Kirchen, allen voran zum Münster. Sowohl dessen Baugeschichte als auch seine Kirchengeschichte könnten zur Klärung einiger Fragen beitragen. Die erwähnten Altarstiftungen lassen auf zahlreiche Altäre schließen, doch in dem beengten romanischen Chor war wenig Platz. Deshalb hat man 1354 den Grundstein für einen weiträumigen Chor gelegt, der allerdings erst 1536 fertiggestellt wurde. Es stellt sich die Frage, warum der Bau über einhundert Jahre lang – bis 1471 – still stand. Eine mögliche Antwort ist, dass sich die Freiburger Bürger ihre Unabhängigkeit von den Freiburger Grafen durch Zahlung einer großen Geldsumme erkauften und anschließend für den Münsterbau keine ausreichenden finanziellen Ressourcen mehr verblieben.⁵⁶ Eine Pestepidemie – parallel zum Ausbruch in Basel zwischen 1372 und 1381 – könnte die Situation in Freiburg zusätzlich verschärft haben.

Neben der Baugeschichte des Münsters ist auch sein Interieur zu Rate zu ziehen: Kunstwerke im Münster oder in anderen Freiburger Kirchen können Hinweise auf die Pest geben. Auch wenn in Freiburg keine Kirche oder Kapelle einem der Pestheiligen geweiht ist, lassen sich doch deren Abbildungen finden.

In vielen Kirchen, so auch im Freiburger Münster, ist die Darstellung der Muttergottes von zentraler Bedeutung. Als Schutzmantelmadonna ist sie die erste Helferin in Pestzeiten. Als solche hält sie ihren Mantel über die Gläubigen gebreitet, während Gottvater – auf anderen Darstellungen auch Gottsohn – Pestpfeile auf die Menschen herunterschleudert. Im Münster gibt es mehrere Schutzmantelmadonnen,⁵⁷ aber keine entspricht dieser Vorstellung. Am ehesten war vielleicht die Malerei in der Vorhalle so gestaltet, aber es sind nur noch Farbreste zu erkennen.

des 18. Jahrhunderts, Diss. Erlangen 1923, S. 3; MANGEL, Freiburg-Ansichten (wie Anm. 51), S. 145–147.

⁵⁵ JOSEF WAIBEL, Badisches Sagenbuch. Sagen Freiburgs und des Breisgaus, Freiburg 1899, S. 45. Das fragliche Kloster war entweder das Johanniterhaus oder das Chorherrenstift Allerheiligen.

⁵⁶ ERWIN BUTZ, Das Jahrbuch des Münsters zu Freiburg im Breisgau (um 1455–1723), Diss. Freiburg 1978, S. 10; KOBLE, Münster (wie Anm. 53), S. 343–359.

⁵⁷ ENGELBERT KREBS, Maria mit dem Schutzmantel, in: Freiburger Münsterblätter 1 (1909), S. 27–35; S. 35 Abb. der Reste einer Schutzmantelmadonna in der Vorhalle.

Der bekannteste Pestheilige, der hl. Sebastian, hat im Münster mehrfach einen Platz gefunden. Gewöhnlich wird er mit Lententuch bekleidet, an einen Baum gebunden, mit Pfeilen beschossen dargestellt. Sebastian hat sich unter Kaiser Diokletian zum Christentum bekannt, und dafür soll er durch Pfeile den Tod erleiden. Die Bogenschützen hielten ihn für tot und ließen ihn am Baum hängen, er überlebte und wurde von der Witwe Irene gesund gepflegt. Weil Sebastian den Pfeilbeschuss überlebte, schloss das fromme Volk, dass er auch beim Beschuss durch *Pestpfeile* die zu ihm Flehenden vor dem Tod bewahren könne. Eine der ältesten Sebastiarndarstellungen diesseits der Alpen, die aber noch nicht der eben beschriebenen entspricht, steht am Münsterturm am nordwestlichen Strebepfeiler (Abb. 4).⁵⁸ Der hl. Sebastian, eine Steinfigur, hat einen von Kopf bis Fuß gepanzerten deutschen Ritter zum Vorbild. In der Linken trägt er Schwert und Schild und in der Rechten einen Stock, der sein für einen Ritter unpassendes Lebensende andeuten soll: Als Sebastian nach der Genesung wieder vor Diokletian trat, ließ ihn dieser erschlagen.⁵⁹ Auch der Sebastian des Altarflügelgemäldes in der Stürzelkapelle an der Südseite des Chorumganges entspricht nicht der Märtyrer-Darstellung. Hier ist Sebastian vornehm gekleidet, trägt einen Hut und hält in der Hand drei Pfeile. So thront der Heilige im Himmel. Die drei Pfeile symbolisieren: Krieg, Hunger und Pest. Auf dem Mittelteil des Altargemäldes ist der andernorts sehr häufig dargestellte und genauso bekannte Pestheilige: der hl. Rochus. Dieser Heilige hat sein Erbe ausgeschlagen und sich auf die Wallfahrt nach



Abb. 4: Der heilige Sebastian. Aus: FRIEDRICH KEMPF (wie Anm. 58)

⁵⁸ FRIEDRICH KEMPF, *Das Freiburger Münster*, Karlsruhe 1926, S. 121.

⁵⁹ EMIL KREUZER, *Zur Deutung einiger Standbilder am Münsterturm*, in: *Freiburger Münsterblätter* 9 (1913), S. 1–34.

Rom begeben. In Piacenza hat er bei Ausbruch der Pest die dortigen Kranken gepflegt. Nach seinem Aufenthalt in Rom, auf der Rückwanderung in die Heimat, wurde er selbst pestkrank. Als er sich zum Sterben niederlegte, pflegte ihn ein Engel und ein Hund versorgte ihn täglich mit einem Brot aus dem benachbarten Hof. Meist wird Rochus mit der Pestbeule am Oberschenkel, mit Engel und Hund dargestellt. Hier im Münster ist ihm der Engel ohne Hund beigegeben. Sebastian ist aber im Münster auch als Märtyrer zu entdecken: Seine Figur krönt die Altäre der Locherer-Kapelle⁶⁰ und Blumenegg-Kapelle und der Altar in der Lichtenfels-Krozingen-Kapelle zeigt eine Abbildung. Schließlich sei auch das Sebastianfenster im Hochchor nicht vergessen.

War also der hl. Sebastian in Freiburg ein bevorzugter Heiliger? Wenn noch die Geschichte und das Brauchtum um die Sebastiansbruderschaft dazu betrachtet wird, dann scheint er wirklich bedeutsam! 1480 heißt es: *Weil hier auch dieses Jahr wieder sich eine ansteckende Seuche zeigte; so wurde die Sebastians-Bruderschaft errichtet.*⁶¹ Seine Hilfe in Pestzeiten anzurufen, wird auch im Dreißigjährigen Krieg eingehalten: *20. Jan. 1628 ist festum s. Sebastiani allhiezuo Freyburg zuom erstenmal gebotten worden zuo feiren, wegen einfallender böser sucht abzuobitten.*⁶²

Die Sebastiansbruderschaft hatte allerdings ihren Altar, an dem die Mitglieder sich versammelten, nicht im Münster, sondern in der Klosterkirche der Franziskaner, der heutigen Martinskirche.⁶³ Das Altarbild aus den Jahren zwischen 1480 und 1500 ging verloren. 1617 wurde von der Sebastiansbruderschaft der Altar des Heiligen auf der rechten Seite aufgestellt und von Bruder Felizian Gießbauer erneuert. 1710 wurde ein holzgeschnitztes und versilbertes Sebastiansbild von der Bruderschaft angeschafft. Johann Nepomuk Biechele (1815–1829), Pfarrer von St. Martin, führte die Umgestaltung, die Bernhard Galura (1810–1815) begann, fort. 1820 ließ er den Sebastiansaltar (Abb. 5) entfernen. Im Bruderschafts-Buch *Triplex Sagitta Salutis. Das ist: Dreyfacher Pfeil des Heyls. Der Satzungen, Privilegien, und Andachten der Gnadenreichen Bruderschaft deß heiligen unüberwindlichen Blut-Zeugen Christi und Heldenmüthigen Ritters Sebastiani in der Kirchen bey den Vaetteren Franciscaneren zu Freyburg im Breysgau*⁶⁴ von 1739 wird auf das Gründungsjahr 1480 Bezug genommen, allerdings fehlt ein Hinweis, dass die Pest die Gründung veranlasste, es bleibt fraglich, ob 1480 ein Pestjahr war. Am 5. Januar 1499 wurden vom Guardian

⁶⁰ POINSIGNON, ADOLF, Der geschnitzte Altar in der Locherer Kapelle des Freiburger Münsters, in: *Schau-ins-Land* 15 (1889), S. 17–22; RIEGEL, JOSEPH: Die Locherer Kapelle im Freiburger Münster und der Meister ihres Altares, in: *Freiburger Münsterblätter* 11 (1915), S. 10–30.

⁶¹ WALCHNER, Chronik (wie Anm. 2), S. 42.

⁶² Mallingers Tagebücher (wie Anm. 27), S. 533.

⁶³ St. Martin in Freiburg i. Br. Geschichte des Klosters, der Kirche und der Pfarrei, hg. vom Kath. Pfarramt St. Martin Freiburg i. Br. anlässlich des 200-jährigen Bestehens der Pfarrei St. Martin, München/Zürich 1985.

⁶⁴ Stadtarchiv Freiburg Dwg 3/631.



Abb. 5: Der heilige Sebastian, Gemälde im Nebenraum von St. Martin in Freiburg. Foto: Konrad M. Müller

der Franziskaner und dem Konvent mit dem Vorstand und den Mitgliedern der Sebastiansbruderschaft die Pflichten niedergeschrieben.

Zusammen mit der Schneiderzunft ließ die Sebastiansbruderschaft Mitte des 18. Jahrhunderts den Sebastianbrunnen aus der Stadt zunächst in die Kirchstraße und dann zum Anna-Kirchplatz versetzen. Er stand ursprünglich in der Salzstraße beim

Großherzoglichen Palais. Dieser Brunnen wurde von Franz Hamm geschaffen. Der *Grund Riß deren kunstreichen Brönnen und Quellen V. Ö. Statt Freyburg* von 1732 des Joseph Frideric Dürckh zeigt ihn am ursprünglichen Platz.⁶⁵ Die Figur schuf der Bildhauer Andreas Hochsing 1731.⁶⁶ Hier sei auch bemerkt, dass in der Nähe des Waldsees ein weiterer Sebastianbrunnen steht.⁶⁷

Morgenländische Heilige an einem Altar im Münster sind eher ungewöhnlich, aber auf der Predella des Altares in der Sother-Kapelle im Münsterumgang sind vier Wüstenheilige dargestellt, darunter Simeon Stylites. Diesem Heiligen werden zwei Pestheilungen durch ein Wunder zugeschrieben.⁶⁸

Kein Pestheiliger, aber ein Heiliger bzw. Seliger, der an der Pest verstarb, ist Bernhard von Baden. Er starb 1458 auf einer Gesandtschaftsreise an der Pest in Montcallieri in Oberitalien. Er ist zusammen mit dem hl. Konrad von Konstanz badischer Landespatron. Aus der Zeit, als von badischen Persönlichkeiten die Heiligsprechung betrieben wurde, gibt es im ganzen Land verstreut Darstellungen von Bernhard, meist ist er als Ritter mit der badischen Fahne in der Hand dargestellt. Im Münster ist er viermal vertreten. Am Chorbogen, wo meist Darstellungen des Jüngsten Gerichtes zu finden sind, ist bei der Reinigung der übertünchten Fläche das Bildnis einer Marienkrönung gefunden worden. Die zwei Heiligengestalten und die kleineren knienden Figuren rechts und links von der Marienkrönung konnten nicht mehr identifiziert werden, daher wurde eine Neugestaltung beschlossen. Von Ende Juli bis Ende Oktober 1877 malte Ludwig Seitz das jetzige Wandgemälde der Marienkrönung mit den Patronen der Stadt und des Landes Baden.⁶⁹ Im Chorumgang gibt es drei weitere Darstellungen des Ritters Bernhard von Baden: 1. als Brunnen-Statue, Ende 15./Anfang 16. Jahrhundert (Abb. 6); 2. in der südlichen Kaiserkapelle am Altar eine Statue ganz außen links, 1875, von Franz X. Marmon; 3. in der nördlichen

⁶⁵ Der Plan kann im Untergeschoss des Stadtmuseums am Münsterplatz besichtigt werden.

⁶⁶ HEINRICH MÜLLER, Freiburgs öffentliche Brunnen, in: Breisgauer Chronik 5 (1913), Nr. 16, S. 64; FRITZ GEIGES, Über ein halbes Jahrtausend Geschichte eines Freiburger Bürgerhauses, in: Schau-ins-Land 51–53 (1926), S. 81; JOSEPH LUDOLPH WOHLEB, Die alte Pfarrkirche von Wiehre-Adelhausen, die heutige Franziskanerkirche am Annaplatz zu Freiburg, in: Schau-ins-Land 61 (1934), S. 41; HERMANN BROMMER, Katholische Pfarrkirche St. Cyriak und Perpetua, München/Zürich 1980.

⁶⁷ KRAEMER, Pestbekämpfung (wie Anm. 7), S. 35; JAN GERCHOW, Bruderschaften im spätmittelalterlichen Freiburg i. Br., in: Freiburger Diözesanarchiv 113 (1993), S. 13–14; S. 20; THILO ESSER, Pest, Heilsangst und Frömmigkeit. Studien zur religiösen Bewältigung der Pest am Ausgang des Mittelalters, Diss. Münster 1998, S. 133.

⁶⁸ KARL MAYER, Der neue Flügelaltar zu den heiligen Ordensstiftern in der Sother'schen Kapelle des Münsters, Freiburg 1888, S. 5 und S. 10.

⁶⁹ FRIEDRICH SCHNEIDER, Mittelalttrige Wandmalerei, in: Correspondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine 23 (1875), Nr. 11, S. 81–83. Eine Abzeichnung des Befundes zeigt das Erkennbare; FRIEDRICH KEMPF, Das Freskoge-mälde über dem Triumphbogen im Freiburger Münster, in: Freiburger Münsterblätter 10 (1914), H. 1, S. 1–21, S. 5 das gesamte neue Bogenfeld und S. 10 der sel. Bernhard und der hl. Konrad.

Kaiserkapelle als Glasmalerei im Fenster, 1875, von Helmle. Auch andere Freiburger Kirchen können Bernhard zeigen: St. Johann – am Hochaltar im oberen Feld links von Franz Simmler (1846–1926) und im Chor Figur von W. Kollmar, 1946; Maria Hilf – rechter Seitenaltar im Oberbild als Gemälde, 1941, von Braun; St. Urban – Nebenraum mit altem Altargemälde von Wilhelm Dürr⁷⁰; St. Blasius – Langhaus Südwand: Bildfenster, 1876, von Wilhelm Dürr; St. Konrad – Chorfenster mit Bernhard von Baden.⁷¹

Der französische König, der hl. Ludwig, soll auf seinem Kreuzzug 1270, den er nach Tunis anführte, dort an der Pest gestorben sein, obwohl er vor dem Lager in der Wüste die Nelke⁷² als heilkräftig gegen die Pest entdeckte und daraus eine Arznei zubereiten ließ. Im Münster blickt er vom Fenster, das sich im Hochchor auf der Südseite befindet herunter. Erkennbar ist er durch Krone, mit Lilien geschmücktem Hermelinmantel und Zepter. Das Glasgemälde entstand im Jahr 1513 als Werk des Straßburger Glasmalers Jakob Wechtlin. In St. Johann ist er beim Muttergottesaltar als Wandmalerei und im Fenster auf der Empore dargestellt. Eine Figur des Königs wird in einem Nebenraum der Pfarrei St. Urban aufbewahrt.

Die Konviktkirche ist dem hl. Karl Borromäus geweiht. Sein überlebensgroßes Standbild in der Nische oberhalb des Portals zeigt den Kardinal mit einem Strick um den Hals, wie er bei der Pestprozession den Gläubigen voranschreitet. Die Vermutung, dass die Figur aus Gottenheim hierher kam, wird inzwischen bezweifelt. Dieser Karl



Abb. 6: Bernhard von Baden, Brunnenfigur im Freiburger Münster. Foto: Konrad M. Müller

⁷⁰ ULRIKE LAULE / KONRAD HAUSER, Vier Bilder des Hofmalers Wilhelm Dürr in St. Urban in Freiburg-Herdern, in: Freiburger Diözesanarchiv 125 (2005), S. 379–383, Abb. S. 386.

⁷¹ ANNA MARIA RENNER, Markgraf Bernhard II von Baden. Eine ikonographische Studie, Karlsruhe 1953.

⁷² KONRAD M. MÜLLER, Pestpflanzen, Freiburg 2005, S. 90.



Abb. 7: Karl Borromäus mit Pestkranken.
Fenster in St. Johann (Johanneskirche) in
Freiburg. Foto: Konrad M. Müller

Borromäus soll zusammen mit Johannes Nepomuk vor dem Münsterportal am Friedhofsmauerdurchgang, wo jetzt die drei Säulen stehen, aufgestellt worden sein; er wird dem Bildhauer Andreas Hochsing zugeschrieben.⁷³

In der zweiten Hälfte des Jahres 1576 brach in Mailand eine verheerende Pest aus, die in der Geschichte als „die Pest des hl. Carl“ bezeichnet wird. Er richtete das Pestlazarett San Gregorio ein. In der ersten Woche des Oktobers verordnete er ein dreitägiges Fasten und drei Prozessionen, in denen er selbst im Büssergewand, mit nackten Füßen, das Kreuzifix in der Hand voranschritt. Ab November 1577 begann die Pest nachzulassen, und im neuen Jahr war sie überstanden. Im Mai wurde das vollkommene Erlöschen der Pest festgestellt, es wurde eine dreitägige Prozession und ein Dankfest im Dom gehalten.

In St. Johann gibt es Karl Borromäus zweimal: am Josephsaltar von Franz Simmler und im Fenster auf der Empore von Fritz Geiges (1853–1935) zusammen mit einem Pestkranken (Abb. 7). Für die Maria Hilf-Kirche schuf der Bildhauer Wilhelm Amann (1884–1961) eine Karl-Borromäus-Statue, als Bischof mit Stab und Buch in der Hand. Er ist also hier als Patron des Borromäusvereins und nicht als Pestheiliger anzusehen.

Ein jugendlicher Heiliger, Mitglied des Jesuitenordens, Aloysius Gonzaga, der während der Pest in Rom 1591 wenige Wochen den Krankendienst bei den Pestkranken im Hospital S. Sisto und S. Maria della Consolazione übernahm, wurde bald von der Krankheit angesteckt und starb am 21. Juni 1591. Es wird behauptet, dass 1590 und 1591 in Rom 60.000 Menschen an der Pest starben.

In Freiburg könnte ein Aloysius geweihter und mit seinem Bild versehener Altar in der Jesuitenkirche, der jetzigen Universitätskirche besichtigt werden, wenn nicht die Altäre dort dem Brand nach der Bombardierung im 2. Weltkrieg zum Opfer gefallen wären. In einer Nische an der Eingangswand der Universitätskirche wurde sein Standbild wieder aufgestellt.

⁷³ Seminarkirche des Collegium Borromäum, hg. von ROBERT ZOLLITSCH / WOLFGANG SAUER, München/Zürich 1977, S. 4–5 „... 1719 ... Aufstellungsdatum.“ Dieses Jahr ist nach der Praxis, wann ein Heiliger durch ein Bild dargestellt werden kann, zu früh, da Johannes Nepomuk erst 1729 heiliggesprochen wurde.

Die kleine Aloysiusstatue, um 1760, von Mathias Faller (1707–1791), am Seitenaltar in der Adelhauser Klosterkirche zeigt, wie der Heilige häufig dargestellt wird.

In der Universitätskirche wäre ein weiterer Seitenaltar eines Heiligen zu finden, der in Südfrankreich Pestkranke pflegte: Franz Regis (Abb. 8). Im Jahr 1639 wurde der Ort Mon-Falco von der Pest ergriffen. Tag und Nacht kümmerte sich Franz um die Kranken und Sterbenden, so dass der Ortspfarrer ihm diese Tätigkeit in Befürchtung, Franz könnte selbst der Pest erliegen, verbot. Schweren Herzens gehorchte er, und verließ – das Dorf mehrfach segnend – den Ort. Nach drei Tagen endete daraufhin die Pest. Auf dem verbrannten Altarbild war Franz Regis abgebildet, wie er Pestkranke und Bedrängte dem Schutze der Muttergottes empfiehlt.⁷⁴ Eine Glocke der Universitätskirche von 1727 wurde ihm geweiht mit der Inschrift *B(eato) FRANCISCO REGIS S · [ocietatis] I · [esu] Sacra MDCCXXVII*.

Ein österreichischer Pestheiliger, der Markgraf Leopold III. von Österreich, lebte um 1075 bis 1136. Ihn flehten die Pestkranken mit ihren Fürbitten an. In St. Johann hat er am Hochaltar im oberen Feld rechts einen Platz gefunden.



Abb. 8: Historische Aufnahme des Franz-Regis-Altars in der Universitätskirche in Freiburg (Ausschnitt). Foto: Max Heß, Oktober 1944. Augustinermuseum Freiburg, Graphische Sammlung, Denkmälerarchiv Inv. Nr. D 44/20

⁷⁴ ANNA KEMPF, Das Hochaltargemälde in der Universitätskirche zu Freiburg i. Br. in: Zeitschrift des Freiburger Geschichtsvereins 43 (1931), S. 87–114, hier S. 102–106; INES BECHER, *Eine schöne, nicht zu große Kirche* – Die Kunst der Jesuiten in Freiburg, in: Eine Stadt braucht Klöster, Lindenberg 2006, S. 141–147. S. 146: „Man darf annehmen, dass die Seitenaltäre im Verlauf des 18. Jahrhunderts weitere Zustiftungen erfuhren. Im Uniseum befinden sich zwei kleine Strahlenmonstranzen mit Reliquien der Heiligen Franz Regis und Aloysius – die Authentizität der Letzteren ist durch ein beigegebenes Schreiben des römischen Ordensgenerals Laurentius Ricci aus dem Jahr 1769 bezeugt.“



Abb. 9: Der heilige Camillus in der Klinikkirche Hl. Geist in Freiburg. Foto: Konrad M. Müller

Bevor die so genannte Annakirche, den Heiligen Cyriak und Perpetua geweiht, errichtet wurde, bestand bereits am Aufstieg zum Sternwaldeck, dort wohin die Kranken gingen, um das Wasser der Heilquelle des Maien- und Silberbachs zu holen, ein Heiligtum der drei Jungfrauen Einbede, Warbede und Wilbede. Zu ihnen nahmen in der Zeit vor dem Christentum die Menschen ihre Zuflucht, wenn die Pest herrschte. Diese drei germanischen Schicksalsfrauen, den keltisch-römischen Muttergöttinnen zu vergleichen, kannten Zaubersprüche, mit denen sie ihre heilenden Kräfte einsetzten. Durch Burchard von Worms wurden sie bekämpft. Zu seiner Zeit galt der Glaube an Zauberei als ketzerisch. Schließlich wurden diese drei Frauen zu christlichen Heiligen, indem sie zum Gefolge der heiligen Ursula gezählt wurden, und nach deren Pilgerfahrt nach Rom blieben sie in der Gegend am Oberrhein, daher auch ihre Verehrung im Elsass und in Eichsel (Rheinfelden). Mehrere Pestheilungen werden ihnen zugeschrieben.

Am 9. September 1979 wurden die neuen Glocken von St. Cyriak und Perpetua geweiht, darunter eine auf den Namen St. Einbeta. Sie trägt die Inschrift: Wer auf den Herrn hofft, den wird seine Güte umfassen. Hl. Einbeta, Patronin der Kirche im Dorf Wiehre, bitte für uns!

Auch wenn in der Freiburger Universitätsklinik keine Pestkranken mehr versorgt werden müssen, ist dort die Seelsorge jenem Orden übertragen, der von Camillus de Lellis⁷⁵ zu Pestzeiten gegründet wurde. Zusammen mit gleichgesinnten jungen Männern pflegte er 1585 die pestkranken Soldaten zu Bajä. Danach übernahm er mit ihnen 1591 in Rom und Neapel und 1600 in Nola die Pflege bei der Pest. Als Camillus 1614 starb, führen seine Mitbrüder das Werk fort, auch wieder zur Pestzeit 1624 in Palermo, 1625 in Genua, 1629/30 in Norditalien, 1656/57 in Neapel sowie 1743/44 in Messina und Sizilien. In der Klinikkirche Hl. Geist erinnert die Statue des hl. Camillus, der einen Kranken auf dem Schoß trägt, an die Pflege der Kranken (Abb. 9).

⁷⁵ ATHANASIVS ZIMMERMANN, Der heilige Camillus von Lellis, Patron der Kranken, Freiburg 1897.

Schließlich soll neben den Kirchen auf das Augustinermuseum hingewiesen werden. In dessen Beständen befinden sich einige Abbildungen und Figuren der beiden Hauptpestheiligen. Als Beispiele seien genannt: der hl. Sebastian: um 1470/80 aus dem Oberrheingebiet; Pfeilmartyrium, Szene mit Armbrustschützen und Kaiser Diokletian, um 1500 vom Oberrheingebiet (Elsass?); Holzschnitt „Großer Sebastian“ von Hans Baldung Grien 1514; um 1520/30 aus Süddeutschland (Freiburg?); auf dem Markelfinger Altarflügel, Anfang 16. Jahrhundert aus dem Bodenseegebiet; um 1600 aus dem Umkreis von Zürn aus dem Bodenseegebiet. Der hl. Rochus: Hans Wydyz zugeschrieben, Freiburg wohl Anfang 16. Jahrhundert, mit Engel und Hund samt Brot im Maul. Aus Altenburg a. Rh. kam eine Rochusfigur (um 1500 oder später). Der hl. Aloisius auf dem Gemälde „Verehrung des Herzens Jesu“ von Simon Göser, um 1780. Eine Heilige mit der Kerze, auf der Tafel „Fünf Heilige Jungfrauen“ aus dem Kloster Günterstal (um 1500), die hl. Genovefa, ist die Stadtpatronin und Pestheilige von Paris. In Pestzeiten wurden ihre Reliquien in Prozessionen durch Paris getragen. Das Museum besitzt noch zwei weitere Darstellungen mit Genovefa: „Fünf Heilige“ (um 1510/20), hier wird sie von vier männlichen Heiligen begleitet. Auf einem zweiteiligen Tafelgemälde (1520/30) aus der Propstei Berau ist ihr vermutlich die hl. Fides beigegeben. Die Stadtpatronin und Pestheilige Palermos, die Heilige Rosalia wird nördlich der Alpen kaum dargestellt. Um den 15. Juli wird im Stadtgebiet von Palermo und in dem zwischen Palermo und Monreale gelegenen Rocca das Fest der hl. Rosalia als Volksfest mit Prozession gefeiert. Ein Bildchen aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, das in Prag gedruckt wurde, fand den Weg ins Augustinermuseum.

Stand am Anfang dieses Beitrags ein Beispiel aus der jüdisch-alttestamentlichen Vorstellung, dann soll der Schluss aus dem christlichen Verständnis kommen. Dazu gibt es ein kleines Bild, das am Oberrhein zwischen 1580 und 1600 entstanden ist. Aufbewahrt wird die „Darstellung des zürnenden Gottvaters, der mit Pfeilen auf eine Heilige zielt, die um Hilfe bittend zum Schmerzensmann blickt“ (Abb. 10) im Augustinermuseum. Die Heilige ist – wie auf allen ähnlichen Bildern – die Muttergottes.



Abb. 10: „Gottvater als rächender Gott“
Adelhausenstiftung Freiburg i. Br. Foto: Detlef Zinke, Augustinermuseum Freiburg



Abb. 11: *Archangelica officinalis*. Aus: Otto Wilhelm Thomé: Flora von Deutschland, Österreich und der Schweiz. Bd. 3. 1885. nach S. 140

klostern; sie war weit berühmt für ihre Wirksamkeit. *Item es wird gefunden dreyerley Angelica: Deutscher Nation/vnder welchen die Freuburgische Angelica im Preißgaw die beste geacht wirdt/...*⁷⁷ Heute wächst sie wieder im Garten auf dem Gelände der Kartause. In mehreren Kräutergärten Freiburgs sind die erwähnten Heilkräuter zu besichtigen.

Zum Schluss soll die Freiburger Pestgeschichte noch in einen für die Volkskunde wichtigen Bereich geführt werden: die Welt der Sagen:

Während die Pest im Breisgau wüetet, sinkt im Wald eine alte Kräutersammlerin vor Erschöpfung zu Boden. Sie hat Tag und Nacht nach den Kräutern gesucht, mit denen die Freiburger Ärzte vergeblich versuchten, den Schwarzen Tod zu vertreiben. Da erscheint ihr ein sonderbarer Vogel und singt:

Eßt Wacholderbeeren und Bibernell, / So sterbet ihr nicht so schnell!

Es wird behauptet, daß diejenigen, die diesen Rat in vollem Vertrauen befolgten, mit dem Leben davon kamen.

Bibernell- und Wacholdersagen gibt es von der Schweiz, Süddeutschland, Österreich bis Ostpreußen.⁷⁶

Sagenhaft ist auch die Wirkung, die der Engelwurz (Abb. 11) zugesprochen wurde. Sie gehörte zu den wichtigsten Heilkräutern, die in der Pestzeit verwendet wurden. Angepflanzt wurde die Engelwurz im Garten des Freiburger Kartäuserklosters; sie war weit berühmt für ihre Wirksamkeit.

⁷⁶ MÜLLER, Pestpflanzen (wie Anm. 72), S. 75–82; WILLI SCHRÖDTER, Pflanzengeheimnisse, Kleinjörll 1981, S. 214.

⁷⁷ TARQUINIUS SCHNELLENBERG, Experiment Büchlein von XX Pestilentz Wurtzeln und Kreutern / Wie sie alle vnd ein jeglichs besonder Für Gifft vnd Pestilentz gebraucht mögen werden, Frankfurt 1553; MÜLLER, (wie Anm.72), S. 39–42.

Nach der Geschichte der Pest in Freiburg soll als Teil 2 die Pestgeschichte der Amtsbezirke Freiburg (-Land) und Neustadt folgen.

Der Geschichtsverein Hochrhein e.V. wird in seinem „Land zwischen Hochrhein und Südschwarzwald“ die Pestgeschichte der Amtsbezirke Waldshut und Säckingen bringen.

Die Pestgeschichte von Schopfheim, Lörrach, Müllheim, Staufen ist für „Das Markgräflerland“ geplant sowie die Pestgeschichte der Amtsbezirke Emmendingen und Waldkirch im Jahrbuch „s Eige zeige“.

„Das ‚Große Sterben‘ in Oberschwaben“ ist zur Veröffentlichung bei der Gesellschaft Oberschwaben für Geschichte und Kultur vorgesehen.

Bereit erschienen sind: „Das ‚Große Sterben‘ im Allgäu“ in: Memminger Geschichtsblätter 2005 sowie „Pestheilige im Allgäu“ in: Allgäuer Geschichtsfreund 105, 2005, S. 47–112.

